Leif GW Persson

btb

Zwischen der Sehnsucht des Sommers und der Kälte des Winters

Kriminalroman

Leif GW Persson

Zwischen der Sehnsucht des Sommers und der Kälte des Winters

Kriminalroman

Aus dem Schwedischen von Gabriele Haefs

btb

Die schwedische Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel »Mellan sommarens längtan och vinterns köld« bei Piratförlaget, Stockholm.

FSC
Mixed Sources

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-OIOO
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print* liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage
Genehmigte Taschenbuchausgabe Dezember 2006
Copyright © 2002 by Leif GW Persson ’
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005 by btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: Design Team München
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck
EM • Herstellung: AW
Printed in Germany
ISBN-10: 3-442-73195-X
ISBN-13: 978-3-442-73195-4
www.btb-verlag.de

I
Frei fallen wie im Traum

Stockholm im November

Es war Kalle, 13, der Vindeln, 55, das Leben rettete. Zumindest stellte Vindeln die Sache bei seiner ersten Vernehmung durch die Polizei so dar.

»Wenn Kalle nicht hochgeschaut und mich zur Seite gerissen hätte, hätte ich den Blödsinn auf die Birne gekriegt, und dann säße ich jetzt nicht hier.«

Das Ganze war eine durch und durch seltsame Geschichte, und zwar aus drei Gründen.

Zum einen galt Kalle als stocktaub auf beiden Ohren. Nicht zuletzt glaubte das Vindeln selbst, er war davon überzeugt, dass Kalle jetzt nur noch Blicke, Zeichensprache und körperliche Berührungen verstand. Natürlich redete er mehr mit ihm denn je, aber das gehörte sich doch so, wenn jemand alt und vertrottelt wurde, und Vindeln hatte Kalle immer gut behandelt. Alles andere wäre ja wohl noch schöner gewesen.

Zum anderen galt in der empirisch orientierten abendländischen Physik seit langem die Regel, dass ein Körper im freien Fall schneller ist als das Geräusch, das er durch Reibung mit der ihn umgebenden Atmosphäre erzeugt. Dieser Lehre zufolge also hätte es gar kein wahrnehmbares Geräusch geben dürfen.

Drittens jedoch, und das war das Allerseltsamste: Wenn nun Kalle tatsächlich etwas gehört, auf die Gefahr reagiert, Vindeln fortgerissen und ihm dadurch das Leben gerettet hatte … Wie war es dann möglich, dass er das Geräusch des linken Schuhs des Opfers nicht gehört hatte, der ihn nur wenige Sekunden später im Nacken traf und auf der Stelle tot umfallen ließ?

Freitag, 22. November

Zwischen 19.56 und 20.01 am Freitag, dem 22. November, gingen bei der Notrufnummer der Stockholmer Polizeizentrale drei Anrufe ein.

Der erste stammte von einem pensionierten Juristen, der auf seinem Balkon im Valhallavägen 38 den gesamten Ereignisverlauf detailliert beobachtet hatte. Der Jurist stellte sich mit Namen und Titel vor und wirkte nicht im Geringsten erschüttert. Seine Darstellung war wortreich, systematisch strukturiert und ansonsten vollkommen absurd.

Im Großen und Ganzen lief sein Bericht darauf hinaus, dass ein Verrückter in einem langen schwarzen Mantel und einer Skimütze mit Ohrenklappen einen bedauernswerten Hundebesitzer und dessen Hund erschossen habe. Jetzt laufe der Verrückte im Kreis und schreie wirres Zeug, und der Jurist habe sich trotz der mehreren Grad unter Null auf seinem Balkon aufgehalten, weil seine Frau an Asthma litt und Zigarrenrauch die unangenehme Neigung besaß, sich in den Vorhängen festzusetzen. »Falls der Herr Inspektor das wissen wollte?«

Der zweite Anruf kam aus einer Taxizentrale. Ein Fahrer hatte im Valhallavägen 46 eine ältere Dame abgeholt, und als er die Tür aufgehalten hatte, um dem Fahrgast auf den Rücksitz zu helfen, hatte er aus dem Augenwinkel »einen armen Teufel gesehen, der vom Dach dieses Hochhauses stürzte, wo die vielen Studenten wohnen«. Der Fahrer war fünfundvierzig Jahre alt und zwanzig Jahre zuvor aus der Türkei nach Schweden gekommen. Er hatte als Kind schon Schlimmeres erlebt und früh gelernt, dass ein jeglich Ding seine Zeit und seinen Ort hat. Deshalb verständigte er per Funk die Zentrale, teilte mit, was er gesehen hatte, und bat die Kollegen, die Polizei zu informieren, damit er die alte Dame zu ihrer Toch-

ter auf ihren in der Nähe von Marsta gelegenen Hof fahren könnte. Es war eine gute Tour, und das Leben ging weiter.

Anruf Nummer drei stammte von einem Mann, der der Stimme nach am Beginn seiner mittleren Jahre stehen musste. Er wollte nicht verraten, wie er hieß und von wo aus er anrief, aber seine Munterkeit ließ auf die Einnahme von stimulierenden Mitteln schließen. Außerdem hatte er einen guten Rat. »Jetzt ist schon wieder so ein verrückter Student vom Dach gehüpft. Bringt ein paar Eimer mit, wenn ihr ihn aufsammeln kommt.«

Auf der Polizeizentrale ging alles seinen altbekannten Gang. Als die zuständige Beamtin per Funk Alarm gab, hatte sie bereits beschlossen, sich eher auf den Taxifahrer und den Scherzkeks mit dem guten Rat zu verlassen als auf den wortreichen Juristen. Schießerei, Hund und Eimer ließ sie unerwähnt.

Sie teilte so in etwa mit, dass eine Person aus dem Studentenwohnheim Nyponet im Körsbärsvägen gesprungen oder gestürzt und auf dem Bürgersteig oberhalb des Parkplatzes gegenüber der Kreuzung Valhallavägen und Frejgatan gelandet sei. An der angegebenen Stelle befanden sich angeblich ein lebloser Körper sowie eine erregte männliche Person in einem schwarzen Mantel und einer Schirmmütze. War vielleicht gerade ein Streifenwagen in der Nähe, der sich um diese Sache kümmern konnte?

Ein solcher Wagen stand gerade nur hundert Meter entfernt am anderen Ende des Valhallavägen. Er gehörte zu Östermalms Wachdistrikt VD 2 und hielt, als per Funk Alarm gegeben wurde, vor der Würstchenbude an der Einfahrt zum Krankenhaus Roslagstull. Im Wagen saßen zwei der Spitzen der Stockholmer Polizei. Hinter dem Lenkrad befand sich Polizeianwärter Oredsson, 24. Oredsson war blond, blauäugig und breitschultrig. Er

führte gerade sein letztes Praktikum als Anwärter durch und sollte einen Monat darauf in den regulären Dienst übernommen werden. In seiner Seele loderte die Überzeugung, dass der Kampf gegen die immer stärker anwachsende Kriminalität dadurch in eine entscheidende Phase eintreten werde, an deren Ende schließlich der Sieg des Guten stehen müsse.

Auf dem Beifahrersitz saß sein unmittelbarer Vorgesetzter, Polizeiwachtmeister Stridh, fast doppelt so alt wie Oredsson und unter den älteren Kollegen bekannt unter dem Spitznamen »Friede um jeden Preis«. Seit die beiden zwei Stunden zuvor ihren Dienst angetreten hatten, waren seine Gedanken ausschließlich um die Wurst mit Kartoffelpüree, Gurken- und Krabbensalat, Senf und Ketchup gekreist, die seinem elenden Dasein eine zumindest vorübergehende Linderung bescheren sollte. Jetzt nahm er bereits ihren Duft wahr, und im Kampf um das zwischen ihm und Oredsson befindliche Mikrofon hatte er deshalb natürlich nicht die geringste Chance.

»235 hier. Wir hören«, teilte Oredsson mit. Allzeit bereit, wie es seine Art war.

*

Ungefähr zu dem Zeitpunkt, als der pensionierte Jurist mit der Dienst habenden Beamtin in der Polizeizentrale telefonierte, verließ Kriminaldirektor Lars M. Johansson, stellvertretender Chef des Landeskriminalamts und M für Martin, seine Wohnung in der Wollmar Yxkullsgatan in Södermalm. Johansson ging mit raschen Schritten und in bester Stimmung die Straße entlang, unterwegs zu seinem ersten Stelldichein mit einer Frau, die sehr gut aussah und vermutlich auch eine unterhaltsame

Gesprächspartnerin sein würde. Das Stelldichein sollte in einem in der Nähe gelegenen Restaurant stattfinden, wo hervorragend und preiswert gekocht wurde. Es war ein kalter, sternklarer Abend ohne den geringsten Schneefleck in den Straßen, und das alles war fast eine ideale Kombination für jemanden, der einen klaren Kopf, gute Laune und zugleich trockene Füße behalten will.

Lars Martin Johansson war ein allein stehender Mann. In juristischer Hinsicht war er das seit dem nun schon fast zehn Jahre zurückliegenden Tag, an dem seine erste und bisher einzige Gattin ihn verlassen hatte. Sie hatte die beiden Kinder mitgenommen und war zu einem neuen Mann gezogen, um in einem neuen Haus ein neues Leben anzufangen. In seelischer Hinsicht war er sein Leben lang allein gewesen, obwohl er mit sechs Geschwistern und zwei Elternteilen aufgewachsen war, die sich mehr als fünfzig Jahre zuvor kennen gelernt hatten, noch immer miteinander verheiratet waren und das auch bleiben wollten, bis dass der Tod sie scheide. Johansson hatte die Einsamkeit also nicht etwa geerbt. Als Kind hatte es ihm an Geborgenheit, Nähe und Gesellschaft nicht gefehlt. Das alles hatte es im Übermaß gegeben, und es war immer noch zu haben, wenn er das wollte, aber als er als Erwachsener seine Erinnerungen nach glücklichen Kindheitserlebnissen durchforstete, fand er die nur in den Momenten, in denen er wirklich seine Ruhe gehabt hatte. Wenn er einsam auf der Bühne gestanden hatte, als einziger Mitwirkender im Stück, nur er.

Zu behaupten, dass Johansson seine Einsamkeit genossen hätte, wäre eine ziemliche Untertreibung gewesen. Den allgemein gültigen Maßstäben für menschliches Zusammenleben zufolge war die Lage noch viel schlimmer. Einsamkeit war die notwendige und entscheidende Voraussetzung dafür, dass Johansson überhaupt funkti-

onierte, sowohl in der schlichten menschlichen Bedeutung, bei der es darum ging, aus allen Tagen ein anständiges Leben zusammenzuschmieden, als auch in der rein beruflichen, wo es galt, seine Pflicht zu tun, ohne Rücksicht auf Verwandtschaft, Freundschaftsbande oder Gefühle ganz allgemein. Und in diesem Sinn war sein Leben fast vollkommen verlaufen, seit seine Gattin ihn verlassen und die Kinder mitgenommen hatte.

Zwei Jahre nach der Scheidung hatte seine damals sieben Jahre alte Tochter ihm zu Weihnachten eine LP geschenkt, »A Lonely Man« von Elton John, und abgesehen davon, dass jemand oder etwas sein Herz gepackt hatte, als er den Text auf dem Cover las, hatte er das für eine ungewöhnlich gute Menschenkenntnis bei einer erst Siebenjährigen gehalten. Weshalb diese Person später sicher zu einer überaus starken und selbstständigen Frau heranreifen würde – oder zu einer, die Gefahr lief, an ihren eigenen Erkenntnissen zu zerbrechen.

Was jedoch die ganze Gleichung ins Wanken brachte, dieses sichere, kontrollierte, vorhersagbare Leben, war sein Interesse an Frauen: an ihrem Duft, ihrer weichen Haut, der Grube im Nacken zwischen dem Haaransatz und dem schmalen Hals. Dieses Interesse suchte ihn nachts im Traum heim, und er konnte sich nur dadurch wehren, dass er seine Bettdecke mitten im Bett zu einem schweißnassen Strang zusammendrehte, und es suchte ihn am helllichten Tag heim, wenn er hellwach, stocknüchtern und glasklar im Kopf seinen Nacken verrenkte, allein wegen eines geraden Rückens und zweier brauner Beine, die er nie wieder sehen würde.

Es suchte ihn auch jetzt heim, als er einen halben Arm entfernt am Tisch in einem Restaurant saß, wo hervorragend und preiswert gekocht wurde. Er hatte die Frau zwei Tage zuvor kennen gelernt, als er für eine Gruppe von Polizeichefs mit juristischer Ausbildung einen Vor-

trag über die Arbeit beim Landeskriminalamt gehalten hatte. Die Frau verzehrte ihre Pasta mit Krustentieren und Pilzen mit sichtlicher Begeisterung, und darüber freute er sich. Es war ein gutes Zeichen. Wenn eine Frau in ihrem Essen herumstocherte, dann war das ein schlechtes Zeichen, in jeder Hinsicht.

Sie waren in der Pause zwischen seinen beiden Vorlesungsstunden miteinander ins Gespräch gekommen. Sie hatten über die Traurigkeit gesprochen, die sich ganz natürlich einstellte, wenn man in Stockholm in einem Hotel wohnte, während man doch ein Leben, ein Zuhause und Freunde in Sundsvall hatte. Und dann waren sie zur Sache gekommen.

»Wenn du am Freitagabend noch nichts Besseres vorhast, dann weiß ich ein sehr gutes Restaurant bei mir in der Nähe.« Johansson nickte zur Bestätigung und schaute in seinen weißen Kaffeebecher aus Kunststoff. Sein norrländischer Akzent machte sich etwas stärker bemerkbar als sonst.

»Ich dachte schon, du würdest nie fragen. Wo, wann und wie?«

Und jetzt saß sie da. Eine halbe Armlänge von ihm entfernt.

Eigentlich müsste ich etwas über meine Einsamkeit sagen, dachte Johansson. Sie warnen, für den Fall, dass ich mich schrecklich in sie verliebe und sie sich in mich.

»Pasta, Olivenöl, Basilikum, Tomaten, Krustentiere und ein paar Pilze. Was ist eigentlich an Reibekuchen und gebratenem Speck auszusetzen? Damit bin ich schließlich großgezogen worden.«

Johansson nickte und ließ seine Gabel sinken.

»Ich glaube, das weißt du. Sonst säße ich doch nicht hier.«

Sie hatte ihre Gabel hingelegt und sah ziemlich begeistert aus.

Na gut, dachte Johansson. Schüttelte den Kopf und hob sein Weinglas.

»Ich hab nicht die geringste Ahnung. Ich bin nur ein schlichter Knabe vom Lande. Erzähl.«

*

Um sieben nach acht, nur zwei Minuten, nachdem sie sich auf den Alarm hin gemeldet hatten, erreichten Stridh und Oredsson den Schauplatz des Unglücks. Oredsson war auf den Bürgersteig gefahren, der sich parallel zum Valhallavägen oberhalb des Parkplatzes hinzog, und ehe er anhielt, schaltete er das Fernlicht ein. Einige Meter vor dem Wagen saß ein älterer Mann mit Schirmmütze und dunklem Mantel. Er wiegte den Oberkörper hin und her, in seinen Armen hielt er einen Hund, der aussah wie ein klein geratener Schäferhund, und er schien das Eintreffen der Polizei gar nicht zu bemerken. Etwa ein Dutzend Meter weiter, genau auf der Grenze zwischen dem Bürgersteig und dem mit Gras bewachsenen Hang, der zum nächstgelegenen Haus hoch führte, lag ein lebloser Körper. Eine Blutlache mit einem Radius von etwa einem halben Meter umgab seinen Kopf und funkelte im Scheinwerferlicht wie geschmolzenes Zinn.

»Ich seh mal nach, ob er noch lebt.« Oredsson schaute Stridh fragend an und öffnete zugleich seinen Sicherheitsgurt.

»Wenn es dir unangenehm ist, kann ich das auch übernehmen.« Stridh nickte mit einem gewissen Nachdruck. Schließlich war er hier ja der Chef.

Oredsson schüttelte den Kopf und öffnete die Wagentür.

»Ist schon gut. Ich habe wirklich schon Schlimmeres gesehen.«

Stridh begnügte sich mit einem Nicken. Er fragte nicht, wo ein vierundzwanzig fahre alter Dienstanwärter solche Erfahrungen wohl gemacht haben konnte.

Irgendwo musste es ja passiert sein. Als er sich einige Minuten später bei der Einsatzzentrale meldete, drückte er sich kurz und bündig aus, und seine Stimme klang nicht im Geringsten bewegt. Hier vor ihnen liege ein Toter, ein Krankenwagen sei deshalb nicht vonnöten. Die umfassenden Verletzungen und die Lage des Leichnams wiesen daraufhin, dass der Mann wohl aus einer der höher gelegenen Wohnungen im benachbarten Haus gesprungen oder gefallen sei. Es sei ein Hochhaus mit mindestens zwanzig Etagen, das Studentenwohnungen enthielt und aus unerfindlichen Gründen Nyponet, Hagebutte, genannt wurde. Es sei auch ein Zeuge zugegen. Ein älterer Mann, der mit seinem Hund unterwegs gewesen sei. Kollege Stridh spreche gerade mit ihm. Es wäre hervorragend, wenn jemand von der Kripo und jemand von der Spurensicherung kommen könnte, Oredsson werde dann das Gebiet um den Toten absperren lassen, weitere Verstärkung brauche er jedoch nicht.

»Ja. So sieht’s hier aus«, endete Oredsson. Ich brauch denen ja wohl nicht auf die Nase zu binden, dass die Töle auch tot ist, dachte er.

*

Im Pausenzimmer auf der Wache saß Inspektor Bäckström und glotzte den Fernseher an; bisher war alles gut gegangen. Für einen Freitagabend war es ungewöhnlich ruhig, und als ein Einsatzkommando eine halbe Stunde

zuvor einen Straßenboxer herein getragen hatte, hatte Bäckström die Gefahr rechtzeitig gewittert und sich auf der Toilette verkrochen. Weshalb sich ein Kollege um den Scheiß hatte kümmern müssen. Es war natürlich ein Kanake gewesen und genauso nervig, wie diese Leute eben waren.

Normalerweise arbeitete Bäckström für die Kripo, aber da er konstant knapp bei Kasse war, musste er immer wieder Überstunden schieben. Natürlich saßen freitagabends auf der Wache nur Idioten herum, aber drei Tage vor der nächsten Gehaltszahlung hatte er eben keine andere Wahl. Also saß er hier, und bisher war alles gut gegangen. Bis nun der Kommissar, der gerade Dienst hatte, in die Tür trat und genauso sauer wirkte wie immer, als er Bäckström auffordernd ansah.

»Ich hab eine Leiche für dich, Bäckström. Liegt angeblich auf dem Fußweg vor diesem Studiwolkenkratzer oberhalb vom Parkplatz zwischen Valhallavägen und Frejgatan. Ich hab schon mit Wiijnbladh von der Spurensicherung gesprochen. Du kannst mit ihm fahren.«

Bäckströms Laune hob sich ein wenig, und er nickte. Selbstmord, dachte er. Irgend so ein blöder Student, der vom Dach gesprungen ist, weil sein Studiendarlehen nicht rechtzeitig eingetroffen war. Noch immer hatte er gute Chancen, Feierabend zu machen, ehe die Kneipen schlössen.

*

Es dauerte eine ganze Weile, bis Bäckström und Wiijnbladh auftauchten, ein Selbstmord lief einem schließlich nicht davon, und eine weitere Tasse Kaffee konnte nie schaden, aber weder Stridh noch Oredsson hatten derweil auf der faulen Haut gelegen. Oredsson hatte die Umgebung der Stelle abgesperrt, wo der Tote

lag. Im Kriminaltechnikkurs hatte er gelernt, dass die Polizei fast immer zu enge Absperrungen baut, weshalb er wirklich zugelangt und das blauweiß-gestreifte Absperrband sorgsam zwischen passenden Laternenpfählen und Bäumen angebracht hatte. Einige Neugierige hatten sich dazugesellt, als er noch damit beschäftigt war, doch alle hatten sich nach einem kurzen Blick auf den Leichnam gleich wieder entfernt. Er hatte den Toten natürlich nicht angerührt. Das hatte er im selben Kurs gelernt.

Sein älterer Kollege hatte derweil versucht, Vindeln zu trösten. Nach einer Weile hatte er ihn dazu überreden können, sich auf die Rückbank des Autos zu setzen, und natürlich hatte er den Hund mitnehmen dürfen. Sie hatten ihm auch geholfen, den Köter in Stridhs Decke zu wickeln, die dieser immer zu langen nächtlichen Einsätzen mitnahm, aus Gründen, die nur ihn selbst etwas angingen. Im Wagen lag natürlich auch eine Kunststoffplane, die über die Rückbank ausgebreitet wurde, wenn Besoffene zu transportieren waren, aber darin konnte man nun wirklich keinen Toten einwickeln, schon gar nicht vor den Augen eines nahen Angehörigen.

»Er heißt Kalle«, erklärte Vindeln mit Tränen in den Augen. »Er ist ein Elchhund, aber ich glaube, er hat auch etwas von einem Schweißhund. Er ist im Sommer dreizehn geworden, aber er ist immer noch gesund und munter.«

Vindeln schniefte, während Stridh seine Schulter streichelte, und danach fand dann die erste Vernehmung statt.

Vindeln hieß in Wirklichkeit natürlich nicht Vindeln. Er wurde nur so genannt. Er hieß Gustav Adolf Nilsson, war 1930 geboren und 1973 nach Stockholm gekommen, um eine Umschulung zu machen, arbeitsloser Bauarbeiter aus Norrland, der er war, und das war er auch geblieben, denn einen neuen Job hatte er nie gefunden. »Das

waren die Kumpels vom Kurs«, erklärte Vindeln. »Ich bin in der Gegend doch geboren und aufgewachsen, und wir haben wohl viel darüber geredet, wie es bei uns zu Hause so war. Und da wurde ich eben Vindeln genannt. Wie im Vindelälv, wissen Sie?«

Wieder nickte Stridh. Er wusste.

Vindeln und Kalle wohnten ganz in der Nähe, zwei Treppen hoch in der Surbrunnsgatan 4. Und um diese Zeit, wenn sie gegessen hatten, es aber noch zu früh für die Abendnachrichten im Fernsehen war, brachen sie gewöhnlich auch zu ihrem Abendspaziergang auf. Sie gingen immer dieselbe Tour. Zuerst überquerten sie bei der Kreuzung mit der Surbrunnsgatan den Valhallavägen, danach folgten sie dem Fußweg bis Roslagstull, wo sie kehrtmachten und wieder nach Hause gingen. Bei gutem Wetter konnte der Spaziergang aber auch länger ausfallen.

Am Hang unterhalb des Studentenwohnheims Nyponet hatte Kalle einen seiner Lieblingsbäume, weshalb er dort den ersten längeren Aufenthalt einlegte.

»Sie müssen Zeit genug haben, um alles ausgiebig zu beschnüffeln«, erklärte Vindeln. »Für einen Hund ist das so wie Zeitunglesen für uns.«

Und als sie also so dastanden und Kalle seine Zeitung las, hatte er plötzlich den Kopf gehoben und an der Hausfassade hoch geschaut. Um sich dann mit heftigem Rucken an der Leine zurückzuwerfen.

»Ich hatte wirklich nichts gehört. Wenn Kalle nicht hoch geschaut und mich zur Seite gerissen hätte, dann hätte ich den Scheiß auf den Kopf bekommen, und dann säße ich jetzt nicht hier.« Vindeln nickte nachdrücklich.

»Glauben Sie, er hat vielleicht ein Geräusch gehört und darauf reagiert?« Stridh zeichnete einen Krähenfuß in sein Notizbuch. »Nee.« Vindeln schüttelte mit fast noch größerem Nachdruck den Kopf. »Er ist auf beiden

Ohren taub. Das war bestimmt dieser sechste Sinn, den Hunde haben. Bestimmte Hunde haben den eben. Einen sechsten Sinn.«

Stridh nickte, sagte aber nichts.

Wenn Kalle einen sechsten Sinn besessen hatte, dann hatte der aber gleich danach versagt, als der linke Schuh des Opfers ihn im Nacken getroffen und auf der Stelle getötet hatte.

»Es ist einfach schrecklich.« Vindeln schluchzte wieder auf. »Da stehen wir, Kalle und ich, und starren dieses Elend an, und dann kommt da plötzlich der Schuh angebrettert.«

»Er kam gleich nach dem Toten?«, fragte Stridh.

»Nee, das auch nicht. Wir haben uns den Mann doch angesehen. Es hat eine ganze Weile gedauert.«

»Eine Minute, zwei Minuten?«

»Nee. Keine Minute, so lang doch nicht, aber sicher zehn, zwanzig Sekunden, (a, bestimmt.«

»Zehn bis zwanzig Sekunden, sagen Sie. Sie meinen nicht, dass es noch schneller gegangen sein könnte?«

»Doch. Es kommt einem vielleicht länger vor, wenn man so dasteht, aber es waren doch allerlei Sekunden.«

Vindeln schniefte laut und putzte sich mit den Fingern die Nase.

Während Stridh mit Vindeln sprach, hatte Oredsson seine blauen Augen genutzt. Den Schuh hatte er sofort entdeckt, der lag nur wenige Meter vom Leichnam entfernt und gehörte aller Wahrscheinlichkeit nach dem Toten, denn dem fehlte der linke Schuh, und der rechte, der an seinem Fuß saß, hatte ungeheure Ähnlichkeit mit dem, der auf dem Boden lag.

Oredsson hatte kurz mit dem Gedanken gespielt, sich aus dem Auto eine Plastiktüte zu holen und den Schuh hineinzustecken, ihn dann natürlich an derselben Stelle und in derselben Lage liegen zu lassen wie jetzt, aber

diese Idee hatte er wieder verworfen. Im Kriminaltechnikkurs war der Umgang mit Schuhen nicht zur Sprache gebracht worden, aber da Oredsson annahm, dass dieser Schuh wie jede andere Spur behandelt werden sollte, hatte er ihn liegen lassen. Weder Wetter noch Umgebung regten zu einer Abweichung von der goldenen Hauptregel an, die sich mit so genannten »besonderen Spuren sichernden Maßnahmen« befasste.

Das wäre das, dachte Oredsson und war mit seiner Entscheidung ziemlich zufrieden. Es galt, die Hauptregel so wenig wie möglich zu verletzen und den Rest der Spurensicherung zu überlassen.

Deshalb betrachtete er jetzt die Hausfassade in einer imaginierten vertikalen Linie, ausgehend von der Stelle, wo der Leichnam gelandet war, und gerade am Gemäuer nach oben. Irgendwo im fünfzehnten oder sechzehnten Stock, das Haus stand am Hang, was das Zählen erschwerte, schien ein Fenster offen zu stehen. Fallhöhe an die fünfzig Meter, dachte Oredsson, der der beste Schütze seines Jahrgangs war und außerdem gut im Schätzen von Entfernungen, und das stimmte auch ziemlich mit dem traurigen Zustand überein, in dem der Leichnam sich befand. Oredsson schaute auf die Uhr. Es war schon über eine halbe Stunde her, seit die Zentrale versprochen hatte, Kripo und Spurensicherung zu schicken. Wo bleiben die denn bloß, dachte Oredsson genervt.

*

Bäckström war klein, fett und primitiv, Wiijnbladh dagegen klein, schmal und pingelig, weshalb sie einander wunderbar ergänzten. Sie arbeiteten auch gern zusammen. Bäckström hielt Wiijnbladh für einen feigen Halbschwulen, bei dem man nicht einmal laut zu werden

brauchte, er gehorchte auch so aufs Wort, während Wiijnbladh Bäckström als geistig zurückgebliebenen Choleriker betrachtete, mit dem man wunderbar zusammenarbeiten konnte, wenn man selber die Lage im Griff hatte. Da sie beide durch und durch inkompetent waren, kam es auch nicht zu Auseinandersetzungen aus sachlichen oder anderen professionellen Gründen, kurz und gut, sie waren das reinste Traumpaar.

Genau eine Stunde, nachdem der Befehl erteilt worden war, fanden sie sich auf dem Bürgersteig unterhalb des Studentenwohnheims Nyponet ein, immerhin hatte es fast zwanzig Minuten gedauert, von der Wache in Kungsholmen zum Parkplatz vor der Kreuzung Valhallavägen und Frejgatan zu fahren, wo sie ihren Wagen dann abgestellt hatten.

»Was ist denn das, zum Teufel?«, sagte Bäckström und zog verdrossen am Absperrband vor der Leiche. »Ist hier irgendein Scheißkrieg ausgebrochen, oder was?« Er starrte die beiden uniformierten Kollegen an.

»Das ist ein Absperrband«, antwortete Oredsson gelassen. Seine blauen und seltsam blassen Augen musterten Bäckström. Er stand breitbeinig und unbeweglich da und ließ die groben Arme nach unten hängen. »Wir haben noch eine ganze Rolle im Auto, wenn du mehr brauchst.«

Verdammte Scheiße, was für ein krankhafter Arsch, dachte Bäckström. Das ist gar kein Polizist, der sieht doch aus wie einem alten Nazifilm entsprungen. Wen zum Henker lassen die denn heutzutage bei der Truppe zu? Er beschloss, ganz schnell das Thema zu wechseln.

»Es war die Rede von einem Zeugen. Wohin hat der sich denn verkrochen?« Sauer starrte er die beiden Uniformierten an.

»Den hab ich vor einer halben Stunde nach Hause gefahren«, teilte der ältere, um einiges fettere Penner

neben dem jungen Nazitypen mit. »Er stand unter einem leichten Schock und wollte nach Hause, und ich habe schon mit ihm gesprochen. Ich kann dir Namen und Adresse geben, wenn du ihn vernehmen willst.«

»Das findet sich schon, das findet sich schon«, sagte Wiijnbladh begütigend. »Ohne den Ereignissen vorgreifen zu wollen, finde ich, dass das hier verdächtig nach Selbstmord aussieht. Wissen die Herren übrigens, dass in dieser Stadt hier auf einen Mord zwanzig Selbstmorde kommen?«

Dem Kopfschütteln der anderen war zu entnehmen, dass sie über diesen Sachverhalt nicht informiert waren, sie schienen aber auch kein besonderes Interesse daran zu haben, sich in diese Frage zu vertiefen.

»Im fünfzehnten oder vielleicht auch sechzehnten Stock steht ein Fenster offen. Kommt drauf an, wie man rechnet.« Oredsson zeigte an der Hausfassade nach oben. »Es stand schon offen, als wir gekommen sind. Trotz der Kälte.«

»Aber das klingt doch ganz hervorragend«, erwiderte Wiijnbladh mit echter Wärme in der Stimme. »Meine Herren, dann wollen wir uns die Leiche mal ansehen. Wenn wir Glück haben, hat er vielleicht etwas in den Taschen. Holst du mal eben meine Kamera?« Wiijnbladh nickte Oredsson aufmunternd zu. »Die liegt auf dem Rücksitz, und bring auch die Tasche aus dem Kofferraum mit.«

Oredsson nickte, ohne zu antworten. Mit solchen wie dir werden wir noch früh genug aufräumen, dachte er, aber bis auf weiteres bin ich nur ein einfacher Soldat und habe im Glied zu bleiben und nicht aufzufallen. Aber mein Tag wird kommen.

*

Hier stimmt etwas nicht, dachte Johansson. Er hatte über italienische Küche gesprochen, über eine längere Reise nach Südostasien, die er kürzlich unternommen hatte, auf eine direkte Frage hin hatte er von seiner Kindheit in Norrland erzählt. Er hatte das originell und humoristisch gemacht, und für alle, die zwischen den Zeilen lesen konnten, lag es auf der Hand, dass Lars Martin Johansson gebildet, begabt und sympathisch war, beruflich erfolgreich, mit Geld auf der Bank und – vor allem – unverheiratet und frei und überaus fähig, was das rein physische Beisammensein von Mann und Frau angeht.

Sein Gast wirkte auch belustigt und interessiert, ihre Signale waren durchaus deutlich, aber trotzdem stimmte etwas nicht. Sie hatte im Gegenzug ihre eigene Herkunft offenbart, Tochter eines Anwalts aus Östersund, die Mutter Hausfrau, eine ältere und eine jüngere Schwester, Jurastudium in Uppsala, sie war einige Zeit bei der Staatsanwaltschaft tätig gewesen, hatte dann ihr Interesse an der Polizeiarbeit entdeckt und sich an der Polizeischule beworben. Und für alle, die Augen hatten, um zu sehen, und Ohren, um zu hören, war absolut offenkundig, dass sie schön und gebildet, begabt und sympathisch war, und sicher war sie auch eine überaus angenehme Partnerin, was das rein physische Beisammensein von Frau und Mann angeht.

Du hast einen Kerl, dachte Johansson, und du willst nicht über ihn reden, weil du ein wenig zu gut erzogen bist, ein wenig zu konventionell und ein wenig zu sehr auf Sicherheit bedacht. Du könntest dir eine diskrete Affäre vorstellen, aber ehe du dich aus der Deckung traust, willst du sicher sein, dass du am Ende mehr bekommst, als du jetzt schon hast.

Johansson konnte sich ebenfalls eine diskrete Affäre vorstellen, er hatte auch schon die eine oder andere hinter sich, aber wenn es um Polizistinnen ging, dann gab es

dabei eine Komplikation, die auf der Hand lag. Fast alle Polizistinnen waren mit Polizisten zusammen, und da in der Truppe auf jede Frau zehn Männer kamen, war der Druck von der Käuferseite her gigantisch und unersättlich. Johanssons ältester Bruder war Immobilienmakler und Autohändler. Er war reich, gerissen, ungebildet und vulgär, und er durchschaute Freund und Feind gleichermaßen. Einmal hatte Johansson ihn mit seiner schönen blonden Sekretärin aufgezogen. Na? Was da denn nun genau laufe?

»Ich geb dir einen guten Rat«, hatte sein älterer Bruder mit ernster Miene gesagt. »Scheiß niemals an der Stelle, an der du frisst.«

Höchste Zeit für einen so genannten Durchbruch, dachte Johansson. Das funktionierte auch bei Verbrechern, und nichts sprach dagegen, dass es auch bei einer stellvertretenden Kriminaldirektorin aus Sundsvall wirken könnte.

»Etwas ganz anderes«, sagte Johansson und lächelte entspannt. »Wie geht es eigentlich deinem Freund? Den habe ich schon lange nicht mehr gesehen.«

Sie reagierte gekonnt. Verbarg ihre Überraschung mit Hilfe ihres Weinglases. Schaute ihn an und lächelte dann mit leicht gerunzelter Stirn.

»Dem geht es sicher sehr gut. Ich wusste gar nicht, dass ihr euch kennt.«

»Hat er denn diese Stelle bekommen, um die er sich beworben hatte?«, fragte Johansson, der so schnell wie möglich wieder festen Boden unter den Füßen haben wollte.

»Als stellvertretender Bezirkspolizeichef, meinst du?« Die Stirn war wieder glatt.

Johansson nickte.

»Die hat er im Sommer angetreten. Und fühlt sich absolut wohl dabei. Ich weiß nicht, ob es an der Entfer-

nung zwischen Växjö und Sundsvall liegt … Ich kann nicht behaupten, dass unsere Beziehung dadurch neue Impulse erhalten hat, aber das war vielleicht auch nicht der Sinn der Sache.« Jetzt lächelte sie wieder.

»Wir kennen uns nicht näher.« Johansson hob sein Glas. Wie kannst du es nur mit diesem Trottel aushalten?, dachte er.

*

Auf dem Bürgersteig unterhalb des Studentenwohnheims hatten Bäckström und Wiijnbladh ihre Untersuchungen energisch aufgenommen. Zuerst hatte Wiijnbladh einige Fotos gemacht, dann die Kamera sinken lassen und etwas Unhörbares in ein kleines Tonbandgerät genuschelt, während Bäckström die Kleidung des Toten untersucht hatte. Das war rasch geschehen. Der Tote trug Bluejeans, ein weißes T-Shirt und darüber einen dunkelgrauen Pullover mit V-Ausschnitt, am rechten Fuß eine Socke und einen kräftigen kurzen Stiefel, am linken Fuß nur eine Socke. In der rechten Seitentasche der Jeans fand Bäckström eine Brieftasche. Er sah den Inhalt durch und schnalzte glücklich mit der Zunge.

»Jetzt seht euch das mal an, Jungs!« Bäckström winkte Stridh und Oredsson zu. »Ich glaube, wir können hier von einem ermittlungstechnischen Durchbruch sprechen.«

Bäckström hielt einen in Plastikfolie eingeschweißten Ausweis mit Foto hoch.

»John P. Krassner … b Punkt … das soll sicher borned heißen … July fifteen nineteenhundredfiftythree«, verkündete Bäckström in gebrochenem Englisch. »John P. Krassner, geboren am 15. Juli 1953«, übersetzte er

gebildet. »Offenbar ein Scheißami, der den Löffel abgeben wollte. So ein mieser ewiger Student, der sich zwischen all seinen Büchern verirrt hat.«

Stridh und Oredsson begnügten sich mit einem neutralen Nicken, doch Bäckström ließ nicht locker. Er beugte sich vor und hielt den Ausweis neben den Kopf des Toten. Der Kopf hatte beim Fall offenbar am meisten abbekommen. Er schien schräg von oben her zerbrochen zu sein, von der Schädelspitze zum Kinn, Gesicht und Haare waren von verkrustetem Blut überdeckt, das Gesicht zerquetscht und die Gesichtszüge nicht mehr zu erkennen. Bäckström grinste glücklich.

»Was sagt ihr, Jungs? Ich möchte behaupten, dass die sich ähneln wie ein Ei dem anderen.«

Stridh verzog angewidert das Gesicht, sagte aber nichts. Oredsson starrte Bäckström an, ohne eine Miene zu verziehen. Schwein, dachte er.

»Na gut.« Bäckström richtete sich auf und schaute auf die Uhr. Schon halb zehn, dachte er. Jetzt müssen wir Schwung in die Spieluhr bringen. »Wenn ihr Jungs die Leiche zur Gerichtsmedizin schafft, dann werfen Wiijnbladh und ich einen Blick in seine Wohnung.«

»Was sollen wir mit dem Schuh machen?«, fragte Oredsson.

»Steck ihn in eine Tüte und gib sie dem Leichnam mit«, entschied Wiijnbladh, ehe Bäckström auch nur ein Wort sagen und damit unnötige Probleme verursachen konnte, »und wenn ihr schon den Funk anwerft … dann sorgt dafür, dass die zum Aufräumen jemanden von der Straßenreinigung herschicken.«

»Genau«, stimmte Bäckström zu. »Das sieht doch scheußlich aus. Und du«, er schaute jetzt Oredsson an, »vergiss nicht, diese blöde Absperrung mitzunehmen.«

»Sicher.« Oredsson nickte. Eines Tages erwisch ich dich besoffen in der Stadt, dachte er. Und wenn du dann

rumlaberst, dass du bei der Polizei bist, dann stopf ich dir eine ganze Rolle Band in den Hintern. »Natürlich«, Oredsson lächelte und nickte Bäckström zu, »Absperrung weg, alles klar, Herr Inspektor.«

Der spinnt doch, dachte Bäckström. Schrecklich für jeden Durchschnittsbürger, diesem Trottel in die Hände zu fallen.

*

Es war das Zimmer hinter dem offenen Fenster, und laut der im Foyer aushängenden Übersicht über das Haus lag es im fünfzehnten Stock. Eins von acht Studentenzimmern, die an einem Flur lagen und eine gemeinsame Küche besaßen. Obwohl es ein Freitagabend war, hatte die Zentrale den Hausmeister aufgetan, der nur hundert Meter weiter im Nachbarhaus in seinem kleinen Büro saß. Er hatte geseufzt, so etwas passiere nicht zum ersten Mal, und versprochen, sofort zu kommen. Was er auch getan hatte. Fünf Minuten später öffnete er die Tür zu dem Trakt, in dem das Zimmer lag, zeigte auf die Tür und reichte Wiijnbladh den Schlüssel.

»Sie schaffen das sicher besser ohne mich«, fragte er rhetorisch. »Aber den Schlüssel muss ich natürlich zurückhaben.«

Wiijnbladh öffnete die Tür. Dahinter gab es eine Garderobe und eine Toilette mit Dusche. Weiter ging es zu einem kleinen Zimmer, dessen einziges Fenster sperrangelweit offen stand. Insgesamt war diese Wohnung höchstens zwanzig Quadratmeter groß.

»Du kannst ja mit seinen Nachbarn reden, während ich ein paar Bilder mache.« Wiijnbladh blickte Bäckström fragend an.

Der nickte zustimmend. Ihm war das nur Recht. Hier im Zim- mer war es so kalt wie im Arschloch eines Eski-

mos, und er hatte durchaus nicht vor, sich wegen eines blöden Fensterspringers eine Lungenentzündung zu holen.

Während Wiijnbladh seine Bilder machte, freute Bäckström sich über sein Glück. Er schaute in die Küche, leer, und sicherheitshalber auch in den Kühlschrank. Nichts darin kam ihm jedoch sonderlich verlockend vor, und auf Milchtüten, in Plastikfolie gewickelten Gurken und allerlei Dosen mit unbekanntem Inhalt standen Namen. Scheiße, was für Schweine, dachte Bäckström. Nicht mal ein Bier für einen durstigen Polizisten. Aber das Glück war ihm noch immer hold. Er klopfte an allen Türen und drückte auf die Klinken. Alle waren abgeschlossen, und wenn jemand zu Hause war, dann hatte dieser Jemand offenbar nicht vor, zu öffnen.

Das Zimmer war klein, schmutzig und spärlich möbliert, mit einer abgenutzten Standardgarnitur, einem Bett, einem Nachttisch, einer an der Wand angebrachten Leselampe, in der gegenüber liegenden Ecke stand ein schlichter Lesesessel neben einer Stehlampe, an der Fensterwand gab es ein Bücherregal und neben dem Fenster einen Schreibtisch und einen Stuhl.

»Scheiße, ist ja nicht gerade gemütlich hier«, sagte Bäckström und nickte beifällig.

Wer nicht arbeitete, Studenten zum Beispiel, verdiente weder etwas zu essen noch ein Dach über dem Kopf, aber das hier konnte er gerade noch hinnehmen. Der derzeitige Bewohner des Zimmers schien sich nicht auf einen längeren Aufenthalt eingerichtet zu haben, und er schien auch nicht gerade ordentlich gewesen zu sein. Er hatte nur wenige persönliche Habseligkeiten: eine Reisetasche, ein paar Kleidungsstücke, einige Bücher mit englischen Titeln. Auf dem ungemachten Bett lag ein kurzer, wattierter Mantel, unter dem Bett ein Paar ausgelatschter Schuhe. Es war kein Fixerloch, aber wenn der, der hier

wohnte, sich nicht gewaltig zusammenriss, würde es sehr bald wie eins aussehen.

Am ordentlichsten war der Schreibtisch. Dort gab es Papier und Umschläge, Kugelschreiber, Büroklammern, einen Radiergummi und einige Farbbandkassetten für die praktische elektrische Reiseschreibmaschine, die mitten auf dem Tisch stand. In der Walze steckte außerdem ein Blatt mit einem englischen Text, nur ein halbes Dutzend Zeilen, aber deutlich genug für einen Profi wie Wiijnbladh.

»Wenn ich zusammenfassen darf«, erklärte er mit zufriedener Miene, »dann glaube ich schon, dass alles für einen Selbstmord spricht. Wenn du dir das Fenster dort ansiehst«, Wiijnbladh zeigte auf das inzwischen geschlossene Fenster, dessen abgebrochene Verriegelung auf dem Boden lag, »dann siehst du, dass er die Verriegelung abgebrochen hat. Denn sonst lässt es sich nur um wenige Zentimeter öffnen. Zum Luft schnappen oder so.«

Bäckström nickte beifällig. Wiijnbladh war zwar ein Quatschkopf, aber seine Rede war doch Musik in Bäckströms Ohren.

»Ja, und dann hast du die Mitteilung, die er in seiner Schreibmaschine hinterlassen hat. Die ist auf Englisch, aber ich möchte doch behaupten, dass ein tiefes Leid am Leben daraus spricht, eine Art …«

Wiijnbladh suchte das passende Wort, doch da seine Englischkenntnisse gelinde gesagt begrenzt waren, war das gar nicht so einfach.

»Ja, ein typischer Selbstmordbrief eben.« Wiijnbladh nickte mit ganz besonderem Nachdruck.

Bäckström nickte auch, sie saßen im selben Boot, da konnte er sich das wohl leisten.

»Ja, und wir dürfen die Wohnungstür nicht vergessen. Die war von innen abgeschlossen.«

»Sicher.« Wiijnbladh nickte. Mit einem normalen Schnappschloss, dachte er. Wie blöd kann man eigentlich sein?

»Na dann. Dann sind wir hier ja wohl fertig.« Bäckström schaute auf die Uhr. Es war erst Viertel nach zehn und wenn er schnell auf die Wache zurückkam, könnte er auch den Opa mit dem Hund noch anrufen. Dieses kleine abschließende Detail, das eine tadellose Ermittlung kennzeichnete, und bald würde er dann in der Kneipe sitzen und das wohlverdiente Bier genießen.

Johansson und seine Bekannte hatten das Lokal in der guten Stimmung verlassen, die sich von ganz allein einstellt, wenn gewisse nicht ganz einfache Beschlüsse in die Zukunft verlagert werden und es noch immer Wahlmöglichkeiten gibt. Sie waren zu ihrem Hotel unten bei Slussen spaziert, und Johansson war nicht sonderlich schwer zu überreden gewesen, noch auf ein letztes Bier in die Hotelbar mitzukommen.

»In einer Woche ist das Abschlussfest des Kurses. Besteht irgendeine Chance, dass du dann auftauchst?« Die Spannung hatte nachgelassen. Sie beugte sich vor, lächelte und fuhr leicht mit dem Fingernagel über Johanssons rechten Handrücken. Sie hatte schmale, starke Hände.

Johansson schüttelte bedauernd den Kopf.

»In einer Woche sitze ich im Flugzeug in die USA. Ich muss eine Menge Leute von Interpol und vom FBI treffen.« Er seufzte ein wenig. »Manchmal frage ich mich, ob irgendwer da oben mir das Leben zur Hölle machen will oder ob ich einfach ein mieser Planer bin.«

»Oh je!« Auch sie seufzte. »Du führst wirklich ein ödes Leben. Ich muss mit unseren Zivilangestellten einen Kurs in Härnösand besuchen. Das wird wahrscheinlich irrsinnig spannend.« Wieder lächelte sie.

Johansson nutzte die Gelegenheit und verflocht seine Hand mit ihrer. Wenn auch nur leicht, ganz leicht. Haut berührte Haut. Kein Druck.

»Ich werde dir ein Weihnachtsgeschenk kaufen. Etwas, das es hier nicht gibt.«

»Einen Sheriffstern aus echtem Gold?« Sie kicherte und fasste seine Hand energischer.

»Ja«, sagte Johansson. »Oder vielleicht so eine Baseballmütze, auf der FBI steht.«

*

Bäckström saß noch immer auf der Wache, obwohl es schon eine halbe Stunde nach Mitternacht war, und er war sauer wie Essig. Wiijnbladh und er hatten die Tür des Selbstmörderzimmers noch vor halb elf versiegelt, und am nächsten Tag würde die traurige Geschichte in aller Herrgottsfrühe auf dem Schreibtisch des Wachhabenden in Östermalm liegen. Richtige Polizisten wie er und Wiijnbladh sollten sich mit solchem Mist nicht abgeben müssen. Das konnten doch die Bodentruppen vom lokalen Revier übernehmen.

Alles war wie geschmiert gelaufen und sie hatten gerade die Tür zum Flur schließen wollen, als dieser verdammte Neger aufgetaucht war, zusammen mit einer schwedischen Studentennutte mit blaulila Lippenstift, und was die beiden vorhatten, das konnte man sich auch ausrechnen, wenn man kein Polizist war. Streitsüchtig war der Typ überdies gewesen, in einem unverständlichen Niggerenglisch. Er hatte sich geweigert, Platz zu machen, und wissen wollen, was zum Teufel sie auf seinem Flur zu suchen hatten. Bäckström selbst hatte einen Bogen um den Arsch machen und mit dem Fahrstuhl nach unten fahren wollen, aber eigentlich hätte er einen Försterwagen mit zwei Leuten wie diesem Oreds-

son anfordern sollen, was der Feigling Wiijnbladh natürlich verweigert hatte. Der hatte sich ausgewiesen und in seinem miesen Englisch angefangen, mit dem Kanaken zu palavern. Dann hatte sich auch die Nutte noch eingemischt, abwechselnd auf Schwedisch und auf Englisch, und das Elend war erst richtig losgegangen. Er habe sich nie und nimmer umgebracht, er sei ein toller Typ gewesen und überhaupt kein Kind von Traurigkeit, blablabla.

Am Ende hatte er hart durchgreifen müssen. Er hatte gesagt, sie sollten am Montag anrufen, und ihnen sicherheitshalber Namen und Durchwahl eines Kollegen von der Kripo gegeben, der auf Grund seiner schweren Alkoholprobleme um diese Jahreszeit fast immer krankgeschrieben war. Und endlich waren sie losgekommen, nachdem ein Viertel seines Lebens zur Hölle gefahren war.

Als er sich dann endlich hinter seinen Schreibtisch setzen konnte, um alle losen Fäden in dieser traurigen Geschichte miteinander zu verknüpfen, war der nächste Idiot aufgetaucht. Dieser fette Penner Stridh hatte seine Aufgaben offenbar falsch verstan- den und das Protokoll seiner Zeugenvernehmung vorbeigebracht. Zwei eng mit der Maschine beschriebene Seiten, für etwas, bei dem zehn Zeilen gereicht hätten, außerdem von vorne bis hinten komplett unverständlich. Nach Aussage des Zeugen, des Frührentners Gustav Adolf Nilsson, hatte offenbar nicht er, sondern seine Töle gehört, wie dieser Trottel Krassner aus dem Fenster gehüpft war. Die Töle, die trotz ihres guten Gehörs von einem auf geheimnisvolle Weise vom Himmel fallenden Schuh erschlagen worden war.

Wieso denn Frührentner?, dachte Bäckström. Sozialschwedisch für einen Suffkopp, der seine Pflicht nicht tun will und trotzdem irgendeinen naiven Sozialarsch an der Nase herumgeführt hat. Du kannst mich mal

kreuzweise, dachte Bäckström und wählte Vindelns Telefonnummer.

Eine Viertelstunde danach war alles vollbracht, wie es immer geht, wenn ein echter Profi zulangt. Bäckström zog das Protokoll aus der Schreibmaschine und korrigierte mit Kugelschreiber, während er den kurzen und erklärenden Text durchlas, in dem übrigens nicht die geringste Spur eines noch nicht begrabenen Hundes zu finden war.

»Bei der telefonischen Vernehmung gibt der Zeuge Nilsson folgende Zusammenfassung. Gegen 19.50 hielt er sich unterhalb des Studentenwohnheims Nyponet im Körsbärsvägen auf. Der Zeuge gibt an, aus einem der oberen Stockwerke ein Geräusch gehört zu haben. Als er hoch schaute, konnte er den Körper eines Mannes beobachten, der aus einem Fenster sprang, an der Hausfassade nach unten stürzte und nur wenige Meter vom Standpunkt des Zeugen entfernt auf den Boden aufschlug. Das Protokoll wurde dem Zeugen telefonisch vorgelesen und von diesem gebilligt.«

Das Letzte war eine pure Lüge, aber da Nilsson seine Telefongespräche wohl kaum auf Band aufnahm, spielte das keine Rolle. Außerdem hatte der alte Arsch sich total verwirrt angehört, als Bäckström mit ihm gesprochen hatte. Der soll doch dankbar sein, dass jemand seiner Erinnerung auf die Sprünge geholfen hat, dachte Bäckström, steckte das Blatt in eine Plastikhülle und fügte einen handgeschriebenen Infozettel für den Wachhabenden in Östermalm hinzu.

Bäckström schaute auf die Uhr. Fünf nach eins, aber noch war die Kuh nicht vom Eis. Er hatte sogar noch Zeit, eine kleine Idee in die Tat umzusetzen, die ihm während Nilssons Vernehmung gekommen war. Kleinvieh macht auch Mist, dachte Bäckström, faltete seinen Mantel zusammen und versteckte ihn in einem leeren

Ordner, den er im Regal gefunden hatte. Bäckström nahm den Ordner unter den Arm, die Plastikhülle in die Hand, schlich sich diskret in die Rezeption und legte die Plastikhülle ganz unten in den Stapel im Postfach für Östermalm. Danach schaute er ins Zimmer des wachhabenden Kommissars.

»Es geht um den Selbstmord, zu dem du mich geschickt hast.« Bäckström nickte dem Ordner unter seinem Arm zu.

»Gibt's da irgendwelche Probleme?« Der Kommissar runzelte die Stirn.

»Nein. Es ist einwandfrei ein Selbstmord, aber es geht um einen Staatsbürger der USA, und das kann doch brisant sein. Ich würde gern ein paar Daten überprüfen.«

»Was ist denn das Problem?« Der Kommissar sah ihn an, aber seine Stirn war jetzt wieder glatt.

»Ich dachte an die Überstunden. Ich hätte schon vor über einer Stunde gehen sollen.«

»Ist schon gut. Stell die Zeit, die du brauchst, in Rechnung.«

Was sollte denn das?, dachte der Kommissar und schaute Bäckströms enteilendem Rücken hinterher. Dieser Mauschler, ausgerechnet. Vielleicht ist er fromm geworden, dachte er noch, doch dann klingelte das Telefon, und das brachte ihn auf andere Gedanken.

Endlich frei, seufzte Bäckström, als er den Ausgang zur Kungsholmsgatan verließ und die Kneipe ansteuerte. Den leeren Ordner warf er in den nächsten Papierkorb.

*

Gegen Mitternacht lag Lars Martin Johansson schon in seinem Bett in der Wollmar Yxkullsgatan und hörte die Glocken der Marienkirche läuten. Klasse Weib, dachte er. War richtig nett, mit ihr zu reden, obwohl sie doch

auch bei der Polizei ist. Ob sie wohl mit diesem Trottel in Växjö verheiratet ist, oder lebten sie nur zusammen? Man kann nicht alles haben, dachte Johansson und seufzte. Oder doch? Kann man vielleicht alles haben? Diese neue Überlegung versetzte ihn in eine seltsam fröhliche Stimmung. Morgen ist auch noch ein Tag, dachte er, und dann bekomme ich vielleicht alles? Johansson streckte die Hand aus und löschte die Nachttischlampe, drehte sich auf die rechte Seite, schob den Arm unter sein Kopfkissen und schlief schon nach wenigen Sekunden so tief, wie es eben seine Art war.

*

Vindeln stand in der guten Stube. Er hatte Kalles Korb auf den Eichentisch vor dem Fenster gestellt. Er streichelte das weiche Fell, und Kalle schien zu schlafen, so still, wie er da lag. Am nächsten Morgen würde Vindeln sich um die Beerdigung kümmern. Kommt Zeit, kommt Rat, dachte Vindeln, aber im Moment war er gar nicht so zuversichtlich. Mit dem Handrücken wischte er sich eine Träne ab. Besser, ich mache das Fenster einen Spaltbreit auf. Elchhunde mögen es nicht, wenn es zu warm wird.

*

Polizeiwachtmeister Stridh war nach der Schicht sofort nach Hause gefahren. Hatte sich ein üppiges, nahrhaftes Abendbrot zubereitet und es mit einer wohl ausgewogenen Auswahl aus den Delikatessen gekrönt, die sein großzügig gefüllter Kühlschrank enthielt. Dazu gab es ein kaltes Bier. Jetzt lag er auf dem Wohnzimmersofa und las Winston Churchills Biografie über dessen Vorfahren, den Herzog von Marlborough. Das Werk hatte vier Bände und an die dreitausend Seiten, doch da Stridh

erst am Montagnachmittag wieder Dienst hatte, hatte er jede Menge Zeit. Ein großer Mann, dachte Stridh, ganz anders als dieser Narr mit dem Schnurrbart, der die ganze Welt in Brand stecken wollte und es fast geschafft hätte, wenn der alte Winston nicht gewesen wäre. Seltsam, dass er kein Junggeselle war, dachte Stridh, während er es sich auf dem Sofa gemütlich machte und die Stelle im zweiten Band aufschlug, wo er mit dem Lesen aufgehört hatte, als er zum Dienst musste.

Sein junger Kollege Oredsson hatte sich nach dem Dienst Trainingskleidung angezogen und war in den Trainingsraum im Keller gegangen. Um diese Tageszeit war hier nie viel los, und nach der Arbeit noch Eisen zu stemmen, erschien ihm geradezu als läuterndes Bad. Es half ihm, die neuen Eindrücke und Erfahrungen zu sortieren und in einen größeren Zusammenhang zu stellen. Dass für fast alle Verbrechen, die derzeit in Schweden begangen wurden, Ausländer verantwortlich zeichneten, hatte er schon am ersten Tag begriffen, aber wie sollte man dieses Problem lösen? Sie einfach wieder nach Hause zu schicken, was sicher das Einfachste gewesen wäre, war unter den herrschenden politischen Verhältnissen undenkbar. Aber was sollte man sonst tun, und wie könnte man politische Verhältnisse schaffen, die die nötigen Veränderungen überhaupt ermöglichten? Darüber muss nachgedacht werden, dachte Oredsson. Und mit den Kollegen diskutiert, auf die Verlass ist. Dass er nicht allein war, hatte er nämlich ebenfalls schon am ersten Tag begriffen.

*

Zu Hause in seinem Schlafzimmer lag Wiijnbladh wichsend im Bett und stellte sich vor, was seine Frau in dieser Nacht wohl trieb. Dass sie nicht mit ihren Freundinnen

ausging, hatte er schon vor mehreren Jahren durchschaut. Damals hatte er sich einen Dienstwagen geliehen und war ihr gefolgt. Sie war direkt zu einem seit einigen Monaten geschiedenen Kollegen draußen in Älvsjö gefahren, und da fast sofort das Licht in seiner Wohnung erloschen war, brauchte man kein Polizist zu sein, um zu begreifen, dass es sich nicht um den ersten Besuch handeln konnte. Er war die halbe Nacht in dem kalten Wagen sitzen geblieben, hatte die schwarzen Fenster angestarrt, und seine Gedanken hatten sich in seinem Kopf durchkreuzt wie das Licht von Suchscheinwerfern. Danach war er nach Hause gefahren, hatte kein Wort über die Sache verloren und mit keiner Miene zu erkennen gegeben, was er empfand und was er dachte.

Wo und mit wem sie diese Nacht verbrachte, wusste er nicht. Bei dem Kollegen in Älvsjö war sie jedenfalls nicht, denn der hatte sich vor einem halben Jahr erhängt, und Wiijnbladh war danach das auserlesene Vergnügen zuteil geworden, ihn von dem Rohr in der Decke der Waschküche abzuschneiden, an dem er das Seil befestigt hatte. Es war eine schwere Pflicht gewesen, sogar für die gestählten Ermittler der Spurensicherung. Aber sie musste sein, und Wiijnbladh hatte sich freiwillig gemeldet.

*

Wie kann etwas, das so schön angefangen hat, ein solch übles Ende nehmen?, dachte Bäckström und glotzte betrunken in das Bierglas, das er am Tresen an sich gerissen hatte, während der rechtmäßige Besitzer das Tanzbein schwang. Er hatte ein bestimmtes Lokal unten in der Kungsgatan aufgesucht, in dem vor allem Kollegen und dazu einige Feuerwehrmänner, Wachleute und Krankenwagenfahrer verkehrten. Außerdem jede Menge Kran-

kenschwestern, und für einen erfahrenen Kämpen wie ihn war die Konkurrenz wirklich nicht übermächtig.

Und es hatte auch alles perfekt begonnen. Er war mit einem jüngeren Kollegen aus Farsta ins Gespräch gekommen, der um jeden Preis zur Stockholmer Kripo versetzt werden wollte und sich einbildete, Bäckström könnte das in die Wege leiten. Zwei winzige Bier hatte der Geizkragen ihm ausgegeben, und da konnte er die Versetzung gleich vergessen. Dann hatte er eine fette Finnin getroffen, über die er im Sommer schon einmal drüber gestiegen war. Sie arbeitete als Nachttopfleererin im Sabbatsberger Krankenhaus und hauste in einer miesen Dreizimmerwohnung weit draußen in der Hölle der südlichen Vororte. Allein stehende Mutter natürlich, er hörte noch immer, wie die Legosteine unter seinen Fußsohlen zerbrachen, als er sich morgens von ihr weggestohlen hatte. Zu allem Überfluss hatte sie offenbar ein schlechtes Gedächtnis, denn trotz dieses Besuchs hatte er ihr einen Hunderter abzupfen können. Und sie hatte ihm einen sanften Kuss auf die Wange gesetzt, aber jetzt war auch sie verschwunden. Unklar wohin, und in dem fast leeren Lokal hielt sich jetzt nur noch ein Haufen Besoffener auf, dazu eine weggetretene Alte, die in einer Sofaecke eingeschlafen war.

Was für eine Scheißgesellschaft, was für Scheißmenschen und was für ein Scheißleben, das sie leben, dachte Bäckström. Da kann man nur auf einen richtig heftigen Mord hoffen, damit man endlich mal wieder richtig was zu tun kriegt.

Samstag, 23. November

Kriminalinspektor Bo Jarnebring von der Stockholmer Zentralen Ermittlungsstelle war keiner, der samstags arbeitete, wenn er es sich aussuchen konnte, aber seit vierzehn Tagen waren seine entsprechenden Entscheidungsmöglichkeiten gewaltig geschrumpft. Damals hatte er nämlich seinen neuen Job als Hauptkommissar und Chef der lokalen Kripo in Östermalm angetreten. Es war zwar nur ein Vertretungseinsatz, der hoffentlich nicht allzu lange dauern würde, aber alle in seiner Umgebung waren hochgradig überrascht gewesen. Jarnebring galt allgemein als das genaue Gegenteil eines Karrieremenschen, er fauchte immer nach oben und ließ sich selten eine Gelegenheit entgehen, um Chefs und Halbchefs die Leviten zu lesen. Außerdem war seine Arbeit als Ermittler vielleicht der wichtigste Teil seiner Identität. Er arbeitete seit über fünfzehn Jahren bei der Zentralen Ermittlungsstelle und verfügte über die niemals ins Wanken geratene Überzeugung, dass es, was sein Leben als Polizist anging, keine bessere Art zu leben und zu sterben geben könne.

Einen Monat zuvor waren er und etliche Kollegen aus der ermittelnden Tätigkeit mit der Fähre zu einem Kongress nach Helsinki gefahren. Diese Kongresse wurden schon seit langem abgehalten und galten als fester und notwendiger Bestandteil der Planungsarbeit, die selbst bei der so genannten Ermittlungsarbeit vonnöten war. Egal, wie es um den von Natur aus ungeregelten und bisweilen impressionistischen Charakter dieser Tätigkeit auch bestellt sein mochte.

Es war so lustig wie immer gewesen. Allerlei bekannte Gesichter und Typen, auf die Verlass war. Vormittags hatte man sich über alte und neue Verbrecher

verbreitet, hatte die üblichen Heldengeschichten erzählt und danach die Besprechungen zu einem großzügigen Mittagessen unterbrochen, worauf natürlich bei der Festlegung des Nachmittagsprogramms Rücksicht genommen worden war. Unter anderem war der Leiter der Kripo von Östermalm gebeten worden, über seine durchwachsenen Erfahrungen aus der lokalen Ermittlungsarbeit zu berichten. Er war ein mit allen Wassern gewaschener Mann, ein amüsanter Kerl, und obwohl er bisweilen von der rechten Lehre abwich, war er doch mit Leib und Seele noch immer ein alter Ermittler. Als erster Punkt nach dem Mittagessen war er einfach perfekt. Er war ein überaus unterhaltsamer Referent, und später konnte sich niemand auch nur an ein Wort von dem erinnern, was er erzählt hatte. In Wirklichkeit ging es ja auch um etwas anderes; man wollte Freunde und Kollegen unter ein wenig angenehmeren Umständen treffen, um dann abends vielleicht noch über andere Dinge sprechen zu können als über alte Verbrecher.

Diesmal war das alles aber leider total in die Hose gegangen. Zu späterer Stunde hatte sich die Elite, die sich noch immer auf den Beinen hielt, in der Kabine der Kongressleitung versammelt, um eine abschließende Runde zu trinken – und um eine lange und inzwischen sorgsam unter den Teppich gekehrte Geschichte kurz zu machen, hatte Jarnebring dem Chef der Östermalmer Kripo die Achillessehne zerrissen. Dieser war nämlich nicht nur ein unterhaltsamer Referent, sondern auch ein bekannter Kraftmeier und ein Champion, was Armdrücken und Beinhakeln anging. An Ende war nur noch Jarnebring auf der Matte gewesen, der nämliche Jarnebring, der fünfundzwanzig Jahre zuvor bei einer Meisterschaft die zweite Strecke bei der Kurzstaffel gelaufen war und sich die Gewohnheit zugelegt hatte, sich niemals geschlagen zu geben.

Bei der abschließenden Zusammenfassung des Tages hatte einer der Vortragenden den Fuß falsch aufgesetzt, als er sich erhoben hatte, um vorn an der schwarzen Tafel die Diskussion auf den Punkt zu bringen. Natürlich waren alle Anwesenden stock- nüchtern gewesen, aber da der Wellengang zeitweise arg beschwerlich gewesen war, hatte das Unglück doch sein hässliches Haupt erheben können. Ein typischer Dienstunfall, was ja immerhin ein Trost war, wenn man zwei Monate den Fuß in Gips halten musste.

Jarnebring war ein Mann, der nach schlichten und selbstverständlichen Regeln lebte. Diskretion war Ehrensache. Wer in eine Sache verwickelt war, musste Ordnung schaffen, und in letzter Hinsicht ging es ja schließlich um Kumpel. Deshalb vertrat er nun seit vierzehn Tagen den Chef der Kripo von Öster- malm, und mehr war über diesen Fall nicht zu sagen.

Leider hatte das durchaus Auswirkungen auf sein Leben. Seine letzte Freundin, die in Norrmalm bei der Bereitschaftspolizei war, hatte ihn am frühen Morgen zu einem plötzlich angeordneten Einsatz verlassen, diese Art von Aktivität konnte er also vergessen. An Training war auch nicht zu denken, denn das machte man nicht im Dienst, und als alter Elitesportler wusste er, dass es sich empfahl, sich an ein genau festgelegtes Trainingsschema zu halten. Seinen Unglücksbruder mit dem Gipsfuß zu besuchen, war ebenfalls ausgeschlossen. Der war mit seiner Frau in eine Rehaklinik nach Värmland übergesiedelt, um dort ausgiebig und auf Kosten der Truppe wieder zu Kräften zu kommen.

Nachdem er geduscht, gefrühstückt und in der Morgenzeitung geblättert hatte, war es noch immer erst neun, und vor ihm lag ein freies Wochenende, lang wie ein Marathonlauf und wenig verlockend für einen alten Sprinter wie Jarnebring. Deshalb be- schloss er seinen

besten Freund und ehemaligen Kollegen anzurufen, den Kriminaldirektor Lars Martin Johansson vom Landeskriminalamt. Er hatte eine ganze Weile mit sich ringen müssen, um diesen Entschluss zu fassen, denn bei ihrer letzten Begegnung waren sie gewaltig aneinander geraten. Noch dazu wegen einer Bagatelle. Es ging um einen jugoslawischen Gauner, den Jarnebring und seine Kollegen mit großer Mühe und eher unkonventionellen Methoden endlich in die Justizvollzugsanstalt gebracht hatten, in die er die ganze Zeit gehört hatte. Wirklich kein Grund für Geschrei, aber Johansson, der Besorgnis erregende Anzeichen von schwindender Überzeugung zeigte, seit er nicht mehr im Feld gegen das Verbrechen kämpfte, sondern sich hinter einem riesigen Schreibtisch fläzte, hatte ihn zusammengestaucht und mitten in einem schönen Essen sitzen lassen.

Einmal ist keinmal, und ich bin ja nicht nachtragend, dachte Jarnebring großzügig, während er die Nummer seines alten Freundes und Kollegen wählte. Aber es meldete sich niemand, auch kein Besetztzeichen war zu hören, und noch ehe Jarnebring begriff, wie ihm geschah, hatte er schon die Türen der Wache in der Östermalmer Tulegatan durchschritten. Er nickte dem uniformierten Kollegen hinter dem Schalter zu, und der nickte zurück.

»Wie sieht’s aus?«, fragte Jarnebring. »Irgendwas passiert?«

Der Kollege schüttelte den Kopf und schaute auf seine Liste.

»Zwei Autoeinbrüche, Schlägereien und Sachbeschädigung in einer Kneipe in der Birger Jarlsgatan, ein Direktor im Karlavägen, der seine Frau geprügelt hat, aber darum kümmern sich die Kollegen von der Gewalt, jaaa.« Er blätterte in seinen Unterlagen. »Und dann haben wir noch einen Selbstmord. So ein bescheuerter

Amerikaner, der aus dem Studentenwohnheim oben beim Valhallavägen gehüpft ist.«

»Amerikaner, aus den USA?«

Der uniformierte Kollege nickte.

»Staatsbürger der USA. Geboren dreiundfünfzig, glaube ich. Die Unterlagen liegen in deinem Fach. Ich hab sie heute Morgen reingekriegt.«

Olle Hultman, dachte Jarnebring, und seine Miene hellte sich auf. Bald ist eben doch Weihnachten.

*

Als Jarnebring versuchte, Johansson zu Hause anzurufen, saß der schon seit über einer Stunde im Büro. Es ging auf Weihnachten zu, bald würde er eine neue Stelle antreten, und Altes und Neues mussten bis dahin geordnet sein. Ich lebe in einer Zeit der Veränderungen, dachte er, während er im Papierstapel auf sei- nem Schreibtisch blätterte. Als Erstes hatte er die letzten Vorbereitungen für seine Reise getroffen. Auf diese Reise freute er sich. Flug von Stockholm nach New York, direkte Verbindung nach Washington, von dort sollte er mit dem Auto abgeholt und zur FBI-Akademie in Quantico in Virginia gebracht werden. Fünf Tage Konferenz über die allerneuesten Methoden im Kampf gegen die ständig wachsende Kriminalität – so stand es zumindest im Programm. Danach zurück nach New York, wo er das Wochenende zur freien Verfügung hatte. Johansson rieb sich bereits erwartungsvoll die Hände. Er mochte New York. Er war schon einmal dort gewesen. Es gab zweifellos einige Unterschiede zu Näsäker und Stockholm, und es war ganz hervorragend für einen, der versuchte, sein Bewusstsein zu erweitern.

Danach hatte er sich an ein Gutachten gemacht. In Zusammenhang mit den Ermittlungen im Fall eines Drei-

fachmordes in einem von Stockholms südlichen Vororten vor etwas mehr als einem Jahr hatten Ermittler und Spurensicherung aus Stockholm leider zwei der Leichen übersehen. Die dritte lag im Fahrstuhl des Hauses, sie war also gefunden worden, doch da der Fahrstuhl recht klein war, hatte der Täter die beiden anderen in den Fahrstuhlschacht geworfen, und bedauerlicherweise waren sie dort erst mehr als vierundzwanzig Stunden später vom Hausmeister entdeckt worden. Um alles noch schlimmer zu machen, hatte der Ombudsmann des Justizwesens erst kürzlich Wind von der Sache bekommen und war ausnahmsweise einmal so gut informiert, dass anzunehmen war, dass ein Fünftekolonnist wie ein toller Hund umherjagte und in der eigenen Meute wild um sich schlug. Und den hatten sie auch noch nicht gefunden.

»Bestimmt irgendein Kollege, der sich übergangen fühlt«, hatte Wiijnbladh gemeint, als sie in der Spurensicherung beim Kaffee zusammensaßen, und alle hatten zustimmend genickt. Sogar dieser Idiot Olsson, der den von Wiijnbladh begehrten Posten als stellvertretender Abteilungschef bekommen hatte. Und der eigentlich Wiijnbladh zugestanden hätte, wenn es auf dieser Welt irgendeine Gerechtigkeit gegeben hätte.

Der Ombudsmann hatte seinerseits eine Erklärung der Landespolizeileitung verlangt: Ließ sich so etwas wirklich mit professionell durchgeführter Ermittlungsarbeit vereinbaren?

Der Landespolizeichef war ein hoch geachteter Jurist mit langer Erfahrung als Anwalt, der keine Ahnung von Polizeiarbeit hatte, wie übrigens auch seine gesamte nähere Umgebung nicht.

»Wir sollten vielleicht Johansson bitten«, schlug der Landespolizeichef vor, »der scheint in seiner Zeit bei der Kripo ja zu legendärem Ruf gelangt zu sein.« Und nie-

mand von den Anwesenden hatte irgendwelche Einwände erhoben.

Der Landespolizeichef hatte an Johansson einen Narren gefressen. Johansson war nicht nur ein »echter Polizist«, er sah auch so aus und redete noch dazu mit norrländischem Akzent. Außerdem drückte er sich immer verständlich aus, ob er nun redete oder schrieb. Ein seltsamer Mann, hatte der Landespolizeichef mehr als einmal gedacht. Er wirkt ja sogar … ja, hm … gebildet!

Von diesen bürokratischen Überlegungen hatte Johansson keine Ahnung, als er sich stöhnend durch die Akten fraß, die die Stockholmer Polizei ihm ausgehändigt hatte: Hier kreuzte er nun zwischen der Skylla der Kollegialität und der Charybdis der Professionalität. Man sollte die Sache vielleicht nicht so eng sehen, dachte Johansson. Die drei Opfer waren Türken, der Täter ebenfalls, und es hatte sich, um es auf Polizeischwedisch zusammenzufassen, um eine Abrechnung in Drogenkreisen gehandelt. Türken waren bekanntlich klein, dunkel und schwer zu entdecken, vor allem in einem Fahrstuhlschacht. Das hier war eine hervorragende Gelegenheit, um nach zehn Jahren wieder einmal mit Jarnebring zusammen zu sitzen und die anderen alten Kollegen aus der Ermittlung zu sehen. Johansson seufzte, verschränkte die Hände hinter dem Kopf und ließ sich im Sessel zurücksinken.

Hier gilt es jedes Wort auf die Goldwaage zu legen, dachte er.

*

Olle Hultman war natürlich ein alter Fuchs. Das war doch klar. Ein Ermittler von richtig altem Schrot und Korn, der nicht nur jeden Gauner mit Namen und Nummer kannte, ihm waren sogar die Tätowierungen auf

ihren zerstochenen Armen vertraut. Als Jarnebring neu zur Ermittlung gekommen war, war Olle Hultman zu seinem Mentor geworden, und allgemein wurde die Ansicht vertreten, dass Hultman mit seiner Abteilung leben und sterben würde.

»Wenn der ins Pensionsalter kommt und gefeuert wird, dann wird er im Park vor dem Polizeigebäude sitzen und die Tauben füttern, und ein halbes Jahr später wird er dann tot sein«, hatte sein Chef Jarnebring unter vier Augen anvertraut. »Also pass auf und lern was davon. Leute wie Olle wachsen nicht auf den Bäumen.«

Aber als es dann so weit war, sollte diese Prophezeiung sich als Irrtum erweisen. Als blanker Irrtum. Olle Hultman hatte sich bei der ersten Gelegenheit, schon mit neunundfünfzig, in den Ruhestand versetzen lassen und gleich darauf einen Posten als Hausmeister der US-Botschaft angetreten. Dort hatte er sich in jeder Hinsicht unersetzlich gemacht und fungierte nun seit einigen Jahren als inoffizieller Chef für die Schikanier- und Delikatessenabteilung der Botschaft. Egal, welches Ungemach dem Botschaftspersonal und US-Bürgern auf schwedischem Boden auch widerfahren mochte, Olle Hultman war immer der richtige Mann. Olle kannte alle, und alle mochten ihn. Alle bei der Polizei, natürlich, aber außerdem besaß er auch strategisch wichtige Kontakte zu Gott und der Welt, von Küstenwache und Zoll über Steuer- und Finanzbehörden bis hinab zu den Politessen der Verkehrspolizei.

*

Diesmal war sie um halb vier nach Hause gekommen und hatte ziemlich lange gebraucht, um im Schlafzimmer aufzutauchen und ins Bett zu kriechen. Wiijnbladh stellte sich schlafend, und nach und nach war er dann wohl auch

wirklich eingeschlafen. Er erwachte bereits um acht, und trotz des Schlafmangels kam sein Kopf ihm glasklar vor. Seine Frau schlief tief, schnarchte leicht und hatte das Kopfkissen besabbert. Ich sollte dich umbringen, dachte Wiijnbladh, sammelte leise seine Kleider zusammen, schlich ins Wohnzimmer und zog sich an. Er beschloss zur Wache zu fahren, obwohl er seinen Dienst erst in einigen Stunden antreten musste.

*

Ungefähr zu der Zeit, als Wiijnbladh erwacht war, hatte Stridh sein Buch beiseite gelegt, sich auf dem Sofa ausgestreckt und war eingeschlafen. Obwohl er so krank aussah wie König Oscar II, fühlte er sich so wohl wie ein Prinz. In seinem Traum besuchte er Blenheim Palace, wanderte durch die hohen, lichten Säle, blieb eine Weile in dem Zimmer stehen, in dem Winston geboren worden war, und suchte danach eine nahe gelegene Kneipe zu einem nahrhaften Mittagessen auf.

*

Jarnebring hatte Hultmans Europieper angerufen, und jetzt rief Hultman zurück. Nach einer weiteren Minute hatte Jarnebring sein Begehr vorgebracht: toter US-Bürger, nicht farbig, sondern weiß, geboren dreiundfünfzig und nach bisher unbestätigten Auskünften möglicherweise tätig als Journalist, bei seinen Habseligkeiten war ein Presseausweis gefunden worden. Die Kollegen nahmen Selbstmord an, aber Jarnebring wollte sich doch lieber selbst ein Bild von dem Fall machen, und wenn Hultman ihn begleiten wolle, wäre er sehr zufrieden. Dienste und Gegendienste, dachte Jarnebring.

»Du hast irgendeinen Verdacht«, sagte Hultman in fragendem Tonfall.

»Nein«, wehrte Jarnebring ab, »aber ich habe nichts Besseres zu tun.«

»Ich komme gern mit«, sagt Hultman mit Wärme in der Stimme. »Ich kann dir sagen, manchmal sehnt man sich zurück. Ich schlage vor, wir nehmen meinen Wagen. Wenn er irgendwelchen Kram hinterlassen hat, kann ich den zur Botschaft fahren. Ich bin in zwei Minuten bei dir.«

»Ich steh vor der Tür«, sagte Jarnebring und legte den Hörer auf die Gabel. Er erhob sich, bewegte seine massigen Schultern, nahm das Halfter mit seiner Dienstwaffe und befestigte es an seiner linken Hüfte. Na dann, dachte er und grinste zufrieden.

*

Bäckström erwachte ungefähr zu dem Zeitpunkt, zu dem er im Dienst hätte sein sollen. Es war ihm schon einmal besser gegangen. Sein Schlafzimmer stank nach Schweiß und altem Suff, und als er seine Handfläche anhauchte, stellte er fest, dass er eine ziemliche Fahne hatte. Ich muss duschen, dachte Bäckström-, obwohl nur Schwule mehr als einmal die Woche duschten: Zähne putzen, Gurgeln, Halstabletten, mindestens eine Tüte hab ich noch in der Tasche. Auf der Arbeit wartete derselbe Freikirchenpastor von Kommissar, an den er schon in der Nacht geraten war, und Bäckström war keiner, der unnötige Risiken einging. Was wollen die eigentlich, zum Teufel?, dachte er, während das Wasser über seinen weißen Rumpf strömte. Da arbeitet man die ganze Nacht, und was kriegt man dafür? In diesem Moment klingelte das Telefon. Es war der Freikirchenheini. Er hörte sich vergrätzt an und wollte wissen, ob etwas passiert sei.

»Nur, dass ich bis fünf Uhr morgens gearbeitet und deshalb zufällig verschlafen habe«, erwiderte Bäckström verletzt. »Aber jetzt bin ich gleich so weit.«

Wie blöd kann man eigentlich sein, dachte er danach zufrieden. Der Arsch hat ja sogar um Verzeihung gebeten.

Jetzt brauchte er nur noch eine saubere Unterhose. Die von gestern roch nicht gerade Vertrauen erweckend. Bäckström beschnupperte den Haufen mit der schmutzigen Wäsche und fand endlich eine, die nicht direkt aus einem Käseladen zu stammen schien. Es wird schon gehen, dachte er zufrieden. Wie immer, wenn ein echter Profi am Werk ist.

*

Jarnebring sah zwar aus wie ein Verbrecher, redete wie ein Verbrecher und verhielt sich allzu oft wie ein Verbrecher, aber als Polizist ließ er nicht sehr viel zu wünschen übrig. Er war schnell, schlau, effektiv und hatte eine raubtierhafte Witterung für menschliche Schwächen. Zusammen mit Hultman bildete er ein ungleiches Paar. Jarnebring war groß und grob, er trug eine Winterjacke, die über seine Taille reichte, um die Dienstwaffe zu verstecken, Jeans und Schuhe mit Gummisohlen, die guten Halt lieferten, wenn er jemanden einholen musste. Hultman war klein und elegant, sah jünger aus als seine vierundsechzig Jahre und trug einen einreihigen grauen Anzug mit Weste und zum Schutz gegen die Novemberkälte einen blauen Paletot.

Als sie sich die Stelle ansahen, an der Krassner auf den Boden aufgeschlagen war, blieb auf dem Kiesweg in der Nähe eine ältere Dame stehen.

»Sind Sie von der Polizei?«, fragte sie. Jarnebring registrierte mit einer gewissen Befriedigung, dass sie diese Frage an Hultman gerichtet hatte.

»Ja«, sagte der mit dem zuvorkommenden Lächeln eines fähigen Bestattungsunternehmers. »Wir ermitteln gerade in einem Todesfall. Aber für Sie gibt es keinen Grund, sich deshalb Sorgen zu machen.«

Die ältere Dame schüttelte besorgt den Kopf.

»Ich habe von den Nachbarn gehört, dass einer von den armen Studenten sich aus dem Fenster gestürzt hat. Und das ist doch wirklich traurig. Die jungen Menschen.«

Jetzt nickte auch Jarnebring, so wie sein alter Mentor. Die Dame schüttelte noch einmal den Kopf, lächelte müde und ging weiter.

Insgesamt hatten sie vier Stunden gebraucht, von dem Moment an, an dem Hultman Jarnebring in Östermalm aufgelesen hatte, bis er ihn an derselben Stelle wieder absetzte, und in dieser Zeit hatten sie allerlei ausgerichtet. Zuerst hatten sie die Stelle aufgesucht, an der Krassner gestorben war. Danach hatten sie sich seine Wohnung angesehen und mit einigen seiner Zimmernachbarn gesprochen. Niemand hatte ihn besonders gut gekannt. Er hatte erst seit gut einem Monat dort gewohnt und kein besonderes Interesse an Kontakten gehabt. Außerdem war er um einiges älter gewesen als seine Zimmernachbarn. Sie hatten sich überwiegend mit einem Austauschstudenten aus Südafrika unterhalten, der starke Zweifel an der Selbstmordtheorie zum Ausdruck brachte, aber als Jarnebring ihm eine Erklärung abverlangte, hatte er keine liefern können. Es war eben eher ein Gefühl.

Die meiste Zeit hatten sie mit der Durchsuchung von Krassners Wohnung verbracht. Zwischen Badezimmerschrank und Wand hatte Jarnebring eine Plastiktüte mit fünf Marihuanazigaretten gefunden, was an einer solchen

Stelle nicht unüblich war, die die Kollegen Bäckström und Wiijnbladh jedoch übersehen hatten, ansonsten gab es nichts Aufsehenerregendes zu berichten. Gewisse Fragezeichen waren natürlich vorhanden, aber die gab es immer, und vor allem hatten sie sich damit beschäftigt, Krassners persönliche Habseligkeiten einzusammeln und auf zwei Stapel zu verteilen. Einen, den Hultman mit in die Botschaft nehmen und von dort aus den Angehörigen schicken lassen konnte, und einen um einiges kleineren, den Jarnebring noch behalten musste, bis die Ermittlungen beendet waren. Der erste und größere Haufen bestand vor allem aus Kleidungsstücken, der zweite, kleinere, eher aus persönlichen Papieren. Hultman machte so etwas nicht zum ersten Mal. Jarnebring schrieb das Beschlagnahmungsprotokoll, während Hultman die Haufen auftürmte und mitteilte, was wo landete. Jarnebring hatte nichts dagegen einzuwenden.

Nach dem Besuch in der Wohnung waren sie zu dem Zeugen Gustav Adolf Nilsson gefahren, der gleich um die Ecke in der Surbrunnsgatan wohnte. Jarnebring und Hultman kannten Nilsson von früher und aus dienstlichen Zusammenhängen, aber da Nilsson sich an sie offenbar nicht erinnerte, verloren sie darüber kein Wort. Nilsson, oder Vindeln, wie er lieber genannt wurde, hatte niedergeschlagen, aber zugleich auch erleichtert gewirkt. Er hatte für seinen Hund einen Platz auf dem Tierfriedhof finden können, und einige Nachbarn würden an der Beisetzung teilnehmen.

»Ich habe ihn erst mal auf den Balkon gelegt«, sagte Vindeln und nickte zur Tür hinüber. »Elchhunde mögen es nicht, wenn es zu warm wird«, fügte er als Erklärung hinzu.

Ansonsten hatten sie einfach Transportfahrten durchgeführt. Zuerst ging es zur Botschaft, wo sie den Teil von Krassners Hinterlassenschaft abgeladen hatten, der für

die Ermittlungen nicht mehr gebraucht wurde. Die Östermalmer Wache lag zwar näher, aber da Jarnebring mit Vergnügen eine Führung durch die Botschaft akzeptiert hatte, machten sie es in der umgekehrten Reihenfolge. Und ziemlich genau vier Stunden, nachdem Hultman ihn in Östermalm aufgelesen hatte, standen sie also wieder an derselben Stelle.

Hultman bremste. Schaltete den Motor aus und lächelte Jarnebring freundlich an.

»Scotch oder Bourbon?«, fragte er.

»Du kannst nicht zufällig mal einen gemischten Karton besorgen?«, gab Jarnebring zurück. »Meine Freundin ist nicht so scharf auf Whisky und bald ist Weihnachten.«

»Kein Problem. Einen Karton gemischte Schnaps- und Likörspezialitäten. Aber etwas ganz anderes«, Hultman sah Jarnebring mit väterlichem Lächeln an. »Hast du heute Abend schon was Besonderes vor?«

Jarnebring schüttelte den Kopf.

»Du hast nicht zufällig einen Anzug und ein weißes Hemd mit Schlips?«

Jarnebring nickte. Er wusste schon, was jetzt kommen würde.

»Dann wollte ich fragen, ob ich dich zu einem besseren Essen einladen darf.«

»Sicher«, Jarnebring lächelte. »Soll ich auch zwei frische Mädels mitbringen? Meins ist zwar gerade im Einsatz, aber sie hat zwei Kolleginnen, die auch nicht von Pappe sind.«

»Alte Erinnerungen.« Hultman nickte, was eher als Kommentar zu seinen eigenen Gedanken gedacht war, wie es Jarnebring vorkam. »Erst wärmen wir alte Erinnerungen auf, dann erzählst du mir, was passiert ist, seit ich aufgehört habe, und zwischen durch essen wir richtig gut. Was du anstellst, wenn ich dann im Bett bin, ist mir egal, solange du auf dich aufpasst.«

*

Johansson hatte den ganzen Tag im Büro gesessen und an seinem Gutachten zur Frage der beiden verschusselten Mordopfer gearbeitet. Erst gegen sieben war er fertig, mental gesehen, die eigentliche Verbalisierung seiner Ansichten musste bis zum nächsten Morgen warten. Danach nahm er ein Taxi nach Hause, bereitete sich eine einfache Mahlzeit zu und verbrachte den restlichen Abend vor dem Fernseher. Gegen Mitternacht schlief er tief, lag auf der rechten Seite und hatte den rechten Arm unter das Kissen gesteckt.

*

Hultman hatte nicht zu viel versprochen. Sie hatten um halb acht mit Essen begonnen, und kurz vor Mitternacht hatte Hultman dann auf die Uhr geschaut und seine Goldkarte gezückt. Sie hatten sich auf der Straße vor dem Restaurant unter gegenseitigen Komplimenten und der Versicherung eines baldigen Wiedersehens getrennt. Danach war Hultman nach Hause gefahren, Jarnebring jedoch war weiter in die Stockholmer Nacht hinausgewandert.

*

Stridh war rechtzeitig zu den Morgennachrichten erwacht. Danach hatte er ein Bauernfrühstück mit Roten Beten verzehrt und zwei Bier getrunken. Jetzt lag er wieder auf dem Sofa und konnte mit dem dritten Band anfangen. Endlich, dachte er und machte es sich bequem, endlich kann ich an den politischen Ränkespielen teilnehmen, die sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts in den Nie-

derlanden abgespielt haben und die dann zur Schlacht von Blenheim führten.

*

Wiijnbladhs Tag war wie schon so oft ein leiderfüllter Tag gewesen. Vor allem hatte er sich über alle möglichen Methoden, wie er seine Frau umbringen könnte, den Kopf zerbrochen, aber da keine quälend und sicher genug war – er konnte sich ja nicht darauf verlassen, dass die Ermittlungen Bäckström und dessen Kollegen übertragen werden würden –, hatte ihm das nur eine unbedeutende Erleichterung verschafft. Als er sich dann endlich zusammengerissen hatte und nach Hause kam, steckte am Spiegel in der Diele ein Zettel mit der Mitteilung seiner Frau, sie sei zu ihrer Schwester nach Sollentuna gefahren. Worüber die sich wohl unterhalten, dachte Wiijnbladh und bekam eine Gänsehaut.

*

Bäckström hatte einen guten Tag hinter sich, auch wenn der anfangs bedrohlich gewirkt hatte, da der Chef ihm eine misshandelte Ehefrau aufgehalst hatte. Blödsinn, misshandelte Ehefrau, dachte Bäckström. Jeder Polizist, der diese Bezeichnung verdiente, wusste doch, dass es sich nur um versoffene Frauenzimmer handelte, die sich nichts so sehr wünschten, als von ihren versoffenen Kerls zusammengeschlagen zu werden. Alle Frauenzimmer schätzten eine Prise Peitsche, das wusste Bäckström aus persönlicher Erfahrung, aber manche Exemplare bestanden auch darauf, das eheliche Zusammenleben damit zu würzen, dass sie ab und zu zu Tante Polizei rannten und sich beschwerten. Die sollte man lieber mal ordentlich vermöbeln, dachte Bäckström, als er sich im Dienstwa-

gen zur Wohnung des Opfers begab. Seltsamerweise wohnte die Frau im Karlavägen, und das hatte seine Neugier so sehr geweckt, dass er die Vernehmung bei ihr zu Hause durchführen wollte.

Was für eine schreckliche Wohnung, dachte er, als er im Sofa des Opfers versunken war. Hier stinkt's ja nur so nach Geld, wahrscheinlich wollte die dem Typen noch mehr abluchsen, und das war wirklich des Guten zu viel, aber der Fall zeigte unleugbar gewisse Möglichkeiten. Die Frau sieht auch gar nicht schlecht aus, dachte Bäckström. Sie war zwar schon über vierzig, aber sie hatte große Titten und konnte ihre kleine Ratte sicher ziemlich in Fahrt bringen, wenn ein echter Profi wie Bäckström am Schalthebel saß.

»Ja, Frau Östergren«, sagte er mit sanfter Stimme. »Wenn Sie also bitte erzählen könnten, was passiert ist. Sie können sich Zeit lassen, und versuchen Sie von Anfang an zu berichten, auch wenn es Ihnen im Moment vielleicht sehr schwer fällt.«

Frau Östergren nickte und schniefte. Ich hab verdammt noch mal den Eindruck, dass es mir jetzt schon ganz heiß wird, dachte Bäckström zufrieden und legte den Kopf schräg.

»Aber, aber, Frau Östergren«, sagte er dann tröstend. »Das findet sich schon alles. Dafür werde ich persönlich sorgen. Bald werden wir das Licht am Ende des Tunnels erblicken«, fügte er hinzu. Wenn ich dir in die Muschi schaue, du miese Sau, dachte er.

Drei Stunden darauf saß Bäckström auf der Wache und schrieb das Vernehmungsprotokoll. Wenn unser Freund, der Direktor, dafür nicht eingebuchtet wird, dann weiß ich auch nicht, dachte Bäckström. Die kleine Frau hatte Bäckströms Dienst- und auch seine Privatnummer erhalten, daran brauchte der liebende Gatte also nicht

mehr zu denken. Wenn sie nur anbeißt, dann spritz ich sie schon voll, dachte Bäckström zufrieden und zog das letzte Blatt aus der Maschine. Höchste Zeit für ein Bier oder zwei, dachte er und schaute auf die Uhr, während er zugleich mit dem Kugelschreiber die allernötigsten Korrekturen vornahm.

*

Oredsson hatte den Tag mit einem Dutzend seiner vertrautesten Kameraden verbracht. Allesamt Kollegen von der Bereitschaftspolizei natürlich, darunter übrigens drei Frauen, aber trotzdem absolut in Ordnung. Ein Kamerad hatte von älteren Verwandten eine einsam stehende Kate leihen können, und dort hatten sie zuerst Einbruch und Geiselbefreiung geübt, um dann zu grillen und ein paar Flaschen Bier zu trinken, während man über dieses und jenes plauderte.

»So was muss man klären, ehe es passiert ist«, erklärte Mikkelson, der bei einem Einsatzkommando arbeitete und wusste, wovon er redete. »Aber wenn es passiert ist, braucht man darüber keine großen Worte mehr zu machen.«

Ein mit allen Wassern gewaschener Mann, dachte Oredsson, und abends wollten sie sich wieder treffen, durch die Stadt ziehen und Flagge zeigen.

*

Einen sichereren Ort gibt es bestimmt nicht, dachte Jarnebring zufrieden und schaute sich in der großen Bar um. Er hatte eine Tränke in der Kungsgatan aufgesucht, in der eine bestimmte Klientel vorherrschend war. Und er war auch sofort fündig geworden. Zwei Kolleginnen von der berittenen Polizei, von denen die eine fest entschlossen

zu sein schien, Jarnebrings zum Einsatz kommandierte Freundin niederzureiten.

»Wie gut du aussiehst«, sagte sie beifällig. »Ich hab dich noch nie im Anzug gesehen. Aber der steht dir wirklich gut.«

»Sehr verbunden«, sagte Jarnebring und zuckte wie entschuldigend mit seinen breiten Schultern. »Ich sitze jetzt ja in Öster- malm, und deshalb hat die US-Botschaft zum Essen eingeladen. Denkt daran, Mädels, wenn ihr durch Djurgärden galoppiert. Passt auf euch auf.« Jarnebring bedachte sie mit einem Viertel Wolfsgrinsen.

»Und wenn wir das nicht tun?«

Scheiße, was ist sie toll, dachte Jarnebring. Der Abend hat kaum begonnen, und ich bin schon am Ziel.

Jarnebring steigerte die Stärke auf ein halbes Wolfsgrinsen. Beugte sich vor und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Sie kicherte entzückt, ihre Freundin dagegen sah plötzlich misstrauisch aus. Da haben wir möglicherweise eine undichte Stelle, dachte Jarnebring, wie soll ich die nur abdichten?

*

Als Bäckström das Lokal betreten hatte, war er glänzender Stimmung gewesen. Auf dem Weg hierher hatte er schon den ersten Herrenabend für seine Kollegen in der neuen Wohnung im Karlavägen geplant. Die werden sich vor Neid in die Hosen machen, diese verdammten Pleitegeier, dachte Bäckström glücklich, während er sich an der Garderobe vorbei schlich. Er hatte seinen Mantel auf der Wache gelassen. Wer will denn für so was bezahlen, dachte Bäckström und starrte den Garderobenmann wütend an. Scheißwucherer!

Da er total abgebrannt war, nicht mal eine miese Kopeke im Sack, hatte er sofort Ausschau nach einem

brauchbaren Opfer gehalten, das er ein wenig erleichtern könnte, aber es sah nicht gerade rosig aus. Immerhin war auf der Tanzfläche der Bär los, und vom Tresen aus wuselte es dauernd hin und hei; jede Menge hinterlassener Flaschen und Gläser. Bäckström hatte sich diskret an einen grob gebauten Typ im Anzug angeschlichen, der ihm den Rücken kehrte und mit zwei Blondinen laberte, er hatte das vage Gefühl, den schon mal irgendwo gesehen zu haben. Sicher ein Scheißwächter, der auf Vaterns Beerdigung war und jetzt mit seinem Anzug protzen will, dachte Bäckström, während sich zugleich seine Wurstfinger um einen fast unangebrochenen halben Liter Bier schlössen. Das war's, dachte Bäckström, zog vorsichtig am Glas und kehrte dem Rücken den Rücken. Ein sicherer Trick, der immer funktionierte. Er seufzte lautlos vor Wohlbehagen und hob das wohlverdiente Nass, und gleich darauf brach der Teufel los.

Plötzlich hatte der Heini im Anzug eine Hand ausgestreckt, groß wie ein behaarter Weihnachtsschinken und mit den passenden Fingern, und hatte sich das Bier gekrallt.

»Sieh dich vor, du Arsch, ich bin bei der Polizei«, drohte Bäckström, und im selben Moment erkannte er Jarnebring. Rennt der Mistkerl jetzt schon verkleidet durch die Weltgeschichte?, dachte Bäckström. Denn er wusste sehr gut, wer Jarnebring war. Das wussten alle Polizisten. Vor nur einem Monat hatte dieser Scheißpsychopath einem älteren Kollegen aus Östermalm das Bein abgerissen, um sich dessen Job unter den Nagel zu reißen. Wie viele der wohl schon umgebracht hat, dachte Bäckström, und plötzlich glaubte er in seiner Brust ein schwarzes Loch zu spüren, ungefähr da, wo sonst das Herz gesessen hatte.

Jarnebring nippte an seinem frisch zurückeroberten Bier, lächelte sein Wolfsgrinsen und nickte der Spiegelwand hinter den Flaschenreihen zu.

»Siehst du den Spiegel da? Darin hab ich dich beobachtet, seit du hier aufgekreuzt bist.«

Bäckström lag schon die passende Antwort auf der Zunge, aber aus irgendeinem Grund, den er niemals richtig durchschaute, verzichtete er darauf und begnügte sich mit einem Nicken.

»Ich finde, du gehst jetzt nach Hause«, sagte Jarnebring nun. »Du kommst mir ein wenig überarbeitet vor.« Jarnebring tauschte einen Blick mit dem Barmann, der nickte und Bäckström musterte.

»Geh nach Hause und schlaf dich aus«, sagte der Barmann dann. »Und du, ich glaube, dieses Lokal kommt auch ohne dich aus. Nur, damit du Bescheid weißt.«

Bäckström zuckte mit den Schultern, machte auf dem Absatz kehrt und ging. Eigentlich hatte er ein Ablenkungsmanöver vollziehen wollen, aber dieser verdammte Halbaffe in der Tür hatte ihn offenbar im Blick. Er lächelte Bäckström strahlend an, hielt ihm mit übertriebener Verbeugung die Tür auf und zeigte ihm mit fegender rechter Hand den Weg.

»Danke für die Zeit, die nun zum Glück hinter uns liegt, Kriminalinspektor.«

Ich bring euch um, ihr verdammten Säcke, dachte Bäckström.

*

Oredsson und seine Kameraden hatten nur einige Meter vom Tresen entfernt an einem Tisch gesessen und alles beobachtet. Ob er wohl auch so denkt wie wir?, fragte sich Oredsson. Alles, was ich über ihn gehört habe, weist

daraufhin, und wir arbeiten ja auch im selben Haus. Er spürte, wie Aufregung seine Brust füllte.

*

Als Bäckström die Kungsgatan erreichte, schneite es. Große weiße Flocken, die wie weiche Erinnerungen aus der schwarzen Unendlichkeit dort oben herabschwebten, wenn auch nicht klar war, woran sie erinnern sollten. Plötzlich hatte er zu heulen angefangen. Verdammt. Er heulte wie ein Pipibengel, wie ein Scheißweib. Ihr Ärsche, dachte er. Ich bring diese Ärsche um.

»Ich bring euch Ärsche um«, brüllte Bäckström die leere Straße und ein vorüber fahrendes Taxi an. Was für Scheißmenschen, was für eine Scheißgesellschaft und was für ein Scheißleben, das sie leben, dachte er.

Sonntag, 24. November

Johansson hatte den Sonntag seinem Bericht über die beiden verschusselten Mordopfer gewidmet. Er hatte jedes Wort auf die Goldwaage gelegt, und da das seine Zeit brauchte, kehrte er erst um sieben Uhr abends in seine Wohnung zurück. Dort bereitete er sich eine einfache Mahlzeit, las ein englisches Buch über den internationalen Drogenhandel, und gegen Mitternacht schlief er tief, wie es schon lange seine Art war.

*

Du wirst alt, dachte Jarnebring düster, als er in den Unterlagen über John P. Krassners Tod blätterte. In der Nacht zuvor war alles wie geschmiert gelaufen. Sie hatten nicht einmal miteinander zu tanzen brauchen, sie hatten sich einfach an einen Tisch in der ruhigsten Ecke gesetzt, die sie finden konnten, während die Freundin sich verabschiedet und sich mit einem bekannten Revierbeschäler von der Södermalmstreife davongemacht hatte. Danach hatte er sie nach Hause gebracht. Sie waren den ganzen Weg zu Fuß gegangen, obwohl sie weit hinten in Gärdet wohnte, und als sie dann vor ihrem Haus standen, gab es nur einen Entschluss, den er fassen musste.

Sie lächelte ihn an, aber in ihren Augen lag noch ein anderer und eher abschätzender Ausdruck.

»Na«, sagte sie und kicherte. »Was machen wir? Kommst du auf einen Tee mit rauf? Willst du nach Hause? Oder willst du noch mehr Bedenkzeit?«

Zuerst hatte er mit dem Gedanken gespielt, den Dienst am nächsten Tag vorzuschieben. Aber dann hatte er den Kopf geschüttelt.

»Ich gehe nach Hause«, hatte er dann gesagt. »Kann schon sein, dass ich total verrückt bin, aber in Anbetracht von … ja, du weißt sicher … gehe ich lieber nach Hause.«

Es war ihr schwer gefallen, ihre Enttäuschung zu verbergen. Dann hatte sie mit den Schultern gezuckt, ihn angelächelt, sich vorgebeugt und ihn mitten auf den Mund geküsst.

»Selbst schuld«, sagte sie und verschwand im Haus.

Du bist ein Feigling, dachte Jarnebring, als er die Straße entlangging. Oder du wirst alt. Aber diese Vorstellung war so unangenehm, dass er sie sofort wieder verdrängte.

Stattdessen saß er hier, hinter einem Schreibtisch, hinter dem er eigentlich gar nicht zu sitzen brauchte. Wie ein männliches Gegenstück zum Fleißigen Lieschen, und als Kommissar und Chef wurden ihm seine Überstunden nicht einmal vergütet. Ich müsste es machen wie Johansson, dachte Jarnebring und blätterte weiter in seinen Unterlagen. Es gibt drei Möglichkeiten, dachte er. Mord, Selbstmord oder Unfall.

Es kam ihm aber äußerst unwahrscheinlich vor, dass es sich um einen Unfall handeln sollte. Krassner war eins fünfundsiebzig groß gewesen, das Fenster saß relativ hoch in der Mauer, ein gutes Stück über Krassners Taille. Außerdem hatte es eine Verriegelung besessen und deshalb nur für wenige Dezimeter geöffnet werden können. Diese Verriegelung, die irgendwer mit Gewalt abgebrochen hatte und deren Bruchspuren im Holz noch ganz neu aussahen. Die Löcher, aus denen die Schrauben herausgedreht worden waren, rochen sogar noch nach Holz. Angenommen, er habe einen plötzlichen und zwanghaften Drang nach frischer Luft verspürt, habe die Verriegelung abgebrochen und sich weit hinausgelehnt, um sich richtig durchlüften zu lassen. Nicht einmal dann

wäre es wahrscheinlich gewesen, dass er über die Kante gekippt wäre. Vergiss es, dachte Jarnebring und strich die dritte Möglichkeit durch.

Blieben Mord oder Selbstmord. Was sprach für einen Mord? Nichts, überlegte Jarnebring. Kein Hinweis auf irgendeinen Eindringling, kein Hinweis auf einen Streit, kein bekanntes, erkennbares oder auch nur plausibles Motiv, keine Mordwaffe, im Grunde nicht einmal eine Möglichkeit. Welcher Mörder begab sich schließlich zu einer Studentenbude, um dort laut- und spurlos den Bewohner zu ermorden? Acht kleine Zimmer mit dünnen Wänden, die sich am gemeinsamen Korridor zusammendrängten, und dass Krassner sich zur fraglichen Zeit als Einziger zu Hause aufgehalten hatte, war bestimmt kein Sachverhalt, über den ein Mörder irgendeine Kontrolle hatte. Mord kannst du auch vergessen, dachte Jarnebring mit einem leichten Bedauern, das er nicht unterdrücken konnte. Milieugeschädigt, wie er eben war.

Bleibt also Selbstmord, dachte Jarnebring, und was spricht dafür? Alle uns bekannten Informationen, fand er. Dass wir nicht viel über Krassners Leben wissen, ist ja nicht unsere Schuld. Es war übrigens ein Vakuum, das Hultman ziemlich bald für ihn füllen würde. Daran bestand kein Zweifel. Allein im Zimmer, deprimiert oder auf einen plötzlichen düsteren Impuls hin, schreibt er einen Abschiedsbrief – denn das war doch wohl die einzige Deutungsmöglichkeit für diesen Text –, bricht die Fensterverriegelung ab, holt tief Luft und springt hinaus. Es gab natürlich bessere Selbstmordmöglichkeiten, nicht zuletzt aus Rücksicht auf die, die nachher die Leiche wegschaffen mussten, aber nicht für Krassner, nicht dieses Mal. Es waren keine Tabletten gefunden worden, die er hätte nehmen können, kein Messer und kein anderer scharfer Gegenstand, der für Pulsadern oder Hals geeig-

net gewesen wäre, es gab kein Seil, um sich daran aufzuhängen, und nicht einmal eine mögliche Befestigung dafür. Und einwandfrei keine Schusswaffe.

Selbstmord, dachte Jarnebring und nickte, und deshalb musste er jetzt nur noch die drei verbleibenden Fragen klären. Die erste bezog sich auf Krassner selber. Wer war er, und was hatte er in Schweden eigentlich gewollt? Darum kümmern Hultman und die Botschaft sich, und ich fresse meine Dienstwaffe, wenn sie etwas finden, das die Sache für mich durcheinander bringt, dachte Jarnebring.

Die zweite Frage bezog sich auf Vindelns Aussage über den geheimnisvollen linken Schuh des Opfers, der eine ganze Weile nach Krassner den Boden erreicht und dabei leider Vindelns besten Freund hienieden erschlagen hatte. Einen ziemlich alten Elchhund, dachte Jarnebring. Und falls das strafbar war, so gab es wohl kaum einen Verdächtigen, den man zur Verantwortung ziehen konnte.

Der Zeitraum zwischen dem Moment, in dem das Opfer auf den Boden aufgeschlagen war, und dem, in dem der linke Schuh ihm gefolgt war, war die Frage, über die bei Vindelns Vernehmung am ausgiebigsten gesprochen worden war. Es ging um weniger als eine Minute, weniger als eine halbe Minute, aber es ging auch nicht um nur wenige Sekunden, und in diesem Punkt war Vindeln sich ganz sicher gewesen.

»Ja, ich stand zuerst nur da und glotzte, ich war natürlich total geschockt, und es dauerte bestimmt einige Sekunden, und wenn die mir länger vorgekommen sind, dann ist das doch sicher kein Wunder.« Vindeln hatte sich geräuspert, geseufzt und dann einen neuen Anlauf unternommen. »Ja. Und da stand ich dann und starrte diesen aus dem Fenster gefallenen Mann an, und das war kein schöner Anblick, das kann ich den Herren Polizisten

versichern. Ich habe in meinem Leben erst einmal etwas Ähnliches gesehen, und das ist lange her. Ein Arbeitskollege von mir war von einer Brücke in den Laderaum eines Flussschiffes gestürzt, das unter uns vor Anker lag. Das war oben in Älvkarlby. Wir nahmen gerade Ausbesserungsarbeiten vor.«

Vindeln seufzte noch einmal und nickte.

»Zehn Sekunden. Sagen wir, es hat zehn Sekunden gedauert, bis Kalle den Schuh an den Kopf bekam.« Vindeln schluchzte auf, und seine Augen füllten sich mit Tränen.

Als sie Vindeln verlassen hatten und zur Botschaft fuhren, sprachen sie über diesen rätselhaften Schuh. Hultman war eine Erklärung eingefallen, die gar nicht so dumm war.

»Erinnerst du dich an diesen Idioten, der aus seinem Segelflieger gehüpft und dann in einem Blumenbeet in Hässelby gelandet ist?«, fragte Hultman.

Jarnebring konnte sich an den Mann erinnern, er grinste sogar dabei, milieugeschädigt, wie er nun einmal war.

»Der war ganz nackt, als er gelandet ist.«

»Ich bilde mir ein, dass er noch einen Strumpf trug«, sagte Hultman. »Er hatte knielange Strümpfe und Sockenhalter. Ich glaube, er war irgendeine Art Direktor.«

Wieder nickte Jarnebring. Das stimmte. Auch ihm hatte sich der Sockenhalter eingeprägt.

»Der Luftzug hatte ihm unterwegs alles andere vom Leib gerissen.«

»Aber damals war es auch ein Fall von sechshundert Metern«, sagte Hultman, »ehe alle Klamotten verschwunden waren. Und diesmal ist die Rede von fünfzig. Aber fünfzig sollten wohl reichen, um jemandem einen Schuh abzuzupfen.«

»Glaub ich auch«, sagte Jarnebring und nickte zustimmend. »Aber wie erklären wir den Zeitunterschied? Ich hab seine Schuhe ja nur auf dem Foto gesehen, aber die wirken ziemlich solide, sind fast schon Stiefel. Die müssten doch genauso schnell fallen wie ein Mensch. Falls der Schuh dann nicht « Jarnebring dachte laut nach, aber Hultman kam ihm zuvor.

»… zum Beispiel unterwegs auf eine Fensterbank aufgeschlagen ist«, vollendete er den Satz.

»Wäre nicht unwahrscheinlich«, meinte Jarnebring.

»Überaus wahrscheinlich, wenn du mich fragst«, sagte Hultman.

Blieb die dritte Frage. Es gab vier Zeugen für das eigentliche Geschehnis, vier bekannte Zeugen. Einmal Vindeln, dann die drei, die sich bei der Polizeizentrale gemeldet hatten. Und was den Zeitpunkt betraf, waren sie sich alle einig und hatten bestimmt recht. Etwa um vier vor acht Uhr abends hatte Krassner seinen Fall angetreten und war knapp zwei Sekunden später auf den Boden aufgeschlagen. Wie schade, dass man zum Sturz nicht dieselbe Zeit braucht wie für einen Hundertmeterlauf, dachte Jarnebring. Dann hätten die anderen bestimmt viel mehr gesehen.

Außerdem gab es einen fünften Zeugen. Einen Austauschstu- denten aus Südafrika, der im selben Flur wohnte wie Krassner. Irgendwann gegen halb sieben war Krassner dem über den Weg gelaufen, als er das Haus verlassen hatte. Aber sie hatten nicht miteinander geredet, sondern nur einen Gruß gewechselt. Krassner, der seinen Mantel getragen hatte, war danach durch die Tür zu den Fahrstühlen verschwunden, während der Student sich auf sein Zimmer zurückgezogen und die Tür abgeschlossen hatte. Eine halbe Stunde später hatte der Zeuge ebenfalls das Haus verlassen. Er war im angrenzenden Gebäude in einem Restaurant mit einer Bekannten ver-

abredet gewesen und wäre ohnehin fast zu spät gekommen.

»Ich komme leider oft zu spät, selbst bei Leuten, die ich gern treffen will«, hatte er mit bedauerndem Lächeln gesagt.

Auf der Straße wäre er dann fast mit Krassner zusammengestoßen, der wieder ins Haus wollte. Wenn der Zeuge sich richtig erinnerte, dann hatte Krassner dieselbe Kleidung getragen wie zuvor. Krassner hatte ihn gegrüßt, den Kopf schräg gelegt und etwas auf Englisch gesagt, so ungefähr, ein schlechtes Gedächtnis sei gut für die Beine. »A bad memory keeps your legs in good shape.«

»Er lächelte mich an und kam mir überhaupt nicht vor wie einer, der unterwegs zum Selbstmord ist«, hatte der Zeuge gesagt, und diese Bemerkung war ja nicht unwichtig.

Verdammt, dachte Jarnebring. Er geht um halb sieben aus dem Haus. Kommt eine halbe Stunde darauf zurück, und nach einer weiteren knappen Stunde beschließt er, aus dem Fenster zu springen. Warum?, dachte Jarnebring und schaute aus seinem eigenen. Immerhin schneite es jetzt nicht mehr, es war mehrere Grad über Null, windig und glatt. Ein Impuls? Aber guter Laune war er auch noch, wenn man diesem Neger Glauben schenken will, dachte Jarnebring düster. Ob ich vielleicht Lidman anrufen sollte?, überlegte er dann. Lidman war schließlich Professor und hatte eine Art Untersuchung darüber geschrieben, was im Kopf von Selbstmördern so vor sich ging. Jarnebring hatte zu diesem Thema einen Vortrag von ihm gehört, der ihm ziemlich fröhlich vorgekommen war. Lidman war vor Entzücken förmlich übergeschäumt, und die Bilder, die er vorgeführt hatte, waren sogar für die hart gesottenen Polizisten, aus denen sein

Publikum bestand, an der Grenze des Erträglichen gewesen.

Jarnebring suchte sich Lidmans Nummer heraus, rief ihn an, plauderte fast eine halbe Stunde mit ihm, wobei er die letzten fünf Minuten dem Versuch widmete, den anderen zum Schweigen zu bringen, und als er endlich den Hörer auf die Gabel legen konnte, war er fast so munter wie Lidman selbst. So einfach war das also, dachte Jarnebring zufrieden. Ein ziemlich klassisches Auftreten für Menschen, die sich gerade das Leben nehmen wollten. Der einzige Wermutstropfen in seiner Zufriedenheit war nur, dass diese Elendsgestalt Bäckström zum selben Schluss gelangt war. Auch wenn dieser Erkenntnis eine gründliche und kompetente polizeiliche Arbeit vorausgegangen war. Wie zum Teufel kann so einer überhaupt Polizist werden, dachte Jarnebring. Aber egal, dachte er dann. Jetzt war es höchste Zeit, nach Hause zu seiner Süßen zu fahren, und möglicherweise könnte er unterwegs ja bei Feinkost-Ählens vorbeischauen und ein Pfund Krabben und allerlei leckere Vorspeisen erstehen.

Jarnebring sah aus wie ein Gauner, redete wie ein Gauner, führte sich allzu oft auf wie ein Gauner, aber als Polizist ließ er nicht viel zu wünschen übrig. Er war schnell, schlau, effektiv und verfügte über eine Raubtierwitterung für menschliche Schwächen. Als er am Sonntag, dem 24. November, die Wache in der Tulegatan auf Östermalm verließ, war er in überaus guter Laune. Selbstmord, dachte er, und rechtzeitig vor Weihnachen würde er von seinem alten Kumpel Hultman einen Kasten mit wohlverdienten gemischten Waren in Empfang nehmen können.

Montag, 25. November

Als Lars Martin Johanssons Sekretärin am Montagmorgen um acht ihren Dienst in der Landespolizeizentrale antrat, saß ihr Chef schon seit über einer Stunde hinter seinem Schreibtisch und war bester Laune.

»Ich habe hier ein Gutachten.« Johansson reichte ihr eine Plastikhülle. »Drei Dinge, bitte, lies das, sorg dafür, dass es verständlich wird, und schreib es dann ins Reine. Irgendwelche Fragen?«

Seine Sekretärin nahm die Hülle entgegen, lächelte kühl und schüttelte den Kopf.

»Ich gehe jetzt schwimmen«, sagte Johansson fröhlich.

Der hat bestimmt eine Neue, dachte seine Sekretärin.

Johansson mochte das Lauftraining nicht. Was ihn störte, war nicht die körperliche Aktivität an sich, sondern die Tatsache, dass er beim Laufen nicht denken konnte, es war also die pure Zeit Verschwendung. Beim Spazierengehen dagegen fiel ihm das Denken überaus leicht, sogar bei raschen Spaziergängen, und am allerbesten dachte er beim Schwimmen. In dem großen Polizeigebäude in Kungsholmen war überdies praktischerweise ein Schwimmbecken angelegt worden.

Johansson war ein ausgezeichneter Schwimmer. Er hatte es schon früh und ohne Sentimentalitäten gelernt. In dem Sommer, in dem er fünf Jahre alt geworden war, hatte sein damals fünfzehn Jahre alter ältester Bruder den kleinen Lars Martin zum Waschsteg unten am Fluss mitgenommen, ihn ins Wasser geworfen und ihm vom Steg aus die nötigen Anweisungen gegeben.

»Du darfst nicht so verdammt zappeln, versuch so zu schwimmen wie Tarzan.«

Tarzan war der Dreyhund der Familie und ein Genie im Hundeschwimmen, und noch ehe die Woche zu Ende gegangen war, konnte Lars Martin es fast mit ihm aufnehmen.

»Du bist ja wirklich ein Talent, meine Fresse«, erklärte der große Bruder stolz. »Und jetzt bring ich dir bei, zu schwimmen wie ein anständiger Mensch.«

Nach einer Stunde im Becken, fünf Minuten unter der Dusche und zwanzig in der Sauna, kehrte ein frischer und rosiger Lars Martin Johansson in sein Büro zurück. Seine gute Laune wurde durch die Tatsache, dass seine Sekretärin genau das getan hatte, was er ihr aufgetragen hatte, nicht gerade schlechter.

»Ich habe es schon einmal gesagt, und ich sage es wieder«, erklärte Johansson. »Und du weißt, was ich meine. Darf ich dich als Dank zum Mittagessen einladen?«

Er hat garantiert eine Neue, dachte seine Sekretärin, lächelte und nickte.

Es war ein ausgezeichnetes Mittagessen gewesen, aber was konnte man an so einem Tag auch anderes erwarten? Johansson hatte gebratenen Speck mit Reibekuchen gegessen, dazu roh gerührtes Preiselbeergelee, und als er sich dann noch zum Essen ein großes Glas kalte Milch bestellt hatte, hatte sie ihn fast liebevoll angesehen. Diskret natürlich, sie selbst stocherte wie immer in ihrem Gemüse und ihrem gekochten Fisch herum.

»Milch muss sein«, erklärte Johansson. »Aber nur kalte. Ich hab so einen Trottel im Fernsehen gesehen, der behauptete, dass das die Vitamine aus den Preiselbeeren nimmt, aber der Mann spinnt ganz einfach.«

»Ich habe mich entschieden«, sagte sie. »Ich komme mit dir ins Personalbüro.«

»Gut«, sagte Johansson und prostete ihr mit dem Milchglas zu. »Es ist für mich ein Sprung nach oben, und

ich werde dafür sorgen, dass es auch für dich kein Nachteil wird.«

Und ein Sprung weg von der Polizeiarbeit, dachte er. Aber das sagte er nicht. Stattdessen stießen sie mit Milch und Mineralwasser an.

»Jetzt gibt's Kaffee«, sagte Johansson mit norrländischer Betonung. Er beugte sich vor und schaute sie mit gespieltem Ernst an. »Gekochten.«

Am Nachmittag wurde Johansson vom Chef des Personalbüros aufgesucht, dessen Nachfolge er in gut einem Monat antreten sollte. Es war ein informeller Besuch, der Chef des Personalbüros hatte eigentlich nichts Besonderes auf dem Herzen, er wollte sich nur ganz allgemein beklagen und vielleicht dabei eine Tasse Kaffee abstauben.

»Möchtest du ein Plätzchen zum Kaffee?«, fragte Johansson gastfreundlich, aber der andere schüttelte nur ablehnend den Kopf. Müde, verbraucht und freundlich, dachte Johansson, und jetzt wollen sie dich loswerden.

»Ich brauche einen Rat«, sagte sein Besucher. »Du arbeitest doch seit so vielen Jahren in Stockholm. Kennst du einen Kollegen namens Koskinen?«

Die alte Schnapsdrossel, dachte Johansson und nickte.

»Hat der sich endlich zu Tode gesoffen?«, fragte Johansson taktvoll.

»Leider nicht«, stöhnte der Personalchef müde. »Nein, er ist zum Leiter der Einsatzzentrale ernannt worden, und jetzt haben wir sechs Klagen vorliegen, eine stammt von irgendeiner Gruppe, die sich die ›Immer noch funktionierende Bereitschaftspolizei Stockholms‹ nennt. Ihre Klage nimmt zweiundzwanzig Seiten ein und beschreibt den Einsatz von Kommissar Koskinen als Chef vom Dienst in Norrmalm. Und das, was dort steht, ist einfach entsetzlich.«

»Aber sicher wahr«, sagte Johansson.

»Zugleich ist aber die Gewerkschaft in Norrmalm ganz und gar auf seiner Seite, und seine Vorgesetzten sind dermaßen des Lobes voll, wie ich es in meiner ganzen Berufszeit nur selten gesehen habe.«

»Klar«, sagte Johansson. »Sonst wären sie ihn doch nie im Leben losgeworden.« Deshalb nennt man das ja Transportzeugnis, dachte er, aber das sagte er nicht.

»Was kannst du mir raten?« Der Bürochef blickte ihn fast flehend an.

»Nichts«, erwiderte Johansson fröhlich. »Es gibt keinen Rat. Das wäre doch nicht der Sinn der Sache.«

Wie naiv kann man eigentlich sein?, dachte Johansson, als er sich in der Herrenabteilung des Kaufhauses NK ein Hemd aussuchte. Seine bevorstehende Reise erforderte eine gewisse Vervollständigung seiner Garderobe, und außerdem hatte ihn ein alter Bekannter an diesem Abend zum Essen eingeladen, aber das alles war nicht Gegenstand seiner Überlegungen. Das Problem Koskinen würde sich auf Grund der klassischen sozialdarwinistischen Prinzipien lösen, dachte er. Entweder säuft er sich zu Tode, schießt sich eine Kugel in den Kopf, oder es geht ihm so schlecht, dass er einfach nicht weiterarbeiten kann. Dass er gefeuert würde, wäre dagegen viel weniger wahrscheinlich. In der Regel war immer noch ein Kollege in der Nähe, der einem solchen Typen das Fell retten konnte, und wenn nicht, dann waren die Vorwürfe doch nur selten wichtig genug. Was sollte schon sein? Was könnte passieren?, überlegte Johansson und schwankte zwischen einem dunkelblauen und einem etwas helleren Hemd.

»Ich nehme beide«, sagte er dann, und die Verkäuferin nickte dienstbeflissen.

An diesem Abend aß er zusammen mit seinem Bekannten. Er war früher bei der Polizei gewesen und dann als Sicherheitschef zu einer großen Bank überge-

wechselt. Jetzt stand er vor dem weiteren Aufstieg, zum Stabschef und Mitglied der Konzernleitung, und er brauchte einen Nachfolger.

»Ich habe ein Angebot, Lars«, sagte er freundlich und drehte sein Weinglas zwischen den Fingern. »Eins von der Sorte, die man nicht ablehnen kann.«

Johansson konnte.

»Ich bin Polizist«, sagte er. »Ich bin Polizist geworden, weil ich davon träumte, Schurken hinter Gitter zu bringen. Was ich jetzt tue, ist zwar etwas anderes, aber ich weiß, dass das nur ein Zufall ist.«

Sein Bekannter machte ein überraschtes Gesicht.

»Überleg es dir noch mal«, sagte er.

*

Jarnebring hatte den ganzen Vormittag hindurch den Arsch voll Arbeit gehabt, so fasste er die Lage jedenfalls zusammen. Zuerst hatte es die übliche Morgenandacht mit den Kollegen von der lokalen Kripo gegeben, bei der sie die aktuellen Vorkommnisse in der Gegend durchgegangen waren. Danach hatten sie einen Sondereinsatz gegen die in letzter Zeit gewaltig angewachsenen Autoeinbrüche geplant. Er hatte für einen Nistkasten gesorgt, in dem seine Ermittler sitzen konnten und nicht zu frieren brauchten, was der Ermittlungsarbeit nur gut tat, und er hatte sich bei den Kollegen von der Drogenfahndung die passende Ausrüstung ausgeliehen, Kameras, extra starke Ferngläser und bessere Funkgeräte. Und jetzt wollten sie den Gaunern eins auf die Mütze geben.

Nach einem kurzen Mittagessen in der Hauskantine schaltete er sein Telefon aus und knipste das rote Lämpchen in seiner Tür an. Er wollte seinen Bericht über Krassners Tod schreiben. Selbstmord, dachte Jarnebring überzeugt und rief bei der Gerichtsmedizin in Solna an,

um sich nach der Obduktion zu erkundigen. Die sei ganz hervorragend gelaufen, erklärte der zuständige Gerichtsmediziner, der die Sache schon am frühen Morgen hinter sich gebracht hatte.

Der Tote hatte keinerlei Verletzungen aufgewiesen, die nicht auf natürliche Weise entstanden zu sein schienen.

»Auf natürliche Weise«, wiederholte Jarnebring in fragendem Tonfall.

»So natürlich, wie es eben möglich ist, wenn do fünfzig Meter tief glatt auf die Straße plompst«, erwiderte der Arzt und kicherte.

Er stammte aus Jugoslawien, wurde allgemein Leichenfroh genannt und war als Scherzkeks bekannt, so lange es nicht um ihn selber ging.

»Schädelbroch, dreißig weitere Fraktoren. Wir Menschen können nicht fliegen.« Wie wahr, wie wahr, dachte Jarnebring und seufzte im Stillen. »Was mach ich jetzt mit den Kleidern?«, fragte Leichenfroh. »Seine Schohe ond die Kleider sind noch hier.«

Verdammte Faulpelze, dachte Jarnebring, und damit meinte er die Kollegen von der Spurensicherung.

»Hat die Spurensicherung die nicht mitgenommen, als sie seine Fingerabdrücke abgenommen haben?«, fragte er.

»Die Klamotten haben sie vergessen«, sagte Leichenfroh. »Bei denen worde irgendein Alarm gegeben.«

»Ich schicke einen Wagen«, sagte Jarnebring und drückte auf die entsprechende Taste.

»Hervorragend. Do bekommst einen vorläufigen Bericht. Wir Menschen können nicht fliegen.«

»Danke«, sagte Jarnebring und legte auf.

*

Der Auftrag, Krassners Kleidung und seine Schuhe von der Gerichtsmedizin in Solna zu holen und zum Kripochef in ihrem eigenen Bezirk zu bringen, wurde Stridh und Oredsson erteilt. Stridh blieb im Auto sitzen, während Oredsson die praktischen Dinge übernahm. Der wollte das ja selber, dachte Stridh und betrachtete den Eingang zur Gerichtsmedizin. Diesen Weg müssen wir alle einmal gehen, dachte er düster. Es war auch Oredsson, der mit dem Fahrstuhl nach oben fuhr, um nach ihrer Rückkehr zur Wache die beiden Tüten bei Jarnebring abzuliefern. Er wollte es selber, dachte Stridh düster, während er unten in der Garage im Auto sitzen blieb und rauchte.

*

Wo hab ich den bloß schon mal gesehen?, überlegte Jarnebring und musterte den kräftigen jungen Ordnungspolizisten, der in seiner Bürotür stand. Er telefonierte gerade und winkte den anderen mit seiner freien linken Hand herein.

»Ich ruf gleich zurück«, sagte Jarnebring und legte auf.

»Ja?«, sagte er dann und blickte seinen Besucher fragend an.

»Das sind die Kleider, die der Chef von der Gerichtsmedizin haben wollte. Die gehören dem, der am Freitag aus dem Studentenwohnheim gesprungen ist.«

»Leg sie da auf den Stuhl«, sagte Jarnebring und fing an, die Nummer seines Gesprächspartners von eben einzutippen.

»Ich dachte an diese Schuhe.« Oredsson hielt die kleinere Tüte fest.

»Ja«, sagte Jarnebring. Es handelte sich um ein Paar kräftiger kurzer Stiefel in einer durchsichtigen und versiegelten Plastiktüte.

»Ich weiß nicht«, sagte sein Besucher zögernd, »aber normale Schuhe sind das nicht.«

»Keine normalen Schuhe?« Jarnebring hatte den Hörer wieder auf die Gabel gelegt und ließ sich im Sessel zurücksinken, während er den jungen Oredsson musterte. »Du meinst, das sind anormale Schuhe?«

»Ja. Wenn der Chef mal einen Blick in diese Zeitschrift wirft.« Sein Besucher hielt ihm eine dicke Zeitschrift mit buntem Umschlag entgegen, aber in diesem Moment klingelte schon wieder das Telefon.

»Leg sie auf den Stuhl«, sagte Jarnebring und nahm den Hörer. »Jarnebring«, sagte er dann kurz und winkte Oredsson mit einer linken Hand, die keinen Widerspruch duldete, aus dem Zimmer.

Was nehmen die im Moment bloß für Leute an, dachte er gereizt.

*

»Der Kriminaldirektor ist derzeit nicht im Haus«, sagte Johanssons Sekretärin mit ihrer üblichen kühlen Stimme. »Er musste dringend etwas erledigen. Nein, er kommt heute nicht mehr zurück. Sie können ihn morgen früh um acht erreichen. Ja, ich werde ihm ganz bestimmt Bescheid sagen.« Sie legte den Hörer hin und griff zu einem Notizzettel. »Kriminalkommissar Bo Jarnebring hat angerufen. Bittet um baldestmöglichen Rückruf. Wichtig, die Nummer hast du.« Sie schaute auf die Uhr, 15.33, und notierte außerdem Uhrzeit und Datum auf dem Zettel. Jarnebring, dachte sie. Wie hat der es bloß zum Kommissar gebracht?

*

Jarnebrings Wangen und Ohrläppchen waren leicht gerötet. Das lag daran, dass er ungeheuer überrascht war, was ihm sonst so gut wie nie passierte. Wütend war er fast ununterbrochen, aber Erstaunen erschien ihm als ein Privileg von Kindern und Intellektuellen. Auf dem Tisch vor ihm lag eine durchsichtige Plastiktüte mit erbrochener Versiegelung, und in der Tüte lag ein kräftiger rechter, kurzer Stiefel. Neben der Tüte stand ein linker Stiefel, und vor ihm auf dem Schreibtisch lag eine aufgeschlagene Zeitschrift, die in einem Polizeigebäude eigentlich nichts zu suchen hatte. Dazu gab es noch einen Schlüssel, der zu einem Safe oder einem Schließfach zu gehören schien, sowie einen kleinen Zettel, auf den jemand mit der Hand zwei Zeilen geschrieben hatte, Jarnebring starrte den Zettel an. Was soll das, zum Teufel, dachte er. Da will irgend so ein Arsch mich wohl verarschen, dachte er. Uns, korrigierte er sich dann.

Dienstag, 26. November

Johansson hatte lange geschlafen. Er zog das Rollo in seinem Schlafzimmer zu einem Zeitpunkt hoch, zu dem er sich normalerweise bereits auf dem Weg ins Büro befand. Draußen schien von einem blauen Himmel eine bleiche Morgensonne, und das Thermometer am Fensterrahmen zeigte zwei Grad über Null. Hervorragend, dachte Johansson, höchste Zeit, dass ich anfange zu leben wie ein Mensch. Zuerst duschen, dann Frühstück und die Morgenzeitung und danach ein kräftigender Spaziergang zum Arbeitsplatz. Zu dem Arbeitsplatz, auf dem man offenbar vorankommen konnte, wenn man sich Mühe gab, wie er selbst zum Beispiel. Bürochef, dachte er zufrieden. Und wenn ich mich danebenbenehme, krieg ich ein Transportzeugnis und werde im Sommer zum Landespolizeichef ernannt.

Johansson hatte für die Strecke Wollmar Yxkullsgatan bis Polhemsgatan einen neuen Rekord aufgestellt, als er den Eingang zum Landespolizeigebäude durchquerte. Liegt sicher am Schwimmen, dachte er überrascht und schaute noch ein weiteres Mal auf die Uhr, als er das Zimmer seiner Sekretärin betrat. Dasselbe kühle Lächeln, dachte er, als sie ihm die Tagespost und allerlei andere Schriftstücke überreichte. Nichts davon kam ihm jedoch bedrohlich vor.

»Der Landespolizeichef lässt ausrichten, dass er mit deinem Gutachten sehr zufrieden ist«, sagte sie.

Natürlich, dachte Johansson.

»Und ein Kommissar Bo Jarnebring hat mehrmals angerufen«, sagte sie dann. »Einmal gestern Nachmittag und heute Morgen schon zweimal. Es scheint sehr dringend zu sein.«

Jarnebring, dachte Johansson mit gemischten Gefühlen. Noch immer sein bester Freund, auch wenn die Beziehung in letzter Zeit nicht gerade ungetrübt gewesen war.

»Ruf ihn an, dann übernehme ich das Gespräch«, sagte er. Privileg des Chefs, dachte er dann und setzte sich hinter seinen Schreibtisch.

»Long time no see«, sagte Jarnebring. Er klang überraschend gut gelaunt. Fast schon ausgelassen, dachte Johansson überrascht.

»Ja, wir sollten uns vielleicht mal treffen«, sagte Johansson.

»Genau«, sagte Jarnebring.

»Wann passt es dir denn?«, fragte Johansson und schielte zum Kalender auf seinem Schreibtisch hinüber. Besser, wir machen gleich klar Schiff, dachte er.

»In einer Viertelstunde hier bei mir«, sagte Jarnebring. »Ich kann dich holen lassen, wenn du zur Abwechslung mal mit einem Streifenwagen fahren möchtest statt mit einem Taxi.«

»Ist was passiert?«, fragte Johansson überrascht.

»Ehrlich gesagt weiß ich das ja gerade nicht«, antwortete Jarnebring. »Ich hoffe, dass du mir weiterhelfen kannst. Wenn der Herr Kriminaldirektor sich also herbemühen würden, dann werde ich so lange schon mal Kaffee aufsetzen.«

Jemand oder etwas musste sein Herz berührt haben, als er seinen besten Freund über den Flur auf sich zukommen sah, und die Bärenumarmung, die ihm an Stelle eines Händedrucks zuteil wurde, machte die Sache nicht besser.

»Wir gehen zu mir«, sagte Jarnebring mit seinem Wolfsgrinsen. »Das Personal soll mich nicht sehen, falls ich plötzlich losheule.«

»Du bist gewachsen, Lars«, sagte Jarnebring und musterte seinen Besucher. »Du kriegst jetzt richtige Chefmuskeln. Wenn der Knopf da an deiner Jacke abspringt und ich ihn an die Birne kriege, dann werden dich Bäckström und die anderen Trottel von seiner Abteilung unter Mordverdacht stellen.«

Johansson stellte seine Kaffeetasse ab und lächelte neutraler, als er es eigentlich vorgehabt hatte.

»Na gut, Bo«, sagte Johansson. »Let's skip the bull, wie es in den USA heißt. Erzähl schon. Ehe du platzt.«

Jarnebring nickte und zog einen dünnen Ordner aus dem Stapel auf seinem Schreibtisch.

»John P. Krassner. Jonathan Paul Krassner, geboren 53, Staatsbürger der USA, laut bisher unbestätigten Auskünften eine Art freier Journalist aus Albany im Bundesstaat New York, was offenbar zwei Fahrtstunden nördlich der gleichnamigen Stadt gelegen ist«, erklärte Jarnebring und schaute abermals in seine Unterlagen. »Ist vor sechs Wochen nach Schweden gekommen.«

»Ach«, sagte Johansson überrascht. Und was hat das mit mir zu tun?, fragte er sich.

Jarnebring beugte sich über den Schreibtisch vor, stützte die massigen Arme auf und sah Johansson an.

»Woher kennst du ihn?«, fragte er.

Darum geht es also, dachte Johansson.

»Ich kenne ihn überhaupt nicht«, sagte er dann. »Ich kenne ihn nicht, bin ihm meines Wissens noch nie begegnet und kann mich nicht einmal erinnern, dass ich diesen Namen je gehört hätte. Wie wäre es übrigens, wenn du …«

»Ruhe, Lars.« Jarnebring lächelte und hob abwehrend die Hand. »Vergiss es, und ehe du so sauer wie letztes Mal wirst, schlage ich vor, dass du dich bequem hinsetzt, mir zuhörst und wir uns gegenseitig helfen.«

»Wieso denn?«, fragte Johansson und machte es sich gleichzeitig bequem in seinem Sessel.

»Das lässt sich nicht im Handumdrehen erklären«, sagte Jarnebring. »Und ich brauche wirklich deine Hilfe.«

»Na gut«, sagte Johansson. »Erzähl.«

»Ungefähr vier Minuten vor acht am Freitagabend ist besagter Krassner aus seinem Zimmer im fünfzehnten Stock in diesem Studentenwohnheim oben im Valhallavägen gefallen. Er hatte das Zimmer von einem anderen Bewohner gemietet, das lief wohl über eine internationale Zimmervermittlung für Studierende. Ich hab den Namen hier auch irgendwo«, sagte Jarnebring und schaute zur Decke hoch, während er versuchte seine Gedanken zu sammeln.

»Mord, Selbstmord, Unfall«, sagte Johansson. »Wo ist das Problem?«

»Aller Wahrscheinlichkeit nach Selbstmord«, sagte Jarnebring. »Unter anderem hat er einen Brief hinterlassen. Die Spurensicherung hat heute Morgen angerufen und mitgeteilt, dass der Brief seine Fingerabdrücke aufweist. Die sitzen da, wo sie hingehören, wenn er ihn selbst geschrieben hat.«

»Du meinst die Abdrücke des Toten«, sagte Johansson. »Du willst sagen, dass die Fingerabdrücke des Toten dort sitzen, wo sie hingehören, aber woher weißt du, dass die Abdrücke der Leiche seine Abdrücke sind?«

»Das sind sie«, sagte Jarnebring. »Das hat die Botschaft gestern schon per Fax bestätigt.«

»Die hatten Krassners Fingerabdrücke? War er vorbestraft?«

Jarnebring schüttelte den Kopf.

»Nein, aber die nehmen da drüben wohl so ungefähr aller Welt Fingerabdrücke ab. Seine haben sie sich geholt, als er am Eincheckschalter auf irgendeinem Flug-

platz gejobbt hat. Sie haben kein Wort von irgendeiner kriminellen Vergangenheit oder so was gesagt. Scheint ein ganz normaler, schwermütiger Arsch gewesen zu sein.«

»Selbstmord«, wiederholte Johansson. »Wo ist das Problem?«

Jarnebring zuckte mit den Schultern. »Wenn es denn eins gibt«, sagte er. »Erstens weiß ich nicht, wer er war, aber ich habe die Botschaft schon darum gebeten, das für uns in Erfahrung zu bringen. Sie haben versprochen, sich mit den Kollegen drüben zu unterhalten und festzustellen, ob die irgendwas wissen.«

»Na gut«, sagte Johansson.

»Und dann scheint er in diesem Haus rein und raus gerannt zu sein.«

Jarnebring schilderte rasch Krassners Hin- und Hergerenne und sein eigenes Gespräch mit Professor Lidman.

»Lidman sagt, dass das alles gar nicht ungewöhnlich ist. Selbstmörder laufen froh und munter durch die Gegend und lächeln alles an, was ihnen über den Weg läuft, das wird offenbar lächelnde Depression genannt. Und dann peng, jetzt reicht es, jetzt bring ich mich um. Sie können total irrational sein und zugleich absolut normal wirken.«

»Das kann ich mir denken«, sagte Johansson, dessen Vetter einst in bester Laune das Geburtstagsfest seiner Tochter verlassen hatte, um dann in die Garage zu gehen und sich aufzuhängen.

»Aber wir haben noch den Schuh«, sagte Jarnebring und teilte seine und Hultmans Theorie mit, ohne Hultmans Namen zu erwähnen.

»Klingt überzeugend«, sagte Johansson. »Ich bin natürlich ganz deiner Ansicht.«

Er schaute verstohlen auf die Uhr. Der Schuh ist gegen eine Fensterbank oder einen Balkon oder sogar gegen ein Vogelhäuschen gestoßen, das irgendein Biologiestudent vor seinem kleinen Fenster angebracht hat, dachte Johansson und lächelte zufrieden.

»Sicher«, sagte Jarnebring. »Bis gestern Nachmittag hab ich das auch so gesehen, dann fing dieser Schuhteufel wieder an herumzuspuken.« Er nickte Johansson zu und schien ernst und ehrlich besorgt zu sein.

»Von was redest du?«, fragte Johansson.

»Hast du dieses Schmierblatt schon mal gesehen?«, fragte Jarnebring und reichte ihm die Augustnummer der Zeitschrift »Soldier of Fortune« aus den USA.

»Soldier of Fortune«, sagte Johansson und schnitt eine Grimasse angesichts der Gestalten in Tarnkleidung, die unter wildem Feuer über den Umschlag stürmten. »Ist das nicht so ein Naziblatt von da drüben?«

»Yes«, sagte Jarnebring. »Einer von den jüngeren Kollegen hat mich auf die Idee gebracht. Bei denen liegt im Pausenzimmer ein ganzer Haufen von dem Scheiß. Soldier of Fortune, The Minuteman, Guns and Ammo, The Survivalist, das heißt offenbar ›Der Überlebende‹« erklärte er ganz unnötig, da Johansson sehr gut Englisch sprach. »Diese rechtsextreme Presse, die sich an Waffenficker und alte Klanmitglieder und Leute wendet, die einfach nur Krieg spielen wollen, ist nicht gerade ein Soziblatt, wenn du verstehst, was ich meine.«

Nein, dachte Johansson, denn wer würde im Pausenzimmer einer schwedischen Wache Soziblätter erwarten?

»Enthält jede Menge Anzeigen für Waffen und Überlebenskram und was man tun muss, wenn der Russe kommt, wie man Söldner wird und wie man die Polizei verarschen und wie man Steuern hinterziehen kann. Ja, der ganze Scheiß zwischen Himmel und Erde«, fasste Jarnebring zusammen.

»Was hat der Schuh damit zu tun?«, fragte Johansson freundlich.

»Wenn du mal die Anzeigen aufschlägst, Seite 89. Da findest du die Werbung einer Firma namens StreetSmart, abgekürzt SS.«

Johansson hatte bereits die Anzeige gefunden, die alles Notwendige für den anbot, der in dem »Dschungel, in dem wir Menschen leben müssen« überleben wollte, und aus Gründen, die nicht gerade unerfindlich wirkten, waren die beiden S mit denselben Typen gesetzt wie die »Schießscharten«, die die deutsche SS an ihren Uniformen getragen hatte.

»Ich verstehe das noch immer nicht«, sagte er dann.

»Der Scheißschuh«, sagte Jarnebring und hielt ihm einen kurzen rechten Stiefel aus braunem Leder hin. Er wirkte fast munter. »Das ist der Scheißschuh, der der Töle auf den Kopf gefallen ist.«

Jarnebring drückte den Daumen gegen die Sohle und presste mit der rechten Hand den kräftigen Absatz zusammen. Und aus dem Absatz kullerte ein kleiner Schlüssel aus Metall, gefolgt von einem Stück Papier von Visitenkartengröße.

»Simsalabim«, sagte Jarnebring mit zufriedenem Lächeln. »Ein Modell der bekannten Marke StreetSmart mit dem hohlen Absatz. Der Schlüssel scheint zu einem Banksafe oder Schließ- fach zu gehören, vermutlich drüben in den Staaten«, sagte er dann und hielt den Schlüssel hoch. »Auch darum kümmert sich die Botschaft, ich brauche mir also keine Sorgen zu machen.«

»Ach«, sagte Johansson. Was hätte er auch sonst sagen sollen? Er hatte schon Schlimmeres gehört und gesehen. »Und was enthielt der andere Schuh?«, fragte er.

Jarnebring schüttelte den Kopf.

»Der war leer. Ich nehme an, der Mann war Rechtshänder.«

Johansson nickte. Das klingt plausibel, dachte er.

»Du willst nicht wissen, was auf dem Zettel steht?« Jarnebring schaute ihn erwartungsvoll an.

Johansson riss sich zusammen und zuckte mit den Schultern. Jarnebring schob ihm den Zettel hin, und Johansson las die handgeschriebenen zwei Zeilen.

»An honest Swedish cop. Police Intendent Lars M. Johansson Wolmar Yxkulls Gata 7 A, 116 50 Stockholm.«

Johansson schaute den Zettel noch einmal an. Er hielt ihn vorsichtig zwischen Daumen- und Zeigefingernagel, und zwar aus alter Gewohnheit. Hier schien das überflüssig zu sein. Die grauschwarzen Flecken wiesen darauf-hin, dass der Zettel bereits auf Fingerabdrücke untersucht worden war.

Wie eine Visitenkarte, dachte Johansson. An die fünf Zentimeter lang und acht breit. In der Mitte gefaltet.

Er sah Jarnebring an, und der machte ein Gesicht wie Johanssons Kinder früher am Heiligen Abend.

»Da will uns irgendwer verarschen«, sagte Johansson. »Mich«, korrigierte er.

»Das dachte ich auch. Zuerst dachte ich das. Jetzt bin ich ziemlich sicher, dass Krassner das selbst geschrieben hat.«

»Erzähl«, sagte Johansson und ließ sich im Sessel zurücksinken. Aber er konnte es auch nicht lassen, zu dem kleinen Zettel hinüberzuschielen.

Zuerst hatte Jarnebring dasselbe gedacht wie Johansson. Als er nach den üblichen effektiven Untersuchungen festgestellt hatte, dass eben jener Dienstanwärter Oredsson, der Krassners Schuhe und Kleider abgeholt und zu ihm gebracht hatte, auch die eine Hälfte der »ersten Streife vor Ort« gebildet hatte, und zwar die Hälfte, die

den erwähnten Schuh in die Plastiktüte gesteckt, die Tüte versiegelt und sie mit dem Leichenwagen zur Gerichtsmedizin geschickt hatte, war ihm die Sache klar erschienen. Ich werde Leim aus dem Arsch kochen, dachte Jarnebring, und zehn Minuten später saßen Oredsson und Stridh vor seinem Büro auf dem Gang, und Oredsson wurde als Erster hereinbefohlen.

Pech, dachte Stridh düster und schaute zu der verschlossenen Tür hinüber. Ob er ihn wohl umbringen will?, dachte er dann. Er hatte im Laufe der Jahre so allerlei über Jarnebring gehört, und da kam ihm das nicht unwahrscheinlich vor, auch wenn von der anderen Seite der Tür her kein Geräusch zu hören war. Karateexperte, dachte Stridh und wurde noch düsterer. So ein lautloser Schinder.

Jarnebring nahm Oredsson eine Viertelstunde lang in die Mangel, ohne den Inhalt des Absatzes zu erwähnen. Oredsson war rot, schweißnass und sehr bald ziemlich verängstigt. Eins stand fest. Er hatte keine Ahnung, wovon Jarnebring da redete. Ich lausche der Stimme der Unschuld, dachte Jarnebring überrascht. Schickte Oredsson hinaus und ließ ihn Stridh gleich mitnehmen, natürlich, ohne sich genauer zu erklären oder um Entschuldigung zu bitten.

»Dann habe ich Rosengren angerufen«, erzählte er jetzt.

»Rosengren«, sagte Johansson. »Ist der nicht pensioniert? Der muss doch an die hundert sein.«

»Diskretion Ehrensache«, sagte Jarnebring kurz. »Ich hab kein Vertrauen zu diesen Ärschen von der Spurensicherung«, erklärte er dann. »Die plappern und labern und lecken wie die Siebe. Außerdem ist Rosengren der Beste, der mir je untergekommen ist. Und er ist noch keine hundert, er ist fünfundsiebzig. Und er kann die Fresse halten.«

»Aber was habt ihr gemacht?«, fragte Johansson. »Der Zettel ist doch bepinselt worden. Auf Abdrücke hin.«

»Du warst offenbar noch nie bei Rosengren zu Hause. Er wohnt nicht in einer Wohnung, sondern in einem kriminaltechnischen Labor. Der Alte verdient sich seine Brötchen durch Untersuchungen für private Auftraggeber. Die ganze Skala, von Angestellten, deren Fingerabdrücke auf den Marmeladengläsern der Firma kleben, bis hin zu Briefen von Ehemännern, die sich nebenbei auch noch amüsieren.«

»Ich dachte, er ist Handschriftenexperte«, sagte Johansson.

»Ist er auch, und zwar der Beste«, erklärte Jarnebring mit einem Nicken, das keinen Widerspruch zuließ, »und einen normalen Fingerabdruck kann er im Schlaf herauspinseln. Ich habe Krassners Abdrücke und allerlei handschriftliche Zettel mitgenommen, die ich zwischen seinen Papieren gefunden habe.«

»Und?«, sagte Johansson.

»Es gibt da wirklich nur Krassners Abdrücke.«

»Die Schrift?«, fragte Johansson.

»Auch die Krassners, typisch amerikanisch.«

Johansson schaute noch einmal auf den Zettel und nickte. Er wusste, was Jarnebring meinte, die Art, in der sein Rang, die Ziffern, die Adresse geschrieben waren.

»Krassner scheint für dich geschwärmt zu haben«, sagte Jarnebring und grinste. »Und du hast keine Ahnung, was ihn dazu veranlasst haben könnte?«

»Nicht die geringste.« Johansson schüttelte den Kopf. »Dürfte man vielleicht diesen Brief lesen, den du erwähnt hast?«

»Selbstverständlich«, sagte Jarnebring großzügig und reichte ihm eine Plastikhülle, die einen Din-A4-Bogen enthielt. »Ich dachte schon, du würdest niemals fragen.«

»Konnte Krassner Schwedisch?«, fragte Johansson überrascht, als er den maschinengeschriebenen Text sah.

»Nein«, erwiderte Jarnebring und schüttelte den Kopf. »Das ist eine Übersetzung. Das Original ist noch bei der Spurensicherung. Das mit den Abdrücken haben sie mir am Telefon gesagt. Verdammte Faulpelze«, schnaubte Jarnebring. »Warum haben die seine Klamotten nicht mitgenommen, wo sie doch schon da waren und die Finger gesichert haben?«

»Wer hat es übersetzt?«, fragte Johansson.

»Hultman«, sagte Jarnebring.

»Hultman? Unser Hultman?«, fragte Johansson.

»Ja«, sagte Jarnebring, »und er spricht sogar noch besser Englisch als du, du kannst also ganz beruhigt sein.«

Bin ich doch, dachte Johansson und las den kurzen Text.

»Ich habe mein Leben zwischen der Sehnsucht des Sommers und der Kälte des Winters verbracht. Als ich jünger war, dachte ich, wenn der Sommer kommt, werde ich mich in eine verlieben, die ich über alles lieben kann, und dann wird mein Leben richtig anfangen. Aber als ich alles getan hatte, zu dem ich gezwungen worden war, war der Sommer schon vorüber, und alles, was blieb, war die Kälte des Winters. Und das war nicht das Leben, das ich mir vorgestellt hatte.«

Seltsam, dachte Johansson. Genau wie die Gedichte, die ich geschrieben habe, als ich jung war, und die ich dann verbrannt habe, als ich etwas älter wurde.

»War wohl ein sensibler Knabe«, sagte Jarnebring.

»Scheint sich mit schwedischen Polizisten aber ausgekannt zu haben«, sagte Johansson und sprang auf. »Sollten wir heute Abend vielleicht zusammen essen?«

»Gern«, sagte Jarnebring. »Wenn du versprichst, nicht mit Porzellan um dich zu werfen.«

»Halb acht in meinem Stammlokal«, sagte Johansson. »Ich übernehme die Rechnung, du kannst also ganz unbesorgt sein.«

»Hierher schleppst du also deine ganzen Frauenzimmer?«, fragte Jarnebring, als sie an Johanssons Stammtisch in dessen Stammlokal saßen.

»So viele sind es nun auch wieder nicht«, sagte Johansson.

»Und hier wird also italienisch gespachtelt«, sagte Jarnebring und schielte zu der großen Schiefertafel hinüber, auf der die Speisekarte verzeichnet war. Er schien nicht restlos begeistert zu sein.

»Ja«, sagte Johansson, »und das solltest du auch mal probieren, aber weil ich ja wusste, dass du kommst, habe ich einige Sonderabmachungen getroffen. Du bekommst durchgebratenes Entrecôte mit überbackenen Kartoffeln und einen Nachtisch, den du zu schätzen wissen wirst. Dagegen gibt es keinen Hering als Vorspeise, das lag jenseits der Schmerzgrenze des Wirtes, aber er hat einen hervorragenden marinierten Lachs. Der übrigens perfekt zum Schnaps passt.«

»Ich dachte, die hätten in diesen Läden noch nie von Schnaps gehört«, sagte Jarnebring.

»Ich bin doch regelmäßig hier«, sagte Johansson, »und zwar, seit es diesen Laden gibt, und da haben sie natürlich mittlerweile davon gehört. Ich habe sogar zwei von meinen eigenen Schnapsgläsern mitgebracht, solche Schwenker aus Kristall mit hohem Fuß, wie du sie von mir zu Hause kennst. Ich habe zwei Dutzend von einer alten Tante geerbt. Habe ich dir von der schon mal erzählt?«, fragte er.

Das hatte er zwar mehr als einmal, aber Jarnebring nickte ,trotzdem auffordernd.

»Die hättest du mal kennen lernen sollen, Bo«, erklärte Johansson, »die war wirklich nicht von Pappe.

Sie betrieb in Kramfors ein Hotel, zur Zeit der Alkoholbeschränkung, und deshalb ist in so einem Glas Platz für siebeneinhalb Zentiliter, die halbe Ration damals. War eine tolle Idee von der Alten«, fand Johansson.

Jarnebring schüttelte den Kopf. Er wirkte fast ein wenig ergriffen.

»Lars, mein Freund, weißt du, was du bist? In Herz und Seele?«

Johansson schüttelte den Kopf.

»Du bist kein Scheißbürokrat von der Landespolizei. In Herz und Seele bist du ein norrländischer Großbauer, so ein gerissener Teufel mit meilenweit Wald und einer Sägemühle unten am Fluss. Wenn du nur hundert Jahre früher geboren worden wärst, dann hättest du mit Zorn und den anderen Typen in der Operabar picheln können, nicht mit einem schnöden Wachtmeister.«

Du sprichst hier nicht über mich, sondern über meinen Großvater oder meinen großen Bruder, wenn wir die Zeit mal außer Acht lassen, dachte Johansson. Außerdem täuschst du dich in mir, aber das sagte er nicht.

»Meine Herren«, unterbrach der Wirt sie mit einem leichten Räuspern und einer tiefen Verbeugung. »Marinierter Lachs nach Art des Hauses.«

Er stellte die Teller vor ihnen ab, große, schräg geschnittene Scheiben Lachs, rosa mit zart-weißer Marmorierung, Zitrone daneben, ein Spritzer Olivenöl und einige grüne Zweiglein von frischen Kräutern.

»Zu trinken, meine Herren.« Einer seiner Gehilfen präsentierte ein Tablett mit zwei großen Biergläsern und zwei beschlagenen Kristallschwenkern, die er mit geübter Hand neben die Teller stellte, zuerst bei Jarnebring, dann bei Johansson. Danach trat er einen Schritt zurück und machte eine leichte Verbeugung.

»Ich wünsche den Herren einen guten Appetit.«

Jarnebring nickte Johansson zu und nahm den Schwenker in die rechte Hand. »Prost, Chef.«

»Völlig in Ordnung«, erklärte Jarnebring, nachdem sie die Vorspeise verzehrt und ausgiebig an Tante Jennys großen Gläsern genippt hatten. Kräuter und Zitronenscheibe hatte er allerdings im Aschenbecher deponiert, ehe er sich über den Lachs hergemacht hatte. Danach hatten sie über alte Zeiten gesprochen, be-. vor sich ihre Wege getrennt hatten. Während Johansson immer weiter aufgestiegen war, war Jarnebring auf der Stelle getreten. Es war viele Jahre her, dass sie zuletzt zusammen vorne im Streifenwagen gehockt und im Pausenzimmer der Ermittlung den gleichen ranzigen Kaffee getrunken hatten, und da sie sich jetzt nur noch in ihrer Freizeit treffen konnten, unterhielten sie sich am liebsten über die Zeit, in der sie zusammengearbeitet hatten.

Der Tenor war immer derselbe: früher war alles besser, bei der Ermittlung, bei der Kripo, bei der Polizei überhaupt, sogar die Verbrechen waren in der guten alten Zeit irgendwie zu begreifen gewesen.

»Kannst du dich an Mord-Otto erinnern?«, fragte Jarnebring. »Und an den Sheriff?«

»Und Dahlgren und Mattson«, fügte Johansson nostalgisch hinzu. »Und Klein-Gösta und Stich und Kanake und Messer. Bongis. Weißt du noch, Bongis, und Äström und Salle? Erinnerst du dich an Salle, den sie sich immer sofort geschnappt haben, sowie sie einen Bruch hatten? Das war der, den wir Kommissar Toivonen genannt haben, weil er aussah wie der typische Suffkopp aus Karelien, der die Fähre nach Hause verpasst hat.«

Bei den Erwähnten handelte es sich um legendäre Gestalten und um ehemalige Chefs, die entweder den Löffel abgegeben oder mit Hilfe der üblichen Pensionssysteme vom Spielfeld verschwunden waren, wobei

keiner der jüngeren Kollegen sie je im Park hinter dem Polizeigebäude beim Taubenfüttern entdeckt hatte.

»Übellaunige alte Ärsche«, sagte Jarnebring, »aber tüchtige Polizisten!«

»Die wüssten, was gut ist und was schlecht und was richtig und was falsch, und sie konnten das, was wichtig ist, von purem Blödsinn unterscheiden«, sagte Johansson, der sich von Tante Jennys Schnäpsen mehr als nur leicht beschwipst fühlte und versuchte, das Gespräch auf einem anständigen Niveau zu halten. Ich kann mich doch nicht mitten in der Woche volllaufen lassen, auch wenn hier mein bester Freund sitzt und obwohl bei unserem letzten Treffen alles so ziemlich zum Teufel gegangen ist und …

»Eva-Lena«, riss Jarnebring ihn aus seinen Erinnerungen. »Erinnerst du dich an Eva-Lena?«

»Eva-Lena?« Johansson, der die Meinung vertrat, dass das Polizeihandwerk selbstverständlich von Männern ausgeübt werden sollte, da es dabei zu neunundneunzig Prozent um andere Männer ging, der aber natürlich nicht einmal im Traum daran dachte, diese Ansicht laut zu äußern, wühlte fieberhaft in seinen Erinnerungen.

»Eva-Lena, die zur Chefin der Drogenfahndung ernannt wurde, zur ersten Ermittlungskommissarin in Stockholm, ich glaube sogar, im ganzen Land. Kleine blonde schmale Frau, ein wenig zu dünn vielleicht, aber trotzdem ziemlich toll, fluchte wie ein Müllkutscher. An die musst du dich doch erinnern?«

Plötzlich fiel es Johansson wieder ein. Er war in einer Krisensituation aus der normalen Ermittlung zur Drogenfahndung geholt worden, und in der ersten Nacht hatte er eine routinemäßige Beschattung verpatzt. Hatte sie ganz einfach in den Sand gesetzt, denn der Beschattete war schlauer gewesen als er. Was auch damit zusammenhing, dass seine Frau ihn gerade verlassen hatte, dass er seither nicht geschlafen hatte, dass seine Kinder jedes Mal

gerade dann anriefen, wenn er es versuchte, und dass sie sofort in Tränen ausbrachen, wenn er seinen Spruch aufgesagt hatte, und dass ihre Mutter dann immer den Hörer auflegte, ehe … Scheiß drauf, jedenfalls hatte er die Aktion gehörig in den Sand gesetzt und sich am nächsten Morgen anhören müssen, wie seine neue Chefin das alles sah.

»Erklär mir mal bitte, wie das passieren konnte«, waren ihre ersten Worte.

Persönliche Probleme, dachte Johansson, denn in der Ausbildung hatte er gelernt, dass man das sagen sollte, aber schon bald hatte er festgestellt, dass das überhaupt nichts brachte, und deshalb sagte er das nicht.

»Er war besser als ich«, sagte er stattdessen. Eins zu null für mich, dachte er dann angesichts ihrer Überraschung.

»Er war besser als du? Aber das sind doch fast alle. Ist es nicht so? Ich habe gehört, du bist ein Scheißkerl. Das sagen meine Jungs. Die Ermittlung hat uns einen Scheißkerl geschickt, damit hier noch mehr Scheiß passiert.«

Und dir sollte man den Mund mit grüner Seife ausspülen, dachte Johansson, aber auch das sagte er nicht.

»Fast niemand ist besser als ich«, sagte Johansson mit deutlichem norrländischem Akzent und schaute ihr zugleich voll in die Augen. Zu ihren Ehren sei gesagt, dass sie seinem Blick nicht auswich, sie stierte einfach zurück, verlor aber, weil sie als Erste wieder das Wort ergriff.

»Na gut«, sagte sie. »Du kriegst noch eine Chance. Sorg dafür, dass du um sieben Uhr hier bist.«

Aber er war zu seinem alten Chef gegangen. Eine der legendären Gestalten, die sich für den bequemen Weg entschieden hatte.

»Die redet Scheiß über uns von der Ermittlung«, sagte Johansson. »Die redet Scheiß über uns und auch über dich, und das lass ich mir nicht bieten.«

»Miese Sau«, sagte der Chef, der bereits rote Augen hatte. »Verdammte Kampflesbe.« Er fing an, die Nummer seines besten Kumpels zu wählen, der ein alter Ringer war, genau wie er, und dazu Chef der gesamten Kriminalabteilung. »Und du«, er nickte Johansson zu, »du bleibst bei mir, Junge. Das sind diese Scheißsozis«, erklärte er. »Man muss schon ein Scheißsozi sein, um auf so Scheißideen zu kommen, wie Weiber zur Truppe zu holen.« Er lachte, ließ sich im Sessel zurückfallen und nickte Johansson zu, zum Zeichen, dass der entlassen war. Scheißlappe, dachte er liebevoll, als Johansson das Zimmer verließ.

»An die kann ich mich erinnern«, sagte Johansson. »Die war gut«, fügte er hinzu, »richtig gut, fast so gut wie du und ich.«

Und sie hat auch versucht zu reden wie du und ich und sich aufzuführen wie du und ich und alle anderen Typen, und eines Tages war sie einfach verschwunden, dachte er.

»Was ist mit ihr?«, fragte er, obwohl er es nur zu gut wusste.

Jarnebring zuckte mit seinen breiten Schultern. »Sie ist verschwunden, hat aufgehört, nobody knows«, sagte er dann.

Wie zum Teufel kann man Frauenzimmer zur Polizei holen, dachte er, aber da Johansson immerhin Kriminaldirektor und damit mehr als halbwegs in der Politik war, sagte er das nicht.

»Prost«, sagte Jarnebring und hob sein Glas. »Prost, auf alle Jungs von der Ermittlung und auf die gute alte Zeit.«

Wer hat Schnaps nachgeschenkt?, dachte Johansson leicht verwirrt. Irgendwer musste das getan haben, denn Tante Jennys Glas war bis an den Rand hoch beschlagen.

»Gustav Adolf Nilsson«, lachte Jarnebring. Nach dem Hauptgericht legten sie eine Pause ein, Johansson trank Wein, während Jarnebring lieber mit Bier weitermachte und mit einen Zuschuss in Tante Jennys Glas, und das alles war einfach ausgezeichnet. »Gustav Adolf Nilsson, Jahrgang 30«, wiederholte Jarnebring.

»Dein Zeuge«, sagte Johansson. »Der mit der Töle, die den Schuh an die Birne gekriegt hat«, fügte er hinzu. Komische Geschichte, dachte Johansson, könnte aus einem Krimi stammen.

»Vindeln«, sagte Jarnebring jetzt. »Kannst du dich an den erinnern, ist fast zehn Jahre her. Als wir mit diesem Raubüberfall oben am Odenplan zu tun hatten und mit diesem Doppelmord, bei dem ich jeden Eid darauf schwören würde, dass die Kollegen von der Sicherheitspolizei ihre Finger drin hatten. Weißt du noch?«

»Ja«, sagte Johansson. »An Vindeln kann ich mich erinnern.« Das andere hatte er zu vergessen versucht. »Das war doch dieser Suffkopp, der das Opfer kannte?«

»Diesmal nicht«, sagte Jarnebring. »Aber es ist derselbe Gustav Adolf Nilsson«, fügte er dann glücklich hinzu. »Alias Vindeln. Und du und ich sind beide größere Suffköppe, als er das heute ist.«

»Ich dachte, der hätte sich schon längst ins Grab gesoffen«, sagte Johansson überrascht. »So, wie er damals aussah.«

»Nix«, sagte Jarnebring und schüttelte den Kopf. »Ein halbes Jahr später hat er seine ältere Schwester beerbt, seine einzige verbliebene Verwandte. Sie war mit einem Pfingstgemeindler verheiratet, der war Eisenwarengroßhändler und doppelt so alt wie sie. Vindelns Schwager«, verdeutlichte Jarnebring, »doch da er Vindeln um dessen Hälfte des elterlichen Erbteils betrogen hatte, sowie ihm die Schwester in die Krallen gefallen war, hatten sie sich nicht gerade jeden Tag gesehen, um es mal so zu sagen.

Und dann kratzte der Alte ab, der Pfingstheini, meine ich, und zehn Jahre danach war es dann für die Witwe Zeit, das ganze Erbe Vindeln zu überlassen. Obwohl er seit zwanzig Jahren nichts mehr von ihr gehört hatte. Sicher hatte sie ein schlechtes Gewissen, die alte Kuh.«

»Ja, verdammt«, sagte Johansson mit echtem Gefühl.

»Und wie«, sagte Jarnebring. »Mir kam er ja bekannt vor, als wir bei ihm zu Hause saßen und über seinen toten Hund quatschten, aber am Ende half mir Hultman dann auf die Sprünge.«

Hultman war also dabei, dachte Johansson.

»Ist ja auch kein Wunder«, erzählte Jarnebring weiter, »er sah prima in Schuss aus, ganz anders als damals, und das muss ja auch schon an die zehn Jahre her sein, mager, sehnig, norrländischer Sportstyp, der reine graue Panther. Jede Menge Kohle von seiner Schwester und seither nicht einen Tropfen. Angeblich hat er gesagt, wenn man so viel Geld hätte wie er, sei man sozusagen dazu gezwungen, mit dem Saufen aufzuhören. Also ist er einfach trocken geworden und hat sich von allen alten Säuferkumpanen verabschiedet, von einem Tag auf den anderen. Er haust noch immer in seiner alten Butze in der Surbrunnsgatan, aber jetzt ist das Haus in Eigentumswohnungen umgewandelt worden, und Vindeln hat auch noch die Nachbarwohnung an sich gerissen. Hat eine Mauer rausschlagen lassen und umgebaut, ist Kassenwart in der Wohnungsgenossenschaft und zuverlässig wie ein Banksafe.«

»Meine Fresse«, sagte Johansson. »Vindeln, der alte Suffkopp.«

»Sicher«, sagte Jarnebring. »Ich hab vergessen, dir davon zu erzählen, als du bei mir warst, da hab ich nur an den Scheißschuh gedacht, was für eine verrückte Geschichte.« Jarnebring schüttelte glücklich seinen Ober-

körper, und da er sich dabei über den Tisch lehnte, bebte das ganze Lokal.

»Ja, ich hab noch immer nicht die geringste Ahnung«, sagte Johansson. »Meines Wissens ist mir dieser Krassner nie über den Weggelaufen.«

Ein Schuh mit hohlem Absatz, in dem hohlen Absatz ein Schlüssel zu einem Banksafe in den USA, und das wäre ja noch gegangen. Wenn nur dieser Zettel nicht gewesen wäre, dachte Johansson. Der Zettel mit seinem Namen und seiner Adresse, obwohl er gar nicht im Telefonbuch stand, obwohl außer seiner Familie und seinem engsten Bekanntenkreis kaum jemand wusste, wo er wohnte. Und obwohl seine Sekretärin oder sonst wer im Büro niemals auf die Idee kommen würde, seine Privatadresse herauszugeben.

»Das ist ganz einfach ein Mysterium«, sagte Johansson gewichtig, und genau das dachte er auch. Ein Scheißmysterium.

»Zuerst dachte ich ja, die Kollegen von der Bereitschaft wollten dich verarschen«, sagte Jarnebring.

Dachte ich auch, sagte sich Johansson im Stillen und nickte, während er den letzten Schluck aus der Weinflasche goss. Ich hätte mich an Bier halten sollen. Die werden wohl ein Transportzeugnis für mich schreiben, dachte er und fühlte sich bei dieser Vorstellung gleich wieder wie neu.

»Wo war ich noch?«, fragte Jarnebring und nahm einen tiefen Schluck aus seinem Bierglas. »Ja, die Kollegen von der Bereitschaft, mit denen du vor zwei Monaten so wild umgesprungen bist.«

In seiner Eigenschaft als Chef des Landeskriminalamts hatte Johansson eine interne Untersuchung gegen die Besatzung eines Stockholmer Einsatzkommandos angeordnet. Er hatte hart durchgegriffen, und die beiden Betroffenen waren sogar vorübergehend inhaftiert wor-

den, aber jetzt schien alles wieder beim Alten zu sein. Sie befanden sich auf freiem Fuß, waren wieder im Dienst, wenn auch ohne Streifenwagen, und die Anklage vor dem Stockholmer Stadtgericht würde zweifellos im Sande verlaufen.

»Miese Bande«, sagte Johansson aus der Tiefe seines Herzens. »Wie zum Teufel können die solches Pack bei der Truppe zulassen?«

»Sicher«, sagte Jarnebring, »ich bin ganz deiner Ansicht, aber was den Schuh angeht, da sind sie unschuldig. Von dem haben sie keine Ahnung.«

»Ich bin ganz deiner Meinung«, sagte Johansson und nickte in sein Weinglas.

»Das ist Krassners Schuh. Und aus irgendeinem Grund hat er deine Adresse aufgeschrieben und in seinen Absatz gestopft. Wo bleibt eigentlich der Nachtisch, verdammte Pest?«

Der pure Krimi, dachte Johansson und hielt nach seinem Freund, dem Wirt, Ausschau. An honest cop, dachte er.

»Ich dachte an diesen Brief«, sagte Johansson.

Jarnebring nickte. Sie hatten den Nachtisch bewältigt und waren in Kaffee und Cognac vertieft. Johansson hatte das eher aus Pflichtgefühl bestellt, aber nach einer halben Flasche Mineralwasser fühlte er sich gleich wohler.

»Ja«, sagte Jarnebring, dessen Denkfähigkeit gar nicht zu registrieren schien, wie viel er trank.

»Es war eine elektrische Schreibmaschine, sagst du. Hast du dir das Farbband angesehen, es war ja wohl so eine Farbbandkassette, wenn ich dich richtig verstanden habe?«

»Aber zum Teufel, Lars«, sagte Jarnebring. »Ich bin ja schließlich Polizist. Doch, ich hab mir die Kassette angesehen, aber das Farbband enthält wirklich nur diesen

Brief. Für wen hältst du mich eigentlich, zum Henker«, sagte er und trank einen tiefen Schluck aus dem Cognacglas.

»Der Papierkorb …«, setzte Johansson an.

»Und den Papierkorb«, fiel Jarnebring ihm ins Wort. »Der Papierkorb enthielt nur die Packung, in der die Kassette gesteckt hatte. Wie gesagt.«

»Aber du hast gesagt, der Arsch sei schon anderthalb Monate hier gewesen«, beharrte Johansson. »Was hat er denn die ganze Zeit getrieben? Irgendwas muss er doch gemacht haben?«

»Er hat sich sicher Gedanken über das Leben und die Zukunft gemacht«, sagte Jarnebring und zuckte mit den Schultern. »Ansonsten scheint er nicht viel unternommen zu haben. Hatte wohl anderes im Kopf.«

»Mehr als einen Monat lang«, sagte Johansson mit hörbarer Skepsis in der Stimme.

»Etwas über sechseinhalb Wochen«, sagte Jarnebring. »Ich hab das Datum überprüft. Er ist am Sonntag, dem 6. Oktober, von New York nach Arlanda geflogen. Und gehüpft ist er am Freitag, dem 22. November.«

»Diese Bücher in seinem Zimmer«, sagte Johansson. »Was waren das für welche?«

»Ganz unterschiedlich«, sagte Jarnebring und grinste aus Gründen, die Johansson nicht so recht einsichtig waren. »Das waren billige Krimis auf Englisch, und er schien sie immerhin gelesen zu haben, denn sie waren ziemlich zerfleddert. Ja«, Jarnebring suchte in seiner Erinnerung, »und dann hatte er allerlei Bücher über Schweden und schwedische Geschichte und schwedische Politik, allesamt auf Englisch. Sweden the Middle Way, The Paradise of Social Democracy, ich habe eine Liste gemacht, wenn dich das interessiert.«

Aha, dachte Johansson.

»Zum Teufel, Lars.« Jarnebring beugte sich über den Tisch und legte ihm die rechte Hand auf den Arm. »Mach jetzt mal einen Punkt. Bestimmt gibt es eine einfache und einleuchtende Erklärung.«

»Ich höre«, sagte Johansson und musste wider Willen lächeln.

»Wir stellen uns das so vor«, sagte sein bester Freund. »Irgendein halbradikaler Wirrkopf aus den Staaten kommt aus irgendwelchen unklaren Gründen her und denkt genau das, was solche Typen immer denken. Eines Abends sitzt er in der Kneipe und kommt mit unseren eigenen Genies ins Gespräch, die ebenso denken wie er, und da stehen sie dann und faseln und finden es toll und reden über Dinge, über die solche Typen immer reden, egal, woher sie kommen.«

»Und was sollte das sein?«, fragte Johansson.

»Dass solche wie du und ich einfach Drecksäcke sind. Die Polizei. Die größten Drecksäcke auf der Welt.«

»Ich verstehe, was du meinst«, sagte Johansson. Das hatte er auch schon von einem seiner Kinder gehört.

»Hervorragend«, sagte Johansson, »und bei dieser Gelegenheit erinnert einer unserer eigenen linken Trottel sich daran, dass er oder sie, das war sicher eine Sie, wenn ich es mir genau überlege, in der Zeitung gelesen hat, dass es sogar unter den Schlimmsten der Schlimmsten noch Ausnahmen geben soll.«

»Ach«, sagte Johansson.

»Und dann erzählt sie, was sie in der Zeitung über dich und deinen Kreuzzug gegen die Kollegen vom Einsatzkommando gelesen hat, im Hinblick auf diesen alten Suffkopp, den sie damals möglicherweise totgeschlagen haben, und Krassner wird es ganz heiß in seiner Hose, und er beschließt, diesen Kerl, ja, den werd ich zum Teufel mit mir in die Ewigkeit nehmen. Deshalb notiert er sich deinen Namen und steckt ihn in seinen kleinen

Geheimschuh. Verdammter Romantiker«, schnaubte Jarnebring. »Und wenn du jetzt keinen Longdrink ausgibst, dann bestelle ich zwei auf eigene Rechnung. Was willst du?«

»Mal nachdenken«, sagte Johansson, der mit seinen Gedanken ganz woanders war als bei Gin und Tonic.

»Na gut«, sagte Jarnebring. »Erinnerst du dich an diesen Leitartikel in der Mini-Prawda, unserer geliebten Abendzeitung, am Tag, nachdem du die Kollegen eingebuchtet hast, die halbe Seite? Kannst du dich daran erinnern?«

»Mir kommt eine vage Erinnerung, jetzt, wo du es sagst«, lachte Johansson, der den Artikel wortwörtlich hätte zitieren können.

»Ich möchte daran erinnern, dass die Überschrift lautete ›Ein ehrlicher Bulle‹«, sagte Jarnebring.

»Wenn du das sagst«, erwiderte Johansson ausweichend.

»Genau«, sagte Jarnebring. »Ich und die anderen hätten uns fast eine Hasenscharte gelacht. Lars Martin Johansson, ein ganz normaler Wachtmeister, einer von uns, auch wenn allerlei Wasser unter den Brücken durchgeflossen ist, seit wir dieselben Autositze und dieselben Nistplätze geteilt haben, jetzt ist er schon auf dem besten Weg zum Ministerposten, wie es aussieht. Der einzige Kollege aus der schwedischen Polizeigeschichte, der je in diesem Schmierblatt positiv erwähnt wurde. Und noch dazu ein echter Polizist, keiner von der Sorte, wie sie einem heutzutage begegnen.«

»War es so schlimm?«, fragte Johansson und verspürte nun echte Besorgnis.

»Keine Panik«, sagte Jarnebring. »Das ist schon in Ordnung. Wir kennen dich doch. Was wird jetzt eigentlich aus dem Longdrink?«

»Den werd ich sofort bestellen«, sagte Johansson und gab seinem Freund, dem Wirt, ein diskretes Zeichen.

Aber woher kannte dieser Mensch meine Privatadresse?, fragte er sich.

Mittwoch, 27. November

Am Vorabend war es spät geworden. Johansson war mit ihm nach Hause gegangen und da hatten sie bis um eins weitergepichelt. Dann hatte Johansson auf die Uhr geschaut und erklärt, jetzt reiche es, jedenfalls für ihn, und falls Jarnebring bleiben wolle, habe er die Wahl zwischen dem Sofa im Wohnzimmer und dem in Johanssons Arbeitszimmer. Jarnebring dankte für das Angebot, nahm ein Taxi und fuhr nach Hause. Er hatte seine Gelüste, und sie war in der letzten Zeit ungeheuer liebevoll gewesen. Sie hat sicher von meiner eisernen Moral gehört, dachte Jarnebring zufrieden, als er durch die Nacht gefahren wurde.

Johansson war wie immer um sechs Uhr aufgewacht, aufgestanden, hatte zwei Kopfschmerztabletten und ein großes Glas Wasser eingeworfen, hatte dann den Wecker auf acht gestellt und war wieder eingeschlafen. Er musste um zehn in Lidingö auf einer Sitzung sein, und da er dort nichts vorzutragen, sondern nur zuzuhören brauchte, brauchte er sich weiter keine Sorgen zu machen. Abgesehen davon, dass da dieser ärgerliche kleine Zettel war.

Jetzt saß er jedenfalls dort, wo er dem Kalender auf seinem Schreibtisch zufolge hingehörte, doch während vorn auf dem Podium eine Rede auf die andere folgte, gingen seine Gedanken ihre eigenen Wege, und immer führten diese Wege zu dem Zettel.

Denn dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe. Woher hatte er meine Adresse? Ich stehe nicht im Telefonbuch. Natürlich wäre es keine große Kunst, sie sich zu besorgen, wenn man das wirklich will. Aber was hat Krassner mit meinem Namen und meiner Adresse gewollt? Johansson hatte ein gutes Gedächtnis für Namen und Personen und deren Gesichter und Unternehmungen, das

musste ein alter Ermittler einfach, und er hatte während der letzten vierundzwanzig Stunden seine Erinnerungen wirklich auf den Kopf gestellt. Kein Krassner, dachte Johansson.

Angenommen, Jarnebring war auf der richtigen Spur. Und Krassner war ein normaler Wirrkopf, so einer, der gern ein bisschen seltsam und geheimnisvoll tut und durchaus ab und zu die Lust verspüren kann, in Schuhen mit hohlem Absatz durch die Gegend zu laufen. Hohler Absatz, Johansson schüttelte den Kopf. Bei den Tausenden von Verbrechern, mit denen er in seinen Jahren bei der Polizei zu tun gehabt hatte, konnte er sich nicht an einen Einzigen mit einem hohlen Absatz erinnern. Dagegen an etliche ganz und gar schuhlose. Drogen, dachte Johansson. Da hatten sie sicher den einen oder anderen gehabt, der seine Waren auf diese Weise unterbrachte. Im Haus kursierte sogar ein Schwank über einen ohnehin schon überaus hoch gewachsenen Schwarzen, der versucht hatte, auf dem Flughafen in kniehohen Plateausohlen aus Krokodilleder ein Pfund Heroin ins Land zu schmuggeln. Ob die Geschichte stimmte, wusste er nicht, darum ging es sicher auch nicht, aber vielleicht sollte er ja doch mit einem Kollegen von der Drogenfahndung sprechen? Wie mach ich das nur?, dachte er düster, aber so, wie er Jarnebring kannte, war es andererseits sowieso schon geschehen. Was es wohl zum Mittagessen gibt?, dachte er dann und schaute auf die Uhr.

*

Jarnebring war keiner, der sich unnötigerweise in Grübeleien erging. Krassner war ein abgeschlossenes Kapitel. Jarnebring brauchte jetzt nur noch seinen Bericht zu verfassen und ihn zu Protokoll zu geben. Das wollte er erledigen, sowie Hultman sich gemeldet und mitgeteilt hatte,

was die Kollegen aus den USA über Krassner wussten, und dass diese Mitteilungen nicht mehr viel ändern würden, davon war er überzeugt. Selbstmord, beschloss Jarnebring, und danach widmete er den Vormittag praktischen Fragen und den Nachmittag physischem Training. Und was er dann nach Feierabend machen würde, ging nur ihn etwas an.

*

Gute Nachrichten, dachte Wiijnbladh. Wenn die Gerüchte zutrafen, dann hatte offenbar der stellvertretende Chef des Landeskriminalamtes, Kriminaldirektor Lars Martin Johansson, das Gutachten über die Kollegen geschrieben, denen die beiden Leichen im Fahrstuhlschacht entgangen waren. Das ist so einer, der gern über die Leichen von Kollegen geht, dachte Wiijnbladh, er würde diesen Dilettanten Olsson mit Sicherheit nicht davonkommen lassen. Olsson war zwar nicht am Tatort gewesen, sondern ganz woanders, was aber nur seine Nachlässigkeit und seine allgemeine Untauglichkeit bewies, aber er war doch der Chef der Spurensicherung. Und den Posten hätte ich kriegen sollen, dachte Wiijnbladh, und noch ist es offenbar nicht zu spät. Jetzt gilt es, sich vor dem sechzigsten Geburtstag des Abteilungschefs noch mal richtig ins Zeug zu legen. Für die Feier wird bereits gesammelt und geplant, dachte Wiijnbladh zufrieden.

*

Am Montagmorgen war Bäckström auf seine normale Stelle als Mordermittler zurückgekehrt und hatte dabei einen so gut wie abgeschlossenen Fall von Frauenmisshandlung bei sich. Normalerweise würde er diesen Dreck

nicht mal mit der Kneifzange anfassen, und jetzt hatte die Abteilung praktischerweise dem durch einen Haufen von Rotstrümpfen und linken Trotteln ausgeübten politischen Druck nachgegeben und für Fälle von Gewalt gegen Frauen eine besondere Ermittlungsgruppe eingerichtet, bei der sich natürlich die heimlichen Schwulen und Lesben der Truppe beworben hatten. Gewalt gegen Frauen?, dachte Bäckström. Ein Haufen besoffener Weibsbilder, die regelmäßig den Hintern voll brauchten und das auch wollten. Das Problem war nur das aktuelle Exemplar, verdammt viel Kohle und Brüste wie Melonen, und der Suffkopp, mit dem sie verheiratet war, saß noch immer. Dafür hatte Bäckström höchstpersönlich gesorgt.

Zuerst hatte er den harmlosen, verwirrten Bullen mimen und seinen nächsten Vorsitzenden bitten wollen, die Sache selbst zu übernehmen. Einerseits waren die Ermittlungen so gut wie abgeschlossen, andererseits gab es auch keinen frischen Mord, der den Einsatz des Chefs verlangt hätte. Es gab nur jede Menge alten, unaufgeklärten Scheiß, den kein normaler Mensch auch nur anrühren mochte. Aber die Sache war dann doch nicht so einfach. Bäckströms Chef war ein alter Idiot von zwei Metern und hundertdreißig Kilo, der ganz einfach strohdoof war. Als Bäckström ihn am Morgen gesehen hatte, war er noch sternhagelvoll gewesen, und nur ein kurzsichtiger Selbstmörder wäre dann mit einem solchen Ansinnen an ihn herangetreten, weshalb Bäckström beschloss, sich bedeckt zu halten. Er brauchte nur noch zwei ergänzende Vernehmungen des bedauernswerten Opfers. Er war schon halb am Ziel, das wusste er, seit er am Telefon mit ihr gesprochen hatte, und schlimmstenfalls konnte er ja immer noch die Daten der Gespräche ändern.

*

Jarnebring war nicht der, als der er sich gab, überlegte Oredsson, und als er mit seinen älteren Kameraden darüber gesprochen hatte, hatte er auch den Grund begriffen. Jarnebring war offenbar ein alter Kollege und der beste Freund dieses Fünftekolonnisten Johansson, der dem Landeskriminalamt vorstand. Schade, dachte Oredsson. Wenn man dem Verbrechen ernsthaft zu Leibe rücken wollte, dann wäre es doch wichtig, Leute wie Jarnebring auf der richtigen Seite zu wissen.

*

Als Stridh nach Hause gekommen war, hatte er den Fernseher eingeschaltet, um sich die Nachrichten anzusehen, aber wie immer war nur eine Menge Elend mitgeteilt worden, und da hatte er wieder ausgemacht. Es nimmt nie ein Ende, dachte Stridh, der einzige Lichtblick war, dass er bald wieder frei haben würde.

Hultman ist keiner, der auf der faulen Haut liegt, dachte Jarnebring zufrieden, und von den Kollegen in den USA lässt sich das auch nicht sagen. Als er nach der Morgenandacht sein Postfach durchsah, entdeckte er ein Fax aus der US-Botschaft. Es enthielt ein polizeiliches Vernehmungsprotokoll aus Albany, New York, dazu einige offizielle Zeilen des juristischen Attachés der Botschaft sowie einen handschriftlichen Brief von Hultman, der das Wesentliche zusammenfasste: Vor zehn Jahren hatte Krassner einen Selbstmordversuch verübt, indem er vom Balkon seines damaligen Wohnhauses gesprungen war. Die lokale Polizei hatte eine alte Notiz über dieses Ereignis herausgesucht. Sie hatten auch mit seiner damaligen Freundin gesprochen, und, kurz gesagt, konnte sie alles bestätigen, was Jarnebring schon von Anfang an vermutet hatte. Krassner war ein gelinde gesagt komplexer Mensch gewesen. Krassner hatte schon früher Selbstmord begehen wollen, und zwar auf dieselbe Weise wie diesmal.

Als Selbstmordversuch war die Sache damals kein Ruhmesblatt gewesen. Krassner hatte sich eine Gehirnerschütterung und einen Beinbruch zugezogen. Diesmal hast du mehr Glück gehabt, dachte Jarnebring und beschloss, seinen Bericht zu verfassen, sowie die endgültigen Ergebnisse der Gerichtsmedizin vorlagen. Selbstmord, dachte Jarnebring noch einmal. Das Einfachste wäre es wohl, diesen blöden kleinen Zettel mit dem Namen meines besten Freundes zu vergessen. Vielleicht auch diesen blöden Schuh mit dem hohlen Absatz, dachte er dann. Den Safeschlüssel hätten sie ja auch anderswo finden können, und das Einfachste wäre es, ihn mit allen anderen Dingen auf der Liste der beschlagnahmten Gegenstände aufzuführen. Ich will hier ja keinen Spiona-

geroman schreiben, dachte Jarnebring, also kann das auch zwischen mir und Lars Martin bleiben.

Johansson war verblüfft und spürte eine wachsende Gereiztheit. Zuerst hatte er versucht, in seinem Kopf Ordnung zu schaffen, indem er sich in die Arbeit gestürzt hatte. Bis zum Mittagessen hatte er auf diese Art rasch und effektiv alle alten Ärgernisse und den üblichen Quatsch weggearbeitet, der eigentlich auch bis in alle Ewigkeit hätte liegen bleiben können, und nach dem Essen hatte er sich an einen alten Vorschlag zur Umorganisation des Landeskriminalamtes gesetzt, für den sich nicht einmal der Antragsteller noch interessieren mochte … und dann rief er Jarnebring an.

»Alles klar«, sagte Jarnebring. »Komm rüber, dann reden wir.«

Jarnebring hatte ihm das Fax der Botschaft gezeigt, aber das schien seinen besten Freund nicht weiter zu beeindrucken. Es interessierte ihn offenbar auch nicht so recht, dass Jarnebring beschlossen hatte, diesen scheußlichen Zettel und den Schuh mit dem hohlen Absatz in seinem Bericht unerwähnt zu lassen. Johansson schien es nicht einmal gehört zu haben.

»Na gut«, sagte Jarnebring mit leichter Resignation in der Stimme. »Was kann ich für dich tun?«

»Du hattest da so ein Foto von Krassner«, sagte Johansson. »Das kann ich mir nicht zufällig mal leihen?«

Jarnebring grinste und zuckte mit den Schultern.

»Wen möchtest du denn verhören?«

Johansson zuckte ebenfalls mit den Schultern.

»Ich habe mir den Kopf zerbrochen, dass ich schon fast am Durchdrehen bin. Ich will überhaupt niemanden verhören.«

»Also nur ein bisschen die Ohren offen halten?«

Johansson lächelte widerwillig, und Jarnebring prustete los.

»Das Ohr an die Schienen legen?«

»So ungefähr«, sagte Johansson.

»Ich glaube, du kannst dir da Ärger an den Hals ziehen«, sagte Jarnebring. »Dazu wärst du der richtige Typ, aber okay. Und kann ich dir sonst noch irgendwie helfen?«

»Der Brief«, sagte Johansson. »Ich kann mir seinen Brief nicht zufällig mal ausleihen?«

»Das Original wollte ich zu den Unterlagen geben, aber wenn du dich mit einer Kopie begnügst? Dann natürlich«, sagte Jarnebring.

»Eine Kopie reicht absolut«, sagte Johansson.

Jarnebring grinste und nickte, und vermutlich verfügte er über hellseherische Fähigkeiten, denn ein Foto von Krassner und die Kopie seines Briefes steckten schon in der Plastikhülle, die er hervorzog und Johansson reichte. »Mehr brauchst du nicht?«, fragte Jarnebring, ließ sich auf seinen Schreibtischstuhl zurückfallen und verschränkte die Hände im Nacken.

»Nein, was sollte das sein?«

Jarnebring schüttelte den Kopf. Spielte den Besorgten.

»Ich mach mir Sorgen um dich, Lars«, sagte er. »Nicht, weil du dir wegen dieses Wirrkopfs unnötig Sorgen machst, du warst immer schon so, und das beunruhigt mich nicht so sehr, aber du kommst mir ein bisschen aus der Übung vor. Was sagst du zu denen hier?«

Jarnebring nahm eine weitere Plastikhülle aus seiner Schreibtischschublade und reichte sie Johansson. Darin lag etwa ein Dutzend Fotos von Männern in Krassners Alter, die ziemliche Ähnlichkeit mit ihm hatten.

Johansson lachte widerwillig.

»Ich will niemanden verhören«, sagte er. »Das ist deine Sache.«

»Das schon«, sagte Jarnebring. »Aber angenommen, du bereust es irgendwann und willst es doch noch

machen. Dann wäre es doch traurig, wenn deine Gesprächspartner keine Bilder zur Auswahl hätten.«

»Natürlich«, sagte Johansson. »Aber noch was.« Ihm war gerade ein Gedanke gekommen. »Dieses Farbband aus der Schreibmaschine, hast du das noch?«

»Es war so eine Plastikkassette«, sagte Jarnebring, »für eine elektrische Schreibmaschine Marke Panasonic. Damit wurde aber nur der Brief geschrieben, dessen Kopie du hast. Ich habe das Band selbst mit dem Brief verglichen. Ich kann dir sagen, Lars, jeder verdammte Anschlag auf diesem Band, jede Korrektur, die mit dem Korrekturband ausgeführt wurde, alles hab ich anhand des Briefes überprüft.«

Jarnebring schaute Johansson abwartend an, und der machte eine abwehrende Handbewegung.

»Ich fahre wieder«, sagte Johansson. »Himmel hilf«, sagte er dann noch und grinste. »Ich krieche im Staub.«

Jarnebring schien es nicht gehört zu haben.

»Ich mag zwar nur ein schlichter Inspektor sein«, sagte er, »und ohne diesen Kollegen, der unbedingt beinhakeln wollte, würde ich nicht mal diesen Sessel anwärmen müssen.«

Johansson lächelte und nickte. Die Ursache für Jarnebrings plötzlichen Aufstieg gehörte bereits zu den Geschichten, die in der Truppe unter denen erzählt wurden, die einander vertrauten.

»Eins hab ich früh gelernt«, sagte Jarnebring dann. »Sogar noch ehe du und ich einander über den Weg gelaufen sind.«

Johansson nickte. »Weiter.«

»Also«, sagte Jarnebring. »Wenn du schon etwas machen musst, was Zeit braucht, dann mach es verdammt noch mal gut, denn sonst kannst du auch gleich darauf scheißen. Ich habe über eine Stunde gebraucht, um die-

sen Brief mit dem Farbband und dem Korrekturband zu vergleichen.«

»Trotzdem schnelle Arbeit«, sagte Johansson beifällig.

»Sicher«, sagte Jarnebring mit breitem Lächeln. »Kann daran liegen, dass der alte Rosengren mir geholfen hat.«

*

Als Johansson unten in der Tiefgarage in seinem Wagen saß, zog er die Plastikhülle mit dem Brief und den Fotos aus seiner Aktentasche. Auf der Rückseite von Krassners Fotos hatte Jarnebring mit einer Büroklammer den irritierenden Zettel befestigt. Er war in Plastikfolie eingeschweißt, aber Johansson konnte doch sofort erkennen, dass es sich um das Original handelte.

Bo, dachte er.

Freitag, 29. November

Jetzt ist die Scheiße endgültig im Ventilator gelandet, dachte Bäckström, als die Sekretärin des Abteilungsleiters sich per Haustelefon bei ihm meldete, um ihn augenblicklich zum Chef zu zitieren. Diese miese Sau, dachte Bäckström. Sie hat mir den Dolch in den Rücken gestoßen, was zum Teufel soll ich jetzt tun?

Am Vortag war er mit seinem Gewaltopfer im Karlavägen verabredet gewesen. Sie wollten sich in ihrer Wohnung treffen, und Bäckström hatte sechs Uhr abends vorgeschlagen. Eine kurze Vernehmung, eine Runde Herz erwärmendes Geplauder, und dann peng, ran an den Speck. Und dann werde ich dich auf eine Reise entführen, wie du noch nie eine gemacht hast, hatte Bäckström zufrieden gedacht.

Aber als er dann an ihrer Tür geklingelt hatte, hatte niemand geöffnet. Bäckström klingelte und klingelte, und am Ende schaute er durch den Briefschlitz, ob vielleicht etwas passiert sein könnte. Das Einzige, was passierte, war aber nur, dass der Nachbar seine fiese Visage durch die Tür streckte und fragte, ob er ihm irgendwie behilflich sein könne. Sauer, mager, kahler Opa, diagnostizierte Bäckström, während er überlegte, ob er dem Arsch seinen Ausweis vor die Nase halten oder ihn gleich darum bitten sollte, sich zum Teufel zu scheren. Aber noch ehe er dazu kam, irgendeine Entscheidung zu treffen, hatte der alte Wichser gebrüllt, er solle verschwinden, sonst werde er die Polizei holen.

Da er keine Lust hatte, sich hier im Treppenhaus mit diesen Nazis von der Bereitschaftspolizei auseinanderzusetzen, aus irgendeinem Grund war ihm dabei dieser Idiot Oredsson eingefallen, hatte Bäckström den geordneten Rückzug angetreten und sich in ein in der Nähe gelegenes Chinarestaurant verzogen, wo er sich in die

Bar gestellt hatte, um besser nachdenken zu können. In die Bai, dachte Bäckström und grinste.

»Ein gloßes Biel, ein gloßes stalkes«, befahl er dem Safranaffen, aber dieser humorlose Arsch hatte nicht mal den Mund verzogen.

Nach zwei weiteren Pils war er gegangen und hatte ihr Haus in Augenschein genommen. Hinter keinem der Fenster brannte Licht.

Bäckström hatte sich eine weitere Bar gesucht, noch zwei Bier getrunken und sie dann am Ende von dort aus angerufen. Keine Antwort, und nach kurzem Klingeln hatte sich der Anrufbeantworter eingeschaltet, und er hatte aufgelegt.

Danach war alles sozusagen wie von selbst gegangen. Nächste Bar, noch zwei Bier, neuer Anrufversuch, und plötzlich hatte er vor der üblichen alten Tränke unten bei der Kungsgatan gestanden. Zuerst hatte er vorsichtig durchs Fenster gelinst. In der halb leeren Bar saß nur diese miese Nutte aus dem Sabbatsberger Krankenhaus, die, über die er im Sommer drübergestiegen war, und hielt Händchen mit einem verdammten Sicherheitsschwulen. Bäckström beschloss hineinzugehen.

»Alles voll«, sagte der Halbaffe in der Tür und grinste.

»Wieso voll?«, fragte Bäckström.

»Hier ist es immer voll«, sagte der Halbaffe und grinste noch breiter. »Außerdem bist du ja wohl auch schon ein bisschen zu voll.«

Du, dachte Bäckström. Sag verdammt noch mal nicht du zu mir, sonst bring ich dich um. Aber das sagte er nicht. Er ging einfach. Am Ende war er nach Hause getrottet, hatte den letzten Rest aus einer für sein letztes Geld gekauften Flasche gepresst und sie noch einmal angerufen. Keine Antwort, aber er hatte etwas auf ihrem Anrufbeantworter hinterlassen. Was zum Teufel hab ich

denn bloß noch gesagt?, dachte er, als er das Zimmer des Abteilungsleiters betrat.

Der Abteilungsleiter hieß Lindberg. Einige Jahre zuvor war er einer der Legenden der Stockholmer Polizei gefolgt. Da alle im Haus die Legenden herzlich satt gehabt hatten, hatten einige von den alten Kerls sich mit der Gewerkschaft verbrüdert, und Lindberg war Chef geworden, und der Vorteil an ihm war, dass er absolut zu gar nichts irgendeine Meinung hatte. Ein fetter, kleiner, unfähiger Arsch, dachte Bäckström, wenn man darauf achtete, als Letzter mit ihm zu reden, dann lebte man in der besten aller Welten.

Das Problem war sein eigener Chef. Er hatte sich in Lindbergs Besuchersessel quetschen können und schien kurz vor einem Schlaganfall zu stehen. Er hieß Fylking, offiziell Kommissar Fylking, aber im Haus wurde er allgemein Vollsuff genannt, was einfacher war und was man sich auch leichter merken konnte. Vollsuff, dachte Bäckström und nickte ihm herzlich zu, während er sich auf einen freien Stuhl neben der Tür setzte, um im Brandfall den Fluchtweg zur Hand zu haben. Komisch, dass du dich noch nicht zu Tode gesoffen hast.

»Der Chef wollte mit mir sprechen«, sagte Bäckström.

»Ja ja«, sagte Lindberg abwehrend. »Es geht um diese Frau im Karlavägen, eine Frau Östergren, die von ihrem Mann misshandelt worden ist. Ihr Anwalt hat angerufen und …«

»Bist du nicht mehr beim Mord?«, schaltete sein Chef sich ein.

»Wie meinst du das?«, fragte Bäckström.

»Jetzt rede schon«, sagte Vollsuff. »Du wolltest dir eine Nummer mit dieser Oberklassennutte aus dem Karlavägen sichern. Mit der, die versucht hat, ihren Kerl in den Knast zu bringen.«

»Aber, aber«, sagte Lindberg begütigend. »Wir wollen uns doch nicht streiten, nur wegen … ja, wegen dieser Klägerin. Wir wissen doch alle, wie anstrengend solche Leute sein können. Ja, nicht zuletzt du weißt das, Fylking«, fügte er hinzu und schielte nervös zu dem im Sessel sitzenden Gast hinüber.

Woher zum Teufel willst du das denn wissen?, dachte der Angesprochene sauer, du hast ja wohl noch nie in einem Verbrechen ermittelt, aber das sagte er nicht. »Du geiler Arsch«, sagte er stattdessen und starrte Bäckström wütend an.

Gut, dass man nicht von gestern ist, dachte Bäckström eine halbe Stunde später, als er in sein Büro zurückgekehrt war. Es war genau so, wie er es sich gedacht hatte. Diese verdammte Nutte hatte ihm den Dolch in den Rücken gestoßen, aber das würde sie noch bereuen, dachte Bäckström, so konnte sie mit einem alten Profi nicht umspringen, da mochte sie sich noch so große Mühe geben. Sie hatte das Band ihres Anrufbeantworters offenbar ihrem Anwalt überlassen, und der war damit bei Lindberg angetanzt, worauf der Vollsuff von Chef vorgeschlagen hatte, sich alles anzuhören, obwohl er und Lindberg schon überein gekommen waren, dass die Schwulen aus der Gewalt-gegen-Frauen- Gruppe das Ganze übernehmen sollten.

Aber da hast du dich angeschissen, dachte Bäckström, denn dann war ihm eine geniale Idee gekommen.

Zuerst hatten sie das Band gehört, und es klang vielleicht ein wenig unklar, wie es so ist, wenn man sich Sorgen macht und es schon spät ist. Aber Bäckström hatte die Ruhe bewahrt.

»Wo ist denn das Problem?«, fragte er. »Sie wollte sich unbedingt zu Hause mit mir treffen, weil sie es nicht über sich brachte, auf die Wache zu kommen. Und als sie

nicht aufgemacht hat, hab ich mir natürlich Sorgen gemacht.«

»Und da hast du sie angerufen«, sagte Vollsuff gelassen.

»Ja«, sagte Bäckström. »Etwas anderes zu unternehmen, wäre ja noch zu früh gewesen, obwohl ich zwischendurch schon die schlimmsten Befürchtungen hatte.«

»Um halb zwei Uhr nachts«, sagte Vollsuff.

»Das muss ein Irrtum sein«, sagte Bäckström. »Es war viel früher.« So ein Apparat hat doch sicher keine Uhr, dachte er.

»Du bist so sternhagelvoll, dass man kaum ein Wort verstehen kann«, fiel Vollsuff ihm ins Wort.

»Voll«, rief Bäckström beleidigt. »Ich war stocknüchtern und putzte mir gerade die Zähne. Ich wollte doch schlafen gehen, es war kurz nach zehn. Ich putzte mir gerade die Zähne, und deshalb klang es wohl so undeutlich.«

»Ja ja«, sagte Lindberg und hob die Hände wie ein so ein verdammter Pfingstpastor. »Dann wäre die Sache also geklärt.«

Über Bäckström kann man sagen, was man will, dachte sein unmittelbarer Vorgesetzter, Kommissar Fylking, aber er ist ein schlauer Teufel. Faul und unfähig. Aber schlau! Geil war er auch, der kleine fette Arsch, und es war rätselhaft, wie er überhaupt einen hochkriegte, so viel, wie er offenbar soff. Ich brauch auch einen Schluck, verdammt, dachte er und schielte zu dem Ordner in seinem Regal hinüber, indem er seine Büroflasche versteckte. Er sah auf die Uhr. Nicht vor zwölf, dachte er düster, und außerdem hatte er vergessen, Pfefferminzbonbons zu kaufen. Wie ist er nur auf die Idee mit dem Zähneputzen gekommen?, fragte er sich.

*

Wieso wird Fylking eigentlich Vollsuff genannt?, überlegte Bäckström. Weil es so einfach zu merken ist? Wie bringt man so einen um? Ich könnte ihn zum Essen einladen, zu mir, anstandshalber ein bisschen Hering und Frikadellen und ansonsten jede Menge Schnaps auftischen. Jede Menge Schnaps und eine Lache Starkbier. Und die muss er sich reingießen, bis er nicht mehr kann, und beim letzten Schluck helf ich ihm dann. Zu unsicher, entschied Bäckström, und es klingt überdies auch noch schrecklich teuer. Außerdem war Freitag und höchste Zeit, sich den üblichen Dienstgeschäften außer Haus zuzuwenden.

*

Vindeln kommt aus Norrland, dachte Johansson, alter Hundebesitzer und Temperenzler. Also steht er früh auf. Johansson schaute auf die Uhr und beschloss mit Vindeln zu reden, ehe er ins Büro fuhr. Warum eigentlich?, fragte er sich plötzlich missmutig, als er auf der Straße stand und auf das Taxi wartete.

Seine Analyse war aber immerhin richtig gewesen, das erkannte Johansson, als er vor einer Tasse Kaffee in Vindelns guter Stube saß. Dunkle altmodische Möbel, ein großer echter Teppich auf dem Boden, Wanduhr über dem Sofa, und alles wie geleckt. Johansson hatte bereits das große gerahmte Porträt auf dem Büfett neben dem Fenster registriert. Silberrahmen mit Verzierungen.

»Das ist Kalle«, sagte Vindeln und seufzte. »Bei seinem Tod war er dreizehn.«

»Ich finde Elchhunde auch toll«, sagte Johansson, was aber nicht ganz stimmte, da sein Vater und seine Brüder sich immer an Dreyhunde gehalten hatten und ihm diese Wahl immer recht gewesen war.

»Sie sind also Jäger«, stellte Vindeln fest.

»Aber sicher«, sagte Johansson, und sein norrländischer Akzent trat deutlich hervor.

»Zu Hause auf dem Hof«, sagte Vindeln, und das war eher eine Feststellung als eine Frage.

»Ja«, sagte Johansson. »Meine Eltern leben beide noch, allerdings ist mein Vater jetzt nicht mehr so gut drauf.«

»Sie haben es zu was gebracht«, sagte Vindeln und schielte auf Johanssons Visitenkarte, die vor ihm auf den Tisch lag. »Kriminaldirektor, das ist kein Katzenschiss.«

»Ja«, sagte Johansson. »Ich habe es zu was gebracht.«

»Mit mir wäre es eine Zeit lang fast schief gegangen«, sagte Vindeln.

»Hat Ihre Gesundheit Sie im Stich gelassen?«, fragte Johansson, obwohl er ja Bescheid wusste. Vindeln schüttelte den Kopf.

»Der Schnaps«, sagte er. »Das größte Verderben, das der da unten uns Armen hier oben geschickt hat. Aber ich habe mich aus diesen Klauen befreit, und zwar in letzter Minute, das können Ihnen auch noch andere bestätigen.«

Unter anderem ich, dachte Johansson und nickte, sagte aber nichts. Vindeln nahm ein Plätzchen aus der Schüssel und lächelte Johansson plötzlich an.

»Ich find’s schön, wenn wir Norrländer Erfolg haben«, sagte er. »Wir schaffen doch wirklich allerlei, aber wie viele Norrländer sitzen in der Regierung? Stockholmer und Südschweden und Leute aus Schonen, von denen gehen dreizehn aufs Dutzend, aber Norrländer?« Vindeln seufzte und schüttelte den Kopf. »Aber wenn es hart auf hart kommt, dann sind wir gut genug.«

Wie wahr, wie wahr, dachte Johansson, und: Was mache ich eigentlich hier?

Johansson hatte ihm die Bilder gezeigt. Die Bilder von Krassner und den neun anderen, die er von Jarnebring erhalten hatte. Vindeln hatte nur den Kopf geschüttelt.

»Der war doch überhaupt nicht wieder zu erkennen«, sagte Vindeln, »ich wohne hier, seit ich nach Stockholm gekommen bin, aber ich kann mich an keinen von denen erinnern.« Er nickte zu Johanssons Fotos hinüber und schüttelte den Kopf. »Welcher war es denn?«, fragte er dann.

»Der«, sagte Johansson und zeigte auf das Bild von Krassner.

»Den hab ich nie im Leben gesehen«, sagte Vindeln. »Hatte er was angestellt oder …?«, fragte er. »Mehr, als Kalle umgebracht, meine ich.«

»Nicht, dass wir wüssten«, sagte Johansson.

»Ich habe gehört, dass er Amerikaner war«, sagte Vindeln. »Das haben Ihre Kollegen gesagt, die am Wochenende hier waren. So ein großer, grober, ein richtiger Baum von Mann, und dann hatte er so einen kleinen Lebhaften bei sich, der aussah wie ein Direktor. Aber sympathisch waren sie beide, ich kann mich wirklich nicht über sie beklagen.«

Das wäre ja auch noch schöner, dachte Johansson.

»Eins hab ich mir überlegt«, sagte Vindeln, als sie in der Diele standen und Johansson gerade gehen wollte.

»Ja«, sagte Johansson.. »Ich habe meiner Nachbarin, Frau Carlander, eine nette Frau, Witwe, aber sie ist ja auch schon fast achtzig, wissen Sie …«

»Ja«, sagte Johansson.

»Also, der habe ich erzählt, dass er Amerikaner war.«

»Ja«, sagte Johansson.

»Ja, sie hatte die doch gesehen, als die da auf der Stelle standen, wo er verunglückt ist. Ihre Kollegen, meine ich.«

»Ja«, sagte Johansson und ging ins Treppenhaus hinaus. Höchste Zeit, dass ich ins Büro zurückkomme, dachte er.

»Sie hatte das mit Kalle gehört, und deshalb sind wir ins Gespräch gekommen, und dann habe ich ihr erzählt, dass die Leute gesagt haben, er sei Amerikaner.«

Du hast doch wohl nicht wieder zu trinken angefangen, dachte Johansson, und kaum hatte er das gedacht, da schämte er sich auch schon.

»Das macht doch nichts«, sagte er. »Es ist kein Geheimnis, und ich danke Ihnen sehr für den Kaffee.«

»Keine Ursache«, sagte Vindeln und nickte hinter Johansson her, der die Treppe hinunterlief.

»Sie hatte auf der Post nämlich mit irgendeinem Amerikaner geredet«, erklärte Vindeln an Johanssons Rücken gerichtet.

»Verzeihung«, sagte Johansson und machte kehrt.

*

»Der war es«, sagte Frau Carlander und zeigte auf Krassners Foto. »Ich konnte sofort hören, dass er aus den USA kam, aber außerdem sprach er mit so einem etwas feineren Upstate-New-York-Akzent. Mein Mann war als Verkaufsleiter für SKF in den USA, und wir haben ziemlich viele Jahre dort gelebt«, erklärte Frau Carlander.

Das kann doch nicht wahr sein, dachte Lars Martin Johansson.

»Erzählen Sie«, sagte er.

»Es muss so ungefähr einen Monat her sein«, sagte Frau Carlander. An das genaue Datum konnte sie sich nicht mehr erinnern, aber Ende jeden Monats sammelte sie alle fälligen Rechnungen ein und ging damit zur Post, also musste es um diese Zeit passiert sein. Außerdem kam dann die Witwenrente auf ihr Konto, deshalb brauchte sie sich nicht die Mühe zu machen, Geld von ihrem Bankkonto zu überweisen.

Kann ich mir denken, dachte Johansson und schaute sich in der geschmackvoll möblierten Wohnung um. Frau Carlander nagte wirklich nicht am Hungertuch.

»Eigentlich könnte ich ja einfach die Postschecks ausschreiben und die Überweisungen in den Briefkasten werfen«, sagte sie jetzt, »aber da ändert sich ja dauernd alles, und da fühle ich mich wohler, wenn ich zur Post gehen und jemanden fragen kann, wenn ich irgendetwas nicht verstehe. Außerdem sind die Angestellten so nett, vor allem die Filialleiterin. Die ist wirklich reizend.«

Johansson nickte.

»Und wo liegt dieses Postamt?«

»Ach«, sagte Frau Carlander. »Das ist unser eigenes, ja, so nennen wir das, wir Älteren hier aus der Gegend. Es ist dieses kleine Postamt im Körsbärsvägen. Ganz an der Ecke, vor dem Studentenwohnheim, nur auf der anderen Straßenseite«, erklärte sie. »Außerdem ist es ein angenehmer Spaziergang.«

Johansson nickte. Er hatte die vage Erinnerung, dass er dort schon mal vorbeigegangen oder -gefahren war.

»Es soll natürlich geschlossen werden«, sagte Frau Carlander. Es war ihr eine gewisse Verärgerung über den unersättlich nagenden Zahn der neuen Zeit anzumerken.

»Ach«, sagte Johansson.

»Ja«, sagte Frau Carlander. »Und deshalb haben wir Älteren eine Unterschriftenaktion gestartet. Die Politiker können uns doch nicht jeden Stadtteilservice wegnehmen.«

Sicher können die, dachte Johansson, aber das sagte er nicht.

»Es muss morgens gewesen sein«, erzählte Frau Carlander weiter. »Als ich da war, meine ich. Morgens ist da nie viel los, und man will ja nicht gern Schlange stehen.«

»Das ist klar«, sagte Johansson. »Wer will das schon?«

»Und deshalb kann ich mich so gut daran erinnern«, erklärte Frau Carlander. »Er ist mir schrecklich auf die Nerven gegangen.«

An diesem Morgen vor ungefähr einem Monat, an dem Frau Carlander das Postamt im Körsbärsvägen besucht hatte, war es dort fast leer gewesen. Nur ein einziger Mann hatte sich auf Englisch mit der Dame hinter dem einzigen geöffneten Schalter unterhalten.

»Dass er aus den USA kam, habe ich sofort gehört«, sagte Frau Carlander. »Mein Mann und ich haben doch fast zehn Jahre dort gelebt. Sein Büro lag damals in Manhattan, und wir wohnten ungefähr eine Stunde weiter nach Norden, am Hudson, außerhalb eines entzückenden kleinen Ortes namens Montrose. Gerhard fuhr morgens in die Stadt und kam abends zurück, und ich habe mich um die Kinder gekümmert. Jetzt sind sie groß und haben ihre eigenen Kinder.«

Johansson nickte. Das hatte er schon den gerahmten Familienbildern auf dem kleinen Schreibtisch entnommen.

»Wo war ich?« Frau Carlander lächelte zerstreut, aber dann fand sie den Faden wieder, und ihre grauen Augen leuchteten auf. »Es war so lustig, plötzlich habe ich seinen, ja … Akzent, könnte man sagen, erkannt, diesen leicht saloppen und zugleich schleppenden Tonfall der Upstaters, also der etwas feineren Leute. New England, auch wenn man korrekterweise sagen muss, dass das noch nicht richtig New England ist.«

»Und Sie haben sich über ihn geärgert«, erinnerte Johansson sie.

»Er wollte irgendeinen Brief abschicken, und das Englisch der Postbeamtin hätte besser sein können, ich habe mich auch über sie geärgert, und ich wollte schon Hilfe beim Übersetzen anbieten, aber ich wollte mich doch nicht einmischen.«

Nein, dachte Johansson. Dazu sind Sie nicht der Typ. Er nickte aufmunternd.

»Aber am Ende war ich dann wirklich ärgerlich, denn er hörte und hörte nicht auf, und ich kann nicht mehr so lange stehen. Aber als ich dann doch etwas sagen wollte, kam die Filialleiterin und griff ein. Entzückende junge Frau, die sollten Sie mal kennen lernen, aber die haben ihr einen komischen Titel verpasst. Frau Postmeister. Was spricht denn gegen Postmeisterin? Man sagt doch zum Beispiel auch Reiterin. Das ist nicht logisch.«

Wenn sie mit einem verheiratet ist, ist es doch sicher in Ordnung, dachte Johansson, und das mit den Pferden entzieht sich meiner Kenntnis, aber das alles behielt er lieber für sich.

»Können Sie sich daran erinnern, was es mit diesem Brief für ein Problem gab?«, fragte Johansson.

Frau Carlander schüttelte langsam den Kopf.

»Nein«, sagte sie zögernd. »Aber wenn es eins gab, dann hat die Filialleiterin das sicher gelöst.«

»Sie können sich nicht zufällig an ihren Namen erinnern?«, fragte Johansson.

»An ihren Namen«, antwortete Frau Carlander vage. »Mit Vornamen heißt sie Pia, so viel ich weiß. Aber den Nachnamen weiß ich nicht, ich meine, ich weiß ihn schon, aber manchmal vergesse ich so was einfach. Neulich hatte ich das Wort Nabel vergessen. Ich telefonierte mit einem meiner Enkelkinder, und plötzlich war diese Bezeichnung einfach weg. Der Kleine glaubt sicher, seine Oma habe den Verstand verloren, der Arme.«

»Das findet sich schon«, sagte Johansson beruhigend. »So was kriegen wir von der Polizei heraus.« Die peppige Pia, dachte er.

»Das glaube ich auch«, sagte Frau Carlander voller Überzeugung. »Ich bin ganz sicher, dass sie Ihnen auffal-

len wird. Sie hat so ein Aussehen, das euch Mannsbildern auffällt, wenn ich das mal sagen darf.«

Zeit zu gehen, dachte Johansson und lächelte Frau Carlander an.

»Ja, Frau Carlander, dann darf ich mich bedanken …«

»Sie wollen mir nicht erzählen, was dieser Mann angestellt hatte? Geht es um Drogen und sonstige Scheußlichkeiten?«

Johansson schüttelte den Kopf und lächelte beruhigend.

»Nein, nicht, dass wir wüssten«, sagte er. »Er steht unter gar keinem Verdacht.«

»Nicht?«, sagte Frau Carlander, und sie schien nicht ganz überzeugt zu sein.

»Nein«, erklärte Johansson noch einmal. »Wir versuchen einfach, herauszufinden, wer er war.«

Frau Carlander nickte noch einmal, aber sie wirkte noch immer nicht ganz überzeugt.

*

Frau Carlander hatte wirklich Recht. Pia hatte dieses Aussehen, das Mannsbildern auffällt; dunkle kurze Haare, blaue Augen, großer Busen, schmale Taille. Außerdem hieß sie mit Nachnamen Hedin. An ihren Beinen ist sicher auch nichts auszusetzen, dachte Johansson, aber da sie einander auf zwei Seiten des Schalters gegenüberstanden, konnte er das nicht so einfach beurteilen.

Johansson hatte sich vorgestellt und ihr seine Visitenkarte überreicht. Er hatte außerdem registriert, dass sie überraschter wirkte, als sein Rang und sein Name erwarten ließen. Dann lächelte sie ihn freundlich an und nickte fragend.

»Was kann ich für Sie tun, Herr Kriminaldirektor?«

Johansson reichte ihr Krassners Foto.

»Sie haben offenbar vor ungefähr einem Monat mit diesem Mann gesprochen. Er brauchte Hilfe beim Versenden eines Briefes.«

Sie nahm das Foto in die Hand, und Johansson sah, dass sie das Gesicht auf dem Bild erkannte. Dann lächelte sie noch einmal freundlich und nickte zu seiner Visitenkarte auf dem Tisch hinüber.

»Sie haben nicht zufällig einen Dienstausweis dabei?«, fragte sie. »Ich will Ihnen ja keine Umstände machen, aber auch wir haben unsere Vorschriften.«

Wie konnte ich das nur vergessen, dachte Johansson und fragte sich, wie viele Selbstbehauptungskurse sie wohl besucht haben mochte. Er lächelte entschuldigend und hielt ihr seinen Dienstausweis entgegen. Anders als fast alle anderen sah sie ihn sich genau an. Dann lächelte sie noch einmal, und Johansson wusste, dass Frau Carlander eine Frau war, die die Männer besser kannte als die meisten Frauen, die nur halb so alt waren wie sie.

»Stimmt«, sagte sie. »Ich erkenne ihn wieder, und ich habe ihm damals geholfen, diesen Brief an Sie zu schicken.«

Was zum Teufel redet sie da?, dachte Johansson, und Pia Hedin war eine ebenso gute Beobachterin wie er, denn sie lächelte nur kurz und nickte in Richtung Hinterzimmer.

»Wir könnten uns in mein Büro setzen«, schlug sie vor. »Da können wir ungestört reden.«

Fesche Beine, dachte Johansson, als er ihr in ihr Büro folgte, das ist immerhin ein kleiner Trost in dieser undurchsichtigen Sache.

Etwa über einen Monat zuvor hatte Krassner das Postamt im Körsbärsvägen betreten und einen Brief an das Postamt Stockholm 4 in der Folkungagatan geschickt, postlagernd, an Herrn Kriminaldirektor Lars

Martin Johansson. Sie hatte ihm dabei geholfen, sagte aber nicht, was sie dazu veranlasst hatte.

»Es war schon ein seltsamer Wunsch. Wir haben fast nie postlagernde Briefe, und wenn, dann kommen sie in der Regel aus dem Ausland. Wie Sie sicher wissen …«

»Sag doch du«, bat Johansson, was ihm ein Nicken und ein Lächeln einbrachte.

»Wenn man einen postlagernden Brief in eine unserer Filialen schickt, dann wird er dort einen Monat lang aufbewahrt, dreißig Tage, um korrekt zu sein, und dann geht er zurück an den Absender. Falls der Empfänger ihn nicht abgeholt hat, meine ich.«

Wenn er meine Adresse hatte, dachte Johansson, warum um alles in der Welt hat er dann den Brief nicht an mich geschickt statt an die Post, und warum nicht wenigstens an mein lokales Postamt?

»Ich muss nachdenken«, sagte Johansson und lächelte sein charmantestes Lächeln. »Ich hatte ja keine Ahnung, dass ich einen postlagernden Brief bekommen habe.«

»Das ist mir vor einer guten Woche aufgegangen«, sagte Pia Hedin. »Als er hierher zurückkam.«

Endlich, dachte Johansson. Bald wird die Wahrheit ans Licht kommen, aber vorher gehen wir in der richtigen Reihenfolge vor. Gelassen und methodisch.

»Es gibt natürlich keinen Grund, warum man örtliche Sendungen nicht postlagernd verschicken sollte, aber üblich ist es nicht. Ich weiß noch, dass ich ihm angeboten hatte, deine Adresse zu beschaffen, damit der Brief auch ganz bestimmt ankäme.«

»Und was hat er dazu gesagt«, fragte Johansson.

»Er hat behauptet, ihr hättet euch darauf geeinigt, es auf diese Weise zu machen.«

Ach was, dachte Johansson. So was hat er also behauptet.

»Ja«, sie nickte und lächelte noch einmal. »Ich habe natürlich gestaunt, als ich den Rang des Adressaten sah, deinen Rang also, ich fand das ja doch ein wenig spannend.«

»Was hast du dir dabei gedacht?«, fragte Johansson. Die hat ja vielleicht ein Lächeln, dachte er.

»Ja, dass es sich sicher um einen heimlichen Hinweis handelt. Ich meine, er stand offenbar nicht unter Drogen oder so, er kam mir ganz normal vor. Er wollte mir sogar seinen Ausweis zeigen, aber ich sagte, das sei nicht nötig. Ich konnte mir ja schon denken, dass der Brief keine Drogen enthielt. Es war ein ganz normaler Brief. Nicht mal besonders dick, nur ein Bogen, das konnte ich fühlen. Hm. Was ich gedacht habe? Bestimmt, dass ich es spannend fand. Ein bisschen wie in einem Agentenfilm, meine ich.«

Sie scheint ja hin und weg zu sein, dachte Johansson.

»Na gut«, sagte er. »Du könntest den Brief nicht holen, damit ich einen Blick darauf werfen kann?«

»Das geht nicht.« Sie lächelte und schüttelte den Kopf. »Leider.«

Wieso geht das nicht?, dachte Johansson.

»Er hatte eine Nachsendeadresse hinterlassen, und der Brief ist schon abgegangen. Und zwar gestern.«

Verdammt, das kann doch nicht wahr sein, dachte Johansson und stöhnte in Gedanken.

»Warum hat er das getan?«, fragte Johansson.

»Ich habe ihm erklärt, wie das Postlagersystem funktioniert und dass der Brief in etwas über einem Monat hierher zurückkommen würde, und er sagte, wenn er ihn dann nicht innerhalb einer Woche abgeholt hätte, sollte er an seine Adresse in den USA gehen. Er hat mir erklärt, dass er im Studentenwohnheim gegenüber wohne, dass er in einem Monat aber nach Hause fahren werde, er wisse nur noch nicht genau, an welchem Tag, und er wolle

nicht, dass der Brief hier bei uns liegen bliebe, und ans Studentenwohnheim solle er auch nicht geschickt werden, weil er da nur vorübergehend wohne. Und weil wir hier ja auch nicht haufenweise Briefe herumliegen haben wollen, habe ich ihm den Gefallen getan, als kleinen Spezialservice, du weißt schon.« Sie lächelte und nickte.

»Wohin hast du ihn geschickt?«, fragte Johansson.

»An die Adresse in den USA, die er mir genannt hatte, und auch das kam mir eigentlich ein wenig komisch vor.«

»Warum?«

»Ja, wie gesagt, er hat erklärt, dass er nur ganz zufällig hier sei und dass er im Studentenwohnheim gegenüber wohne und dass er in einem Monat wohl wieder zu Hause sein werde, und sollten wir den Brief zurückbekommen, dann sollten wir ihn eine Woche aufbewahren und dann an seine Heimatadresse schicken, wenn er ihn bis dahin nicht abgeholt hätte.«

»Ja«, sagte Johansson fragend. »Und was ist daran komisch?«

»Der Brief sollte an jemand anderen gehen«, erklärte sie. »Eine Frau, und ich dachte, es gehe wohl um irgendwelche Privatdinge, in die ich mich nicht einmischen sollte, aber ich habe ihren Namen und ihre Adresse hier, ich habe eine Kopie der Weiterleitung, und die kannst du dir ansehen, wenn dir das weiterhilft.«

»Ja«, sagte Johansson. »Bitte.«

Sarah J. Weissman, las Johansson, 222 Aiken Avenue, Clinton Park, Rensseelaer, NY, 12144, USA. Jahaha, dachte Johansson. Und wer mag das nun wieder sein?

»Ich habe die Adresse übrigens überprüft«, sagte sie. »Ich meine, ein bisschen neugierig ist man ja doch.«

Das sehe ich deinen Augen an, dachte Johansson. Du findest das hier um einiges witziger als ich, dachte er düster.

»Und?«, fragte er.

»Ja, die Postleitzahl stimmt mit der Adresse überein. Ob die Adressatin dort wohnt, habe ich nicht überprüft. Ich weiß nicht, ob uns das überhaupt möglich ist, aber der Rest stimmt. Rensseelaer liegt im Norden von New York.«

Upstate New York, dachte Johansson, bisher stimmt alles.

»Du machst einen besorgten Eindruck«, sagte sie. »Kann ich dir irgendwie behilflich sein?«

Wenn die Augen wirklich der Spiegel der Seele sind, dachte Johansson, dann kommst du mir ziemlich begabt vor. Die Frage ist nur, ob du auch verschwiegen bist.

»Vielleicht«, sagte er.

»Versuch es doch einfach mal«, sagte sie. »Manchmal muss man seinen Mitmenschen ein wenig Vertrauen entgegenbringen.«

»Bist du eine, die … die die Klappe halten kann?«, fragte Johansson und dachte dann, er hätte sich womöglich etwas anders ausdrücken sollen.

»Ja«, sagte sie und nickte nachdrücklich.

»Gut«, sagte Johansson. »Kurz gesagt, das Problem ist folgendes: Ich bin diesem Krassner nie begegnet. Ich wusste nicht einmal, dass es ihn überhaupt gibt. Ich bin zwar Chef des Landeskriminalamtes«, für eine kurze glückliche Zeit, dachte er, »aber«, fügte er hinzu, »Krassner gehört nicht zu unseren Gewährsleuten, und wenn er dazu gehörte, dann würden wir nicht auf diese Weise miteinander kommunizieren. Erklär mir also«, sagte er, »warum jemand einen postlagernden Brief an einen Polizisten schickt, der ihm nie begegnet ist, ohne diesen Polizisten auf den Brief aufmerksam zu machen. Die Chance, dass der Mann den Brief abholt, muss doch bei null Prozent liegen.«

»Sicher«, sagte sie. »Aber es gibt noch etwas anderes, das ich nicht verstehe.«

Johansson nickte, damit sie weiterredete.

»Wie hast du davon erfahren, ich meine, du bist ja jetzt hier. Woher weißt du also davon?«

Dumm bist du nicht, dachte Johansson. Und was sage ich jetzt, ohne zu viel zu sagen?

»Durch puren Zufall«, sagte Johansson. »Warum schickt er mir etwas, wenn er doch fast sicher davon ausgehen kann, dass ich niemals davon erfahren werde?«, sagte er, um sie abzulenken.

»Es wäre sicher am Einfachsten, ihn selbst danach zu fragen, und wenn er schon zurückgefahren und es so schrecklich wichtig ist, dann kannst du doch auch die Polizei in den USA um Hilfe bitten? Ich meine, ihr habt doch sicher irgendeine Art von inter- nationaler Zusammenarbeit? Das haben sogar wir hier bei der Post, und bisweilen klappt es ganz hervorragend.«

Jetzt lächelte sie wieder und wirkte einfach hinreißend.

Verdammt, dachte Johansson. Hoffentlich hält sie mich nicht für einen Vollidioten.

»Das Problem ist, dass das nicht geht«, sagte er. Und nerv jetzt bloß nicht damit rum, warum das nicht geht, dachte er.

»Bist du dieser Polizist, über den vor ein paar Monaten so viel in der Zeitung gestanden hat?«, fragte sie.

Johansson nickte.

»Vielleicht hat er von dir gehört«, sagte sie. »Mehrere Zeitungen haben doch die puren Huldigungsreportagen gebracht, und das kommt doch wohl nicht gar so häufig vor, wenn es um die Polizei geht? Versteht er Schwedisch?«

»Ich glaube nicht«, sagte Johansson. »Aber ganz sicher bin ich nicht. Er kann ja auch mit Leuten gesprochen haben. Die Schwedisch können, meine ich.«

Sie denkt genau wie Jarnebring, dachte er. Aber ansonsten gibt es keine Ähnlichkeiten.

»Wenn es aber so wäre«, sagte sie und wirkte plötzlich eifrig. »Wenn er nun irgendwelche Geheimnisse hat oder mit gefährlichen Dingen beschäftigt ist und sich sozusagen eine Art Rückversicherung beschaffen will. Ich habe so was schon häufiger in Krimis gelesen. Leute, die ihre geheimen Unterlagen bei Menschen hinterlegen, auf die sie sich verlassen können, bei Anwälten oder Journalisten oder auch in einem geheimen Safe. Als eine Art Versicherung, für den Fall, dass ihnen etwas passiert.«

Johansson war fünf Minuten zuvor auf dieselbe Idee gekommen. Es gab nur einen Haken.

»Es gibt nur einen Haken«, sagte Johansson. »Wie hätte ich davon erfahren sollen?«

»Du sitzt doch hier«, sagte sie. »Also hast du davon erfahren.«

»Sicher«, sagte Johansson, »aber ich habe noch immer keine Ahnung, worum es geht.«

»Genau«, sagte sie und wirkte noch eifriger. »Das sollst du ja auch nicht. So lange nichts passiert ist, sollst du nichts wissen. Er hat seine Rückversicherung nicht gebraucht. Du sitzt ja schließlich nur aus purem Zufall hier. Das hast du selbst gesagt.«

Johansson nickte und versuchte so auszusehen, als gelte das Nicken ihr. Dann lächelte er.

»Du willst nicht zufällig Polizistin werden?«, fragte er.

»Nein, dazu hatte ich noch nie Lust«, sagte sie und lächelte auch.

»Ich danke dir sehr für deine Hilfe«, sagte Johansson.

»Das war doch kaum der Rede wert«, sagte sie. »Ruf einfach an, wenn du noch Probleme hast.«

Führe mich nicht in Versuchung, dachte Johansson und fühlte sich plötzlich ziemlich elend.

Was für ein Durcheinander, dachte Johansson. Was soll das alles eigentlich? Zuerst hatte er auf der Wache in Östermalm vorbeigeschaut und Jarnebrings Fotos zurückgebracht. Jarnebring war nicht im Haus, was ihm Zeit und Erklärungen ersparte. Danach war er ins Büro gefahren, und nun saß er in Gedanken versunken hinter seinem Schreibtisch. Was verbindet mich mit dem nunmehr heimgegangenen John Krassner und der hoffentlich noch unter uns weilenden Sarah Weissman?, überlegte er. Krassner und Weissman, beide aus den USA, über die er ansonsten nicht viel mehr wusste, als dass Ersterer tot war und sich vermutlich durch einen Sprung aus seiner Studentenbude das Leben genommen hatte. Und was weiß ich eigentlich über mich selbst?, fragte Johansson sich düster. Wenn ich mal ehrlich bin. Wiklander, dachte Johansson.

»Kannst du mir Wiklander besorgen«, bat Johansson per Haustelefon seine Sekretärin, obwohl sie nur fünf Meter von ihm entfernt im Nachbarzimmer saß. Hab heute keine Lust, durch die Gegend zu rennen, dachte Johansson.

Wiklander war mager und dunkel, groß und durchtrainiert und zehn Jahre jünger als Johansson. Er arbeitete in der Ermittlungsabteilung des Landeskriminalamts und war ein außerordentlich fähiger Polizist. Sollte es jemals aktuell werden, der Verschwiegenheit ein Gesicht zu schenken – was wohl kaum vorstellbar ist, weil es ein Widerspruch in sich wäre dann hätte Wiklander gute Chancen. Jetzt stand er in Johanssons Zimmer und nahm Witterung auf wie ein Suchhund, kurz bevor er von der Leine gelassen wird.

»Was kann ich für den Chef tun?«, fragte Wiklander.

»Eine Telefonnummer herausfinden und feststellen, ob die Adresse stimmt«, sagte Johansson und reichte ihm einen handgeschriebenen Zettel.

»Sarah Weissman«, sagte Wiklander. »Adresse überprüfen und ihre Telefonnummer feststellen. Aber sicher doch«, sagte er und hörte sich fast ein wenig pikiert an. »Sonst nichts?«

»Doch«, sagte Johansson. »Du brauchst nicht so ein saures Gesicht zu machen. Und sorg dafür, dass kein Arsch von dieser Recherche erfährt.«

»Du sprichst von unseren lieben Kollegen«, sagte Wiklander, der wirklich kein Dummkopf war.

»Genau«, sagte Johansson. »Und das sogar in globaler Bedeutung. Und auch sonst keiner.«

»Aber sicher doch«, sagte Wiklander. »Wenn sie überhaupt eine Telefonnummer hat, dann kriegst du sie.«

»Hervorragend«, sagte Johansson.

Eine Viertelstunde später brachte er die ersehnte Telefonnummer. Sie stand auf demselben Zettel, den er von Johansson bekommen hatte, und so, wie Johansson Wiklander kannte, war das auch das Einzige, was es über diese Sache schriftlich gab.

»Das ging aber schnell«, sagte Johansson.

»Aber, aber«, sagte Wiklander verschämt. »Das ist ihre Nummer, und sie stimmt mit der Adresse überein.«

»Erzähl«, sagte Johansson neugierig. »Wie hast du das gemacht?« Er hielt mit fragendem Lächeln seine Armbanduhr hoch.

»Das hab ich vergessen«, sagte Wiklander. »Weiß wirklich nicht, wovon der Chef redet.«

Es wäre das Einfachste, sie anzurufen. Johansson starrte seinen Zettel mit düsterer Miene an. Wie spät mag es dort jetzt wohl sein?, überlegte er. Er schaute auf seine Armbanduhr. Fast zwölf, macht da drüben sechs, dachte

er. Wäre vielleicht nicht so günstig, dachte Johansson. Und am nächsten Tag würde er ja sowieso in die USA reisen.

Die Welt wimmelt nur so von seltsamen Zufällen, dachte Johansson und seufzte tief.

Johansson hatte sie nicht angerufen. Dagegen rief Jarnebring abends bei ihm zu Hause an.

Er klang fröhlich und wollte wissen, ob es etwas Neues gäbe.

»Wie viele sollen wir festnehmen und brauchen wir Hilfe vom Einsatzkommando?«, fragte er und lachte schallend dabei.

»Aber, aber«, sagte Johansson. »Ich bin bei Vindeln vorbeigefahren und habe mit ihm geredet, aber der hatte nichts zu bieten.«

»Was du nicht sagst«, erklärte Jarnebring mit gespielter Überraschung. »Der hatte nichts anzubieten?«

»Ich hatte mir vorgestellt, dass er etwas über ihn wissen könnte, dass Vindeln Krassner schon mal gesehen hätte, wo sie doch in derselben Gegend gewohnt haben. Einfach ein Versuch ins Blaue hinein«, sagte Johansson und seufzte.

»Du hast also rein gar nichts herausgefunden, mit anderen Worten.«

»Nein«, log Johansson. »Rein gar nichts.«

»Das ist doch kein Grund zum Verzweifeln«, sagte Jarnebring. »Der gute Krassner scheint ja nicht gerade viele Bekannte gehabt zu haben.«

»Ach, das nicht«, sagte Johansson. »Wie meinst du das eigentlich?«

»Ich habe heute Nachmittag mit der Botschaft gesprochen, na ja, mit Hultman eben, und Verwandte hatte er offenbar keine.«

»Ja, Hultman macht sich ein bisschen Sorgen, weil er Krassners Kram doch irgendwohin schicken muss.«

Nicht mein Problem, dachte Johansson.

»Und der einzige Mensch, den die Kollegen drüben erwischen konnten, war wohl eine alte Freundin. Aber sie behauptet, dass zwischen ihr und Krassner schon seit einer Ewigkeit Schluss war. Sagt Hultman.«

Alte Freundin, dachte Johansson, und zugleich schrillten die bekannten Alarmglocken in seinem Kopf.

»Ich verstehe das nicht«, sagte Johansson. »Hat Hultman mit Krassners Verflossener gesprochen?«

»Bist du betrunken, Johansson?«, fragte Jarnebring freundlich.

»Stocknüchtern«, sagte Johansson. »Ein bisschen müde vielleicht.«

»Ich verstehe«, sagte Jarnebring diplomatisch. »Unsere Kollegen in den USA, die feststellen wollten, wer Krassner eigentlich war, haben mit einer ehemaligen Freundin von ihm gesprochen. Ich habe übrigens eine Abschrift dieses Gesprächs bekommen. Erstens sagt sie, dass sie schon vor ungefähr zehn Jahren mit ihm Schluss gemacht hat …«

»Jaa«, sagte Johansson. »Ich höre.«

»Scheiße, unterbrich mich doch nicht dauernd«, sagte Jarnebring. »Wo war ich?«

»Alte Freundin, die vor zehn Jahren Schluss gemacht hat.«

»Genau«, sagte Jarnebring mit dem Nachdruck, der alle kennzeichnet, die soeben einen verlorenen Faden wiedergefunden haben. »Und zweitens scheint sie nicht zu seinen heißesten Fans zu gehören.«

»Vielleicht hat sie deshalb Schluss gemacht«, sagte Johansson.

»Sicher«, sagte Jarnebring, »aber Krassner hat das wohl nicht so ganz mitbekommen, denn er hat sie als nächste Angehörige benannt, und außerdem wurde ein Testament gefunden, in dem er ihr seinen gesamten

Kram hinterlässt. Was das für Kram ist, entzieht sich meiner Kenntnis, aber ich wette meinen alten Bullenhelm darauf, dass es sich nicht gerade um Milliarden handelt.«

»Hat sie einen Namen?«, fragte Johansson unschuldig.

»Sarah irgendwas. Hab ich im Büro.«

Sarah J. Weissman, dachte Johansson und biss sich auf die Zunge.

»Ach«, sagte Johansson. »Ja, ehrlich gesagt habe ich diese Geschichte inzwischen ziemlich satt.«

»Schön zu hören«, sagte Jarnebring. »Und du …«

»Ja«, sagte Johansson.

»Hab eine schöne Reise und pass da drüben auf dich auf. Das wollte ich dir eigentlich sagen, als ich angerufen habe.«

»Danke«, sagte Johansson. »Pass du auf dich ebenfalls auf.«

Das hier wird immer kurioser, dachte er dann, als er den Hörer auf die Gabel gelegt hatte.

Samstag, 30. November

Am Samstag, dem 30. November, nahm Lars Martin Johansson eine frühe Morgenmaschine nach New York. Als Reisegesellschaft hatte er zwei Kommissare vom Landeskriminalamt. Hervorragende Polizisten und sympathische Burschen.

Fuck you, Krassner und fuck you, Weissman, dachte Johansson. Denn jetzt will ich mich amüsieren und vielleicht sogar etwas Neues lernen, das ich zu irgendetwas gebrauchen kann.

»Ich überlege, ob ich zum Mittagessen nicht einen Schnaps trinken soll«, sagte Johansson und grinste.

Sein Kollege von der Drogenfahndung des Landeskriminalamtes nickte nachdrücklich. »Auf diesen Gedanken bin ich auch schon gekommen.« Auch der Kollege von der Interpolabteilung nickte. »Seltsam«, sagte er. »Just dasselbe dachte ich eben auch. Das Leben geht manchmal wirklich seltsame Wege.«

II

Frei fallen wie im Traum

Stockholm, siebziger und achtziger Jahre

Im Herbst 1976 hatte die Sicherheitspolizei eine externe Gruppe eingerichtet, um ihren Operationsschutz zu vergrößern. Diese Gruppe erhielt den Projektnamen »Gruppe für innere Sicherheit und Schutz vor undichten Stellen« und bildete den allergeheimsten Teil der geheimen Polizeiarbeit. Um sich vor Entdeckung zu schützen, hatten sie allerlei Vorkehrungen getroffen. Als Schutzschild für ihre Tätigkeiten hatten sie eine private Beratungsfirma im Managementsektor aufgebaut, sie hatten ein Büro in der Stadt, und niemand von den dort Arbeitenden konnte zu den schon damals geheimen Angestellten- und Gehaltslisten der Sicherheitspolizei zurückverfolgt werden.

Die Kontakte zur Mutterorganisation, die sie überwachen und beschützen sollten, waren natürlich von aller vorstellbaren Geheimhaltung umgeben. Es war eine besondere Gruppe innerhalb der größeren Organisation gebildet worden, die Gruppe für Organisationsschutz, und auf dieser Basis war dann ein Netzwerk aus Gewährsleuten entstanden, das alle Tätigkeitsbereiche abdecken sollte, während zugleich die meisten dieser Gewährsleute hoffentlich nicht wussten, dass sie nunmehr eine doppelte Funktion bekleideten und nicht nur ihre Arbeit verrichteten, sondern auch durch tägliche Rapporte und kontinuierlich geführte Tagebücher, in denen Daten und interne wie externe Kontakte verzeichnet waren, erzählten, was sie und ihre Kollegen taten. Die Gewerkschaft hatte natürlich Einwände gehabt, aber da die Gewerkschaft der Sicherheitspolizei nur ein

bleicher Schatten der normalen Polizeigewerkschaft war und da sie wie üblich keine Ahnung gehabt hatte, worum es hier überhaupt ging, war alles nach Plan verlaufen.

Die externe Gruppe existierte natürlich immer noch, und zwar mehr oder weniger in derselben Form wie anfangs. Ihr Zufluss an Informationen war ebenfalls kräftig angewachsen, aber das hatte seinen Preis gehabt, und der bestand darin, dass jetzt weitere Personen innerhalb der Mutterorganisation von ihrer Existenz wussten. Insgesamt stellte dieser Prozess eine gute Illustration des klassischen Dilemmas jeglicher polizeilichen Sicherheitsarbeit dar. Im Grunde ging es darum, ein Puzzlespiel zu legen, und es muss wohl kaum gesagt werden, dass diese Aufgabe dadurch erleichtert wurde, dass die mit dieser Aufgabe Betrauten Zugriff auf sämtliche Teile hatten. Als Methode war das natürlich eine Katastrophe, wenn man die Puzzelei an sich und zugleich das fertige Bild so vielen wie möglich vorenthalten wollte. Ganz egal, auf welcher Seite sie standen.

Die wenigen, die von diesen Vorgängen wussten, wussten auch, dass die ganze Konstruktion auf eine Idee des Büroleiters Berg zurückging. Berg war Chef des operativen Büros, hatte aber nie ein Wort über seine Rolle als Urheber verloren, was von seinen Auftraggebern als gutes Zeichen für Diskretion und persönliche Bescheidenheit gedeutet wurde. Berg selbst wusste es besser, schließlich hatte er das ganze Konzept vom bundesdeutschen Sicherheitsdienst übernommen, und zwar bis ins Detail hinein, denn die deutschen Kollegen verfügten über eine lange Tradition in Bezug auf eben diese sicherheitspolitische Arbeit.

Durch seine historischen Kenntnisse und durch alles, was er über die Arbeit von ausländischen Sicherheitsorganen wusste, hatte Berg auch eine Strategie dafür entwickelt, wie er seine neue Gruppe vergrößern und ent-

wickeln konnte. Sein eigentliches Ziel war ein geheimes Büro oder vielleicht sogar eine eigene geheime Organisation für Verfassungsschutz, die nicht nur die Sicherheitspolizei überwachte und kontrollierte, sondern auch die so genannte offene Tätigkeit innerhalb der Polizei, dazu natürlich das Militär und jede andere staatliche Behörde, private Organisation oder Gruppe, deren Aktionen die höchste politische Macht bedrohen oder beschädigen konnten. Diese Aufgabe bildete ja schließlich den Ursprung aller staatlichen Sicherheitsdienste, war der eigentliche, alles andere überschattende Auftrag. Verfassungsschutz, dachte Berg. Eine hervorragende Bezeichnung, wenn man äußerst behutsam vorgehen musste, wollte man seine Tätigkeit einer Umgebung beschreiben, die zumeist keine Ahnung hatte, sich feindselig gab und jede Chance nutzte, um die Hüter der Demokratie als deren Feinde darzustellen.

Die schwedische Sicherheitspolizei war, anders als ihre Schwesterorganisationen in West wie in Ost, eine Organisation, die fast nur aus Polizisten bestand. Die schwedische Sicherheitspolizei besaß keinerlei intellektuelle oder akademische Tradition, und Berg vertrat die absolute Überzeugung, dass das auch ihre große Stärke ausmachte. Keine Oberklasseschwuchteln aus Oxford oder Cambridge, die die ganze Nation für eine Nummer in einer schäbigen Absteige in einem Drittland an den Feind verhökern konnten, keine überspannten Theoretiker, die keinen Gedanken denken konnten, ohne den sofort auf einem Seminar mit lauter Gleichgesinnten vorbringen zu müssen, keine philosophischen Wirrköpfe oder politischen Grübler. Eine klare, reine Organisation, die nur aus Polizisten besteht, dachte Berg.

Während der folgenden Jahre hatten sie dann auch oft große und verdiente Erfolge einheimsen können, innerhalb der Organisation als Ganzes und vielleicht vor allem

in dem Bereich, der Bergs Schoßkind war und mit jedem Tag seinem ersehnten und heimlichen Büro für Verfassungsschutz ähnlicher wurde. Sie hatten Glück und sie hatten Unglück gehabt, hatten mit dem Guten gewuchert und das Schlechte in ihren Vorteil verwandelt und, kurz gesagt, alles bestens im Griff gehabt.

Erst hatten sie Glück gehabt und innerhalb der eigenen Organisation einen Spion entlarvt. Einen versoffenen Polizisten, der geheime Informationen an den Feind verkaufte, und zwar mit der Raffinesse eines Markthändlers und zu kaum höheren Preisen. Lebenslängliche Haft, gute Presse und aufmunterndes Schulterklopfen, vom Mann auf der Straße und vom politischen Häuptling.

Dann hatten sie Pech gehabt. Feindlich gesinnte Elemente vom Rande des linken Spektrums hatten das Gerücht verbreitet, in Wirklichkeit habe der israelische Sicherheitsdienst den schwedischen Spion erwischt. Auf ihre übliche unsentimentale Weise hatten dessen Agenten den Spion angeblich in Beirut vom Flughafen verschleppt und in ein passend gelegenes Kerkerloch gesperrt, wo sie ihm einen Pistolenlauf an die Schläfe hielten und ihm anboten, ihnen sein Herz auszuschütten. Als er das dann erledigt hatte, es hatte kaum mehr als einen Tag gedauert, hatten sie ihn zum Flugplatz geschafft und in die Maschine nach Kopenhagen gesetzt, während sie zugleich ihre schwedischen Kollegen anriefen und ein Geschenk ankündigten.

Ob das nun stimmte oder nicht, es hatte jedenfalls Probleme beschert. Berg war keiner, der sich in den Medien über seine Unternehmungen verbreitete, egal, wie sehr die Medien sich das Maul zerrissen, aber der politisch verantwortliche Justizminister hatte den Fall bei der wöchentlichen Besprechung aufgegriffen, und aus Gründen, die nur Berg und er kannten, hatte er beschlossen, eher besorgt zu wirken als verärgert. Konnten diese,

gelinde gesagt, überraschenden Behauptungen denn wirklich ein Körnchen Wahrheit enthalten?

Berg schüttelte entschieden den Kopf. Nicht im Geringsten, aber wie schon so oft in solchen Zusammenhängen konnte die Wahrheit nicht einmal in der allergeschlossensten Gesellschaft erzählt oder diskutiert werden. In Wirklichkeit war seine Gruppe für innere Sicherheit dem Spion auf die Schliche gekommen, und der externe Teil der Gruppe hatte die praktischen Arbeiten ausgeführt. Da ihre Tätigkeit so empfindlich war, wie sie es eben war, und da sie um jeden Preis geschützt werden musste, hatte Berg Kontakt zu den Israeli aufgenommen und mit ihnen zusammen die Festnahme in die Wege geleitet. Danach hatten sie gemeinsam eine Räuberpistole ersonnen und die »Neuigkeit« über ihre üblichen Kanäle ihren Gegnern zukommen lassen.

»Die haben Köder und Haken und Schwimmer und Schnur geschluckt, und damit haben wir zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen«, fasste Berg zusammen und nickte dem verstummten Minister freundlich zu. Genau wie du, nur umgekehrt, dachte er.

»Sie können sich darauf verlassen, dass diese Mitteilung diesen Raum nicht verlassen wird«, sagte der Justizminister mit warmer Stimme.

Ein Spion in der eigenen Organisation war wirklich schön, aber man konnte doch nicht ewig davon zehren, und wenn es mehr als einen gab, konnte das sehr schnell böse Folgen haben. Außerdem war es nicht nötig. Bei der Sicherheitsarbeit ging es vor allem darum, die Information zu veredeln, die man ohnehin schon gesammelt hatte, jedes vorstellbare Risiko auszuloten und es zum Besten der Organisation auszunutzen. Auf diese Weise konnte man die Voraussetzungen für das eigene Wachstum schaffen, ohne auf eine Menge bereits eingetroffener Widerwärtigkeiten verweisen zu müssen.

Bedrohungen und Schreckensszenarien, Gefahren und Zukunftsvisionen, Prognosen und vorbeugende Maßnahmen, darum ging es hier, und man musste doch ein Volltrottel sein, um nicht zu begreifen, dass eine wohl formulierte, gut untermauerte und selektiv verteilte Sicherheitsanalyse, egal, was sonst anliegen mochte, viel besser war als jede Menge Flugzeugentführungen, Bombenattentate oder erschossene Politiker, wenn es darum ging, sich finanzielle Mittel zu verschaffen. Hier können wir von den Deutschen noch viel lernen, dachte Berg, der sich genau darüber informiert hatte, wie dort mit dem Erbe der heimischen Terroristen gewuchert wurde. Wir haben das noch nicht so gut im Griff, dachte er. Und zu Beginn der achtziger Jahre war deshalb die nächste Organisationsveränderung angesagt.

Zuerst hatten sie den hauseigenen Teil der Organisation in »Sektion für Werkschutz« umbenannt. Einerseits, weil sich das besser anhörte, ein wenig diffuser, ein wenig breiter, ein wenig schwedischer ganz einfach, andererseits, weil die Arbeitsbelastung gewaltig zugenommen und man unter anderem eine besondere Gruppe eingerichtet hatte, die alle Informationen untersuchen und auf den Punkt bringen sollte, die innerhalb der umfassenden Organisation gesammelt wurden. Keine Möglichkeit durfte auf der Jagd nach neuen Mitteln außer Acht gelassen werden. Das hatte Berg betont, ehe der Startschuss gegeben worden war. Auch, wenn er sich etwas anders ausgedrückt hatte.

Die externe Gruppe hatten sie behalten. Sie war zwar dermaßen angewachsen, dass sie eine weitere Deckorganisation hatten aufbauen müssen, was seinerseits nun wieder zu Führungs- und Koordinierungsproblemen führte, die im Rahmen einer Stiftung gelöst worden waren, aber die grundlegende Strategie, wie der Aufbau der Arbeit, war dieselbe wie früher.

Die spezielle »Schreckensszenariogruppe«, die er eingerichtet hatte, Berg dachte oft und voller Stolz an diese Gruppe als an seine eigene Marketingabteilung, hatte ebenfalls einen überaus erfolgreichen Start hingelegt. Zuerst hatten sie sich der Lage auf dem Balkan gewidmet. Seit Anfang der siebziger Jahre war Jugoslawien eine Quelle der Freude für die schwedische Sicherheitspolizei gewesen. Kroatische Extremisten hatten den serbischen Botschafter der Republik erschossen, und danach hatten ihre Genossen sie durch eine Flugzeugentführung hinter den schwedischen Gardinen hervorgeholt, und ganz zum Schluss hatte die schwedische Sicherheitspolizei umfassende Mittel für die Bekämpfung des neuen Terrorismus zur Verfügung gestellt bekommen.

Aber die Jugoslawen hatten ihnen auch in anderer Hinsicht manchen Gefallen getan. Der Strom der politischen Flüchtlinge war immer größer geworden, und unter denen, die nach Schweden kamen, gab es starke politische Gegensätze und einen netten Einschlag aus normalen Gaunern, die gerne die Nächte durchmachten und in ihren verräucherten Klubs konspirierten. Die für Überwachung, Lauschangriffe und Dolmetscher benötigten Mittel waren vervielfacht worden. Allein die Kosten für die Dolmetscher waren in weniger als fünf Jahren um mehr als zweitausend Prozent gestiegen.

Aber dann schien die Luft aus der Sache entwichen zu sein, und in düsteren Augenblicken dachte Berg, dass sie die gute schwedische Stubenwärme wohl nicht überlebt hatten. Die Terrorakte, mit denen sie in ihren Prognosen gewinkt hatten, waren ganz einfach ausgeblieben, und während die Jahre vergingen und die Mittel immer weiter stiegen, hatte sich die Gegenseite einfach geweigert, die vielen Gräueltaten zu begehen, die die Sicherheitspolizei ihren politischen Auftraggebern versprochen hatte. Illegale Clubs, grobe Überfälle und die eine oder andere blu-

tige Abrechnung zwischen jugoslawischen Banden waren ja gut und schön, aber in Bergs Zusammenhang reichten sie einfach nicht aus. Die Politiker quengelten schon, und unter den Kollegen in der Arbeit vor Ort machten sich immer mehr und immer lauter werdende Stimmen bemerkbar, die in vollem Ernst behaupteten, die Jugoslawen fielen jetzt in ihr Ressort, und die Sicherheitspolizei solle sich eine andere Beschäftigung suchen.

Die Lage war nicht gut, die Entwicklung noch schlimmer, und genau in diesem Moment hatte seine neu gebildete Schreckensszenariogruppe »Gruppe für Analyse und Informationsmarketing« sich eingeschaltet und die gesamte Balkanproblematik an sich gerissen. Sie hatten die passenden Teile von vielen alten strategischen Analysen zusammengefügt, die man dem schwedischen militärischen Sicherheitsdienst und dessen ausländischen Kollegen verdankte, da diese seit Jahren den Zerfall der jugoslawischen Republik und ein darauf folgendes totales Chaos auf dem Balkan und auch sonst in Europa verhießen, und mit diesen einfachen Mitteln war ein Bericht mit einem für die Hüter der Nation beunruhigendem Inhalt entstanden, der absolut geheim gehalten wurde, höchste Priorität genoss und nur den wenigsten politischen Auftraggebern zugänglich gemacht wurde. Die Anlagen dazu waren einfach per Post verschickt worden.

Danach war man rasch weitergegangen und hatte sich an die Kurdenproblematik gemacht. Unter den kurdischen Flüchtlingen in Europa herrschte offenbar nicht nur Friede und Eintracht, und wenn die Konflikte aufloderten, dann wurde auch schon mal aufeinander geschossen. Das Problem war, dass man einfach nur aus purer Sturheit auf andere Kurden schoss, was aus sicherheitspolitischem Blickwinkel natürlich der pure Wahnsinn war. Bergs deutsche Kollegen vom Verfassungsschutz standen vor demselben Problem, und da es den

waren von einem ganz anderen Schlag. Das hatte Berg schon früh erfahren. Er war schon eine ganze Weile dabei, und sechs Jahre in der Warte- schlange vor den Fleischtöpfen hatte ihren Appetit gewaltig wachsen lassen. Sowie das Wahlergebnis vorlag, hatte Berg seinen Terminkalender gesäubert, war mit seinen engsten Mitarbeitern an einen sicheren Ort gereist und hatte drei Tage lang die neue Lage analysiert. Analysiert? Sie waren alles bis ins kleinste Detail durchgegangen. Sie waren vorgewarnt und damit bereit.

Kaum hatte die neue Regierung Posten bezogen, als der militärische Nachrichtendienst mit Hilfe ihrer sorgsam erarbeiteten Kontakte innerhalb der sozialdemokratischen Führung genau den erwarteten Vorstoß machte. Es war der übliche alte Revierkampf, aber diesmal war Berg besser vorbereitet als jemals einer seiner Vorgänger. Am Tag vor der Besprechung in der Regierungskanzlei hatte er die neueste Analyse der Lage an der Terrorfront übersandt und dafür gesorgt, dass diese mit der optimalen Auswahl eigener Beurteilungen der nationalen Sicherheitsdienste gewürzt war. Worin liegt eigentlich der Gegensatz?, überlegte Berg treuherzig. So weit er sehen konnte, waren er und seine Mitarbeiter mit den Kollegen vom Militär ganz und gar einer Meinung.

Berg war nach der Besprechung zu Fuß nach Hause gegangen, und als er zwischen Rosenbad und Kungsholmen durch die Herbstsonne wandelte, hatte er sich dabei ertappt, wie er Beethovens »Ode an die Freude« vor sich hinsummte: »Alle Menschen werden Brüder.« Und als er hinter seinem Schreibtisch Platz nahm, lagen die Unterlagen, die er vor dem Wochenende angefordert hatte, bereits oben auf seinen Papierstapeln.

Zuerst machte er sich über die erbetene Zusammensetzung der neuen Minister, Staatssekretäre und der sonstigen Beamten und Sachkundigen her, die jetzt das Kanz-

leigebäude bevölkerten. Nicht wenige von ihnen waren bis vor einem Tag im Personenregister der Sicherheitspolizei aufgetaucht. Aus gutem Grund und mit gebührend dicken Ordnern, dachte Berg mit schrägem Lächeln, doch nach dem soeben beendeten Herbstreinemachen war das Archiv leer und sauber, und alle Unterlagen, die unnötigen Ärger verursachen konnten, befanden sich außerhalb des Hauses in sicherer Verwahrung. Eine Woche darauf würde er die politisch eingesetzte Leitung der Sicherheitspolizei treffen, und unter seinen Mitarbeitern wurden schon eifrige Wetten darüber abgeschlossen, welche der neuen Führungskräfte diesmal einen Besuch im Personenarchiv der Sicherheitspolizei anregen würde. Es standen drei zur Auswahl, und alle wirkten recht vorhersagbar.

Durch die externen Aktivitäten war eine Analyse der politischen Schlüsselfiguren vorgenommen worden, mit denen die Mutterorganisation jetzt zusammenarbeiten sollte. Insgesamt ging es dabei um ein Dutzend Personen, von denen die qualifizierte Mehrheit in Rosenbad saß und sich ungefähr gleichermaßen auf Justiz- und Verteidigungsministerium verteilte. Allesamt waren sie mit einem sicherheitspolitischen Profil bedacht worden, dessen Schwerpunkt aus einer Zusammenstellung ihrer besonderen Interessen und Neigungen bestand, wenn es um Fragen ging, die die Sicherheit des Landes betrafen.

Auf dieser Grundlage war sodann eine kundenangepasste Prioritätenliste erstellt worden zu den Berichten und Problemen, die den neuen Konsumenten möglicherweise am Herzen lagen, und im Moment war Bergs gesamte Analysegruppe damit beschäftigt, die Informationen herauszusuchen, die sie brauchten, wenn sie in ungefähr zwei Wochen, auch hier wurden eifrig Wetten abgeschlossen, beweisen müssten, dass sie gerade diese

Probleme schon seit langem mit ernster Sorge beobachtet hatten.

Die Liste der priorisierten Bereiche war für einen alten Fuchs wie Berg wenig aufregend. Es gab die üblichen alten Artikel aus dem Standardsortiment, wie die Kontrolle von Personen mit brisanten Aufgaben und die Überwachung der verschiedenen politisch extremen Parteien, wobei es, egal, wie deren Farbe auch sein mochte, ja doch im Großen und Ganzen darum ging, die eigene Haut zu retten und im Grunde nur ein wenig Unkraut zu jäten und die Perspektiven ein wenig zu verschieben, damit alles so weitergehen konnte wie bisher. Dass Nazis und Rechtsextremen jetzt Priorität zukommen musste, lag natürlich auf der Hand, auch wenn er sich darüber ärgerte. Seine Mittel waren nicht unerschöpflich, und Berg vertrat die Auffassung, dass dieses Geld besser angelegt werden könnte als zur Überwachung von ein paar hundert halb debilen und verwirrten Rotzbengeln, die nicht einmal dann im Takt marschieren konnten, wenn sie sich nicht mit Starkbier voll gegossen hatten. Was sie aber fast immer taten, dachte Berg sauer. Aber es war nun einmal, wie es war, und so musste es eben sein.

Was ihn freute, war sein eigener Beitrag zur Liste der priorisierten Bereiche. Wenn man sich die Geschichte der Sicherheitspolizei ansah, dann war das etwas Neues, das wirklich Erfolg versprechend war, und dass sein Elend von Neffe ihn auf die Idee gebracht hatte, machte die Idee ja nicht schlechter. Bergs Vater war Polizist auf dem Land gewesen, in der alten Organisation, lange vor der Verstaatlichung. Er hatte zwei Söhne bekommen, die beide zur Polizei gegangen waren. Bei Berg war alles gut und weit über jegliche Erwartung verlaufen, bei seinem älteren Bruder jedoch nicht. Nach Verlassen der Polizeischule war Berg zur Bereitschaftspolizei in Stockholm versetzt worden. In seiner freien Zeit hatte er per Fern-

kurs das Abitur gemacht. Danach hatte er sich von der Polizei beurlauben lassen und mit dem Geld, das er als Streifenpolizist gespart hatte, ein Jurastudium absolviert. Nach drei Jahren hatte er das Examen abgelegt, für das die meisten fünf Jahre brauchten, und als er sich dann bei den Anklagebehörden beworben hatte, war er mit offenen Armen empfangen worden. Mehrere seiner neuen Kollegen hatten die gleiche Klassenreise wie er unternommen. Nach zehn Jahren bei der Staatsanwaltschaft war er von der Sicherheitspolizei angesprochen worden. Die Polizei war verstaatlicht worden, die Sicherheitspolizei war jetzt neu organisiert und bildete eine besondere Abteilung innerhalb der Landespolizeileitung. Die alten Tätigkeiten mussten erweitert werden, abgenutzte Besen wurden durch neue ersetzt, und Berg wurde als einer der Ersten gefragt. Zehn Jahre darauf war er so mehr oder weniger der Chef des Ganzen.

Sein älterer Bruder hatte gleich nach der Polizeischule geheiratet und ebenfalls seinen Dienst bei der Stockholmer Bereitschaftspolizei angetreten. Er hatte sich sehr schnell drei Kinder und Probleme mit den Finanzen, dem Alkohol und der Gattin zugelegt. Dann hatte seine Frau ihn verlassen und die Kinder mitgenommen. Er war im Suff mit einem Streifenwagen losgefahren, hatte einen Kiosk gerammt, hatte Strafe zahlen müssen und war zur Bewährung verurteilt worden, hatte sich mit Beförderungssperre und Lohnabzug abfinden müssen, und am Ende war ihm eine neue Laufbahn als Aufsicht im Fundbüro der Polizei angeboten worden. Dort war er fünf Jahre geblieben, und in dem Sommer, in dem sein jüngerer Bruder seinen Dienst in Stockholm City angetreten hatte, hatte er sich einen Dienstwagen ausgeliehen, war nach Vaxholm hinaus und vom Dampferanleger direkt ins Wasser gefahren.

Berg vertrat die Auffassung, Blut sei dicker als Wasser, aber wenn es um seinen Neffen ging, dann war diese Überzeugung schon mehr als einmal ins Wanken geraten. Nachdem sein Bruder verunglückt war, so lautete die offizielle Version, hatte er sich natürlich alle Mühe gegeben, seinen jungen Verwandten auf den geraden Weg zu bringen. Da sie im Alter nur zwölf Jahre auseinander waren – und in einsamen Stunden dankte Berg seinem Schöpfer dafür, dass der Altersunterschied nicht größer war –, hatte er versucht, dem Neffen ein älterer Bruder zu sein, doch das hatte sich längst als vergebliche Liebesmüh erwiesen.

Der Neffe hatte während seiner ganzen Schulzeit miese Zeugnisse nach Hause gebracht. Er hatte sich bereits in der ersten Grundschulklasse einen soliden Ruf als Despot erworben, und die politischen Ansichten, die er oft und gern zum Ausdruck brachte, waren im schwedischen Parlament einfach nicht vertreten.

Aber er war groß und grob, er hatte einen Großvater, einen Vater und einen Onkel, die allesamt bei der Polizei waren oder gewesen waren, und so war er nach seiner Bewerbung an der Polizeischule mit offenen Armen empfangen worden.

Seine Karriere war wie geschmiert gelaufen, und schon zwei Jahre später war er zum Leiter der bei weitem meistverklagten Mannschaft von Stockholms Einsatzkommandos avanciert. Und ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, worum es ging, verfügte er über eine Eigenschaft, die ihn für die Organisation, der er diente, nützlich werden ließ. Polizisten wie er, dachte Berg, schufen für alle normalen und funktionierenden Kollegen den passenden Handlungsspielraum. Außerdem war er eine ungenutzte Ressource für die Aktivitäten, die Berg repräsentierte.

Eine absolute Mehrheit der Polizei wählte die Rechtsliberalen, das wusste Berg. Er wusste auch, dass das sehr viele nur deshalb taten, weil es keine radikalere Alternative gab, und damit war seine Aufgabe klar. Nämlich: eine Aufstellung über verfassungsfeindliche Elemente innerhalb der Polizei aufzustellen und nach und nach den Auftrag auf ähnlich Gesinnte beim Militär auszudehnen. Privat gab es dort schon allerlei Kontakte über die Dienstgrenzen hinaus, weswegen die Sache nicht allzu schwer werden dürfte.

Berg hatte den ausführlichen Kommentar zu dem Bericht über undemokratische Bewegungen und Elemente innerhalb der Organe, die die Sicherheit des Landes vor äußeren und inneren Gefahren beschützen sollten, selbst verfasst, und er hatte dabei sorgsam betont, dass zwei Organisationen sich in der Geschichte als außerordentlich gefährlich für die politisch eingesetzten Machthaber erwiesen hatten, nämlich das Militär und die Sicherheitspolizei. Er hatte seinen Bericht mit der Feststellung beendet, dass es sich um ein wichtiges, leider aber vernachlässigtes Problem handele, dem man jedoch seit einiger Zeit beträchtlich größeres Interesse gewidmet habe. Er lieferte auch dafür eine Erklärung: »Die Tatsache, dass unsere schwedische Demokratie eine der stabilsten Demokratien ist, die die europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts überhaupt kennt, ist vermutlich die grundlegende Ursache dafür, dass das sicherheitspolitische Interesse an dieser Frage bisher so gering war.«

Es hatte zwölf Tage gedauert, nicht vierzehn, bis Berg und seine Mitarbeiter in die Staatskanzlei gerufen worden waren, um ihre Prioritäten zu begründen. Normalerweise waren bei solchen Besprechungen drei Teilnehmer zugegen, der Justizminister, der zuständige Staatssekretär und Berg selbst, doch diesmal hielt sich noch eine weitere Person im Raum auf. Eine Woche zuvor hatte der

Ministerpräsident Berg mitteilen lassen, dass er im Ministerrat gewisse Sicherheitsfragen zur Sprache bringen wollte, dass er deshalb beschlossen hätte, dass sein Sonderbeauftragter hinfort an den Besprechungen teilnehmen sollte, und dass er davon ausging, dass Berg sich sofort melden werde, wenn er an dieser Personalentscheidung etwas auszusetzen habe.

Fast sieben Jahre hatte Berg sich kein so deutliches Wort seiner Auftraggeber mehr anhören müssen, und diesmal, anders als beim letzten Mal, war er doch ein wenig erschütterter und beunruhigter, als ihm lieb war. An sich hatte er mit etwas in dieser Art gerechnet, er hatte nicht einmal die Möglichkeit ausgeschlossen, dass er in die Kanzlei zitiert werden würde, um sich sagen zu lassen, dass sein Nachfolger bereits ernannt sei, aber gerade mit dieser Entscheidung hatte er eben nicht gerechnet, vor allem nicht mit dem letzten Teil der Direktive des Ministerpräsidenten: »Einwände gegen meine Entscheidung.« In Bergs Ohren klang das verdächtig nach einem Wink mit dem Zaunpfahl oder sogar nach einer Warnung.

Sowohl Berg als auch der Ministerpräsident und dessen Sonderbeauftragter wussten natürlich, dass Letzterer seit Jahren in der höchsten Schutzkategorie rangierte. Die Frage war, ob der Ministerpräsident und der, um den es hier ging, noch mehr wussten, überlegte Berg. Zum Beispiel, dass Berg dessen Personalakte gesäubert hatte, so dass der Betreffende nichts über all die Informationen erfuhr, die Berg über ihn hatte. Er hatte sich die halbe Nacht den Kopf darüber zerbrochen und sich am Ende wie in einem Spiegel gesehen, der einen anderen Spiegel schräg hinter seinem Rücken spiegelte und ihn damit bis in die Unendlichkeit vervielfältigte, und am folgenden Tag war er müde und niedergeschlagen gewesen. Für einen kurzen Moment hatte er allen Ernstes überlegt,

seinen vertrautesten Mitarbeiter zu sich zu bestellen, um sich mit ihm zu beraten, den Leitenden Polizeidirektor Waltin, Chef der externen Tätigkeiten, aber da jetzt nicht die Zeit für Schwäche war, hatte er diesen Gedanken wieder verworfen. Niemals zeigen, was man denkt. Abwarten und abwägen, dachte Berg. Außerdem wusste er ja auch nicht, ob er Waltin durch und durch vertrauen konnte.

Vielleicht habe ich mir unnötig Sorgen gemacht, dachte Berg hinterher, und wenn man sich einfach nur ansah, was bei dieser Besprechung gesagt worden war, dann war sie in gutem Einvernehmen und mit nur geringfügigen Einwänden seitens seiner Auftraggeber verlaufen. Der neue Justizminister hatte ein gewisses Erstaunen darüber zum Ausdruck gebracht, dass die Kurden dermaßen weitgehende staatsfeindliche Pläne hegten, wie die von Berg so »verdienstvoll« durchgeführten Untersuchungen zeigten, aber eigentlich kannte seine Überraschung doch Grenzen, denn wenn er »mal ein bisschen persönlich« sein dürfe, dann habe er schon längst begriffen, dass »sich da etwas zusammenbraue«.

»Bei den Kurden, meine ich«, fügte er hinzu.

Der ist jedenfalls kein Grund zur Besorgnis, dachte Berg.

Der neue Teilnehmer der Gruppe hatte nicht sehr viel gesagt. Einmal schien er sogar eingenickt zu sein, als er mit geschlossenen Augen zurückgelehnt in seinem Sessel saß, aber als Berg auf seine fortlaufende Untersuchung der demokratiefeindlichen Entscheidungsträger innerhalb von Polizei und Militär zu sprechen kam, war er plötzlich zum Leben erwacht und hatte die schweren Augenlider immerhin ein wenig gehoben.

Berg hielt nichts von seinem Blick und auch nicht von seiner Miene. Der Mann schien das Ganze eher lustig zu finden, und Berg hatte das unangenehme Gefühl, dass der

andere ihn betrachtete wie einen Gegenstand, nicht wie einen Menschen. Danach hatte er plötzlich so heftig gelacht, dass sein dicker Bauch auf und ab gehüpft war, er hatte genickt und Berg angestrahlt, ohne seine Augenlider auch nur um einen Millimeter zu bewegen.

»Hört das Donnern in den Kratern der Justiz!«, lachte er, und wieder hüpfte sein dicker Bauch. »Wann werden wir diese gute Zigarre genießen? Ich kann es kaum erwarten.«

»Meinen Mitarbeitern zufolge werden wir Anfang nächsten Jahres einen ersten Überblick vorlegen können«, erwiderte Berg mit korrekter Miene.

»Die Zeit der Wunder scheint also noch nicht vorbei«, erklärte der Sonderbeauftragte des Ministerpräsidenten. Er war jetzt wieder in seinem Sessel zurückgesunken, hatte die Augenlider geschlossen, und ein belustigtes Lächeln umspielte seine Lippen.

Der Mann spinnt doch, dachte Berg. Aber das sagte er nicht.

Am nächsten Tag hatte er Waltin an dem sicheren Ort getroffen. Waltin hatte die Unterlagen dabei, die sie aus den Akten des Sonderbeauftragten entfernt hatten und die nunmehr außer Haus aufbewahrt wurden, während Berg das bei sich hatte, was ihm noch geblieben war. Danach hatte er sein Arbeitszimmer im Obergeschoss aufgesucht und die Akten studiert, während Waltin sich mit einem einarmigen Banditen amüsierte, der aus unerfindlichen Gründen im Besprechungsraum gleich darunter stand. In regelmäßigen Abständen war ein Scheppern durch die Bodenbretter gedrungen, und in mindestens einem Fall hatte Waltin vor Begeisterung gejohlt. Warum macht er das nur?, fragte sich Berg, der wusste, dass Waltin einen Schlüssel zur Münzkammer des Automaten besaß.

Es gab drei Vermerke in den Akten, die Berg beunruhigten, und er machte sich Vorwürfe, dass er sie nicht vor der Besprechung am Vortag gelesen hatte. Diese Eintragungen waren fast zwanzig Jahre alt und bezogen sich auf die Zeit, in der der Sonderbeauftragte seinen Wehrdienst abgeleistet hatte. Dem ersten Vermerk zufolge war er einem normalen Schützenregiment im Oberen Norrland zugeteilt worden. Einen Monat darauf wurde er zum Verteidigungsstab nach Stockholm verlegt, und zwar auf einen vom Verteidigungsstab direkt an den Regimentschef gestellten Antrag hin. Angeblich hatte er ein gutes Jahr in einer Abteilung Dienst getan, die »nicht sicherheitsdeklariertes Ausbildungsmaterial« für Wehrpflichtige und untere Dienstränge innerhalb der Armee durchforstete. Und als er nach fünfzehn Monaten Dienst entlassen worden war, war er immer noch wehrpflichtig gewesen.

Der zweite Vermerk enthielt zwei unterschiedliche Intelligenztests, die er bei der Musterung hatte ablegen müssen. Der erste war der übliche Test, der allen Gemusterten vorgelegt wurde, und sein Ergebnis platzierte ihn in der höchsten Kategorie, die nur etwa zwei Prozent jedes Jahrgangs erreichten. Das war an sich nicht weiter bemerkenswert. Berg hatte zur nächst tiefer gelegenen Kategorie gehört, aber dass der Sonderbeauftragte dann als ganz normaler Rekrut einem ganz normalen Schützenregiment zugeteilt worden war, konnte nicht stimmen. An sich hätte man einen anderen Einsatz für ihn vorschlagen müssen, aber dafür gab es nicht den geringsten Hinweis.

Eine Woche später jedoch war er zu einem weiteren Test bestellt worden. Berg war kein Experte, was psychologische Tests anging, aber normales Schwedisch konnte er lesen. Auf der letzten Seite hatte der Psychologe, der den Test durchgeführt hatte, eine handschriftliche Notiz

angebracht: »Der Respondent hat bei der erweiterten Variante von Stanford Binet das Höchstergebnis erreicht. Das bedeutet, dass er einem Anteil der Gesamtbevölkerung angehört, der etwa einen Hundertstel Promille ebendieser Bevölkerung entspricht.« Einer von Hunderttausend, dachte Berg. Einer von knapp hundert Schweden, der einige Monate später als normaler Schützenrekrut eingezogen wird?

Der dritte Vermerk bestand aus einem mit Maschine beschriebenen Zettel und dem Umschlag, in dem dieser gesteckt hatte: die Adresse war in Großbuchstaben geschrieben, und der Brief war gerichtet an die »Kriminalabteilung der Stockholmer Polizei, Polizeigebäude, Kungsholmen«. Von dort war er offenbar auf unbekannten Wegen ins Archiv der Sicherheitspolizei weitergewandert. Der Absender war anonym, doch aus dem Inhalt und zwischen den Zeilen ging hervor, dass er in einer Ausbildungsabteilung beim Verteidigungsstab in Stockholm arbeitete und unter anderem für die Urlaubsscheine der Wehrpflichtigen zuständig war.

Der anonyme Schreiber wollte auf einen offenbaren Missstand hinweisen. Einer der Wehrpflichtigen hatte bereits am ersten Tag auf seiner neuen Dienststelle einen Urlaubsschein abgeliefert, auf dem ihm für die folgenden vierzehn Tage Urlaub bewilligt worden waren. Danach war er aufgetaucht und hatte einen weiteren Urlaubsschein desselben Inhalts vorgelegt. Der Briefschreiber hatte das so seltsam gefunden, dass er den Rekruten gebeten hatte zu warten, während er sich bei dem Offizier erkundigte, der den Urlaubsschein ausgestellt hatte. Er war »von erwähntem Offizier ungeheuer schroff abgefertigt worden, denn dieser teilte mir in unverschämten Tonfall mit, ich solle mich nicht in Dinge einmischen, die mich nichts angehen«. Als er in sein Büro zurückgekehrt war, hatte »der Rekrut den Raum bereits verlas-

sen, und da dieser offenkundige Missstand jetzt seit fast einem Jahr besteht, wende ich mich in dieser Sache an Sie. Die Situation an meinem Arbeitsplatz ist leider nicht von der Art, dass ich mit meinen Vorgesetzten darüber sprechen könnte«.

»Was sagst du dazu?«, fragte Berg.

Er und Waltin saßen auf dem Sofa im Besprechungszimmer, und er hatte schon eine halbe Kanne Kaffee getrunken, während Waltin noch immer las und nachdachte.

»Offenbar haben wir einen Spion am Hals«, stellte Waltin mit kurzem Grinsen fest.

Zwei von dreien, dachte Berg und stöhnte in Gedanken. Der andere war der Staatssekretär im Justizministerium, der immer bei den wöchentlichen Besprechungen zugegen war. Das war er jetzt schon seit vielen Jahren, egal, ob es sich bei seinem Minister um einen bürgerlichen oder einen Sozialdemokraten handeln mochte. Außerdem hatte er noch einen Nebenauftrag als Jurist des Oberbefehlshabers, mit Generalleutnantsrang und Platzierung beim Verteidigungsstab.

An sich war dieser Staatssekretär ein überaus schweigsamer Mann. Wenn er ein seltenes Mal das Wort ergriff, dann in der Regel, um eine Frage zu beantworten, und bei seinen Aussagen ging es immer um Formalitäten und juristische Fragen. Sein gesamtes Auftreten war angenehm und diskret. Ein gebildeter Schriftgelehrter der alten Schule, hatte Berg zuerst gedacht, aber da er keiner war, der auf eine hübsche Larve hereinfiel, und da der Staatssekretär bei ihren Treffen Protokoll führte, auch wenn seine Aufzeichnungen ziemlich kurz ausfielen, hatte Berg ihn der üblichen Routinekontrolle unterzogen. Seine Ermittler hatten mitten im Winter eine ganze Woche in einem eiskalten Kastenwagen vor der prachtvollen Villa des Staatssekretärs in Lidingö zugebracht,

ohne auch nur das Geringste mitteilen zu können. In der achten Nacht war dann endlich etwas passiert, und nach den Ermittlungsberichten, die am folgenden Morgen auf Bergs Schreibtisch gelegen hatten, dieses:

»Um 02.18 tritt das Objekt auf den Balkon seines Schlafzimmers im Obergeschoss seiner Villa. Mit gewisser Mühe nimmt es danach eine so genannte Habachtstellung ein und hebt mit der rechten Hand ein Glas Champagner, worauf es ein vierfaches Hoch auf Seine Majestät den König ausbringt. Zu diesem Zeitpunkt trägt es blaue kurze Unterhosen mit gelben Biesen, den Uniformrock der Armee mit den Rangabzeichen eines Generalleutnants und die dazugehörige Schirmmütze. Danach singt das Objekt die ersten Strophen der Königshymne, worauf die Balkontür von innen geöffnet wird und eine nackte Frau auf den Balkon tritt und das Objekt durch die Balkontür in die Villa zieht. Die besagte Frau ist nach unseren Beobachtungen identisch mit der Gattin des Objekts, das zum beschriebenen Zeitpunkt einen ungeheuer munteren Eindruck macht. Im Schlafzimmer scheint es danach zu gewissen Aktivitäten gekommen zu sein. Da die Vorhänge vorgezogen und die Balkontür geschlossen waren, kann das jedoch nicht mit Sicherheit behauptet werden. Um 05.30 wird das Licht im Schlafzimmer gelöscht.«

Woher wollen die denn wissen, dass das Champagner war?, überlegte Berg, nachdem er den Bericht einsortiert hatte.

Ehe er und Waltin sich trennten, waren sie übereingekommen, den militärischen Teil ihrer Untersuchung der antidemokratischen Elemente herunterzufahren. Mit dem Minister war in diesem Punkt nicht zu rechnen, und zwei gegen einen war einer zu viel.

»Ich glaube, es wäre besser, sich bedeckt zu halten und abzuwarten, wie die Lage sich entwickelt«, erklärte Berg.

»Auf jeden Fall. Zumindest bis wir wissen, ob er Fisch oder Fleisch ist«, stimmte Waltin zu. Wie kann ein so begabter Mensch ein Scheißsozi sein?, fragte er sich.

Es war gut gegangen und es war schlecht gegangen, aber Berg hatte sich gehalten. Es war gut gegangen und es war schlecht gegangen, aber egal wie, es hatte sich ein Tag an den anderen gereiht, und die Tage waren zu Monaten geworden und dann auch noch zu Jahren, und Berg saß immer noch auf seinem Posten. Zugleich schienen sich seine Umwelt, sein Auftrag und die Menschen, die diesen Auftrag greifbar und konkret werden ließen, um ihn zu schließen. Aber nicht, um ihn zu sich zu holen und ihn in ihre Arme zu ziehen, was schon schwer genug gewesen wäre, da er einen festen Händedruck und respektvolle Distanz vorzog, sondern als Vorbereitung auf etwas ganz anderes. Berg hatte einen Tag an dem sicheren Ort verbracht, um in sich zu gehen und seine Lage zu analysieren.

Bergs engster Mitarbeiter war der Leitende Polizeidirektor Waltin. Er war zehn Jahre jünger als Berg, und wenn Berg überlegte, wer später sein Nachfolger werden könnte, was er nur ungern tat, dann sah er Waltin vor sich. Sie hatten eine gemeinsame Geschichte, sie hatten Geheimnisse en Massageöl, in einigen Fällen hatten sie sogar persönliche Vertraulichkeiten ausgetauscht, und zudem war er Waltins Mentor. Wenn man ihren gemeinsamen Auftrag betrachtete, dann war es ebenfalls Waltin, der seine schützende Hand über dessen innersten Kern hielt, den sensibelsten, den allergeheimsten, jener, welcher um keinen Preis aufs Spiel gesetzt oder entlarvt werden durfte. Die externen Aktivitäten.

Es gab auch keinen Grund zu der Annahme, dass er sich auf Waltin nicht verlassen konnte. Alle Überprüfungen, denen er Waltin unterzogen hatte, waren ergebnislos geblieben, nichts wies darauf hin, dass irgendetwas nicht stimmte, wenn man von der törichten Geschichte des geheimen Schlüssels zu dem einarmigen Banditen und anderen Albernheiten absah. Und doch stimmte etwas nicht. Das spürte Berg, aber er konnte es nicht in Worte fassen.

Bergs Mitarbeiter waren allesamt ehrgeizig, sorgfältig und fleißig. Wer das nicht war, musste entweder gehen oder wurde auf Posten versetzt, auf denen diese Mängel von Vorteil und dem übergeordneten Ziel dienlich sein konnten, was allerdings auch nicht immer funktionierte.

Bei der Besprechung, die er eine Woche zuvor mit seinen Auftraggebern abgehalten hatte, war vor allem über die beunruhigenden Informationen diskutiert worden, die seine Sektion in Bezug auf die Überwachung der Kurden gesammelt hatte. Und der Letzte in der Reihe der Justizminister, der sich im Grunde in nichts von seinen Vorgängern unterschied, hatte ihre Überlegungen durcheinander gebracht.

»Dieser Kudo«, fragte der Justizminister. »Was ist das denn für ein Vogel? Kudo? Das klingt ausländisch, fast schon afrikanisch. Ist der Kerl aus Afrika?«

Dann hieße er ja wohl kaum Werner mit Vornamen, dachte Berg, aber das sagte er nicht. Er schüttelte nur höflich den Kopf.

»Kommissar Kudo ist der Leiter der Ermittlungen in Sachen Kurdenfrage«, erklärte Berg. »Er hat den aktuellen Bericht zusammengestellt und geschrieben«, fügte er hinzu.

»Ach, dann verstehe ich«, sagte der Sonderbeauftragte und hob die Augenlider um einige Millimeter. »Deshalb hat er ihn mit seinem Namen unterschrieben.«

»Ich meine den Namen«, sagte der Justizminister, der nicht so leicht lockerließ. »Kudo. Ist das nicht afrikanisch?«

»Ich bilde mir ein, dass sein Vater nach dem Krieg aus Estland geflohen ist«, sagte Berg. »Kudo. Ja, ich glaube, das ist ein estnischer Name.«

»Ich könnte mir die Sache so vorstellen«, sagte der Sonderbeauftragte mit gesenkten Augenlidern und seinem üblichen aufreizenden Lächeln. »Nehmen wir an, rein hypothetisch, meine ich«, sagte er und nickte aus irgendeinem Grund ausgerechnet zu Berg hinüber, »dass sein Vater Kurt hieß und seine Frau Mama Doris. Und das wurde dann zu KuDo anstelle von Andersson. Man sollte sicher dankbar dafür sein, dass er sich nicht mit großem D schreibt. Ku-Do«, sagte der Sonderbeauftragte mit Betonung auf beiden Silben, während er aus irgendeinem Grund den Minister anschaute.

»Genau«, sagte der Justizminister und kicherte. »Denn dann hätte ich ihn wohl für einen Japaner gehalten. Wie bei Judo, meine ich«, erklärte er und versetzte seinem Staatssekretär, der höflich und schweigend lächelte, einen Rippenstoß.

»Wenn es für die Herren wichtig ist, kann ich natürlich Erkundigungen einholen«, sagte Berg höflich. Einer, der nie etwas sagt, und einer, der spinnt, dachte er.

»Das wäre ganz hervorragend«, sagte der Sonderbeauftragte mit übertriebener Wärme in der Stimme. »Dass der Kerl weder denken noch schreiben kann, kann ich zur Not hinnehmen, wir haben ja schließlich nicht die große Auswahl, aber ich misstraue Leuten, die ihren Namen wechseln.«

Was willst du damit eigentlich sagen?, fragte sich Berg.

Ein Wink mit dem Zaunpfahl, dachte Berg zwei Stunden später. Er saß hinter seinem Schreibtisch und hatte

soeben Werner Kudos Personalakte gelesen. Geboren als Werner Andersson, Sohn von Kurt Andersson und dessen Ehefrau Doris, geborene Svensson.

Nachlässig von mir, dachte Berg.

Es war wirklich keine leichte Aufgabe gewesen, Leute für die Kurdensektion zu rekrutieren. Menschen zu finden, die ehrgeizig, sorgfältig und fleißig waren und die zugleich mit den immer fantastischeren Geschichten umgehen konnten, die ihre unter Druck gesetzten Gewährsleute lieferten. Werner Kudo schien für den Job wie geschaffen zu sein, zumindest seit dem Tag, an dem er im Pausenraum unter dem Siegel der Verschwiegenheit einem von Bergs geheimen Gewährsleuten mitgeteilt hatte, dass es auf seinem elterlichen Hof in Småland Wichtelmännchen gegeben habe. In Filzwämse gekleidete Männlein, die Volk, Vieh und Gebäude sorgsam im Auge behielten.

Berg hatte dann auch den perfekten Partner für Kudo gefunden. Dieser Mann hieß Christer Bülling, und auch er hatte seinen Namen gewechselt, doch da er als Vricklund geboren worden war, konnte man das noch verstehen. Er arbeitete in der Planungsabteilung der Polizei in Solna, als Berg ihn in seine Fänge bekam. Der Stockholmer Polizeipräsident hatte ihn auf diesen Mann aufmerksam gemacht. Bei einem Essen hatte er von einem jüngeren Kollegen aus Solna erzählt, den er bei einer Veranstaltung getroffen und der bei ihm einen bleibenden Eindruck hinterlassen hatte.

»Der intelligenteste jüngere Kollege, der mir je über den Weg gelaufen ist, die anderen nennen ihn den Professor«, so fasste der Polizeipräsident die Lage zusammen, und sofort war Bergs Neugier geweckt.

Berg war ein Mann, der über große Kenntnisse verfügte. Unter anderem wusste er, dass Schönheit zumeist im Auge des Betrachters liegt, und da er noch dazu die klare

Ansicht vertrat, dass der Stockholmer Polizeipräsident so ungefähr der einfältigste Kollege war, der ihm jemals vor Augen gekommen war, hatte er sich gleich am nächsten Tag an Waltin gewandt und ihn gebeten, sich diesen Christer Bülling alias Professor einmal genauer anzusehen.

»Warum wird er Professor genannt?«, fragte Berg als Erstes, als er und Waltin sich eine Woche darauf zu einer Besprechung trafen.

»Einer seiner Schulkameraden aus der ersten Klasse behauptet, weil er als Einziger eine Brille trug, und außerdem hatte er arge Segelfliegerohren und sah alles in allem leicht bescheuert aus«, erklärte Waltin. »Ich dachte ja, das hätte an seinen Zeugnissen gelegen«, fügte er hinzu, »aber unsere Psychologen behaupten, dass Kinder nicht denselben Sinn für Ironie haben wie Erwachsene.«

»Er ist also nicht gerade eine Leuchte«, sagte Berg.

»Nicht direkt«, erwiderte Waltin und seufzte. »Wenn du willst, kann ich seine Testergebnisse von der Musterung holen. Die Psychologen behaupten …«

»Scheiß drauf«, fiel Berg ihm ins Wort. »Hast du sonst noch was?«

»Bülling wurde schon ziemlich früh aus dem Außendienst genommen, und zwar auf Empfehlung des Amtsarztes. Er leidet offenbar unter Platzangst und kann nicht gut mit Menschen umgehen, ist überaus schweigsam, fast schon autistisch.«

»Also keiner, der alle Welt volllabert«, meinte Berg.

»Nein, gar nicht«, erklärte Waltin voller Überzeugung. »Er scheint wunderbar still sitzen und Papiere lesen zu können. Das steht offenbar in seiner Diagnose, die der Onkel Doktor gestellt hat. Scheint Leuten wie ihm ihre Ängste zu nehmen. In der Planungsabteilung sind sie sehr zufrieden mit ihm.«

Kann ich mir denken, dachte Berg, sagte aber nichts.

»Ist das einer, den du rekrutieren möchtest?«, fragte Waltin.

»Für die Kurden, als Chef für Ermittlung und Analyse. Wie fändest du das?«

Waltin nickte zustimmend. »Kudo und Bülling.« Waltin kostete die Namen aus. »Die werden absolut unzertrennlich sein. Und sie haben eine Spürnase, die uns gewöhnlichen Sterblichen abgeht.«

Kudo und Bülling entwickelten sich nun aber zu einem Problem. Der gesamte Kurdeneinsatz drohte aus dem Ruder zu laufen, da die beiden sich und ihre Aufgabe so schrecklich ernst nahmen, überlegte Berg. Sie hatten keine Ahnung von dem wirklichen Grund, aus dem die Sektion, in der sie jetzt arbeiteten, eingerichtet worden war, und es fehlte ihnen an den Voraussetzungen, um aus eigener Kraft hinter das Ganze zu kommen. Bei der letzten Besprechung mit dem Justizminister hätte die Sache wirklich schief gehen können. Seltsamerweise war dann auch der Justizminister in den Papieren auf die unangenehme Tatsache gestoßen, die Berg auf jeden Fall hätte auffallen müssen.

»Ich wüsste gern, wie es mit den geheimen Lauschaktionen aussieht«, sagte der Minister.

»Ja«, erwiderte Berg und musterte ihn neutral.

»Wie sieht es also aus?«, sagte der Minister. »In den Gesetzestexten finde ich nichts darüber. Ist das vielleicht durch eine der geheimen Verfügungen geregelt?«

»Wenn Sie die Telefonabhörung meinen«, sagte Berg, »dann regelt das eine besondere …«

»Nein«, fiel der Minister ihm ins Wort und klang ausnahmsweise einmal leicht gereizt. »Ich meine nicht das Telefon, die sitzen ja wohl nicht im selben Zimmer und telefonieren miteinander, oder was? Ich meine solche versteckten Lauschaktionen, wie ihr sie durchführt.

Wenn ihr Mikrofone in den Wänden und in Dächern und Möbeln und Gott weiß wo versteckt.«

»Ich verstehe«, sagte Berg vage. »Die juristische Lage ist in diesem Punkt ein wenig unklar, wenn ich das so sagen darf. Oder was meinst du, Gustav?«

Berg sah den Staatssekretär an, doch der schaute in seine Unterlagen und schien kein großes Interesse daran zu haben, sich über diesen Aspekt der juristischen Lage zu verbreiten.

»Ich glaube, darauf sollte wirklich Gustav etwas sagen«, meinte Berg beharrlich. »Wie viele von uns sind schon in der Lage, sowohl Justitias Waagschale als auch das Schwert der Macht in Händen zu halten«, fügte er eindringlich hinzu und schaute den Angesprochenen freundlich an.

Was zum Teufel redet dieser grauenhafte Kerl da nur?, dachte der Staatssekretär, und ein kalter Schauer durchlief ihn. Will er mir etwas sagen, und wenn ja, was?

Was zum Teufel ist nur los mit dem Kerl?, dachte Berg seinerseits. Er kommt mir schon länger seltsam vor. Höchste Zeit für eine neue kleine Kontrolle.

»Ja«, räusperte sich der Staatssekretär. »Wie gesagt, es ist eine ganz besonders komplizierte Frage, die der Chef hier angesprochen hat, und ich schlage vor, dass wir sie nach der Besprechung aufgreifen, um Zeit zu sparen. Ich stehe zur Verfügung, sowie der Chef Zeit hat. Aber wenn ich ganz kurz etwas sagen darf«, er räusperte sich, ehe er weitersprach, »dann stimme ich dem Chef absolut darin zu, dass es sich dabei um eine ganz besonders komplizierte juristische Materie handelt.«

Der Justizminister sah so glücklich aus wie ein ABC-Schütze, dem die Lehrerin soeben ein Fleißbildchen überreicht hat.

»Ja, das habe ich mir fast schon gedacht«, sagte er zufrieden. »Wo waren wir noch, ehe ich euch unterbrochen habe?«

Glück gehabt, dachte Berg, als er in relativer Sicherheit hinter seinem Schreibtisch saß. Der Sonderbeauftragte des Ministerpräsidenten war nicht zugegen gewesen. Er hatte kurz vor der Besprechung absagen müssen. Was in letzter Zeit übrigens immer häufiger passierte. Und da habe ich nichts gegen, dachte Berg.

Am Tag, nachdem er zum Juristen beim Generalstab ernannt worden war, hatte die Sekretärin den Staatssekretär angerufen und gefragt, ob er Zeit für einen Besuch beim Schneider habe.

»Beim Schneider?«, fragte der Staatssekretär.

»Sie müssen doch für die Uniform Maß nehmen lassen«, erklärte die Sekretärin.

Ich will keine Uniform, dachte der Staatssekretär entsetzt, aber dann ging ihm plötzlich auf, dass er zum Uniformtragen gezwungen werden könnte, wenn die Nation mit Krieg überzogen würde. Dafür gab es nämlich Gesetze.

Davon hatte er seiner lieben Gattin nichts sagen wollen. Sie hatten sich nur wenige Jahre zuvor in einer Organisation liberaler Juristen kennen gelernt und ein Jahr darauf geheiratet, und einen General im Haus zu haben, stand vermutlich nicht besonders weit oben auf ihrem ehelichen Wunschzettel. Eines Abends nach einem guten Essen, als sie im Musikzimmer saßen und eine wunderbare Aufnahme von Mahlers zweiter Symphonie genießen wollten, hatte er sich dann trotzdem ein Herz gefasst und die ganze schreckliche Geschichte erzählt.

»Ja, ja, mein Liebster«, sagte sie tröstend und streichelte sei- nen Arm. »Es gibt Schlimmeres. Jetzt geh rauf und zieh sie dir an, damit ich weiß, wie du aussiehst darin. Ich verspreche auch, nicht zu lachen.«

Und sie hatte auch nicht gelacht. Ihre Augen hatten auf seltsame Weise gefunkelt und ihn ganz anders angesehen als je zuvor. Und so hatte es angefangen.

Beim ersten Mal hatten sie Krieg gespielt. Und da seine Schwiegermutter aus Norwegen kam und seine Frau fließend Norwegisch sprach, hatte Schweden Norwegen besetzen müssen. Daran ließ sich nichts ändern. Zuerst hatte er die ganze Uniform getragen, ja, nicht die Schuhe natürlich, die hatte er abgestreift, und diese verdammte Mütze war ihm schon mehrmals vom Kopf gefallen, aber ansonsten trug er die vollständige Uniform. Es war ein einzigartiges Erlebnis gewesen. Danach war er auf den Balkon getreten, um sich zu sammeln, und wo er schon einmal dort stand, hatte er auch gleich einen Toast auf Seine Majestät den König ausgebracht, aber da war seine Gattin gekommen und hatte ihn wieder ins Zimmer geschleppt, um mit den Okkupationsverhandlungen fortzufahren und die letzten Friedensbedingungen festzulegen, und danach war es immer so weitergegangen. Wie im Traum, dachte der Staatssekretär. Und das bis heute, dachte er traurig. Denn jetzt war dieser grauenhafte Berg ihm und seiner Frau offenbar auf die Schliche gekommen.

»Was machen wir jetzt?«, fragte der Staatssekretär und blickte seine Frau besorgt an. Was ist sie schön, dachte er. Aber alles, was einen Anfang hat, muss auch ein Ende nehmen, dachte er.

»Ach was«, sagte die Gattin. »Das ist ja wohl nicht die Welt. Es gibt jede Menge Uniformen, die man mieten kann.«

Hab ich’s mir doch gedacht, dachte der Staatssekretär. »Denkst du an etwas Besonderes?«, fragte er vorsichtig.

»Ich überlege, ob ich nicht Krankenschwester werden soll«, sagte seine Frau, und ihre schönen, braunen Augen

funkelten dabei schelmisch. »Wie wär's, mein Liebster? Fühlst du dich in letzter Zeit nicht ein wenig kränklich?«

Bei der nächsten wöchentlichen Besprechung hatte der Staatssekretär dann einen eigenen Punkt auf die Tagesordnung gesetzt, und weil Berg das zum ersten Mal erlebte, trug es durchaus nicht zur Steigerung seiner Gemütsruhe bei. Der, gelinde gesagt, kryptisch formulierte Punkt hatte ihm auch nicht viel gesagt. Berg saß wie auf Nadeln, bis es so weit war, und der einzige Trost in diesem Elend war, dass der Sonderbeauftragte des Ministerpräsidenten auch diesmal wieder abgesagt hatte.

»Ja«, räusperte sich der Staatssekretär. »Wie ich schon zu meinem verehrten Chef gesagt habe«, er nickte dem Justizminister zu, und der nickte zurück, während Berg sich einfach nur ausgeschlossen fühlte, »so habe ich heute meine Stellung als Jurist beim Generalstab gekündigt. Mit unmittelbarer Wirkung übrigens, mein Nachfolger wird schon Ende dieser Woche ernannt werden.«

»Wie schade«, sagte Berg. Was soll jetzt das?, fragte er sich.

»Na ja«, sagte der Staatssekretär mit unerwartet kühler Stimme. »Ich habe meinen Entschluss im Hinblick auf deine derzeitige Untersuchung über antidemokratische Elemente in Militär und Polizei getroffen, da ich das Risiko sehe, dass ich in einen Interessenkonflikt geraten könnte, und dieses Problem möchte ich nun auf diese Weise lösen«, sagte er abschließend.

»Das ist vielleicht eine weise Entscheidung«, sagte Berg neutral.

»Sicher«, sagte der Staatssekretär und sah ihn an. »Auch wenn wir noch keine konkreten Ergebnisse vorliegen haben, so möchte ich doch lieber überraschen, als überrascht zu werden.«

»Genau das wollte ich eben sagen«, sagte der Minister mit falscher Herzlichkeit in der Stimme. »Wir haben uns

hier im Haus ja alle so unsere Gedanken gemacht. Auch der Ministerpräsident ist übrigens vor Kurzem erst nach einer Kabinettssitzung darauf zu sprechen gekommen. Was macht jetzt also die Untersuchung, Berg? Die läuft doch schon seit einer ganzen Weile.«

Was soll jetzt das?, fragte sich Berg.

»Was macht denn diese verdammte Untersuchung unserer Kollegen?«, fragte Berg, als er zwei Stunden später mit Waltin zusammensaß.

»Läuft ziemlich gut«, sagte Waltin und zuckte gleichgültig mit den Schultern. »Oder ziemlich schlecht, wie man will. Das kommt auf den Standpunkt an.«

»Haben wir was auf Lager?«, fragte Berg. »Die Wolfsmeute unten in Rosenbad heult schon.«

»Jede Menge«, sagte Waltin.

»Gut«, sagte Berg.

III

Zwischen der Sehnsucht des Sommers und der Kälte des Winters

Quantico, Virginia, im Dezember

Sonntag, 1. Dezember

Johansson war am Samstagabend schon um zehn Uhr eingeschlafen, aber seine innere Uhr hatte vier Uhr am Sonntagmorgen angezeigt. Als er aufwachte, war es noch immer vier Uhr am Sonntagmorgen, denn Johansson befand sich in der FBI-Akademie in Quantico, Virginia, während sein Kopf sich offenbar noch in der Wollmar Yxkullsgatan in Stockholm aufhielt, wo jetzt Sonntagvormittag war. Und Johansson fühlte sich frisch wie ein Fisch im Wasser.

Vor dem Fenster war es stockfinster. Aber es soll doch ein schöner Tag werden, dachte Johansson. Der lokale Wetterbericht, der am Schwarzen Brett unten in der Rezeption aushing, verhieß trockenes Wetter, zwei Grad über Null und Sonne, denn hier wurde offenbar nichts, was sich voraussagen ließ, dem Zufall überlassen. Ob ich dem Rat des großen Bruders folgen sollte?, überlegte Johansson. Oder sollte ich lieber einen kurzen Spaziergang machen? Das Problem war nur, dass es erst in drei Stunden dämmern würde und dass im Bereich der Akademie strengste Sicherheitsvorkehrungen galten. Hoher schwedischer Polizist beim Morgenspaziergang vom FBJ erschossen, dachte Johansson und grinste, als er sich die Schlagzeilen vorstellte. An Frühstück war auch nicht zu denken, denn die Mensa öffnete erst um sieben Uhr, und ohnehin will ja wohl kein vernünftiger Mensch um ein Uhr morgens frühstücken … Außerdem hatte er ein Zimmer mit Dusche, anders als seine Kollegen, die nicht so

fein waren wie er und die Dusche mit ihren Flurnachbarn teilen mussten.

Johansson hatte geduscht und dann den Rat des großen Bruders befolgt, während er an eine Frau dachte, mit der er einmal gesprochen hatte und die sich jetzt an die tausend Kilometer in nordöstlicher Richtung von ihm entfernt aufhielt. Was sie jetzt wohl macht?, dachte Johansson. Denn sie sitzt ja sonntags wohl kaum in ihrem Postamt. Danach war er wieder ins Bett gegangen und hatte einen englischen Roman zu Ende gelesen, den er sich als Reiselektüre gekauft hatte, und als die Mensa dann endlich öffnete, stand er als einer der ersten vor der Essensausgabe. Mein großer Bruder hat Recht gehabt, dachte er, als er Rührei mit gebratenem Schinken und Graubrot verzehrte. Auch dem Appetit schadet es nicht, wenn man wartet.

Als Johansson noch klein gewesen war, hatte sein zehn Jahre älterer Bruder die wichtigen Teile seiner Erziehung übernommen. Sie waren sieben Geschwister, Johansson war der zweitjüngste, und die Eltern mussten sich außerdem um einen großen Hof kümmern, weshalb sie meistens anderweitig beschäftigt waren und nicht mit dem kleinen Lars Martin. Es war insofern keine konventionelle Erziehung gewesen, und sicher wäre ein Kinderpsychologe vor Entsetzen erstarrt, aber Johansson hatte sich nie beklagen müssen. Sein ältester Bruder war immer gut zu ihm gewesen. Er war der Erste, der ihn nicht mehr Brüderchen nannte, er hatte ihm mit fünf Jahren das Schwimmen beigebracht, war bald darauf mit ihm auf die Jagd gegangen und hatte die anderen Brüder in regelmäßigen Abständen verdroschen, wenn sie gemein zu dem Kleinen gewesen waren. Außerdem hatte er ihn als Erster in die Mysterien des Erwachsenenlebens eingeweiht.

Als Lars Martin sieben Jahre alt war, hatte sein Bruder ihm in einem vertraulichen Moment seine Pornozeitschriften gezeigt. Fette weiße Tanten mit Riesenbusen, die nicht mehr Haare zwischen den Beinen hatten als Lars Martin. Aber das war sicher irgendein Pfusch, hatte er gedacht, erfahrener Saunagänger, der er war.

»Mit dem Lesen kannst du warten, bis du Haare am Pimmel hast«, erklärte der große Bruder. »Das merkst du dann übrigens selbst. Ja, wenn die Leselust kommt, meine ich«, fügte er vage hinzu.

Lars Martin hatte einfach nur genickt. Was hätte er auch sagen sollen?

»Ja, verdammt«, sagte sein großer Bruder mit aller wünschenswerten Klarheit. »Ich nehme die zum Wichsen. Das macht die Sache leichter«, sagte der große Bruder und nickte. Eher an sich selbst gerichtet, wie es aussah.

Zum Wichsen, dachte Lars Martin, stellte aber keine Fragen.

»Ja, verdammt«, sagte der große Bruder. »Hier gibt's ja keine Frauenzimmer. Das ist ganz anders als in Kramfors.«

Seit drei Monaten arbeitete der große Bruder als Forstgehilfe bei der SCA unten in Kramfors, und jetzt war er nicht nur zehn Jahre älter, er war noch dazu weitgereist.

Was redet der da nur, fragte sich Lars Martin verwirrt, keine Frauenzimmer? Hier wimmelt es doch nur so von Frauenzimmern, Mama Elna und die Schwestern und Oma und die Tanten. Und die Nachbarin Frau Nordlund, und von der Nordlundschen konnte man halten, was man wollte, aber sie war sogar noch fetter als die Frauenzimmer in den Zeitschriften, die er eben gesehen hatte. Und danach war alles noch kurioser geworden. Sein großer Bruder hatte ihm mit ernster Miene zugenickt und war ihm durch die Haare gefahren.

»Daran kannst du denken, wenn es so weit ist«, sagte er. »Scheiß aufs Wichsen, wenn Frauenzimmer vorhanden sind, aber ansonsten solltest du dir so zwei-, dreimal am Tag einen runterholen.«

Kramfors, Frauenzimmer, wichsen, runterholen, dachte der kleine Lars. Wovon redet der da nur?

»Denn sonst kann es glatt zum Teufel gehen.« Der Bruder nickte in tiefem Ernst.

»Zum Teufel«, wiederholte Lars Martin fragend, denn darunter konnte er sich immerhin etwas vorstellen. »Wieso denn?«

»Ja, verdammt«, sagte der große Bruder und zuckte viel sagend mit seinen breiten Schultern. »Dann kannst du die pure Hölle mit deiner Prostatit kriegen.«

»Prostatit«, wiederholte Lars Martin verwirrt.

»Ja, du weißt schon, der alte Onkel Einar. Den mussten sie doch mitten in der Nacht ins Lazarett schaffen und ihm ein ganzes Katheter in den Schwanz rammen, damit er endlich mal wieder pissen konnte.«

Ein ganzes Katheder, dachte Lars Martin, der seit fast zwei Schuljahren hinter einem solchen saß, und der alte Onkel war zwar ein kräftiger Kerl, aber das konnte doch einfach nicht möglich sein.

»Ein Katheder?«

»So ein Krankenhauskatheter«, erklärte der Bruder mit schicksalsschwangerer Stimme. »Ich hab das von Bergqvist gehört, als ich mit ihm auf der Jagd war. Überleg doch nur. Ein Katheter, ich meine, oh Scheiße …« Der Bruder schüttelte resigniert den Kopf.

Bergqvist war der hochgradig versoffene und allgemein verehrte Landarzt der Gegend, und der große Bruder diente ihm als Jagdbursche, weshalb an diesem Gewährsmann wohl kaum etwas auszusetzen war. Aber ein Katheder? Natürlich nur ein Krankenhauskatheder, aber so viel kleiner konnte das doch auch nicht sein? Dr.

Bergqvist war doch doppelt so groß wie die Lehrerin in der Schule.

»Also geb ich dir den guten Rat, wenn du kein Frauenzimmer in der Nähe hast, dann ist Wichsen angesagt. Und zwar mindestens zwei-, dreimal pro Tag, sonst kann es glatt zum Teufel gehen«, fasste der große Bruder die Lage zusammen.

*

Das also ist das Mekka der westlichen Polizeiwelt, und ich bin als Pilger aus dem Hohen Norden hierher gewallfahrtet, dachte Johansson in allerbester Stimmung, als er nach dem Frühstück seinen kurzen Morgenspaziergang antrat. Aber es gab kein Minarett und keinen Muezzin, denn dieses Mekka lag nur knapp hundert Kilometer südlich von Washington D. C., an der Mündung des Potomac, diskret eingebettet in Virginias sanfte, bewaldete Hügel.

Im Mittelpunkt der Anlage befanden sich etwa zwei Dutzend Häuser aus Klinker und verputztem Stein – gehalten in einer Art Nachkriegsbauhausstil die auf Bodenebene mit einem Netzwerk aus verglasten Gängen verbunden waren. Hier gab es Büros, Laboranlagen, Trainingsräume, Schwimmbecken und Bibliothek, Klassenzimmer, Hörsäle und ein Kino. Es gab Restaurant, Cafeteria und drei große Gästehäuser mit einigen Hundert Einzelzimmern für die Dozenten, Studierenden und sonstigen Gäste, die die Akademie besuchten oder dort vorübergehend arbeiteten.

Das erinnert doch wirklich an eine kleinere Universität in den USA, dachte Johansson, der zwar keine je besucht hatte, aber eine klare und im Grunde ganz richtige Vorstellung davon hatte, wie eine moderne kleine Universität in den USA eben aussieht. Typischer Campusstil, ent-

schied Johansson fachmännisch. Aber darüber hinaus gab es keine Ähnlichkeiten, jedenfalls nicht mit einer modernen kleinen Universität in den USA.

Einige Kilometer von dieser Anlage entfernt befand sich eine US- typische Kleinstadt, Hogan's Alley, mit Gerichtsgebäude, Kirche, Schule, Postamt, Bank, Läden, Theater, Kasino, die alle die eine Gemeinsamkeit aufwiesen, dass sie nicht echt waren. Hier wurden die polizeilichen Künste trainiert und vervollkommnet, mit Hilfe von dazu engagierten Schauspielern, die Mörder, Bankräuber, Drogendealer, Diebe, Betrüger und Falschspieler darstellten. Ein Disneyland für alle, die Räuber und Gendarm spielen wollen, dachte Johansson und steuerte die Umgebung mit ihren sanften, bewaldeten Hügeln an.

Aber dort gab es nur Trimmpfade, Schießstände und Strecken für Hürdenläufer. Für schnelle Promenaden unter freiem Himmel war dieses Terrain jedenfalls nicht gedacht. Das verrieten ihm der lehmige und zertrampelte Boden und die glasigen Blicke der erschöpften Läufer. Scheiße, dachte Johansson, die rennen ja nicht mal mehr, die versuchen sich umzubringen. Das hier ist keine Universität mit Dozenten und Studierenden, dachte er. Das hier ist ein Heerlager für einen Ritterorden mit Schloss und Befestigungsanlagen und Turnierplatz und Fechtböden, auf denen man sich für einen neuen Kreuzzug rüstet.

Als er von seinem Morgenspaziergang zurückkehrte, war seine gute Laune verflogen, seine Schuhe waren verdreckt, und er ging wieder auf sein Zimmer und legte sich aufs Bett, um zu lesen. Und dann war er wohl eingeschlafen, denn als er die Augen aufschlug, wurde es draußen schon dunkel, und er hatte das Mittagessen verpasst. Abendessen in einer Stunde, dachte Johansson und fühlte sich ein wenig munterer. Nach dem Abendessen setzte er sich gemeinsam mit zwei seiner Reisekameraden vom Landeskriminalamt in die Kneipe. Sie holten

sich ein Bier und sprachen ein wenig über das, was gewesen war, und das, was ihnen bevorstand. In einer Hinsicht waren sie einer Meinung. Diese ganze Akademie kam ihnen ein wenig zu militärisch vor. Aber das Essen war gut, die Zimmer waren sauber und die Gastgeber ungeheuer herzlich. Wie es sich für einen Orden gehört, dachte Johansson.

»Ich habe eine Runde auf der Trainingsbahn gedreht«, sagte der Kommissar von der Drogensektion, der Betriebsnudel und Trainingsjunkie zugleich war. »Die rannten, als ob sie einen Lötkolben im Hintern hätten. Ich musste ganz an den Rand ausweichen, um ein bisschen Ruhe zu haben.«

»Ich habe nur einen kurzen Spaziergang gemacht«, sagte Johansson. »Einmal durch die Hauptstraße und zurück.« Seine Erfahrungen aus der Umgebung behielt er für sich.

»Hoover Road, nach John Edgar Hoover, fast fünfzig fahre lang Chef des FBI und Gründer der Stätte, an der wir jetzt unser Gute-Nacht-Bier zu uns nehmen.« Der Kommissar von der Interpolabteilung lachte und hob sein Bierglas.

»Ich dachte, der hat das ganze FBI gegründet«, sagte Johansson.

»Da irrst du dich, Chef«, erwiderte der Interpolkommissar und wischte sich ein wenig Schaum von der Oberlippe. »Das FBI wurde 1908 als Sonderabteilung des Justizministeriums gegründet. Hoover wurde 1924 zum Chef ernannt, der dritte seit Gründung. Aber er hat immerhin die Akademie ins Leben gerufen, in der wir soeben verweilen.«

»Man lernt doch jeden Tag etwas Neues«, sagte Johansson und lächelte, während sein Kollege von der Drogenfahndung sich vorbeugte und verschwörerisch räusperte.

»Ich habe gehört, er soll sich nicht gerade bedeckt gehalten haben«, sagte der Drogenkommissar grinsend.

»Ja, das ist ziemlich interessant.« Der Kollege von der Drogenkommission nickte. »Trotz allem, als Chef des FBI, als Supermacho, als tief konservativer, gläubiger, christlicher Rechtsaußen, als unbarmherziger Verfolger noch des kleinsten liberalen Seitensprungs, von allem, was weiter links stattfand, ganz zu schweigen, lebte er sein Leben lang mit einem anderen FBI- Agenten zusammen. Sie wohnten im selben Haus, und offiziell war der andere Hoovers Chauffeur, Hausmeister und Leibwächter, aber alle, die beide kannten, wussten, dass sie ein Paar waren. Und dass der Chef zu feierlichen Anlässen gern ein Abendkleid trug.«

»Ja, Scheiße«, sagte der Drogenkommissar und schüttelte den Kopf. »Was für ein Leben.«

»Wir wollen doch hoffen, dass es die wahre Liebe war«, sagte Johansson neutral und hob sein Glas.

Montag, 2. Dezember, bis Freitag, 6. Dezember

Die Tage waren schnell vergangen. Im Voraus geplant, seit langer Zeit eingeteilt, bis auf die Minute ausgefüllt, gesättigt mit dem im Programm angekündigten Inhalt, aber nur dem und sonst gar nichts. Drei Mahlzeiten pro Tag, eine halbe Stunde morgens für das Frühstück, eine für das Mittagessen, für das Abendessen anderthalb. Danach das Abendbier in der Kneipe, das als freie soziale Aktivität galt und natürlich spätestens um zehn Uhr abends geleert sein musste, obwohl diese zeitliche Begrenzung im Programm gar nicht erwähnt war. Es gab Besprechungen, Gruppenarbeit, Vorlesungen, Seminare und jeden Tag eine Stunde Training.

Die, die an diesem Ort tätig waren, Rekruten, Sonderagenten, Dozenten und höhere Vorgesetzte, sahen alle aus wie Klone eines Archivagenten, der vermutlich unter strengster Geheimhaltung in der Zentrale in Washington aufbewahrt wurde. Mittelgroß, mit kurz geschorenen Haaren, geradem Rücken, erhobenem Haupt, den Blick auf den Gesprächspartner gerichtet, breiten Schultern, schmaler Taille, dicken Oberschenkeln und Waden. Und fast immer mit kleinen Füßen und Patschhändchen.

Geräusche, Stimmen, Uniformen. Das unregelmäßige Knallen von den Schießständen her, das kurze Bellen der Gewehre der Scharfschützen, die Hustenanfälle der Maschinenpistolen. Wildes Geschrei in Hogan's Alley, das zeigte, dass hier ein Geiseldrama seinen Höhepunkt erreicht hatte. Kolonnen von Rekruten, rhythmisch marschierende Soldatenstiefel, Stimmen im Chor, unmöglich, ein einzelnes Wort zu verstehen, auf dem Weg von einer Übung zur nächsten, blaue Baseballmützen, blaue Trainingsjacken, lose hängende Hosen, die in die hohen Stiefelschäfte gestopft waren. Yes, Sir, Good Morning, Sir, No, Sir, Good Evening, Sir.

Der Mittwoch war der beste Tag gewesen. Vormittags waren zwei Stunden dem Training vorbehalten gewesen, und Johansson hatte seine täglichen kurzen Spaziergänge, die ihn jetzt immer durch die Hauptstraße führten, durch einen Besuch im Schwimmbad ersetzt. Am Vortag hatte er sich im Andenkenladen der Akademie unter anderem eine Badehose gekauft, die natürlich, wie alles andere, mit dem Emblem des FBI versehen war. Außerdem hatte er vor einer blauen Baseballmütze mit eben diesem Emblem gezögert und sie am Ende doch gekauft. Für alle Fälle, dachte Johansson.

In der Schwimmhalle fand er Special Agent Backstroem vor, der Kraft seiner Abstammung als Betreuer für die skandinavischen Teilnehmer abkommandiert worden war, ansonsten jedoch im Hauptquartier in Washington hergestellt worden zu sein schien.

»Sir«, sagte Backstroem, zog den Bauch ein, spannte seine Brust und starrte ihm in die Augen. »Sie wollen schwimmen, Sir.«

Nein, dachte Johansson, der zwar erst seit drei Tagen von Backstroems Existenz wusste, ihn aber trotzdem schon mit einer stillen norrländischen Glut hasste. Ich wollte mir ein Konzert der Vikingarna anhören, und deshalb habe ich das Schwimmbad der FBI- Akademie nur mit einer Badehose bekleidet aufgesucht. Aber das sagte er nicht. Er nickte wie das Landei, das er ja auch war.

»Ja«, sagte Johansson. »Das wollte ich mir nicht entgehen lassen, wo ich schon mal hier bin.«

»Very good, Sir«, sagte Backstroem und schielte zu den Lebensrettungsutensilien hinüber, die an einem Haken an der Wand hingen.

»Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie die Zeit nehmen könnten«, sagte Johansson.

»Yes, Sir«, sagte Backstroem. »Very good, Sir. Wie viele Bahnen, Sir?«

»Fünfzig«, sagte Johansson, nickte und glitt mit denselben kontrollierten Bewegungen ins Wasser wie ein Seehund, der seinen Felsen im Meer verlässt.

Nach vierzig Bahnen war Backstroem völlig durcheinander. Er war die ganze Zeit am Beckenrand entlanggerannt und hatte mit den Armen gefuchtelt. Hatte die Uhr und eine wechselnde Anzahl Finger gehoben. Als Johansson sich auf den Beckenrand zog und das Wasser aus den Haaren strich, stand Backstroem kurz vor einem Zusammenbruch.

»Sir«, keuchte er. »Sie sind ein einzigartiger Schwimmer, Sir.« Er tippte mit dem Zeigefinger auf die Stoppuhr.

Johansson lächelte freundlich. Nickte.

»Na ja«, sagte er. »Ich habe zu lange pausiert. Wo ist die Dusche?«

Backstroem zeigte ihm den Weg durch eine Neigung des Oberkörpers und gebieterische Handbewegungen. Wenn er sich nur nicht in mich verliebt, dachte Johansson.

Die Vorlesung nach dem Mittagessen war nicht viel schlechter gewesen. Johansson gehörte zu der exklusiven Schar, denen die allerletzten Entwicklungen im intellektuelleren Teil des niemals endenden Kampfes gegen das Verbrechen vorgeführt werden sollten. Johansson sollte jetzt lernen, wie man bei schwerwiegenden Verbrechen psychologische Profile der unbekannten Täter erstellte. Der Vortragende unterrichtete in der neu gegründeten Einheit des FBI für Verhaltenswissenschaft, und abgesehen davon, dass er zwanzig Jahre älter war als Spezialagent Backstroem, lag es auf der Hand, dass er aus derselben Retorte stammte. Danach war eine halbe Stunde für die abschließende Diskussion bereitgestellt worden.

Aha, dachte Johansson. So leicht ist das also, und wenn er den Vortrag richtig verstanden hatte, dann ließen

die Serienmörder sich in sechs Kategorien einteilen. Entweder waren sie asozial und pfiffen ganz einfach auf Ansichten oder Unternehmungen ihrer Umgebung. Oder sie waren antisozial und hassten ihre Umgebung, egal, was die dachte oder wie sie sich verhielt. Und wie auch immer, sie konnten entweder unorganisiert oder organisiert oder beides sein, was ihre Verbrechen betraf. Zweimal drei macht sechs, dachte Johansson, denn das hatte er schon in der ersten Klasse gelernt.

Und was haben wir hier?, dachte Johansson und musterte die schrecklichen Dias, die der Vortragende mit der stillen pathologischen Begeisterung vorführte, die offenbar das Adelszeichen der Profilexperten ausmachte.

Aha, dachte Johansson. Hier haben wir ein Glühwürmchen, das bei seinem Nachbarn klopft, denn der hat sich gerade einen Kanarienvogel gekauft. Er hasst alle, die Kanarienvögel haben. Hasst sie einfach. Als der Nachbar aufmacht, haut er ihm eine Rohrzange vor die Birne. Schleift ihn in die Diele und schlägt sicherheitshalber noch zweimal zu. Und das alles hat ihn dermaßen erregt, dass er auf den Dielenteppich des Nachbarn kacken muss, und als er dann die Hose wieder hochzieht, hat er total vergessen, was er eigentlich sagen wollte. Er hat sogar vergessen, den kleinen Piepmatz aus dem Käfig zu lassen. Danach latscht er voll durch die Blutlachen, geht die Treppe hoch und zurück in seine Wohnung. Dort setzt er sich vor den Fernseher und mampft eine Packung Negerküsse mit Kokosstreuseln.

»Also«, sagte der Vortragende auf diese gelangweilte Weise, die alle Ignoranten kennzeichnet, denen das Glück widerfahren ist, dass sie ein Ergebnis gefunden haben. »Meine Herren. Was sagen Sie dazu? Darf ich um Kommentare bitten?«

Verdächtige Ähnlichkeit mit einem antisozialen organisierten Mörder, dachte Johansson, doch ehe er die

Hand heben konnte, hatte sein Kollege von der dänischen Mordkommission bereits etwas sagen können. Es war ein ungewöhnlich übellauniger alter Kämpe, der trotz seiner dreißig Jahre im Dienst noch immer stur sofort die fand, die er gesucht hatte. Außerdem sprach er ein überraschend gutes Englisch.

»Der Nachbar war der Mörder.«

Der Vortragende sah erschüttert aus, und trotz eifrigen Schattenboxens in Bezug auf allein stehende Mütter, abwesende Väter, frühe Fremdbetreuung, Bettnässerei, Schuleschwänzen und wiederholte Fälle von Tierquälerei in der Kindheit gab das hier wirklich keine gute Note.

»Da hast du es ihm aber gegeben«, sagte Johansson, als er und sein dänischer Kollege nach beendetem Vortrag und einer ungewöhnlich belebenden Diskussion zur planmäßigen Kaffeepause wanderten.

»Ja«, sagte der Däne und grinste. »Diese verdammten Akademiker. Ich hasse sie.«

»Es gibt nur drei Regeln«, sagte Johansson und lächelte.

»Ja, lass hören.«

»Du sollst dich mit der Lage abfinden, sie nicht unnötig durcheinander bringen und den Zufall hassen«, sagte Johansson.

»Du bist ein guter Junge, Johansson«, sagte der alte Kämpe mit unerwartet warmer Stimme und legte Johansson die Hand auf den Arm. »Und jetzt trinken wir ein Bier.«

Am Donnerstag hatte er Jarnebring in Stockholm angerufen. Einerseits wollte er wissen, ob etwas passiert sei. Andererseits wollte er Krassners Adresse. Warum, wusste er nicht so recht, aber wo er schon mal im Lande war, konnte er sich das Haus auch ansehen. Und vielleicht mit irgendwelchen Nachbarn reden, dachte Johansson vage. Sich ein wenig umhören. Das Ohr an die

Schienen legen. Die Adresse von Krassners Verflossener hatte er ja schon. Warum auch immer er sie vor seiner Abreise in seinem Notizbuch verzeichnet hatte.

»Bruder«, sagte Jarnebring mit warmer Stimme. »Wie sieht's aus? Gibt's nur Bier und Frauen, oder drückst du auch die Schulbank?«

Nach den üblichen einleitenden Floskeln war Johansson zur Sache gekommen. »Was macht der Fall Krassner?«, fragte er, unschuldig und ganz nebenbei.

»Du lässt auch nie locker, Lars«, sagte Jarnebring. »Den Arsch hab ich vorgestern abgeschrieben. Selbstmord.«

»Du hast nicht zufällig seine Adresse?«, sagte Johansson. »Hier in den Staaten, meine ich.«

»Was willst du damit?«, fragte Jarnebring. »Möchtest du einen Kranz überreichen oder was?«

»Na ja«, sagte Johansson. »Ich dachte nur, wo ich schon mal hier bin …«

»Wolltest du dir gleich mal sein Haus ansehen, vielleicht ein bisschen mit den Nachbarn plaudern, dich ein wenig umhören …«

»So ungefähr«, sagte Johansson.

»Sicher«, sagte Jarnebring. »Komm bloß nicht auf dumme Ideen. Ich hab die Adresse hier. Hast du was zu schreiben?«

»Leg los«, sagte Johansson.

Am Freitagnachmittag, als Johansson und seine beiden Reisekameraden im Flugzeug nach New York saßen und jeder seinen kleinen Whisky trank, als Gegengewicht gegen das viele schale amerikanische Bier, das sie in dieser Woche konsumiert hatten, prustete der Kollege von der Drogenfahndung plötzlich los.

»Ja«, sagte Johansson. »Raus damit.«

Der Kollege von den Drogen nickte.

»Ja«, sagte er. »Ich musste nur an die letzte Tagung denken, auf der ich war. Als die Drogenleute sich auf der Finnlandfähre getroffen haben.«

»Ja«, sagte Johansson.

Wieder lachte der Kollege.

»Ja, Scheiße«, sagte er. »Die hatte keine große Ähnlichkeit mit dieser hier, wenn ich das so sagen darf.«

Johansson lächelte und nickte.

»Ich verstehe, was du meinst«, sagte er.

IV

Frei fallen wie im Traum

Stockholm im Herbst

In diesem Herbst sind nicht viele Pilze gesammelt worden, dachte Berg immer, wenn er auf diesen Herbst zurückblickte. Nachdem alles passiert war. Seine Frau und er hatten oben in Roslagen ein kleines Ferienhaus, und normalerweise sammelten sie im Herbst eifrig Pilze. Pilze mag ich gern, dachte Berg, und es macht Spaß, in Gedanken verloren durch den Park zu wandern, während die Gattin zwischen den Sträuchern herumrennt. Und es entlastet auch die Haushaltskasse ein wenig. Er war zwar Bürochef und verdiente mehr als alle anderen Kollegen in der Truppe, aber Kleinvieh macht auch Mist.

Aber in diesem Herbst war alles anders gewesen, denn seine politischen Auftraggeber wurden immer anspruchsvoller, und der Sonderbeauftragte des Ministerpräsidenten tauchte bei den Besprechungen wieder auf, und wenn er wirklich so intelligent war, wie behauptet wurde, konnte sich zumindest Berg allerlei Leute vorstellen, die mit den Talenten, die der Herrgott ihnen anvertraut hatte, wesentlich pfleglicher umgingen. Er war nicht einmal ironisch, eher schon perfide, und alles, was er sagte, stellte Bergs gesamte analytische Fähigkeiten auf die Probe. Doch nach sieben Sorgen und acht Kümmernissen war er endlich fertig, der erste Bericht über »Verfassungsfeindliche Bewegungen und Elemente innerhalb der offenen Polizeiarbeit in Stockholm«.

Gegen Ende hatte er eingreifen müssen, um Ordnung und Form in den Inhalt zu bringen, obwohl seine Mitarbeiter sich sicher alle Mühe gegeben und er immerhin seine besten Kräfte damit betraut hatte. Leute, die er viel

lieber an wichtigere Aufgaben gesetzt hätte. Leider war er es jedoch selbst, der diesem Auftrag den Namen gegeben und den Titel des Berichts festgelegt hatte, etwas, das ihm bei vielen Sitzungen in diesem Herbst noch aufs Butterbrot geschmiert werden würde und das zu einem bestimmten Zeitpunkt sogar drohte, ihn dermaßen an die Wand zu drängen, dass er fast die Kontrolle über den Fortgang der Arbeit verloren hätte.

Sein Elend von Neffe tauchte natürlich ebenfalls im Material auf, womit er eigentlich gerechnet hatte, was ihm aber zu seinem Bedauern ebenso viel psychische Energie abverlangt hatte wie die eigentliche Arbeit. Sollte er die Namen der im Material auftauchenden Kollegen erwähnen, wenn er die Auftraggeber informierte? Natürlich nicht, das verstieß gegen den bisherigen Usus und führte zu beträchtlichen und absolut unnötigen Risiken. Würde über die Sache geklatscht und geredet werden? Vermutlich. Würde es gerade zu diesem Thema Fragen geben? Wohl nicht. Würde es gegen ihn verwendet werden, egal, was er machte oder nicht machte? Aber sicher.

Es war kein langer Bericht. Inklusive Anlagen umfasste er an die hundert Seiten. Was das rein menschliche Material betraf, so ging es um die entsprechende Menge an Polizisten, die fast alle bei der Bereitschaftspolizei in Zentral-Stockholm arbeiteten und die einzeln und gemeinsam, in unterschiedlichem Grad und variierender Häufigkeit, rechtsextreme oder nazi-orientierte Ansichten vertraten. Wie sie das taten, wechselte auch und war durchaus von Bedeutung. Es gab einzelne Polizisten, die offen und bei jeder Gelegenheit herabsetzend oder sogar hasserfüllt über Kolleginnen und Ausländer sprachen, über die so genannte Klientel, mit der sie es zu tun hatten, über Menschen ganz allgemein, über Sozialdemokraten, über die politische Linke. Oder,

im Grunde, über alle außer ihnen selbst. Es gab andere, die sich weniger zurückhielten und sich auch gegenüber Nicht-Polizisten äußerten. Die auf der Innenseite des Kragens ein Hakenkreuz stecken hatten, die in der Kneipe den Hitlergruß vorführten, die auf Adolf Hitler anstießen und die erklärten, der Ministerpräsident müsse erschossen werden und man müsse alle Ausländer zu Leim verarbeiten.

Es gab außerdem einen harten Kern, der auf unterschiedliche Weise organisiert war, regelmäßige Treffen abhielt und der Umwelt gegenüber höchste Sicherheitsmaßnahmen und Diskretion walten ließ. Natürlich hatte Berg seinen Neffen in diesem harten Kern wieder gefunden, noch dazu als zentrale Figur, als offiziellen und inoffiziellen Führer. »Polizist B scheint in diesem Zusammenhang eine leitende Rolle zu spielen. Wir müssen jedoch darauf hinweisen, dass sein Chef ihn in den höchsten Tönen lobt und ihn als einen der besten Polizisten im Bezirk beschreibt, als einen urteilsfähigen Mann von tadellosem Auftreten.«

Diese Leute trafen sich in gemieteten Räumlichkeiten und auf der Wache, sie führten gemeinsam Übungen und andere Freizeitaktivitäten in Gottes freier Natur durch, aßen in einem so genannten Herrenclub für geladene Gäste, hörten sich Vorträge über das gute Leben in Südafrika an, über Hitler als politischen Denker, über die Linkslastigkeit der Presse und die Frage, warum es unter den Nobelpreisträgern keine Neger gab. Sie hörten deutsche Marschmusik und absolvierten vor, während und nach der Mahlzeit gemeinsam den Hitlergruß. »Man muss außerdem darauf hinweisen, dass bei diesen Zusammentreffen außerordentliche Mengen Schnaps konsumiert werden«, hatte Bergs Infiltrator in einem seiner Berichte notiert.

Der Rapport für den Auftraggeber wurde in dem blauen Raum im sechsten Stock des Kanzleigebäudes gehalten. Vor den Fenstern leuchtete eine bleiche Septembersonne, und nun kann das Elend seinen Lauf nehmen, dachte Berg.

»Wenn ich deine Unterlagen richtig verstanden habe«, sagte der Sonderbeauftragte und betrachtete Berg mit seinem ewigen und aufreizenden Halbgrinsen, »was für den mathematisch interessierten nicht immer ganz leicht ist«, fügte er hinzu und lachte leise.

Berg begnügte sich mit einem Nicken.

»Dann umfasst dein Material zwischen einhundertfünf und einhundertfünfzehn so genannte Kollegen bei der Stockholmer Polizei, die alle einen gewissen Hang aufweisen zu …«, er ließ diese Worte fast wollüstig auf der Zunge zergehen, »den braunen und schwarzen Farbtönen auf der politischen Palette.«

Berg begnügte sich mit einem Nicken. Worauf der wohl hinaus will?, fragte er sich.

»Wie viele Leute haben diese Abteilungen, die deine Untersuchungen umfasst haben?«

»Etwas zwischen zwölfhundert und fünfzehnhundert«, antwortete Berg schnell. »Es tut mir Leid, dass ich nicht mit genaueren Zahlen dienen kann.« Ist jetzt vielleicht Prozentrechnung angesagt?, dachte er.

»Neunhundertsiebzig, nach den Auskünften, die mir die höchste Leitung der Stockholmer Polizei erteilt hat. Und das ergibt einen Anteil von zwischen elf und zwölf Prozent. Wenn ich das in der Eile richtig berechnet habe.«

Spiel dich nicht auf, dachte Berg, hielt aber den Mund.

»Das kann schon stimmen«, sagte Berg. »Aber deine Zahlen kommen mir arg gering vor. Knapp tausend Polizisten, ich bin fast sicher, dass es um einiges mehr gibt.«

»Was uns eine Prozentzahl zwischen sieben und acht bringen würde, wenn es nun fünfzehnhundert sind, wie du meinst. Das klingt ja fast tröstlich.«

Jetzt lachte er wieder.

»Sieben Prozent sind schlimm genug«, sagte Berg.

»Dass es sich um neunhundertsiebzig handelt, ist übrigens eine Auskunft, die ich dem Polizeipräsidenten verdanke, aber du meinst also, dass er sein eigenes Personal um fast fünfzig Prozent unterschätzt hat?«

Schwedens einfältigster Polizist und der einzige, der sozialdemokratisch wählt, wenn man ihm glauben darf, also ist das durchaus möglich, dachte Berg.

»Sicher liegen mir falsche Informationen vor«, sagte Berg. »Aber egal wie, es ist schlimm genug.«

»Diese ungefähr hundert, die du für uns ausgesucht hast«, der Sonderbeauftragte schien laut zu denken, »machen die nur die Spitze des Eisbergs aus, oder liegt der glückliche Zufall vor, dass ihr so gut wie alle erwischt habt?«

»Mit einer gewissen Dunkelziffer muss man wohl leider rechnen«, sagte Berg defensiv.

»Wenn man nun solche Ansichten hat, aber zugleich die üblichen Umgangsformen wahrt, ich meine damit, dass man nicht ›Heil Hitler!‹ durch die Gegend schreit und ›Die Fahne hoch‹ singt und dabei eine Schirmmütze mit Totenkopf trägt …«

»Diese Gefahr besteht sicher, ja. Leider«, sagte Berg. Worauf willst du denn jetzt schon wieder hinaus?, dachte er.

»Sondern die sich nur mit schweigendem Einverständnis begnügen und ihre Zeugnisse auf eine gewisse Weise schreiben und zum Beispiel durch einfache Planung und Organisation dafür sorgen, dass keine Kollegin je auch nur einen Fuß in den Außendienst setzt und dass die Polizeischule keine Ausländer aufnimmt. So lange man sich

damit begnügt, taucht man in deinen Untersuchungen also nicht auf?«

Nein, dachte Berg. Wie auch?

»Stimmt«, sagte Berg und kaum hatte er das gesagt, hätte er sich am liebsten auf die Zunge gebissen.

»Stimmt«, wiederholte der Sonderbeauftragte und machte ein Gesicht, als habe er gerade einen besonders delikaten Bissen gekostet. »Das scheint mir aber eine Schwäche in der Untersuchungsmethode zu sein.«

Halt du dich da raus, dachte Berg. Mach's doch besser.

»Ich deute deinen Einwurf so, dass du dir die Sache überlegt hast und konkrete Vorschläge machen willst?«

»Was heißt schon Vorschläge. Egal, ob es sich jetzt um fünf oder um fünfzig Prozent handelt, müssen wir sie auf irgendeine Weise loswerden. Und zwar ganz und gar und in den schlimmsten Fällen so rasch wie möglich. Wir reden hier von der schwedischen Polizei, nicht von der SS oder SA oder Gestapo. Nicht mal von der Heimlichen Schwedischen Staatspolizei oder Hestapo, wie sie sich damals aus unerfindlichen Gründen genannt haben.«

Wie naiv kann man eigentlich sein?, dachte Berg. Das würde die Gewerkschaft niemals zulassen, und das zumindest sollte einer wie du doch kapiert haben.

»Da sehe ich leider gewisse Probleme, was die Gesetze, den Datenschutz und die gewerkschaftlichen Interessen angeht. Um hier nur einige wichtige Faktoren zu nennen.«

Das hatte die Sache nicht besser gemacht. Sie hatten ihre Zeit um fast zwei Stunden überzogen. Und er konnte auch nicht um Entschuldigung bitten und einfach gehen. Vor allem nicht, wenn sie vielleicht gerade darauf hofften.

»Ich dachte an deinen hervorragenden Bericht, laut dem Sicherheitspolizei und Militär die großen Bedrohun-

gen der Demokratie darstellen«, sagte der Sonderbeauftragte. »Und nicht die, die in Uniform rumlaufen und in deiner Untersuchung hier auftauchen, nicht die Verkehrspolizei bringt mich um den Schlaf.«

»Mich auch nicht mehr«, warf der Minister glücklich dazwischen, es war seine erste Bemerkung seit einer halben Stunde. »Seit ich nicht mehr Auto fahre«, fügte er hinzu und kicherte.

»Nein«, sagte Berg höflich. »Ja?«, fügte er dann fragend hinzu und schaute seinen eigenen Quälgeist an. Worauf willst du hi- ^ naus?, dachte er.

»Würdest du deine eigenen Mitarbeiter als mehr oder als weniger zuverlässig bezeichnen als die Figuren, die du uns hier beschrieben hast?«

»Sie fallen natürlich in eine ganz andere Kategorie von Kollegen«, sagte Berg nachdrücklich. »Verhalten, Ansichten oder Gedanken der hier beschriebenen Art würden bei uns niemals geduldet werden.« Endlich wieder festen Boden unter den Füßen, dachte er.

»Sicherheitspolizisten sind intelligenter als normale Polizisten«, erklärte der Sonderbeauftragte. »Beherrschter, raffinierter, eben nach außen hin ganz normal. Und vor allem sind sie verschwiegener?«

»Genau«, sagte Berg, obwohl er jetzt begriffen hatte, wohin die Reise ging. Glücklicherweise sind sie verschwiegener als fast alle anderen, dachte er.

»Wer beim Bewerbungsgespräch den Hitlergruß vorführt, wird jedenfalls bei der Sicherheitspolizei nicht angestellt«, erklärte der Sonderbeauftragte. »Sicher nicht gerade eine einfache Gruppe als Untersuchungsobjekt.«

»Wie meinst du das?«, fragte Berg, obwohl er es wusste.

»Begabt, verschwiegen, diskret, von ganz normalem Verhalten. Aber was denken sie eigentlich? Sie sind doch alle bei der Polizei, haben den gleichen Hintergrund, die

gleiche Ausbildung, die gleichen Erfahrungen gemacht. Viele sind sogar durch Geburt und alte Gewohnheit Polizisten.«

»Ich habe volles Vertrauen zu allen, die bei uns arbeiten«, sagte Berg mit noch mehr Nachdruck.

»Ja, und das unterscheidet uns wohl voneinander«, sagte der Sonderbeauftragte. »Versteh das jetzt nicht falsch«, fügte er rasch hinzu. »Ich meine nur, dass solche offenkundigen Trottel, solche, die deutlich zeigen, was sie denken und meinen und vorhaben, auf mich fast schon beruhigend wirken. Wer mir Sorgen macht, sind die anderen.«

^ Mir auch, dachte Berg, aber das war das Letzte, was er zugegeben hätte.

Jetzt muss doch mal bald Schluss sein, dachte Berg und schaute verstohlen auf die Armbanduhr. Sonst muss ich mir etwas einfallen lassen.

»Etwas ganz anderes«, sagte der Sonderbeauftragte und beobachtete Berg durch seine halb geschlossenen Augenlider.

Begnüg dich mit einem Nicken, dachte Berg und nickte.

»Ganz konkret, und wenn wir versuchen, uns in der Gedankenwelt dieser Personen zu bewegen, ganz abgesehen vom materiellen Inhalt und dem qualitativen Gehalt. Ich rede von den so genannten Kollegen, mit denen deine Untersuchung sich befasst hat.«

»Ja?«, sagte Berg fragend. Lernst du es denn nie?, dachte er gereizt.

»Was missfällt denen denn am meisten?«, sagte er. »Personen, Unternehmungen, gesellschaftliche Phänomene, Probleme? Was ist ihr gemeinsamer Nenner?«

Darauf wollten wir also hinaus, dachte Berg.

»Der Ministerpräsident«, sagte er. »Falls du an eine einzelne Person denkst, dann ist wohl leider der Ministerpräsident das allgemeine Hassobjekt.«

»Deshalb schießen sie also bei ihren Freiluftaktivitäten auf sein Bild«, stellte der Sonderbeauftragte fest, und aus irgendeinem Grund lächelte er dabei strahlend.

»Gerade dieses Detail war mir bisher unbekannt«, erwiderte Berg, aber der andere schien ihn nicht gehört zu haben. Er saß behaglich zurückgelehnt in seinem Sessel, hatte die Augen halb geschlossen, die Hände über dem Schmerbauch verschränkt, sein Lächeln war fast verschwunden.

Dieser Mann spinnt doch, dachte Berg. Keine Frage.

Ehe sie sich trennten, waren sie übereingekommen, dass sie diese Sache äußerst ernst nehmen und ihr höchste Priorität einräumen müssten. Außerdem mussten die Untersuchungen ausgedehnt werden. Wie war die Lage in anderen Landesteilen? Wie sah es bei Sicherheitspolizei und Militär aus? Und was war mit den Drohungen gegen den Ministerpräsidenten und die übrige politische Leitung des Landes?

Hier waren baldestmögliche landesweite Ergebnisse gefordert. In der Breite und in der Tiefe und ohne irgendwelche Tatsachen zu verschleiern oder zu beschönigen, egal, wie unangenehm diese auch sein mochten. Die praktischen Arbeiten wurden vertrauensvoll in die Hände Bergs und seiner Mitarbeiter gelegt.

Was ist bloß los?, dachte Berg, als er auf dem Rücksitz seines Dienstwagens saß und zurück ins Büro in Kungsholmen gefahren wurde. Draußen ist es schon dunkel, bald kommt der Winter, und was ist eigentlich aus dem Sommer geworden? Wohin ist der verschwunden?

Er hatte gehofft, Waltin im Büro vorzufinden, um gemeinsam mit ihm die neue Lage besprechen zu können, aber es gab nur eine Mitteilung seiner Sekretärin,

dass Waltin so lange wie möglich gewartet, dann aber einen dringenden Termin in der Stadt habe wahrnehmen müssen. Leider sei er auch per Europieper nicht zu erreichen, werde aber am nächsten Morgen früh von sich hören lassen.

»Und wenn du nichts dagegen hast, dann gehe ich jetzt auch«, sagte sie mit freundlichem Lächeln.

Am nächsten Morgen hatten sie sich zusammengesetzt, und Waltin war so gut aufgelegt, gut gekleidet und rasierwasserduftend gewesen wie immer. Berg selbst hatte sich im Leben schon wohler gefühlt. Er hatte sich bis Mitternacht schlaflos im Bett gewälzt, dann aufgegeben, sich in sein Arbeitszimmer gesetzt und seine Gedanken zu Papier gebracht. Danach hatte er noch einmal versucht zu schlafen, aber auch das war nicht von besonderem Erfolg gekrönt gewesen. Erst gegen vier Uhr morgens war er in einer Art traumreichen Dämmerzustand versunken, und beim Frühstück hatte seine Frau ihm vorgeschlagen, sich für diesen Tag krankschreiben zu lassen.

„»Denn ich kann dir wohl nicht helfen?«, fragte sie. Berg schüttelte nur den Kopf, und eine Stunde später saß er hinter seinem Schreibtisch. Als letzte Maßnahme hatte er, bevor er das Haus verließ, seine nächtlichen Aufzeichnungen durch den Reißwolf in seinem Schlafzimmer laufen lassen. Waltin musste sich mit einem Zettel begnügen, auf dem nur drei Punkte verzeichnet waren und den Berg mit einer kurzen mündlichen Zusammenfassung der Besprechung am Vortag vervollständigte.

»Ach«, sagte Waltin und gab Berg den soeben gelesenen Zettel zurück. »Sieht aus, als bräuchten wir noch jede Menge Knete. Außerdem glaube ich, dass wir uns auf gefährlichen Wegen befinden.«

Berg nickte, damit er weiterredete.

»Wenn wir den ersten Punkt nehmen, dass wir die Untersuchungen über bestimmte Kollegen ausdehnen, vertiefen und vervollständigen sollen, dann werden wir gelinde gesagt eine Menge Probleme bekommen.«

»Welche denn?«, fragte Berg.

»Erstens das rein praktische Problem mit der Datenerhebung.

Ich gebe dir ein Beispiel. Einer meiner Anwerber hat sich vor einiger Zeit für einen möglichen Gewährsmann interessiert. Dieser Mann wird in einigen Monaten in den regulären Dienst übernommen, macht im Moment ein Praktikum bei der Bereitschaftspolizei von Östermalm und wirkt wie maßgeschneidert für die Kreise, die wir untersuchen.«

»Aber?«

»Das Problem war, dass er dort schon tätig war. Und das haben wir nur durch Zufall noch rechtzeitig erfahren.«

Und wie viele sind uns durch die Lappen gegangen?, dachte Berg und stöhnte innerlich auf.

»Nimm an, wir könnten dieses Problem lösen«, sagte Waltin jetzt. »Dass wir wirklich in die Tiefe vordringen können, wirklich diese … Kräfte … in der Truppe ausfindig machen.« Waltin lächelte.

»Ja?« Berg nickte.

»Dann haben wir, was wir wollen, aber …« Waltin zuckte mit den Schultern. »Du weißt, was ich meine. Du und ich sind ja beide nicht von gestern.« Du hast schließlich auch so einen in der Verwandtschaft, dachte er, aber das sagte er nicht.

»Schlag was vor«, sagte Berg.

»Erstens, Zeit«, sagte Waltin. »Wir müssen die Sache hinauszögern. Unsere Probleme vorbringen, ihnen erklären, warum es so lange dauert, und uns davor hüten, in der Sache etwas zu unternehmen.«

»Zweitens?«, fragte Berg.

»Das herunterspielen, was wir ihnen schon gegeben haben. Sie wissen schon zu viel. Da haben wir einen Fehler gemacht.«

Berg nickte. Was hatte ich denn für eine Wahl? Mich von so einem Polizeipräsidenten aus Stockholm ersetzen zu lassen?

»Das tun wir«, sagte Berg. »Kannst du einen genaueren Plan machen und konkrete Vorschläge bringen?«

Waltin nickte und lächelte auf seine verbindliche Weise.

»Und wann willst du die haben?«, fragte er.

»Am Liebsten sofort«, antwortete Berg, »aber weil du es bist, kannst du dir auch bis morgen früh Zeit lassen.«

Waltin ist clever, dachte er. Der denkt wie ich. Die Frage ist, ob ich mich auf ihn ebenso verlassen kann wie auf mich selber.

»Das hat Zeit«, beschloss Berg. Herrgott, ich habe doch noch zehn Jahre.

»Drohungen gegen politische Schlüsselfiguren«, sagte er dann.

»Darin könnte ich sie ertränken«, meinte Waltin, und aus irgendeinem Grund schien ihn das zu freuen. »Briefe, Telefongespräche, Tipps, Anzeigen, Ermittlungsmaterial, Abhörergebnisse. You name it. Da haben wir jede Menge.«

»Was tun wir? Machen wir ihnen Angst, oder beruhigen wir sie?«

»Ich finde, wir geben ihnen eine sorgsam getroffene Auswahl«, sagte Waltin. »Jagen ihnen ein bisschen Angst ein und erklären ihnen zugleich, dass solche Typen immer nur reden, aber nie handeln.«

Berg nickte. Das tun wir, dachte er.

»Dieser verdammte Sonderbeauftragte, den sie uns an den Hals gehängt haben. Liegt irgendwas gegen den vor?«

Waltin schüttelte den Kopf.

»Rein gar nichts.«

»Er ist eine allgemein geschätzte Person? In gewissen Kreisen populär?«

»Kann ich mir nicht vorstellen«, sagte Waltin. »Der schlichte Grund ist wohl, dass niemand etwas von seiner Existenz weiß und dass die, die es doch tun, kaum Ahnung von seinen wirklichen Aufgaben haben. Mit einigen Ausnahmen ganz hoch oben. Wenn du willst, kann ich mich mal umhören. Vielleicht finden wir ja doch noch was.« Waltin lächelte viel sagend.

»Scheiß drauf«, sagte Berg und schüttelte den Kopf. »Ich habe jedenfalls nicht vor, mir seinetwegen schlaflose Nächte zu machen.«

Jetzt übertreib nicht, dachte er dann. Das Letzte war ja wohl unnötig gewesen.

Nach dem Mittagessen hatte Berg auf Wunsch der beiden eine unplanmäßige Besprechung mit Kudo und Bülling. Sie hatten ihm etwas so Wichtiges zu erzählen, dass sie es nur ihm anvertrauen konnten. Sie waren außerdem pünktlich, denn als Berg mit einer Minute Verspätung eintraf, saßen sie bereits in seinem Besprechungszimmer.

Ein ungleiches Paar, dachte Berg, als er sie begrüßte. Kudo war klein, mager, durchtrainiert, gut angezogen und wollte offenbar einen guten Eindruck machen. Der ganze Mann strahlte nichts als Kontrolliertheit aus, und genau wie alle anderen in der Truppe, die so waren wie er und die Berg in seinen gut dreißig Jahren getroffen hatte, versuchte er, ihm bei der Begrüßung den Mittelhandknochen zu brechen. Bülling war groß, blond und schlaksig, ließ den Kopf hängen und schielte unter seinem Pony hervor, als er seinem Gegenüber die Hand

gab. Seine dünne Hand war schweißnass, und als Berg sie losließ, steckte er sie blitzschnell wieder in die Tasche seiner ausgebeulten Cordjacke zurück.

Feuchte Hände, dachte Berg, und zugleich ging seine innere Alarmglocke los. Reichlicher Handschweiß kann auf ausgiebige Einnahme von Psychopharmaka hinweisen, erinnerte er sich,-

*

denn das hatte er während der Ausbildung im Personenschutz gelernt, da man in diesem Kurs auch lernte, wie man sich am Besten vor dem eigenen Personal schützen konnte. Wäre nicht schlecht, sich diskret an den büroeigenen Psychiater zu wenden, beschloss Berg und lächelte seine beiden Besucher besonders freundlich an. Dass einer seiner eigenen Mitarbeiter sein Büro in Misskredit brachte, wünschte er sich nun wirklich nicht.

»Bitte sehr«, sagte Berg und zeigte mit der rechten Hand auf die Sessel. Was für ein seltsames Paar, dachte er.

»Es geht um die PKK«, sagte Kudo mit schicksalsschwangerem Ernst in der Stimme.

»Partiya Karkeren Kurdistan«, murmelte Bülling und starrte die Tischplatte an.

Diese verdammten Buchstabenkombinationen, dachte Berg.

»Ich weiß«, sagte er. »Kurdistans Arbeiterpartei, früher auch Kurdistans Revolutionäre genannt. Weiter.«

Ganz konkret ging es um ein abgehörtes Telefongespräch, das eine knappe Woche zuvor aufgeschnappt worden war und das danach die gesammelte Kapazität der Analysegruppe in Anspruch genommen hatte. Um 22.37 hatte Semir G., »bekannter kurdischer Aktivist«, seinen Nachbarn Abdulla A. angerufen, auch dieser ein »bekannter kurdischer Aktivist«, der im selben Mietshaus im Therapievägen in Flemingsberg lebte. Nachdem

sie fast eine halbe Stunde auf Kurdisch über Gott und die Welt geplaudert hatten, waren sie dann plötzlich zur Sache gekommen.

Kudo schaute Berg mit einem Ernst an, als habe er ein in ein Frieswams gekleidetes Wichtelmännchen auf seinem elterlichen Hof vor sich.

»Es ging um eine Hochzeit«, sagte Kudo gewichtig.

»Wie der Chef sicher weiß, ist Hochzeit ihr Wort für Attentat«, murmelte Bülling und starrte noch immer die Tischplatte an. »Es ist ein Codewort, das sie verwenden, wenn sie jemanden erschießen wollen.«

Berg begnügte sich mit einem Nicken. Er wusste, dass es auch andere Bedeutungen haben konnte, Hochzeit zum Beispiel, oder Demonstration oder irgendeine nicht weiter definierte Aktivität.

»Sie wollen also irgendwen erschießen«, verkündete Kudo mit Augen, die so schwarz waren wie Pistolenmündungen.

Ja, oder irgendwer will heiraten, und wir wissen ja alle, was dabei herauskommen kann, dachte Berg.

»Warum telefonieren die eigentlich miteinander?«, fragte Berg. »Die wohnen doch im selben Haus.«

»Das haben wir noch nicht rausfinden können«, sagte Kudo und nickte energisch.

»Wir arbeiten daran«, murmelte Bülling.

»Wissen wir, wer es ist?«, fragte Berg.

»Wer denn?«, murmelte Bülling und schielte nervös zur Tür hinüber.

»Den sie erschießen wollen«, sagte Kudo, obwohl nicht er derjenige war, der Professor genannt wurde.

»Welchen von ihren Renegaten oder Widersachern wollen sie diesmal abknallen?«, verdeutlichte Berg. »Wissen wir, wie er heißt?«, fügte er sicherheitshalber hinzu.

»Diesmal geht es leider nicht um eine normale Hochzeit«, sagte Kudo, beugte sich vor, senkte die Stimme, und um den Ernst der Lage noch weiter zu betonen, schüttelte er außerdem den Kopf.

»Sie sprechen von einem Lamm«, sagte Kudo.

»Lamm?«, Berg schaute ihn fragend an. »Wie in Lammbraten?«

»Lamm«, murmelte Bülling, »und deshalb sind wir davon überzeugt, dass sie diesmal jemanden erschießen wollen, irgendeine prominente Person. Vermutlich einen unserer eigenen führenden Politiker.«

»Warum glaubt ihr das?«, fragte Berg.

»Sie wollten ein Lamm kaufen«, murmelte Bülling. »Und außerdem Wein, und dann brauchen sie noch zwei Sänger.«

Berg hatte über eine Viertelstunde gebraucht, um festzustellen, welche Gründe für ein bevorstehendes Attentat auf einen hoch stehenden schwedischen Politiker sprachen, von dem die Analysegruppe der Kurdensektion ja überzeugt war.

»Ich lese das jetzt direkt von der Abschrift des Mitschnitts ab«, sagte Kudo. »Dann kann der Chef sich selber eine Meinung bilden.«

Tu das, dachte Berg und nickte müde.

»Die Sache wird also von Semir G. zur Sprache gebracht. Von dem Semir, der angerufen hat«, fügte Kudo erklärend hinzu. »Wortwörtlich sagt er folgendes. Ich zitiere nach dem Band.«

Jetzt mach endlich, Mensch, dachte Berg und nickte.

»Zitat. Wir müssen bald die Hochzeit halten. Wir brauchen Kuchen, Gebäck und Brot, aber diesmal müssen wir auch ein Lamm kaufen. Und wir brauchen Wein und zwei Sänger. Zitatende.«

Kudo nickte, dann las er weiter:

»Zitat. Wir brauchen zwei Sänger? Zitatende, fragte Abdullah A. Zitat: Diesmal kaufen wir ein Lamm und Wein und brauchen zwei Sänger. Zitatende, antwortet Semir G. Das war alles«, sagte Kudo. »Gleich darauf beenden sie das Gespräch mit den üblichen Abschiedsfloskeln.«

Mein Gott, dachte Berg.

»Die haben noch nie Lamm serviert«, erklärte Kudo. »Wenn sie ihre eigenen Leute umbringen, reden sie von Gebäck und Kuchen und Brot. Und ab und zu nur von Brot.«

»Und wie deutet ihr das hier?«, fragte Berg und sah sich selbst wie in einem Spiegel.

»Wir glauben, dass es sich mit Sicherheit um eine hoch stehende Persönlichkeit handelt, die nicht zu ihren Kreisen gehört«, sagte Kudo und nickte siegesbewusst.

»Und dann brauchen sie auch noch zwei Sänger, normalerweise reicht ihnen einer«, murmelte Bülling.

»Mörder also«, sagte Kudo. »Sänger ist ihr Codewort für Mörder, und das hier mit den beiden Sängern kann doch nur heißen, dass es um eine größere Aktion geht.«

»Der Wein«, murmelte Bülling und schielte zu seinem Partner hinüber.

»Genau«, sagte Kudo energisch, »der Wein, ja. Der wird sonst auch nie erwähnt, und wir deuten das so, dass er sozusagen das Lamm betonen soll und dass es sich nicht um einen Politiker aus ihrem eigenen Kulturkreis handelt.«

»Mohammedaner trinken keinen Wein«, murmelte Bülling und beschrieb mit seinem langen Hals eine geheimnisvolle Drehbewegung.

»Jaaa«, sagte Berg. Ließ sich in seinem Sessel zurücksinken und verschränkte die Hände vor seinem Bauch. »Darüber müssen wir nachdenken. Schreibt eine Aktennotiz und legt alle Unterlagen dazu, die ihr habt.

Auch Material, das wir unseren deutschen Kollegen verdanken.«

Sind die Kurden nicht fast alle Christen?, überlegte Berg.

»Lasst euch Zeit«, sagte er und musterte sie mit ernstem Blick.

»Es reicht, wenn ich das nächste Woche habe.«

*

Waltin hatte drei Mitarbeiter aus der Sektion für Interne Ermittlung an die Zusammenstellung des von Berg gewünschten Materials gesetzt. Außerdem sollte einer seiner eigenen Leute die Arbeit anleiten und verteilen. Er selbst hatte Wichtigeres zu tun.

»Ministerpräsident, Kanzlei, Regierung, hohe Staatsbeamte, hochrangige Politiker jedweder Couleur. Ich will die Bedrohungen in Kategorien eingeteilt haben, ich will wissen, woher die Informationen stammen, ich will ein Bild der Hintermänner. Hamilton hier«, er nickte seinem eigenen Mitarbeiter zu, »wird euch bei den Einzelheiten helfen. Fragen?«

»Wie weit sollen wir gehen?« Das kam von einer jungen Ermittlerin, die höchstens zwanzig zu sein schien und unmöglich für eine Polizistin gehalten werden konnte.

Fesches Weib, dachte Waltin und schob sein männliches Kinn vor, um Potenz und Tatkraft zu markieren.

»Geht bis zu den letzten Wahlen zurück«, sagte Waltin.

»Aber dann haben wir doch tonnenweise Material«, sagte sie überrascht.

»Genau«, sagte Waltin energisch. Das ist ja gerade der Sinn der Sache. Aber der steht hier nicht zur Debatte, dachte er.

»Suchen wir etwas Bestimmtes, irgendeine Person oder Gruppe oder Organisation?«, fragte ein anderer Ermittler. Ein junger Mann, der höchstens wie fünfundzwanzig aussah und ein blaues Sweatshirt mit der Aufschrift Stanford University trug.

»Nein«, sagte Waltin. »Es geht um eine reine Zusammenstellung. Eine soziologische Untersuchung, wenn ihr so wollt.«

Ob das Sweatshirt wohl echt ist?, überlegte er.

»Noch weitere Fragen?« Waltin musterte den Dritten im Bunde. Auch er war ein junger Mann von vielleicht fünfundzwanzig, und er sah eher aus wie ein Mitglied einer Popgruppe.

»Nein«, der Mann schüttelte den Kopf. »Ich habe nie Fragen.«

Gute Leute, dachte Waltin und fuhr mit dem Fahrstuhl in die Tiefgarage. Vielleicht sollte ich die kleine Dunkle in meine eigene Truppe holen.

*

Berg hatte das Wochenende in seinem Ferienhaus verbracht. Er und seine Frau hatten spazieren gehen, Pilze sammeln, gut essen und vielleicht bei seinen in der Nähe wohnenden alten Eltern vorbeischauen wollen. Aber es hatte keinen Besuch im Elternhaus und auch kein Pilzesammeln gegeben. Seine Eltern waren nach Äland gefahren, wie sich herausstellte, und am Samstagmorgen, als sie aufwachten, hatte es wie aus Kannen gegossen und für den Rest des Tages nicht mehr aufgehört. Sie hatten im Kamin ein Feuer gemacht, seine Frau hatte einen dicken Roman gelesen und auf seine Fragen kaum reagiert. Und er selbst hatte sich in seine eigenen Gedanken vertieft. Warum haben wir nie Kinder bekommen?, überlegte er. Eigene konnten wir ja nicht haben, aber warum

haben wir keine adoptiert, als noch Zeit war? Diese Vorstellung machte ihn so traurig, dass er sich lieber an die Arbeit setzte. Das beruhigte ihn in der Regel, und so war es auch diesmal.

Zum Mittagessen servierte seine Frau ein Pilzomelett. Mit bei einem früheren Besuch gesammelten Pilzen. Und dazu Butter, Brot und Käse.

»Bier oder Wasser?«, fragte seine Frau.

»Haben wir Rotwein?«, entgegnete Berg.

Seine Frau musterte ihn überrascht. »Ist was passiert?«

»Nein«, sagte Berg. »Wieso fragst du?«

»Du trinkst doch sonst mittags nie Rotwein.«

Berg zuckte mit den Schultern und lächelte leicht.

»Nein«, sagte er. »Aber jetzt habe ich plötzlich Lust. Möchtest du nicht auch ein Glas?«, fragte er.

»Gerne«, sagte sie.

»Wir nehmen einen spanischen«, sagte Berg. »Aus der Kiste, die ich von der Botschaft bekommen habe.«

Es war ein ausgezeichnetes Mittagessen gewesen, dachte er dann. Später hatten sie Kaffee getrunken, seine Frau hatte sich wieder ihrem Roman zugewandt, und er hatte sich mit dem dritten Glas Rotwein auf das Sofa begeben.

Was mache ich mit Kudo und Bülling?, überlegte er. Sich von ihnen zu trennen, ging nicht. Sie waren schon zu lange dabei und würden ihn vermutlich überleben. So klein es auch sein mochte, es gab ja doch das Risiko, dass die Kurden irgendwann einmal eine Hochzeit außerhalb ihrer eigenen Kreise arrangieren würden, und Berg hatte nicht vor, bei seiner eigenen Beerdigung aktiv zu werden. Und ob es am Rotwein gelegen hatte oder nicht, aber plötzlich wusste er genau, was er mit Kudo und Bülling machen würde.

Am Montagmorgen bestellte er sie zu sich, und fünf Minuten, nachdem seine Sekretärin den Hörer aufgelegt

hatte, saßen sie vor seinem Schreibtisch. Kudo vorgebeugt und zum Sprung bereit, Bülling den Blick auf die Teppichfransen gerichtet.

»Ja«, sagte Berg. »Ich habe seit unserem Treffen vorige Woche an die Herren gedacht.«

»Was können wir für den Chef tun?«, fragte Kudo.

»Ich glaube, wir müssen die Leitung in Stockholm informieren«, sagte Berg. »Und im Hinblick auf die Brisanz der Information müssen wir uns dabei auf den Polizeipräsidenten beschränken.«

»Und weitere Beschränkungen?«, fragte Kudo.

»Ja«, sagte Berg. »Die Einzelheiten, die ich vorige Woche von euch erhalten habe, bleiben unter uns. Aber ihr könnt natürlich allgemeine Informationen über die beteiligten Personen und ihre Aktivitäten weitergeben.«

»Was machen wir mit Semir G. und Abdulla A.?«, murmelte Bülling.

»Natürlich werden wir auch über sie informieren«, sagte Berg. »Über ihre Persönlichkeiten und ihre allgemeinen Aktivitäten. Mit der Ausnahme des bei unserem letzten Treffen diskutierten Telefongesprächs.« Und hoffentlich haben wir uns damit zum letzten Mal auf diese Weise gesehen, dachte er.

Dieser Idiot hat mir Bülling schließlich aufs Auge gedrückt, dachte Berg, als die beiden ihn verlassen hatten. Da ist es nur recht und billig, dass er ihn zurückbekommt, und vielleicht können sie sich bei ihm ausnahmsweise mal ein wenig nützlich machen. Wollen mal sehen, ob es funktioniert, dachte Berg.

Was dann bereits bei der nächsten Sitzung mit dem politischen Auftraggeber geschah. Anfangs war alles sehr gut gelaufen, obwohl der Sonderbeauftragte des Ministerpräsidenten anwesend war. Zuerst hatte Berg über die weiteren Untersuchungen hinsichtlich verfassungsfeindlicher Elemente bei Militär und Polizei informiert. Es

werde mit Hochdruck gearbeitet, doch da die Daten dermaßen sensibel seien, könne man nur mit äußerster Vorsicht ans Werk gehen. »Das wird seine Zeit brauchen«, betonte Berg, und das leichte Lachen, das ihm das von Seiten einer gewissen Person einbrachte, ignorierte er ganz einfach.

Danach hatte er eine leicht retuschierte Version von Waltins misslungenem Anwerbeversuch vorgebracht. Politiker liebten solche Geschichten. Das wusste Berg aus Erfahrung, und auch diesmal verfehlte die Geschichte ihre Wirkung nicht.

»Wie schön, das zu hören«, seufzte ein erleichterter Minister. »Dass es euch diesmal nicht gelungen ist, meine ich. Ja, dass ihr in einem größeren Zusammenhang Glück hattet, weil ihr im engeren Pech hattet, um es mal so zu sagen, falls du verstehst, was ich meine«, erklärte er und sah Berg dabei an.

Am Ende war er dann auf die derzeit laufende Aufstellung von Drohungen gegen die aktuelle Regierung und den ihr nahe stehenden Personen zu sprechen gekommen. Auch in diesem Bereich werde mit Hochdruck gearbeitet.

»Ich gehe eigentlich davon aus, dass ich schon bei unserem Treffen eine Aufstellung von dem vorlegen kann, was wir haben.«

»Und das ist ja offenbar nicht wenig«, sagte der Minister besorgt.

»Leider nicht.« Berg nickte gewichtig und bestätigend.

»Diese Kurden«, sagte der Minister, der ungewöhnlich lebhaft wirkte. »Verhalten die sich ruhig oder …? Ich habe im Svenska Dagbladet neulich einen Artikel gelesen, der eigentlich gar nicht lustig war.«

»Wie mag der wohl gerade in dieses Blatt geraten sein?«, fragte der Sonderbeauftragte und grinste verärgert.

»In dieser Hinsicht würde ich doch behaupten«, sagte Berg, »dass wir die Lage recht gut im Griff haben.« Er nickte dem Minister zu, den anderen wollte er nicht mit seiner Aufmerksamkeit belohnen.

Der Minister nickte dankbar, während der Sonderbeauftragte noch interessierter wirkte.

»Ich war einmal auf einer kurdischen Hochzeit«, bemerkte dieser auf einmal und beobachtete Berg durch halb geschlossene Lider und mit dem üblichen belustigten Lächeln. »Sympathische Menschen, und hervorragendes Essen gab es auch. Ich weiß noch, dass ein ganzes gebratenes Lamm aufgetischt wurde, und dazu gab es Wein aus ihrer Heimatregion.«

Na gut, dachte Berg, als er auf dem Rücksitz seines Wagens saß und zurück nach Kungsholmen chauffiert wurde, was weiß ich jetzt? Dass Kudo und Bülling, und Kudo soll über Bülling sagen, was er will, aber sonderlich mitteilsam ist der nicht, lieber das Maul aufreißen, statt nachzudenken, egal, was ihnen aufgetragen wird. Und dass dieser einfältige Stockholmer Polizeipräsident offenbar einen direkten Draht zum Sonderbeauftragten des Ministerpräsidenten hat. So weit ist also alles gut und schön, dachte Berg. Und Wissen ist Macht.

Aber was will er mir nun damit sagen?, überlegte Berg. Dass es eine Mitteilung war, liegt doch auf der Hand. Wer würde wohl so einen zu seiner Hochzeit einladen? Wohl nicht mal ein Kurde. Was also wollte er mir damit sagen? Dass er weiß, was ich tue, und dass er mich im Auge behält? Ganz bestimmt, dachte Berg. Dass ich aufpassen soll? Auch das. Aber warum sagt er es mir überhaupt? Um sich wichtig zu machen? Möglich, aber kaum wahrscheinlich. Um mich aus dem Gleichgewicht zu bringen, auch um den Preis ,dass er dafür seine Karten auf den Tisch legen muss? Oder ist es noch schlimmer

und … Berg wurde durch ein leichtes Räuspern vom Fahrersitz aus seinen Gedanken gerissen.

»Chef, entschuldigen Sie die Störung, aber wir sind da.« Der Wagen stand schon in der Tiefgarage, und der Fahrer betrachtete ihn besorgt im Rückspiegel.

»Verzeihung«, sagte Berg. »Ich war einfach so in Gedanken.«

Kann die Lage so schlimm sein, dachte Berg, als er dann mit dem Fahrstuhl in sein Büro im obersten Stock fuhr, dass die Karten, die er mir gezeigt hat, sagen sollen, dass ich für ihn unwichtig bin? Dass er mich einfach mal schütteln will und dass er in Wirklichkeit noch viel bessere Karten hat? Wer?, dachte Berg. Wer kann in diesem Fall der Verräter in meiner Nähe sein? Vermutlich Waltin! Und die Trauer, die plötzlich seine Brust streifte, war von derselben Kälte und derselben Schwärze wie die, die er verspürte, wenn er an die Kinder dachte, die er und seine Frau niemals bekommen hatten.

Bei der Besprechung in der nächsten Woche legte er Waltins Zusammenstellung von Drohungen vor, die sich gegen Politiker und hohe Beamte der Regierungskanzlei, des Parlaments und der für die Sicherheit des Landes wichtigen Behörden richteten oder diese darstellten. Waltin hatte außergewöhnlich gute Arbeit geleistet. Wie immer es um seine Zuverlässigkeit auch bestellt sein mochte, Berg selbst war sehr zufrieden mit der Art, wie er sein Material präsentiert hatte. Zuerst war er kurz die übrigen Behörden und das Parlament durchgegangen, danach hatte er sich auf die Drohungen konzentriert, die sich gegen die Regierungskanzlei und ihre Angestellten richteten.

Anfangs hatte er diverse Arten von Bedrohungen skizziert: die, die von fremden Mächten ausgingen, politische Konspirationen auf allerlei Ebenen im Land selber, terroristische Aktivitäten, die ihren Ursprung in einem

anderen Land hatten, einheimischen Terrorismus, politisch extreme Gruppierungen und Aktionen, die von so genannten »frei schwebenden Narren« durchgeführt wurden. Alles in allem war er sehr zufrieden. Eine Auffassung, die vom Minister übrigens offenbar geteilt wurde, denn der hatte Bergs Vortrag die ganze Zeit durch zustimmende Äußerungen und Nicken begleitet. Auch die Gunst des Staatssekretärs hatte er gefunden, das hatte er seinen Augen angesehen, obwohl der Mann wie üblich nichts gesagt hatte. Der Sonderbeauftragte hatte die Augen geschlossen und weder gegrinst noch gelacht noch Kommentare abgegeben, und das war wohl die höchste Form von Lob, die aus dieser Richtung zu erwarten war.

»Ja«, sagte Berg und ließ ein neues Dia aufleuchten. »Wir sollten uns jetzt wohl des Pudels Kern nähern, wie man sagt. Wie wir sehen, hat sich die Menge der Bedrohungen, die sich gegen die Regierung und ihr nahe stehende Personen richten, seit dem Regierungswechsel gewaltig vergrößert.«

Jetzt lachte der Sonderbeauftragte, er sagte nichts, lachte aber auf diese entsetzlich irritierende Weise.

Soll ich warten, bis er fertig ist?, überlegte Berg.

»Die bei uns registrierte Zahl von Drohungen, die sich gegen die Regierung und ihr nahe stehende Personen richten, ist seit dem Regierungswechsel um gut tausend Prozent gestiegen. Was die vorherige Regierung angeht, so hatten wir einige hundert Fälle pro Jahr, jetzt geht es um einige tausend.«

»Das ist doch entsetzlich«, sagte der Justizminister. »Ich selbst habe vor ungefähr einem Jahr übrigens eine Briefbombe erhalten.«

»Das haben wir dokumentiert, wie du sicher weißt«, sagte Berg gelassen, »und wir hegen durchaus die Hoffnung, die Täter zu finden. Wir wissen, dass sie einer

Nazigruppierung vom äußersten rechten Rand angehören.«

»Wie schön, dass sie an diesem Rand bleiben«, sagte der Sonderbeauftragte. »Du hast von einer Bombe gesprochen«, fügte er dann hinzu und sah Berg an. »Reden wir von dem Paket mit den drei Feuerwerkskörpern, an die ein geistig behinderter junger Mann mit pyrotechnischen Neigungen Zündholzreibflächen auf die Zündschnüre geklebt hatte?«

»Unsere Techniker waren nicht allzu erschüttert«, gab Berg zu. »Und das ist doch das Gute an der Sache. Die Anzahl der Drohungen ist zwar beträchtlich gestiegen, aber wenn wir genauer hinschauen, dann ändert sich das Bild wenigstens teilweise. Wir haben es dann fast ausschließlich mit telefonischen Mitteilungen oder Postsendungen, meistens Briefen, zu tun, rein juristisch gesehen ist vermutlich mehr von Beleidigung und übler Nachrede die Rede als von klaren Drohungen. Die übliche Mitteilung, die bei uns einläuft, behauptet zum Beispiel, unser Ministerpräsident sei ein russischer Spion.«

»Aber das ist doch entsetzlich«, sagte der Minister.

»Ganz ruhig bleiben, mein Freund«, sagte der Sonderbeauftragte, beugte sich vor und streichelte den Arm des Ministers. »Ich behalte den kleinen Racker schon im Auge.«

»Ja, ja«, sagte der Minister und zog seinen Arm zurück. »Also, ich finde diese vielen Drohungen nicht besonders lustig, und meine Fr … ja, meine Bekannte … die hat sich wirklich ziemliche Sorgen gemacht, als sie von der Bombe hörte.«

»Natürlich«, sagte der Sonderbeauftragte jovial. »Von welcher Bekannten redest du übrigens? Von der, die du jetzt hast, wohl nicht?« Jetzt lachte er so herzlich, dass sein Schmerbauch bebte.

»Ja, reiß du nur deine Witze«, sagte der Minister. »Aber sag, Berg«, fügte er mit freundlichem Nicken hinzu. »Was sind das eigentlich für Menschen, die so was tun?«

»Alle möglichen, wenn du auf Beruf und soziale Zugehörigkeit anspielst«, sagte Berg. »Natürlich sind Personen mit psychischen Problemen absolut überrepräsentiert, aber wir haben alles von Grafen und Baronen über Ärzte und Direktoren bis hin zu einfachen Arbeitern, Studierenden, Arbeitslosen, Langzeitkranken und Psychiatriepatienten. Viele sind auch Ausländer, das muss ich betonen, aber fast alle in dieser Gruppe scheinen eher aus persönlicher Unzufriedenheit heraus zu handeln als auf Grund einer extremen politischen Einstellung.«

»Polizei«, sagte der Sonderbeauftragte. »Polizei und Militär. Was ist mit denen?«

»Was ich heute hier vorgelegt habe, sind fast nur Fälle, bei denen Anzeige erstattet worden ist. Mit oder ohne bekanntem Täter. Unsere so genannten Informanten sind in dieser Statistik also nicht vertreten.« Berg nickte nachdenklich, ehe er weiter sprach. »Aber natürlich finden sich auch in unserer Aufstellung der angezeigten Fälle Militärs und Polizisten. Wir haben zum Beispiel einen Kriminalkommissar aus Stockholm, der über seinen Dienstanschluss in der Staatskanzlei angerufen und via dessen Sekretärin den Ministerpräsidenten bedroht hat. Er ist übrigens noch immer im Dienst, die Ermittlungen wurden eingestellt, da hier Aussage gegen Aussage steht und keine Beweise vorliegen.«

Berg räusperte sich und fuhr dann fort: »Wir haben außerdem ein halbes Dutzend Offiziere, der Höchstrangige dient in einem Jagdgeschwader, die in Anwesenheit von Wehrpflichtigen und Untergebenen gelinde gesagt

unpassende Ansichten über die Regierung und deren Arbeit vertreten haben. Kurz gesagt, wir haben allerlei.«

»Bin ich ungerecht, wenn ich behaupte, dass die Sammlung der angezeigten Vorfälle vor allem Bagatellen enthält, dass ihr jedoch zugleich andere Daten besitzt, die auf ein weiter gefächertes Bedrohungsbild und auf potenzielle Täter von ganz anderer und höherer Qualität schließen lassen?« Der Sonderbeauftragte blickte Berg abwartend an.

»Nein«, sagte Berg. »Ich würde dem vorgelegten Bericht ziemlich vorbehaltlos zustimmen. So sehen meine Mitarbeiter und ich die Lage.«

Was ist bloß los?, dachte Berg. Ich brauche es nicht einmal selbst zu sagen. Es ist, als nehme er mir das Wort aus dem Mund.

Nach dieser Besprechung hatte er sich mit Waltin getroffen. Zuerst hatte er diesen zu dem hervorragenden Material beglückwünscht und danach kurz seine Sicht dieser Besprechung vorgetragen.

»Die ist gut gelaufen«, sagte Berg. »Ich hatte das deutliche Gefühl, dass wir jetzt endlich anfangen, auf derselben Wellenlänge zu senden.«

Waltin nickte. Er sah zufrieden aus, ohne dass es übertrieben oder misstrauisch gewirkt hätte. Bestimmt habe ich mich geirrt, dachte Berg. Was ich brauche, ist eine Woche Urlaub.

Waltin hatte natürlich keine Ahnung von dem Verdacht, den Berg in letzter Zeit gegen ihn hegte, und auch, wenn er eine Ahnung davon gehabt hätte, hätte er sich deshalb keine größeren Sorgen gemacht. In Waltins Kopf meldeten sich ganz andere Dinge zu Wort. Zum Beispiel dieses kleine dunkle Etwas mit dem knabenhaften Körper und dem kleinen festen Hintern, das jetzt in seinem kleinen, kleinen Sessel in der Sektion für innere Ermittlung saß. Vor ihrem großen, großen Computer. Zuerst

hatte er überprüfen wollen, wie alt sie war, aber bei genauerem Nachdenken hatte er sich dagegen entschieden. Das würde das Vergnügen nur ruinieren, dachte Waltin. Sie sah aus wie ein Schulmädchen, obwohl sie bestimmt schon fünfundzwanzig war, und das war doch schon was.

In letzter Zeit hatte er immer häufiger bei ihr und ihren Arbeitskollegen vorbeigeschaut, und dieser puritanische Adelstrottel Hamilton, der noch dazu sein unmittelbarer Untergebener war, war immer sauerer geworden. Damit muss ich wohl leben, dachte Waltin und grinste zufrieden. Das letzte Mal war sie noch dazu allein gewesen, und deshalb hatte er keine unnötige Zeit damit vergeuden müssen, Rauchteppiche auszulegen und mit ihren Kollegen zu plaudern.

»Wie gut, dass du kommst«, hatte sie gesagt. »Ich brauche Hilfe. Ich muss dich etwas fragen.«

»Ich höre«, hatte Waltin gemeint, ihr sein Profil und sein männliches, aber dennoch lockeres Lächeln gezeigt, während er seinen Sessel diskret näher an den ihren heranzog. Die kleine Jeanette, siebzehn Jahre, dachte Waltin, und sein maßgeschneiderter Schritt wurde etwas eng.

»Wir haben zwei Tipps bekommen, aus denen ich nicht so ganz schlau werde«, sagte sie und runzelte die Stirn.

Entzückend, dachte Waltin, diese kleine Runzel in der Stirn, während sie gleichzeitig am Kugelschreiber in ihrem Händchen herumnagt. Wenn sie auch noch lispelt, dachte er. Dann hätte er möglicherweise sogar die Verantwortung für seine Taten übernommen. »Erzähl«, sagte Waltin, schlug das rechte Bein über das linke und lockerte so ganz en passant seinen Schlipsknoten.

»Es geht um einen Journalisten aus den USA«, sagte sie. »Er ist am Sonntag aus New York kommend in

Arlanda gelandet, und ich habe schon zwei Tipps bekommen, die sich auf ihn beziehen.«

»Wie heißt er?«, fragte Waltin und beugte sich vor, um den Text auf ihrem Computerbildschirm besser sehen zu können. Was für ein berückender Duft, dachte er. Wie reine, frisch gebadete Haut.

»Jonathan Paul Krassner, wird John genannt«, sagte sie. »Geboren 1953.«

V

Zwischen der Sehnsucht des Sommers und der Kälte des Winters

New York, New York State, 6. bis 8. Dezember

Freitag, 6. Dezember

Ais Johansson und seine Kollegen in New York landeten, empfing sie ein eisiger Wind, und als Erstes kaufte er sich einen dicken Mantel und ein Paar Winterschuhe. Ob sie wohl Schuhe mit hohlem Absatz haben?, überlegte er und lächelte vor sich hin, als er mit dem soliden Schuh in der Hand im Laden stand. Absatz?

»What do you call this?«, fragte Johansson und zeigte mit dem Daumen auf den Absatz.

»Heel, Sir«, sagte der Verkäufer freundlich. »Wollen Sie Schuhe mit anderen Absätzen?«, fragte er dann.

Johansson schüttelte den Kopf und lachte.

»Nein«, sagte er. »Die hier sind ausgezeichnet. Ich glaube, ich ziehe sie gleich an, stecken Sie meine alten doch einfach in eine Tüte.«

Abends hatten er und seine beiden Kollegen gemeinsam gegessen. Zuerst hatten sie mit dem Gedanken gespielt, ein schwedisches Restaurant aufzusuchen, das einen guten Ruf genoss und in der Nähe ihres Hotels lag, doch nach einigen Diskussionen waren sie dann bei einem Italiener gelandet, den der Kollege von der Interpolsektion bei seinem letzten Aufenthalt in New York besucht hatte.

»Wenn man italienische Küche mag, dann ist es ganz hervorragend.« Der Kollege von der Interpol nickte, wie um seine Behauptung zu unterstreichen. »Ich hab den Tipp voriges Mal von ein paar Kollegen bekommen. Die

lokalen Mafiabosse gehen wohl ebenfalls gern hin, und das ist doch ein gutes Zeichen.«

»An Hering und Schnaps brauchen wir also gar nicht erst zu denken«, wandte der Kollege von den Drogen ein. »Stattdessen wird man von hinten erschossen und landet mit dem Gesicht in einem Teller Spaghetti Bolognese.«

»Du hast es erfasst«, sagte Johansson jovial. »Hering kannst du zu Hause noch genug fressen. Du hast doch die ganzen Weihnachtsfeiertage.«

Und weil er der Chef war, waren sie eben beim Italiener gelandet.

»Ich habe einen ganz hervorragenden Italiener gleich bei mir um die Ecke, aber ich muss zugeben, dass dieses Risotto kaum zu übertreffen ist«, erklärte Johansson zwei Stunden später.

»Der Trick sind die Trüffel«, erklärte der Interpolkommissar, der schon so manches Arbeitsessen hinter sich hatte.

»Sind das diese kleinen schwarzen Sägespäne?«, fragte der Drogenkommissar misstrauisch.

»Es ist ein komischer Pilz«, sagte der Kollege von der Interpol. »Scheint am besten zu wachsen, wenn er mit Menschenblut gedüngt wird, das wird jedenfalls behauptet, und am liebsten hat er das Blut eines Ermordeten.«

»Kannst du das nicht später erzählen? Wenn sie etwas größer wären, könnte ich sie auf die Seite legen, aber sie sind ja viel zu klein. Vor allem jetzt, wo man schon ein bisschen Roten intus hat.« Der Chef der Drogenfahndung des Landeskriminalamts grinste und hob sein Glas.

»Du solltest deinen Hering vielleicht mal ein wenig mit Trüffeln würzen«, sagte Johansson und lächelte. »Damit kannst du sozusagen die schwedische und die italienische Esskultur verbinden.«

»Die schwedische reicht mir, Hering und Schnaps und gekochte Kartoffeln mit Dill.« Der Drogenkommissar

seufzte sehnsüchtig- »Was haben die Herren für morgen für Pläne?«, fragte der Interpolkommissar ablenkend. »Falls sich jemand dafür interessiert, kann ich einen kleinen Studienbesuch hier vor Ort arrangieren. Ich habe heute Nachmittag mit meinen Kontaktleuten gesprochen.«

Klingt interessant, dachte Johansson. Dieses Frauenzimmer, das Krassner gekannt hat, kann ich auch morgen noch anrufen. Falls ich sie überhaupt anrufe.

»Klingt interessant«, sagte Johansson. »Ich habe am Vormittag ein bisschen was vor, will Weihnachtsgeschenke kaufen und so, aber nachmittags und abends habe ich noch keine festen Pläne. Ja, ich will den lokalen Gaunern gern mal auf den Zahn fühlen.«

»Ich bin dabei.« Der Kommissar von der Drogenfahndung nickte, und seine Augen funkelten. »Wird sich ganz toll in dem Reisebericht machen, den der Chef verlangt hat. Keine Rast und Ruh, ob nun Wochenende ist oder wo auf dem Erdball man sich befindet. Das ist das Los des schlichten Wachtmeisters.« Er grinste Johansson zu.

»Dann ist das abgemacht.« Der Kollege von der Interpol nickte.

Samstag, 7. Dezember

Johansson wartete bis zehn Uhr morgens, dann rief er Krassners Verflossene an. Im Hinterkopf hatte er die Vorstellung, dass sie die Sorte war, die lieber spät aufstand, wenn sie sich das aussuchen konnte, und an einem Samstagmorgen konnte sie das vermutlich. Außerdem hatte er lange überlegt, ehe er auch nur den Hörer von der Gabel nahm. Es wäre natürlich das Einfachste, auf alles zu pfeifen, hatte er gedacht. Und sich Jarnebrings Theorie zu Eigen zu machen, dass hier ein kleiner, halbirrer Selbstmörder aus unbekannten, aber vermutlich auch uninteressanten Gründen einen Zettel mit Johanssons Namen, Dienstrang und Privatadresse in einem Schuh mit hohlem Absatz aufbewahrt hatte. A shoe with a heel with a hole in it, dachte Johansson und seufzte.

Aber diesen Gedanken hatte er dann fallen lassen. Johansson war schon als Kind neugierig gewesen, und das hatte sich mit den Jahren nicht geändert, und die Sache mit dem hohlen Absatz war einfach zu viel. Das sollte noch längst nicht heißen, dass es so klug war, sie anzurufen. Rein professionell betrachtet empfahl es sich fast immer, unangemeldet aufzutauchen und ganz einfach an die Tür der betreffenden Person zu klopfen. Oder auf das Klopfen zu pfeifen, wenn es denn ernst war. Aber hier ist das nicht so, dachte Johansson, also was mache ich?

Mit Hilfe einer freundlichen Rezeptionistin in seinem Hotel hatte er am Vortag gewisse vorbereitende Maßnahmen getroffen. Zuerst hatte er die Telefonnummer, die er von Wiklander erhalten hatte, noch einmal überprüft. Nicht, dass er kein Vertrauen zu Wiklander gehabt hätte. Wiklander war ein fast ebenso tüchtiger Polizist, wie er selbst in diesem Alter gewesen war, aber Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser, dachte Johansson. Weissmans

Telefonnummer stand im Telefonbuch, es war also einfach genug gewesen, das zu überprüfen, und da die Adresse mit der in seinem Notizbuch übereinstimmte, war es sicher die Richtige: Sarah J. Weissman, 222 Aiken Avenue, Rensseelaer, New York State.

Außerdem hatte er in Erfahrung gebracht, dass Rensseelaer sozusagen Wand an Wand mit Albany lag, was offenbar die Hauptstadt des Staates New York war. Wie Solna und Sundbyberg in Bezug auf Stockholm, dachte Johansson.

»Wie kommt man am leichtesten dorthin?«, fragte Johansson.

»Mit dem Zug von der Grand Central Station«, erklärte die Rezeptionistin. »Dauert mit dem Expresszug knapp drei Stunden. Ich kann einen Fahrplan besorgen, aber die gehen auch am Wochenende ziemlich oft. Außerdem ist die Fahrt am Hudson entlang wirklich schön«, fügte sie mit einem Lächeln hinzu. »Ganz anders als hier«, sagte sie dann noch und nickte zur Straße hinter der Drehtür hinüber.

Ob das wohl ebenso schön ist wie am Ängermanälv?, überlegte Johansson.

Ich kann den Zug am Sonntagmorgen nehmen, beschloss Johansson daraufhin. Mich ein bisschen umsehen, feststellen, wo er gewohnt hat, vielleicht ein paar Worte mit seiner Verflossenen wechseln, wo ich schon mal da bin. Es wäre natürlich praktischer, sie vorher anzurufen. Nichts sprach dafür, dass sie eine schnöde Verbrecherin war, die die Beine in die Hand nahm, sowie ein schwedischer Polizist an ihrer Tür klingelte, um sich mit ihr über einen Ex zu unterhalten. Oder vielleicht doch, überlegte Johansson und seufzte. Egal, dachte er dann und wählte ihre Nummer.

Nachdem es ein halbes Dutzend Mal geklingelt hatte, schaltete sich der Anrufbeantworter ein. Sie hörte sich munter und fröhlich an.

»Hallo«, sagte sie beschwingt. »Hier ist Sarah, und ich bin nicht zu Hause. Hinterlass doch einfach eine Nachricht.«

Ach was, dachte Johansson enttäuscht und legte auf.

Am Nachmittag hatten Johansson und seine beiden Reisekameraden sich zuerst das Polizeigebäude im südlichen Teil von Manhattan angesehen. Es wirkte wie die meisten anderen Polizeigebäude, die Johansson besucht hatte, wenn man von seiner Größe absah. Danach waren die hiesigen Kollegen mit ihnen in ein nahe gelegenes Restaurant gegangen, wo es gutes und nahrhaftes Essen zu einem Rabattpreis gab. Für Polizisten natürlich nur.

»Never kick an ass on an empty stomach«, sagte ihr Gastgeber und lächelte sie strahlend an. Detective Lieutenant Martin Flannigan, dachte Johansson, und etwas rührte an sein Herz. Genauso gut könntest du Bo Jarnebring heißen und als stellvertretender Chef für die lokale Kripo von Östermalm fungieren. Und den passenden Vornamen hast du auch.

Lieutenant Flannigan und seine Kollegen wollten sie bei einem Sondereinsatz gegen Straßenüberfälle in Manhattan bei sich haben. Straßenüberfälle wurden hier ernst genommen, vor allem zu Weihnachten und zumindest in bestimmten Gegenden in Manhattan. »It’s a decoy operation«, erklärte Flannigan. »Funktioniert bei den ganz blöden Gaunern hervorragend.«

Decoy, dachte Johansson. Lockvogel. Wie er selbst in seiner Jugend unten am Fluss Enten angelockt hatte. Zuerst hatte er die von seinem Großvater geerbten Lockvögel ausgesetzt, dann war er mit dem Kanu hingepaddelt, hatte sich im Schilf versteckt und auf die Dämmerung gewartet, in der die Enten zum Leben erwachten.

Eines Abends hatte er mehr geschossen, als er auf einmal tragen konnte. Wie alt ich damals wohl war?, überlegte Johansson.

Sowie es dunkel geworden war und die Gauner aus ihren Löchern lugten, suchten sie eine passende Seitenstraße auf. Einer von Flannigans Leuten hatte sich als Penner ausstaffiert. Danach hatte er sich in einen Torweg gesetzt, sich bewusstlos gestellt und neben sich eine Papiertüte gelegt, aus der einige grüne Zigarettenpackungen ragten.

»Mentholzigaretten«, erklärte Flannigan. »Frag mich nicht, warum, aber die Nigger sind total scharf auf Mentholzigaretten.«

Johansson und Flannigan standen am Fenster einer kleinen, schräg gegenüber gelegenen Bar. Flannigan hatte als Erstes für jeden ein Bier bestellt.

Ich habe den besten Platz bekommen, dachte Johansson, denn seine beiden Reisekameraden kauerten zusammen mit den örtlichen Kollegen in Wagen, die am Straßenrand abgestellt waren.

»Dann wollen wir mal sehen, ob einer anbeißt«, sagte Flannigan grinsend. »Prost«, meinte er und hob sein Glas.

Es dauerte nur eine Viertelstunde, aber der erste Fisch, der Köder und Haken schluckte, hatte die falsche Farbe. Es war eine Drogensüchtige von Mitte Dreißig. Zuerst ging sie an dem schlafenden Penner vorbei, blieb schließlich an der Straßenecke stehen und sah sich um. Dann ging sie wieder zurück, wurde langsamer, als sie ihn erreicht hatte, schaute sich noch einmal um und riss dann die Tüte mit den Zigaretten an sich.

»Wachsam wie ein Adler«, sagte Flannigan.

»Police, freeze«, und eine Minute später saß sie mit auf den Rücken gepressten Händen auf dem Rücksitz eines dunkelblauen Kastenwagens.

So war es weitergegangen, bis der Wagen voll besetzt gewesen war. Eine Drogensüchtige, zwei echte Penner und einige normale Rotzgören, und mit einer Ausnahme wiesen sie alle die richtige Farbe auf. Alle wurden im Polizeigebäude von Süd-Manhattan in Arrest gesteckt, und danach führte Flannigan sie in sein Stammlokal, wo eine größere Menge Bier konsumiert und dazu die üblichen Heldengeschichten erzählt wurden und wo sie sich ganz allgemein der gemeinsamen abendländischen Polizeikultur widmeten.

Sympathische Jungs, dachte Johansson, ehe er in seinem Hotelbett einschlief. Aber was für ein schrecklicher Arbeitsplatz.

Sonntag, 8. Dezember

Am Sonntag waren Johanssons Reisekameraden mit der frühen Maschine zurück nach Stockholm geflogen. Er war zur Grand Central Station spaziert und hatte sich in den Zug nach Albany gesetzt. Was sie wohl für eine ist?, dachte er. Die Stimme auf dem Anrufbeantworter hatte munter und sympathisch und ganz normal geklungen. Gar nicht so, wie er sich eine Verflossene von John R Krassner vorstellte, einem Mann, der die schlechte Angewohnheit besaß, seine hohlen Absätze mit anderer Leute Privatadressen auszustopfen.

VI

Frei fallen wie im Traum

Stockholm im Oktober

Es geht um einen Journalisten aus den USA«, sagte Kriminalassistentin Jeanette Eriksson. »Er ist am Sonntag aus New York in Arlanda angekommen, und ich habe schon zwei Tipps erhalten, die mit ihm zu tun haben.« Sie zeigte auf ihren Computerbildschirm, und Waltin beugte sich vor, um besser sehen zu können. Da kann ich mich dem Onkel doch gleich auf den Schoß setzen, dachte sie.

»Wie heißt er?«, fragte Waltin und legte vorübergehend seine rechte Hand dicht neben ihre linke.

»Jonathan Paul Krassner, genannt John«, sagte Eriksson, »geboren 1953. Gemeldet in Albany bei New York.« Eigentlich ist er ziemlich attraktiv, dachte sie. Wenn man auf ältere Typen steht.

»Haben wir irgendwas über ihn?«, fragte Waltin und trommelte leicht mit den Fingern auf der Tischplatte.

»Bei uns nicht.« Kriminalassistentin Eriksson schüttelte den Kopf. »Wenn ich außer Haus nachfragen soll, muss das über meinen Chef laufen.« Ob das wohl eine echte Rolex ist?, überlegte sie. Dann muss die ganz schön was gekostet haben. Und sie sah echt aus, kein Zweifel.

»Wir wollen mal nichts überstürzen«, sagte Waltin, lächelte und zeigte dabei seine weißen Zähne. »Was ist das Problem?«

»Problem ist vielleicht zu viel gesagt«, sagte Eriksson und zuckte mit ihren schmalen Schultern. »Der erste Tipp ist vorgestern eingelaufen, und den hab ich einfach nur notiert. Er stammt von einem unserer Journalisten

beim staatlichen Fernsehen. Ich kenne ihn nicht persönlich. Scheint Probleme mit dem Alkohol und seiner Fantasie zu haben.« Ob er wohl glaubt, dass ich meinen Fuß wegnehme?, überlegte sie.

»Was konnte er denn erzählen?«, fragte Waltin und lächelte beruhigend.

»Er ist Krassner am Dienstagabend im Presseklub unten auf der Vasagatan begegnet. Ich nehme an, in der Bar, aber das hat er nicht erwähnt. Er wollte seinen Kontaktmann sprechen, aber der war gerade im Einsatz, und da wollte ich ihn nicht stören. Unser Anrufer behauptet jedenfalls, dass Krassner auffällig interessiert an unserer Zusammenarbeit mit anderen westlichen Sicherheitsdiensten gewirkt hat. Unter anderem hat er angeblich die Deutschen erwähnt und will wissen, wie wir über die mit den Amerikanern kommunizieren.«

»Was er damit wohl sagen wollte?«, fragte Waltin und zuckte seine maßgeschneiderten Schultern. »Was für Deutsche?« Er lächelte maskulin.

»Genau«, sagte Eriksson und lächelte ebenfalls.

Er ist eigentlich nicht unattraktiv, dachte sie.

»Und dann der zweite Tipp«, sagte sie dann. »Der ist vor zwei Stunden eingelaufen. Er kommt von einem anderen Außenkontakt und besagt, wir sollten uns sofort nach einem amerikanischen Journalisten namens John P. Krassner erkundigen.«

»Hopsa«, sagte Waltin. »Und wer ist das nun?«

»Deshalb brauche ich doch deine Hilfe«, sagte sie. »Dieser Außenmann hat eine gesicherte Identität, die außerhalb meiner Kompetenzen liegt. Deshalb kann ich ihn nicht erreichen. Aber meinen Instruktionen zufolge soll ich dafür sorgen, dass du oder mein Chef sofort informiert werden.«

Kriminalassistentin Eriksson nickte energisch. Und du scheinst ja nichts dagegen zu haben, dachte sie.

»Du kannst notieren, dass ich unterrichtet bin«, sagte Waltin tatkräftig und schaute auf die Uhr. »Mach für mich einen Ausdruck, den ich mitnehmen kann. Ich melde mich wieder. Und leg ein Ermittlungsdossier über diesen Krassner an. Du kannst ihn eine Stufe hochklassieren, bis wir wissen, worum es sich handelt.«

Das läuft ja wie geschmiert, dachte Waltin eine Weile später. Berg hatte keine Einwände gehabt, er schien mit den Gedanken woanders zu sein, und nachdem er die Identität des Gewährsmannes erfahren hatte, war Waltins Neugier wirklich geweckt gewesen. Er war ihm zweimal begegnet, beide Male an einem sicheren Ort, und er hatte nicht übersehen können, welchen Respekt Berg ihm entgegenbrachte. Dem wenigen, was Berg ihm erzählt hatte, hatte er entnehmen können, dass es sich bei diesem Mann um keinen gewöhnlichen emeritierten Mathematikprofessor aus Stockholm handelte. Außerdem schien sich die eher intrikate und private Frage nach dem künftigen Umgang mit dieser Jeanette Eriksson ganz natürlich zu lösen. Über Berg kann man sagen, was man will, dachte Waltin, aber für Frauen scheint er sich einfach nicht zu interessieren, aber das ist ja für Leute wie mich nur von Vorteil.

Als Waltin den emeritierten Mathematikprofessor anrief, stieß er auf ein unerwartetes Problem.

»Ja, ich höre schon, was Sie sagen, Herr Polizeidirektor«, sagte der Professor mit knarrender Greisenstimme, »aber auch wenn das halsstarrig wirken mag, so möchte ich doch lieber direkt mit dem Bürochef sprechen.«

»Der ist aber dummerweise gerade verreist«, log Waltin gekonnt. »Ich habe mit ihm telefoniert, und da der Herr Professor sich an uns gewandt hat, hat der Büroleiter mich gebeten, mich so schnell wie möglich beim Herrn Professor zu melden.« Außerdem bin ich Leitender Polizeidirektor, dachte Waltin, aber das sagte er nicht.

»Ich höre, was Sie sagen, Herr Polizeidirektor«, knurrte der Professor.

»Ja, Büroleiter Berg geht davon aus, dass es sich um wichtige Dinge handeln muss, da Sie sich gemeldet haben, Herr Professor«, sagte Waltin sanft.

»Wenn er davon ausgeht, dann begreife ich wirklich nicht, warum er sich nicht herbemühen mag.«

»Wie schon gesagt, ist er leider verreist.«

»Wo ist er?«, fragte der Professor.

»Verzeihung?«, sagte Waltin. Was redet der nur?, dachte er.

»Ich habe gefragt, wo er ist. Berg, meine ich. Ist das denn so schwer zu begreifen? Wo steckt Büroleiter Berg?«

Senil offenbar noch dazu, dachte Waltin.

»Ja«, sagte er mit gespielter Herzlichkeit. »Ein Mann mit Ihren Erfahrungen, Herr Professor, versteht sicher, warum ich darauf nicht weiter eingehen kann. Schon gar nicht am Telefon«, fügte Waltin hinzu. »Ich schlage also vor, dass ich Sie aufsuche, damit wir in Ruhe über alles reden können. Hallo?«

Der miese Opa hat einfach aufgelegt, dachte Waltin erstaunt. Er hat einfach mitten im Satz aufgelegt.

Als er endlich Berg in dessen Büro erreichte, war fast der halbe Nachmittag vorbei. Dieser wirkte außerdem auf eine Weise belustigt, die Waltin gar nicht behagte.

»Ja, ja«, sagte Berg und lachte. »Johan kann schon eigen sein. Als er während des Krieges für die Nachrichtenabteilung der Verteidigung gearbeitet hat, hat er angeblich einem Stabsmajor, der seinen Whisky versteckt hatte, eine reingesemmelt. Er war damals offiziell wehrpflichtiger Hauptgefreiter und im Zivilleben Professor für Mathematik in Uppsala. Danach ist er nach Stockholm übergewechselt, um seinen geliebten Computern näher zu sein.«

»Wenn wir hier vom Zweiten Weltkrieg reden«, sagte Waltin, »dann erklärt das möglicherweise so allerlei. Seit damals ist ja schließlich allerlei Wasser ins Meer geflossen. Die fahre vergehen, wie es so schön heißt.«

Berg schüttelte nachdenklich den Kopf.

»Senil ist er nicht. Er hat übrigens unser System für Codes und Chiffrierung entwickelt. Er hat uns Millionen an Computerkosten gespart. Wir hatten noch vor einem halben Jahr dienstlich miteinander zu tun, und da war er so klar im Kopf wie eh und je. Weißt du, was wir machen?«, fügte Berg hinzu und nickte auffordernd. »Ich rufe ihn an, und dann fahren wir zusammen hin, damit ich dich ihm ordnungsgemäß vorstellen kann.«

»Fine with me«, sagte Waltin und zuckte mit den Schultern. Was hätte er auch sonst sagen sollen?

Wo ich doch beschlossen habe, dir zu vertrauen, dachte Berg.

Professor emeritus Johan Forselius wohnte in einer riesigen altmodischen Wohnung in der Sturegatan. Sie mussten eine Weile warten, ehe sie eingelassen wurden, und danach hatten sie sich durch einen dunklen Flur zu einem abgelegenen und verräucherten Arbeitszimmer tasten müssen.

»Das liegt an diesem Weibsbild vom Pflegedienst«, knurrte der Professor. »Ich sage ihr schon den ganzen Herbst, dass sie im Flur neue Birnen eindrehen muss, aber das Mensch wirkt total gehirngeschädigt. Und sie spricht nur so ein unverständliches polnisches Kauderwelsch.«

Forselius putzte sich nachdrücklich mit den Fingern die Nase und wischte sie dann an seiner Hose ab.

»Wenn die Herren Kaffee wollen, dann müssen Sie den selbst aufsetzen«, sagte er und starrte Waltin übellaunig an. »Ich selbst hätte nichts gegen einen kleinen Cognac.«

Der Professor ließ sich in einen durchgesessenen Ledersessel sinken und nickte Berg zu, damit auch der sich setzte. Danach sah er wieder zu Waltin auf. Diesmal auf auffordernde Weise.

»Ja, was meinst du, Claes?«, sagte Berg zuvorkommend und nickte Waltin zu. »Eine Tasse Kaffee würde uns doch gut tun.«

»Die Küche liegt dahinten?« Waltin bewegte den Kopf in Richtung des verdunkelten Wohnungsinneren.

»Wenn der Polizeidirektor einen Herd finden, ist der Polizeidirektor auf dem richtigen Weg«, sagte der Professor mit zufriedenem Grinsen. »Der Cognac steht in der Vitrine. Und bringen Sie die Flasche mit, vielleicht will Erik ja auch einen, denn der Polizeidirektor muss sicher noch fahren?«

Waltin begnügte sich mit einem freundlichen Lächeln.

Zwei Monate zuvor hatte Professor Forselius einen Brief aus den USA erhalten. Absender war ein gewisser John P. Krassner, der sich als Forscher und Schriftsteller ausgab und behauptete, ein Buch über die sicherheitspolitische Situation im Europa der Nachkriegszeit zu verfassen, letzt hatte er vor, nach Schweden zu kommen, und deshalb bat er um ein Interview. Es war keine ungewöhnliche Anfrage für einen Mann wie Forselius: Er war ein sagenumwobener Codeknacker aus Kriegstagen und ein gefragter Vortragsreisender in der ganzen westlichen Welt. Forselius bekam jeden Monat solche Schreiben, obwohl er seit über zwanzig Jahren offiziell nichts mehr mit dem Militär zu tun hatte, und er hatte dasselbe getan wie immer. Er hatte den Brief in den Papierkorb geworfen.

»Wer zum Teufel will schon mit so einem reden«, sagte Forselius und nahm einen gediegenen Schluck Cognac. »Aber vorgestern klingelt es also an der Tür, und ich dachte zuerst, dieser verdammte Pflegedienst

hätte mir noch so eine verdammte Ausländerin geschickt, aber dann ist dieser Scheiß-Krassner, der mich interviewen wollte, auf meiner eigenen Türschwelle erschienen.«

Berg nickte verständnisvoll. Dieser Pflegedienst, dieser Pflegedienst.

»Du hast ihn also reingelassen?«

»Hmm«, sagte Forselius und schnupperte ausgiebig an seinem Cognacschwenker. »Zuerst wollte ich den Mistkerl einfach rauswerfen, er war ein kleiner Scheißer, und auch, wenn man mit den fahren abbaut, wäre es keine große Leistung gewesen.«

Forselius grunzte zufrieden und schaute Waltin fast lüstern an.

»Aber dann hat er etwas gesagt, was mich neugierig gemacht hat.«

»Erzähl«, sagte Berg.

»Er sollte mich von einem alten Bekannten grüßen«, sagte Forselius.

Der Professor trank wieder einen Schluck und schaute zugleich Waltin über den Glasrand hinweg misstrauisch an.

»Von einem alten Bekannten aus Kriegszeiten und den jähren danach.« Forselius nickte und schien sich vor allem für den Inhalt seines Glases zu interessieren.

»Du brauchst dir wegen Claes wirklich keine Sorgen zu machen«, sagte Berg mit überzeugter Stimme. »Ganz abgesehen davon, dass er mein engster Mitarbeiter ist, habe ich absolutes Vertrauen zu ihm.« Hat sich das nicht ein wenig übertrieben angehört?, überlegte er dann.

Forselius nickte, eher wohl an sich selbst gewandt. Dann setzte er sich gerade, lächelte und schüttelte den Kopf.

»Ich höre, was du sagst, Erik«, sagte er. »Ich höre, was du sagst.«

, »Ach«, sagte Berg und lächelte.

Forselius schüttelte wieder den Kopf und stellte sein Glas auf den Tisch neben seinem Sessel.

»Ich fürchte, diese Sache muss trotzdem unter vier Augen bleiben«, sagte er. »Aber wie du dann damit umgehst, da will ich mich nicht einmischen.«

Ein seniler Opa, der sich wichtig machen will, dachte Waltin gereizt, als er im Auto saß und versuchte, die im Kiosk gegenüber gekaufte Abendzeitung zu lesen.

Berg kam erst nach einer halben Stunde herunter. Ohne zu fragen, ließ Waltin den Motor an und wollte nach Kungsholmen zurückfahren, blieb jedoch im dichter werdenden Verkehr oben am Odenplan stecken und konnte sich nun nicht mehr beherrschen.

»Also, Chef«, sagte er. »Klär einen schlichten Arbeiter im Weinberg doch mal auf.«

Berg schüttelte nachdenklich den Kopf.

»Bitte, nimm es mir nicht übel«, sagte Berg, »aber ich muss das erst mal überdenken. Ich kann dich nur ganz allgemein ins Bild setzen.«

Waltin nickte und starrte weiterhin die Ampel an.

»Dieser Krassner sollte Forselius von einem alten Bekannten aus der Nachkriegszeit grüßen. Dieselbe Generation wie unser verehrter Professor, und da er und Forselius einander kannten, arbeitete der Bekannte hier an der US-Botschaft. Wenn du verstehst, was ich meine.«

CIA, dachte Waltin und nickte.

»Krassner zufolge handelt es sich um den seligen älteren Bruder seiner Mutter. Soll im Frühling gestorben sein.«

»Aber war noch gesund genug, um grüßen zu lassen«, sagte Waltin und grinste.

»Offenbar«, sagte Berg. »Kann aber auch sein, dass er den Schnabel zu weit aufgerissen hat.«

Hoppla, dachte Waltin. Das müsste dann aber ungefähr das erste Mal in der Weltgeschichte gewesen sein.

»Was soll ich also tun?«, fragte Waltin.

»Stell fest, was Krassner hier in unserem teuren Heimatland so unternimmt«, sagte Berg mit vagem Lächeln. »Und hol die üblichen Hintergrundinformationen ein.«

»Ohne die Deutschen zu kontaktieren?«, sagte Waltin rhetorisch. Die da drüben direkt fragen könnten, und das könnte mir möglicherweise eine Menge Zeit sparen, dachte er.

»Ehe wir wissen, was das alles soll, bleibt es unter uns«, sagte Berg und nickte mit Nachdruck. »Wir nehmen außer Haus keinerlei Kontakt auf.« Gerade das mit den Amerikanern war ungeheuer brisant, der Russe konnte in der richtigen Stimmung wie ein verkaterter Bär auftreten, dachte Berg.

»Kann ich mir Leute aus deiner Ermittlungssektion ausleihen?«, fragte Waltin.

»Sicher«, sagte Berg. »Nimm, was du brauchst.«

Jeanette, siebzehn, dachte Waltin und grinste zufrieden.

»Und da ist noch was«, sagte Berg, als sie die Tiefgarage unter dem Polizeigebäude erreicht hatten.

»Ich höre«, meinte Waltin. Warum grinst der eigentlich so?, fragte sich Berg.

»Forselius ist deine Uhr aufgefallen.« Berg nickte zu Waltins, Goldrolex hinüber.

»Ach«, sagte Waltin und seufzte. »Und da geht er wohl davon aus, dass ich die den Russen verdanke?«

»So ungefähr«, sagte Berg lächelnd. »Ich habe ihm erklärt, dass du sie schon hattest, bevor du bei uns eingestiegen bist.«

»War er beeindruckt?«, fragte Waltin.

»Ich glaube nicht, dass er senil ist«, sagte Berg. »Ich glaube, in dieser Hinsicht irrst du dich, aber seine Exzentrik hat mit den Jahren nicht gerade abgenommen.«

Das ist er also, dachte Waltin, exzentrisch wie alle ein bisschen feineren Arschlöcher.

»Ich habe ihm erklärt, dass diese Uhr ein Geschenk deines alten Mütterchens war.«

Hab ich das erzählt?, fragte sich Waltin. Und begnügte sich mit einem Nicken.

Was mache ich jetzt?, dachte Berg eine Weile später, als er in Sicherheit hinter seinem Schreibtisch saß.

Wenn Forselius mit seiner Vermutung richtig liegt, dann haben wir es einwandfrei mit einer größeren undichten Stelle zu tun. Waltin und dessen teure Uhr hatte er schon vergessen.

Waltin hatte sich sofort zu Kriminalassistentin Jeanette Eriksson begeben, um sie über drei Dinge zu informieren. Erstens, dass sie jetzt für Waltin und nur für ihn arbeitete. Zweitens, dass es nur um Krassner ging, und drittens – eine nicht unwesentliche praktische Frage dass Krassner offiziell hochgestuft werden sollte, so dass nur sie beide Zugang zu seiner Akte hatten. Ein guter Grund für noch mehr Gemeinschaft mit eher grenzüberschreitenden Aspekten, dachte Waltin und lächelte sie an.

»Kannst du ein paar Runden im Feld drehen?«, fragte Waltin.

»Ja«, sagte sie und nickte. »Das ist kein Problem. Ich habe in meinem Leben noch keinen Typen getroffen, der mich für eine Polizistin gehalten hat.«

Aber, aber, dachte Waltin.

»Mach dich an die Arbeit, wir reden dann nach dem Wochenende weiter.« Wieder lächelte er und nickte. Ein wenig väterlich, wie sich das bei jungen Mädchen wie ihr so gehörte. Vertrauen aufbauen, ehe man sich den wesentlichen Dingen zuwandte.

Kriminalassistentin Jeanette Eriksson war keine siebzehn, sondern siebenundzwanzig. Früher war ihr Aussehen ihr großes Problem gewesen. Jetzt war es ein Vor-

und ein Nachteil zugleich, und was Waltin anging, so wusste sie genau, wie er das sah. Sie begegnete nicht zum ersten Mal Männern wie Waltin. Wichtiger in diesem Zusammenhang war aber wohl, dass sie eine überaus tüchtige Polizistin war und ein besseres Schicksal verdiente, als Waltin ihr zugedacht hatte. Nach ihrer Besprechung mit ihm war sie sofort in ihr neues Büro gegangen, denn jetzt, wo sie zu einem besonderen Projekt abkommandiert worden war, hatte sie auch einen so genannten Projektraum mit eigenem Schlüssel und eigenem Zugangscode und allem formellen Zubehör bekommen, und dort hatte sie eine Liste der Dinge aufgestellt, die sie über Jonathan Paul Krassner wissen wollte, genannt John, geboren 1953 in Albany, New York, USA.

Zuerst hatte sie ihren Kollegen bei der Flughafenpolizei angerufen, um in Erfahrung zu bringen, ob sie bei Krassners Einreise ins Land vor ungefähr einer Woche irgendwelche Beobachtungen gemacht hätten. Das hatten sie nicht. Da er aus den USA stammte, hatten sie nicht einmal die Antwort auf die obligatorische Frage notiert, ob er als Tourist einreiste oder aus irgendeinem anderen Grund. Schade, dass du kein Kanake bist, dachte Eriksson mechanisch.

Danach hatte sie mit dem Kollegen gesprochen, der die Gewährsleute beim Schwedischen Fernsehen betreute, und ihn gebeten, auf Wunsch des Chefs und aus Gründen, auf die sie hier nicht weiter eingehen wolle, so schnell wie möglich alles in Erfahrung zu bringen, was mit Krassner zu tun hatte. Sie dachte nicht daran, das selbst zu übernehmen. Das wäre in jeder Hinsicht zu gefährlich gewesen.

Nachdem sie das ganze Wochenende fleißig durchgearbeitet hatte, wusste sie schon am Sonntagabend allerlei über die Person, die jetzt ein Projekt mit geheimem Budget war. Deshalb rief sie Waltin an, um Bericht zu

erstatten. Waltin schien zufrieden zu sein. Er wollte sich schon am nächsten Morgen mit ihr treffen, und aus Gründen, die er hier nicht erklären konnte, musste das außer Haus passieren. Er nannte eine Firma, deren Adresse nur fünf Minuten vom Büro entfernt in Norr Mälarstrand lag, was ein wenig spannend war, denn sie hatte auf den Korridoren schon allerhand Getuschel über die so genannte externe Tätigkeit gehört.

Papas braves kleines Mädchen, dachte Kriminalassistentin Eriksson, als sie auflegte, aber die Vorstellung war auch nicht ganz unangenehm. Sondern eher schon ein wenig prickelnd.

Onkel Claes' braves kleines Mädchen, dachte Waltin, und das war ein überaus ansprechender Gedanke.

Berg hatte das Wochenende mit Nachdenken verbracht. Wie immer bei komplizierten Sicherheitsfragen hatte er sich in seinem Arbeitszimmer zu Hause in der Villa in Bromma eingeschlossen und Papier und Bleistift zu Hilfe geholt. Papier, das er jedes Mal, wenn er fertig gedacht hatte, sorgfältig wieder zerstörte. Die sicherheitspolitische Geschichte war gerade in dieser Hinsicht besonders lehrreich. Leute, die auf ihren Notizzetteln und in anderen Zusammenhängen zu viel verrieten und auf diese Weise unnötige Spuren hinterließen, die ihre Widersacher sich dann zu Nutze machen konnten.

Als sie ihre Wohnung in der Stadt aufgegeben hatten und nach Bromma hinausgezogen waren, hatte seine Frau ihn manchmal damit aufgezogen. »Ach, wie schön«, hatte sie dann gesagt, »dass wir endlich einen offenen Kamin haben und ich mir nicht mehr ansehen muss, wie du im Spülbecken herumkokelst.« Berg hatte solche Sticheleien mit Fassung ertragen, denn er hatte sich in all den Jahren immer bessere und modernere Reißwölfe zugelegt und besaß natürlich zu Hause immer das neueste und beste Modell, aber wenn Papiere gründlich vernich-

tet werden sollten, dann war Feuer doch allen anderen Methoden überlegen. Zuerst wurde es entfacht, dann musste man die Asche noch einmal zerdrücken und verstreuen.

In Forselius' Bericht konnte Berg drei Ebenen ausmachen. Auf der ersten befand sich die grundlegende Frage, ob in seinen Überlegungen überhaupt irgendeine Wahrheit lag oder ob er sich das alles nur einbildete. Gerade diesen Aspekt hatte Forselius besonders sorgfältig mit ihm diskutiert. Forselius war allgemein bekannt für seine Fähigkeit, sich selbst zu hinterfragen. »In der Welt, in der ich lebe, gibt es weder für Lügen noch für Wunschdenken Platz«, hatte er bei ihrer ersten Begegnung zu Berg gesagt.

Natürlich hatte Berg auch versucht, ihn in diesem Punkt in die Enge zu treiben. Wie sah er selbst den Verdacht, den Krassner in ihm erweckt hatte?

»Wenn es hier um eine Wette ginge, würde ich mein gesamtes Vermögen darauf setzen, dass er etwas weiß und dass das, was er weiß, zutrifft und dass die Lage sogar so übel ist, dass er beweisen kann, dass er Recht hat.«

An dieser Stelle hatte Forselius kurz aufgelacht und sich neuen Cognac eingeschenkt.

»Aber was er weiß, und wie viel er weiß?«

»Du hast in dieser Hinsicht überhaupt keine Vorstellung?«, fragte Berg.

»Nee«, sagte Forselius. »Wenn er nicht mit meinem alten Bekannten verwandt wäre, würde ich sicher davon ausgehen, dass er sich einfach nur wichtig machen will. Oder dass er ganz allgemein herumschnüffelt, wie es diese humanistischen Pressefritzen eben an sich haben.«

Forselius nahm sich einen großzügigen Schluck.

»Wie du sicher siehst, ergibt das alles einen Sinn«, sagte er dann. »Aber wahr oder nicht wahr? Wenn es

nicht wahr ist, dann lass die Sache fallen. Wenn es wahr ist, ganz oder auch nur zum Teil, dann müssen wir ran. Was ist wahr, und was ist nicht wahr? Wenn wir das herausgefunden haben, können wir auf die oberste Ebene springen. Ist das, was wahr ist, überhaupt interessant, und wenn ja, für wen? Aber das sind empirische Fragen, und du hast doch diesen schlauen Typen mit der Uhr und dem feschen Anzug, der die Grobarbeit übernehmen kann.«

Hier schlug sein Lachen in einen leichten Hustenanfall um.

»Das wäre so, wie einen Code zu knacken«, sagte Berg.

»Na ja«, sagte Forselius. »Du bist schon in Ordnung, Berg, und du bist sicher auch kein Dummkopf, aber in meiner Welt …«

Forselius breitete die Hände aus.

»Ich weiß, ich weiß«, sagte Berg und lächelte abwehrend. »Mathe war noch nie meine Stärke.«

So sei es also, dachte Berg, aber wie soll ich Waltin dazu bringen, sein Äußerstes zu leisten, ohne ihn in die Details einzuweihen? Was ihn selbst betraf, so wusste er genau, was er zu tun hatte. Er hatte nicht vor, irgendwem auch nur eine Silbe von Forselius' Mutmaßungen zu verraten. Erst brauchte er Informationen, und wenn er die hatte, konnte er Stellung dazu beziehen. Und entscheiden, wer über was informiert werden sollte.

In der schönen Welt, in der Forselius und seinesgleichen weilten, in der alles und sogar das Chaos geordnet und beschrieben und erklärt werden konnte, mit Hilfe von Symbolen und Funktionen, gab es natürlich keinen Platz für menschliche Störelemente von der Sorte, mit der Berg konfrontiert wurde, als er am Montagmorgen an seinem Arbeitsplatz erschien.

»Willkommen«, sagte seine Sekretärin und lächelte. »Du bist zu einem überaus feinen Mittagessen eingeladen.« »Wann denn?«, fragte Berg.

»Heute«, sagte seine Sekretärin. »Der Sonderbeauftragte des Ministerpräsidenten hat vorhin angerufen und wollte wissen, ob du heute Mittag Zeit hast. Er bittet um Rückruf.«

»Wie hat er sich angehört?«, fragte Berg und bereute diese Frage im selben Moment.

»Ganz reizend«, sagte die Sekretärin überrascht. »Wieso? Ist was passiert?«

’ Berg schüttelte den Kopf. Ob ich Zeit habe? Was habe ich denn für eine Wahl? Keine, dachte er.

Er hatte ausgesehen wie immer, halb gesenkte Augenlider, dasselbe verächtliche Kräuseln der Lippen und dieselbe zurückgelehnte Haltung, obwohl er doch gerade beim Essen saß. Dieses Verhalten beunruhigte Berg zutiefst. Rein objektiv hatte er sich Berg gegenüber nämlich überaus reizend aufgeführt. Ein zuvor- kommender und unterhaltsamer Gastgeber bei einem ganz normalen Mittagessen eben. Außerdem an einem Ort, den nur wenige besuchen durften. Einem der allerkleinsten Speisesäle der Regierung in Rosenbad.

Sein Verhalten und seine Ortswahl beunruhigten Berg mehr, als wenn er versucht hätte, Berg zu packen und ihm eins auf die Nase zu geben. Und das ist sicher auch der Sinn dieses Narrenspiels, dachte Berg. Ruhe, dachte er. Nur Ruhe, Ruhe, Ruhe.

»Nett, dich hier zum Essen zu haben, Berg«, sagte der Sonderbeauftragte und hob sein Wasserglas.

»Nett, herkommen zu dürfen«, erwiderte Berg neutral und hob im Gegenzug sein Lightbier-Glas.

»Ich fand unsere letzte Besprechung wirklich sehr positiv. Ich hatte das deutliche Gefühl, dass wir uns jetzt

den Sachfragen nähern, um die du und ich uns kümmern sollten.«

Soll das Ironie sein, du Arsch?, dachte Berg und begnügte sich mit einem Nicken.

»Das soll keine Ironie sein, versteh mich also bitte nicht falsch«, sagte der Sonderbeauftragte des Ministerpräsidenten und hob in einer leicht abwehrenden Geste die linke Hand. »Ich meine, dass du und ich, jeder auf seine Weise, in unterschiedlichen Zusammenhängen gefangen sind.«

Worauf willst du denn jetzt hinaus?, überlegte Berg.

»Vor ziemlich vielen Jahren war ich beim Militär, an so einem Ort, den man nicht erwähnen darf, aber das weißt du natürlich schon, und damals habe ich ein Essay über den Spiegelkrieg geschrieben.«

»Das klingt interessant, ich höre«, sagte Berg.

»Natürlich ging ich damals von dem besonderen Dienst aus, für den ich gerade tätig war. Ich hatte einen Auftraggeber, und der war wirklich nicht von schlechten Eltern. Es war ein hoch begabter und einzigartig verquerer alter Kerl, und ich war damals erst achtzehn.«

Forselius, dachte Berg, jetzt weiß ich es, und er weiß, dass ich es weiß, und warum will er, dass ich weiß, dass auch er es weiß?

»Im Grunde ging es darum, was wir einander sagen, in Sprache, in Schrift, mit Gesten und Blicken und auf jede andere Weise. Zum Beispiel, indem wir gar nichts sagen oder tun. Oder indem wir einfach die Reaktion verweigern, die unsere Gegner erwarten.« Berg begnügte sich mit einem Nicken, Messer und Gabel hatte er beiseite gelegt.

»Die ideale Mitteilung in der besten aller Welten, bevölkert ausschließlich von guten Menschen … wie sieht die aus? Als Erstes ist sie wahr. Praktischerweise hat der Absender sich in diesem Punkt wirklich nicht

geirrt. Das, was der Absender oder die Absenderin sagen, ist wirklich wahr. Und es ist wichtig für beide Seiten, und in der besten aller Welten sind natürlich alle Mitteilungen gut. Sie dienen den Interessen von Absender und Empfänger und denen ihrer Umwelt noch dazu.«

»Die beste aller Welten«, sagte Berg und nickte, während er zugleich einen seltsamen, schon lange nicht mehr empfundenen Frieden verspürte.

»Vergleich die mit der Welt, in der du und ich leben. Mir konnte ja nicht entgehen, was du gedacht hast, als ich gesagt habe, dass ich Forselius kenne, obwohl du kein schlechter Pokerspieler bist.«

Der Sonderbeauftragte des Ministerpräsidenten lächelte Berg an und wirkte plötzlich nicht mehr im Geringsten ironisch.

»Ich muss mich für dieses Kompliment bedanken«, sagte Berg. »Hättest du das auch gemerkt, wenn du nicht mit Forselius gesprochen hättest?«

»Vermutlich nicht.« Der Sonderbeauftragte zuckte mit den Schultern. »Ich habe eine einfache Frage. Kann an Forselius'. Verdacht etwas Wahres sein? Und damit meine ich nicht diese idiotischen Selbstverständlichkeiten, wonach unsere sozialdemokratische Regierung und unser neutrales und erhabenes Vaterland sicherheitspolitisch mit den USA und den Westmächten unter einer Decke stecken, seit uns damals aufgegangen ist, wie der Krieg enden würde.«

»Ich höre, dass wir hier Zeit sparen«, sagte Berg mit vagem Lächeln.

»Genau, und deshalb kannst du dich jetzt einfach entspannen und die Sache genießen. Du weißt, ich weiß, alle anderen wie du und ich wissen. Es gibt sogar Chefredakteure und Professoren der Staatswissenschaft und der modernen Geschichte, die wissen. Sogar dieser Guillou weiß, es ist also scheißegal, dass die Medien nicht alle

anderen auch noch informiert haben. Höchste Zeit, dass sie das tun übrigens, dann könnten wir dem bösen Feind wenigstens eins seiner möglichen Argumente entziehen.«

»Der Haken ist sicher unsere Neutralitätspolitik«, sagte Berg, der sich sicherer und scharfsichtiger wähnte wie lange nicht mehr.

»Natürlich. In unserer Welt ist nichts nur gut oder schlecht. Wir sind auch die Gefangenen unserer Kompromisse, und so lange wir hier zu Lande nicht ganz sicher sind, wie die Sache ausgehen wird, sind wir Weltmeister im Kompromissemachen.«

»Ich glaube, das war eine ziemlich gute Zusammenfassung der schwedischen Nachkriegspolitik«, sagte Berg zustimmend.

»Und weder du noch ich sind als Erster auf diese Gedanken gekommen.«

»Das sicher nicht«, sagte Berg.

»Aber wir sind diejenigen, die dabei in eine Klemme geraten können, und von uns wird erwartet, dass wir uns und alle anderen, die uns unsere Jobs gegeben haben, aus dieser Klemme wieder herausholen, und wenn uns das nicht gelingt, dann werden wir, solche wie du und ich, noch ein wenig mehr in die Mangel genommen.«

»Sag Bescheid, wenn du dir einen neuen Job suchen willst«, sagte Berg und lächelte.

»Wie sieht es also diesmal aus?« Der Sonderbeauftragte des Ministerpräsidenten musterte seinen Gast mit ernster Miene. »Gibt es so eine verdammt öde, einfache, historisch bedingte und private Selbstverständlichkeit, die ausreichend massenmedientauglich ist, um uns in eine Klemme zu bringen?«

»Das versuche ich gerade festzustellen«, sagte Berg.

»Wie schön!«, sagte sein Gastgeber nachdrücklich. »Dann gehen wir das gemeinsam an. Und am Liebsten ganz ohne Spiegel.«

*

Am Montagmorgen um kurz vor acht hatte Kriminalassistentin Jeanette Eriksson das Haus in Norr Mälarstrand betreten, wo sie mit Waltin verabredet war. Ein Gebäude im Bauhausstil mit großen Balkonen und bester Aussicht über das Wasser und die Hügel von Söder auf dem anderen Ufer. Die Firma, deren Räumlichkeiten sie aufsuchen sollte, lag zwei Treppen hoch, aber das Namensschild im Foyer verriet auch, dass im Obergeschoss ein Waltin hauste. Wenn das seine Privatwohnung ist, dann hat er jedenfalls eine fantastische Aussicht, dachte Kriminalassistentin Eriksson. Das Büro war auch nicht schlecht; zwar klein, aber hell, modern, praktisch und diskret möbliert. Ganz sicher viel teurer, als es aussah. Waltin war gut angezogen, frisch rasiert, dynamisch und bot frisch aufgegossenen Kaffee an. Spannender Typ, dachte sie. Wie er wohl privat ist?

»Also, Jeanette«, sagte er und lächelte. »Erzähl.«

Was besagten Krassner anging, so gab es nicht viel zu erzählen. Noch nicht, denn auch in den USA war Wochenende gewesen, und da sie nicht den normalen Dienstweg gehen konnte, würde die Sache natürlich Zeit brauchen. Aber immerhin hatte sie ihn gefunden.

»Er wohnt im Studentenwohnheim Nyponet im Körsbärsvägen, im fünfzehnten Stock auf so einem Studentenflur mit acht Zimmern und gemeinsamer Küche. Er hat das Zimmer über eine internationale Mitwohnzentrale von seinem eigentlichen Bewohner übernommen.«

»Und wer wohnt sonst noch auf diesem Flur?«, fragte Waltin.

»Ein Zimmer steht leer, der Bewohner scheint zu seinen Eltern gefahren zu sein. Er studiert Jura und kommt aus Östergötland. Seine Mutter hatte vor einem

Monat einen schweren Verkehrsunfall. Die andern sechs, außer Krassner eben, sind normale Studenten von Mitte zwanzig. Alles Männer, auch wenn ich nicht glaube, dass da nach Geschlechtern getrennt gewohnt wird. Ich kann das überprüfen, wenn du willst?«

Waltin schüttelte den Kopf und lächelte vage.

»Na gut«, sagte Eriksson. »Einer der Typen geht auf die TH, einer auf die Handelshochschule, einer studiert Sport, einer Staatswissenschaft, einer Soziologie und einer Informatik. Alle sind Schweden, bis auf Letzteren, er ist so eine Art Austauschstudent aus Südafrika. Er hat für dieses Semester ein Stipendium bekommen, ist ein Farbiger. Ist auch älter als die anderen, achtundzwanzig, geboren in Pretoria. Das Stipendium hat er vom schwedischen Gewerkschaftsbund.«

Typisch, dachte Waltin. Die Sozis und ihre Neger und Araber und die ganzen anderen Kanaken.

»Wissen wir irgendwas über diese Leute?«, fragte er.

»Weder wir noch die Polizei vor Ort. Wenn wir diesen Kram mal beiseite lassen, mit dem alle Typen sich als Teenies amüsieren. Der Sportstudent scheint auf dem Gymnasium ein bisschen wild gewesen zu sein, aber sonst, nein, alles ganz normale schwedische Studenten. Keiner kommt aus Stockholm, das sind alles Landeier.«

Waltin nickte. Alles blödes Gefasel, das der alte Idiot Berg da geredet hat, dachte er. Die Frage war nur, wie er das gewünschte Ziel erreichen konnte, ohne sich unnötige Arbeit zu machen.

»Hast du irgendeine Vorstellung, wie es jetzt weitergehen soll?«, fragte er.

»Als Erstes wollte ich versuchen, mehr über ihn herauszufinden«, sagte Eriksson. »Aber wie gesagt, das wird etwas dauern, aber es gibt noch andere Möglichkeiten.«

»Ich habe auch eine Idee.« Waltin lächelte und nickte.

»Erzähl«, sagte Eriksson und musterte ihn neugierig.

Waltin lächelte geheimnisvoll und schüttelte den Kopf.

»Liefer mir seine Biografie, dann verspreche ich dir gegen Ende der Woche eine komplette Beschreibung seiner Persönlichkeit. Korrekt und zuverlässig.«

»Korrekt und zuverlässig?« Sie lächelte fragend und nickte dann. Er macht einen total cleveren Eindruck, dachte sie.

»Korrekt und zuverlässig«, sagte Waltin nachdrücklich und hob seinen rechten Daumen.

Halb so groß wie meiner, dachte er, als sie ihren kleinen Daumen hob, und er verspürte die vertraute Erregung, als er sie vor sich sah, zusammengekauert in der Ecke seines großen Sofas, „ihren kleinen Daumen in ihrem kleinen Mund, während dicke Tränen über ihre runden kleinen Wangen kullerten.

Als sie gegangen war, lief Waltin sofort zur Bürotoilette, um sich zu erleichtern. Er beugte sie mit festem Griff um ihren schmalen Nacken über das Waschbecken und drang von hinten in sie ein, hart und bestimmt, damit ihr das von Anfang an klar war. Danach wusch er sich sorgfältig die Hände und führte ein Telefongespräch mit einem seiner vielen Geschäftspartner, der eine Tochtergesellschaft in den USA besaß.

Kriminalassistentin Eriksson fuhr auf geradem Weg zu ihrer Einzimmerwohnung draußen in Solna und verkleidete sich als Studentin. Da sie ein fahr lang nebenher Kriminologie studiert hatte, fiel ihr das nicht schwer. Danach fuhr sie mit der U-Bahn in die Stadt und stand nach einem kurzen Spaziergang im Foyer des Studentenwohnheims Nyponet im Körsbärsvägen. Sie wusste genau, was sie zu tun hatte und wie sie es tun wollte. Kamera und alles andere hatte sie unter ihren Büchern in ihrer Umhängetasche verstaut.

Waltin wusste ebenfalls, was er zu tun hatte. Er hatte seinen Geschäftspartner mit der Tochtergesellschaft in den USA gebeten, sich einen jungen Amerikaner etwas genauer anzusehen. Dieser junge Mann wollte ihm eine Geschäftsidee verkaufen, aber ehe er eine Entscheidung traf, wollte Waltin natürlich wissen, ob überhaupt Verlass auf den Knaben war: »Gute Idee, aber man will doch wissen, mit wem man es zu tun hat.« Die Sache sei außerdem ein wenig sensibel, und außerdem dränge die Zeit. Die Kosten dagegen spielten eine untergeordnete Rolle, so lange gute Arbeit geleistet werde.

»Du hast dich an den Richtigen gewandt, Claes«, sagte sein Bekannter mit warmer Stimme. »Wir haben Kontakt zu einer absolut phänomenalen Detektei in New York. Ich kann die sofort in Gang setzen.«

Was er wohl diesmal dafür einsacken will?, dachte Waltin. Bedankte sich herzlich für die Hilfe und beendete das Gespräch.

Die Kriminologiestudentin Jeanette Eriksson hatte viele Male an der Tür zu Krassners Gang geklingelt, bis endlich geöffnet wurde. Ein Mann von Mitte dreißig erschien, er trug Jeans, T-Shirt und Socken. Er war ungekämmt und wirkte absolut gereizt, als er aufmachte.

Das ist er, dachte sie und bedachte ihn mit ihrem Kleinmädchenlächeln.

»Verzeihung«, sagte sie, »aber ich suche einen Kumpel, der hier wohnt. Mittelgroß, schmächtig gebaut, dunkle Haare, blaue Augen, mageres Gesicht mit markanten Wangenknochen und Grübchen im Kinn.« Sieht richtig gut aus, dachte sie unwillkürlich.

Krassner, denn er musste es sein, seufzte und wirkte reichlich genervt.

»Sorry, I don’t speak Swedish«, sagte er und schien sie nicht hereinlassen zu wollen.

Aber in diesem Moment tauchte Daniel auf.

»Maybe I can help you«, sagte er und lächelte breit und mit weißen Zähnen. Die Typen sind doch alle gleich, dachte Jeanette Eriksson eine halbe Stunde später, als sie und ihr neuer Bekannter Daniel M'Boye in der Cafeteria des Studentenwohnheims beim miesen Kaffee einander gegenübersaßen. Daniel war überaus hilfsbereit gewesen, ihr vermisster Kumpel hatte sich leider beurlauben lassen müssen, denn seine Mutter hatte einen Unfall gehabt.

»Seid ihr eng befreundet?«, fragte er, und das Mitleid in seinen Augen kam ihr ganz echt vor.

Sie hatte die Sache mit Bravour gemeistert: alter Kumpel vom Gymnasium. Sie kannten einander eigentlich doch nicht so gut. Sie hatte gehört, dass er Jura studierte, und ihn deshalb fragen wollen, ob er ihr einige Bücher ausleihen könnte. Aber das sei kein Problem, versicherte sie. Sie habe auch noch andere, die sie fragen könnte.

»Möchtest du einen Kaffee?« Er sah sie an, freundlich und höflich.

»Ich wollte gerade in die Cafeteria gehen und mir einen Kaffee holen.« Sein Lächeln war jetzt breiter und fast ein wenig flehentlich.

»Na gut«, sagte Jeanette, nickte und lächelte. Das geht ja eigentlich viel zu leicht, dachte sie.

Zuerst hatte Daniel von sich selbst erzählt, danach hatte er sich nach ihr erkundigt, und sie war mit ihren Antworten durchaus zufrieden gewesen. Studierte Kriminologie, das lief so irgendwie, drittes Semester, sie wusste nicht genau, was sie werden wollte, wohnte in einer Einzimmerwohnung in Solna, das lief auch so irgendwie, sie war meistens mit Büffeln oder Schlafen beschäftigt, nicht gerade prickelnd, aber das Leben war eben so.

»Aber dein Mitbewohner, der mich nicht reinlassen wollte, der kam mir auch nicht gerade glücklich vor«, sagte Jeanette und kicherte. »So ein Griesgram!«

»Ich kenne ihn kaum«, meinte Daniel. »Er wohnt erst seit einer Woche hier. Amerikaner. Irgendwie ein komischer Typ.«

»Mir kam er auch ziemlich alt vor«, sagte Jeanette mit genau dem richtigen Lächeln. »Was studiert der denn überhaupt?«

»Er behauptet, dass er ein Buch schreibt. Etwas Politisches, Staatswissenschaft, über Schweden und schwedische Politik. Nicht gerade mein Fachgebiet«, sagte M'Boye und lächelte strahlend, während er sich zugleich zu ihr vorbeugte.

Zeit zum Aufbruch, dachte Jeanette und lächelte schüchtern zurück. Natürlich hatte er nach den ebenso natürlichen Ausflüchten ihre Telefonnummer bekommen. Die neue Geheimnummer, die ihr schon am Freitagnachmittag zugeteilt worden war und die sie hoffentlich nicht sehr lange benötigen würde.

*

Die wöchentliche Besprechung mit seinem Auftraggeber war ausnahmsweise einmal absolut problemlos verlaufen. Berg hatte eine kleine Problemmixtur dargeboten: Jugoslawen, Kurden und den Weitergang der Untersuchungen über antidemokratische Elemente bei Polizei und Militär.

»Es geht langsam«, sagte Berg, »aber es geht voran.«

Der Sonderbeauftragte hatte genickt, ein leichtes, aber doch zustimmendes Nicken.

Nach der Besprechung hatte er Berg beiseite genommen.

»Wie läuft's?«, fragte er.

»Ich hoffe, dass ich am Freitag etwas für dich haben werde«, sagte Berg. »Wir trauen uns nicht, zu viel Wind darum zu machen, deshalb dauert es seine Zeit.«

»Klug«, sagte der Sonderbeauftragte, und zu Bergs Überraschung klopfte er ihm auf den Arm.

Er scheint besorgt zu sein, dachte Berg. Warum?, überlegte er. Was weiß er, das ich nicht weiß?

»Wie läuft's?«, fragte Berg Waltin, der hinter seinem Schreibtisch saß und in seine ohnehin schon perfekte Bügelfalte kniff.

»Es geht langsam, aber es geht voran«, sagte Waltin. »Willst du wissen, wie er aussieht?«

Waltin reichte ihm eine Plastikhülle mit Fotos.

Mit Teleobjektiv aufgenommene Fotos von Krassner, der gerade sein Studentenwohnheim verließ oder betrat, kräftige Stiefel, Jeans, dicke wattierte Jacke, barhäuptig in einem Fall, mit Strickmütze in einem anderen, Großaufnahmen seines Gesichts, mager, verbissen. Eine Person mit einer Idee, dachte Berg, dem nicht gefiel, was er sah.

»Weißt du etwas über seine Gewohnheiten?«

»Scheint sich meistens auf seinem Zimmer einzuschließen und auf der Schreibmaschine herumzuhämmern«, sagte Waltin. »War in der Stadtbibliothek, der Universitätsbibliothek und der Königlichen Bibliothek. Gestern Abend hat er im Presseclub ein paar Bier getrunken. Ist danach den ganzen Weg nach Hause zu Fuß gegangen. Hat erst gegen zwei das Licht ausgemacht.« Die kleine Jeanette weiß wirklich, was sie tut, dachte er zufrieden.

»Hast du genug Leute?«

»Ja«, sagte Waltin. Was ist hier eigentlich los?, dachte er.

»Haben wir jemanden in seiner Nähe?«

»Ja«, sagte Waltin.

»Von unseren?«

»Ja«, sagte Waltin.

»Wie ist er denn so?«

»Einzelgänger, ein bisschen geheimnisvoll, ein bisschen stur. Grüßt seine Zimmernachbarn, hat aber sonst keinen Kontakt zu ihnen. Klebt Haare an seine Tür, wenn er abschließt und weggehen will. Ja, du weißt, die Sorte.« Berg wusste genau.

»Und meistens sitzt er also hinter verschlossener Tür in seinem Zimmer und schreibt?«

»Ja«, sagte Waltin. »Offenbar pickt er dann wie ein Spatz auf seiner kleinen Schreibmaschine herum.«

»Und wovon lebt er?«, fragte Berg, dem das, was er hörte, überhaupt nicht gefiel. »Von Vogelfutter?« »McDonald's, Hamburger und ab und zu mal eine Pizza.« Klingt nicht gut, dachte Berg. Klingt überhaupt nicht gut.

Am Donnerstagabend meldete Waltins Kontakt sich telefonisch. Er hatte Material über Krassner und wollte wissen, ob er es faxen solle. Und er werde auch noch mehr bekommen, aber erst in der folgenden Woche.

»Scheint ein komischer Kauz zu sein«, sagte Waltins Kontakt. »Darf man die unverschämte Frage stellen, was das für eine Geschäftsidee ist, die er dir verkaufen will?«

»Ja, sicher«, sagte Waltin. »Das ist kein großes Geheimnis. Es geht um Medien. Er hat durchaus interessante Ideen zur Entwicklung bestimmter Medienprodukte.«

»Ach so«, sagte sein Kontakt. »Also, wenn ich du wäre, wäre ich auf der Hut.«

Jonathan Paul Krassner, John genannt, war am 15. Juli 1953 in Albany im Bundesstaat New York geboren worden, als einziges Kind von Paul Jürgen Krassner, geboren 1910, und Mary Melanie Buchanan, geboren 1920. Die Eltern hatten ein Jahr vor seiner Geburt geheiratet und sich ein Jahr danach scheiden lassen.

Der Vater war angeblich Vertreter gewesen. Nach der Scheidung war er nach Fresno in Kalifornien übergesie-

delt. Über sein weiteres Schicksal war nichts bekannt, irgendein Kontakt zu seinem Sohn ließ sich nicht belegen. John war bei seiner Mutter aufgewachsen, die in der Nähe von Albany als Pflegerin in einem katholischen Krankenhaus gearbeitet hatte. Sie war 1975 an Krebs gestorben.

Nach Besuch von Grundschule und Gymnasium und mit einem weit überdurchschnittlichen Zeugnis ausgestattet hatte Krassner an der staatlichen Universität in Albany das Studium der Fächer Staatswissenschaft, Soziologie und Journalismus aufgenommen und mit einem Zwischenexamen abgeschlossen. Danach hatte er ein Praktikum bei einer Lokalzeitung gemacht, war zu einem lokalen Fernsehsender übergewechselt, um dann nach einem guten Jahr zu dieser Zeitung zurückzukehren, nun aber als Reporter, dessen Artikel namentlich gekennzeichnet wurden. Und nach zwei Jahren war er dann selbst zum Thema geworden, durch eine breit angelegte Reportage mit dem Titel »Vom Bootsflüchtling zum organisierten Verbrecher«, »From Refugee to Racketeer«. Englisch hat da doch mehr Biss, dachte Waltin.

Reporter John P. Krassner berichtete darin, dass eine finanziell erfolgreiche und gesellschaftlich angesehene vietnamesische Familie in Albany ein Verbrechersyndikat aufgebaut hatte, getarnt durch eine Fassade aus Restaurants, Lebensmittelläden und Waschsalons. Das hatte in der Stadt eine Zeit lang die Wellen hochschlagen lassen. Polizei und Staatsanwaltschaft hatten sich interessiert, aber ziemlich bald den Kopf geschüttelt und ihre Untersuchungen wieder eingestellt. Die vietnamesische Familie dagegen hatte die Sache nicht mit einem Schulterzucken abgetan. Sie hatte die Zeitung und deren Besitzer wegen übler Nachrede und Diskriminierung auf mehrere Millionen Dollar verklagt, sie hatte sich durch ihre lokalen Politiker an den Kongress des Bundesstaates

gewandt und eine nationale Organisation für vietnamesische Bootsflüchtlinge um Hilfe gebeten. Die Zeitung hatte zu Kreuze kriechen, öffentlich Abbitte leisten und nach dem Vergleich einen bedeutenden Schadenersatz zahlen müssen. Krassner war Hals über Kopf gefeuert worden.

Was er danach gemacht hatte, war nicht so klar. Zuerst hatte er das von seiner Mutter ererbte Haus verkauft, in dem er seit ihrem Tod gewohnt hatte, und war zu seinem Onkel gezogen, seinem einzigen verbliebenen Verwandten. Er hatte an der Universität Abendkurse belegt und sein Grundstudium bis zum Magister in »investigativem Journalismus« ausgebaut. Außerdem hatte er sich als freier Mitarbeiter für allerlei Medien über Wasser gehalten, hatte Kurse für Journalismus gegeben und kurze Zeit für ein Reklamebüro in Poughkeepsie gearbeitet, das etwa hundert Kilometer nördlich von New York und ungefähr ebenso weit südlich von Albany lag.

Waltin blätterte in den vorliegenden Papieren; sie bestanden aus der offenbar systematischen Zusammenfassung der Detektei, aus Kopien von Trauschein und Scheidungsurkunde der Eltern, Krassners Geburtsurkunde, seinen Schulzeugnissen, aus Klassenfotos vom Gymnasium, aus Kopien seines Führerscheins und seiner Universitätsexamina, aus dem Totenschein der Mutter und einer ansehnlichen Menge von Kopien seiner Zeitungsartikel. Ganz unten fand Waltin außerdem die Todesanzeige seines Onkels und eine Kopie des Testaments seiner Mutter, und damit wurde die Sache nun wirklich interessant.

Der Onkel, John Christopher Buchanan, genannt John, war 1908 in Newark, New Jersey, geboren und am Dienstag, dem 16. April, nachmittags in seinem Haus in Albany »ruhig entschlafen«, fast genau ein halbes Jahr, bevor Waltin sich nun seinem Leben und Werk zu wid-

men begann. Nach der Schule hatte er sich an der Columbia-Universität immatrikuliert und 1939 im Fach Staatswissenschaft promoviert. In der Zeit vor Pearl Harbor arbeitete er als Dozent an der Northwestern University bei Chicago, doch als »der wahre Patriot, der er nun einmal war« hatte er danach die akademische Welt sofort verlassen und eine Ausbildung zum Reserveoffizier angetreten.

Nach einem nicht näher spezifizierten Stabsdienst in Washington DC war er gegen Ende des Zweiten Weltkriegs im Dienstgrad eines Captains nach Europa versetzt worden. Drei Jahre darauf, im Frühjahr 1947, war Oberstleutnant Buchanan zum stellvertretenden Militärattaché an der US-Botschaft in Stockholm ernannt worden, einem Posten, den er vier Jahre lang bekleidet hatte. Danach war die Lage eher unklar, doch 1958 hatte er dann im Rang eines Obersten das Militär verlassen, um als Professor für »zeitgenössische europäische Geschichte« an der New York State University in Albany das akademische Leben wieder aufzunehmen. In dem Jahr, in dem seine zwölf Jahre jüngere Schwester an Krebs gestorben war, 1975, und vermutlich ohne einen weiteren Zusammenhang, war er emeritiert, um »mit dem Recht des Alters und nach einem ehrenvollen Leben im Dienste der Nation seinen wohlverdienten Lebensabend zu genießen«.

Ob er wohl gesoffen hat?, dachte Waltin. Sonst hätte er doch sicher mehr geleistet.

Vor allem sein Testament war interessant. Nach der einleitenden und obligatorischen Aufzählung seiner Hinterlassenschaft, des Hauses, in dem er wohnte, allerlei flüssige Mittel auf Bankkonten und in Pensionsfonds, seiner Bibliothek, einer Sammlung »europäischer Militaria aus dem Zweiten Weltkrieg«, von Möbeln, Kunstgegenständen und anderen beweglichen Dingen, hatte

John C. Buchanan »meine gesamte Hinterlassenschaft, sowohl die materielle als auch die intellektuelle, meinem nächsten Verwandten, lieben Freund und getreuen Waffenträger John P. Krassner« vermacht.

Die materielle Hinterlassenschaft war leicht zu berechnen gewesen. Das Gerichtsprotokoll setzte sie auf 129 850 Dollar und fünfzig Cent fest, nach Abzug von Bestattungskosten, Erbschaftssteuer und anderen Gebühren, und nach Berechnung der Detektei war die Summe wohl mindestens doppelt so hoch, was auf den üblichen steuertechnischen Tricks beruhte, die immer dann zum Tragen kamen, wenn ein nicht ganz bettelarmer Schlucker sein irdisches Dasein beendete. Worin die intellektuelle Hinterlassenschaft bestand, wurde jedoch mit keiner einzigen Zeile erwähnt.

»Aber das ist doch fantastisch«, murmelte Kriminalassistentin Eriksson und lächelte ihren gut angezogenen Chef strahlend an. »Wie hast du das denn geschafft?« Der muss ja wirklich clever sein, dachte sie.

Waltin lächelte verlegen und zuckte ein wenig abwehrend mit den Schultern.

»Darüber können wir später noch sprechen«, sagte er. »Ich dachte, du könntest Berg Kopien von allem machen und samt deinen Ergebnissen vorbeibringen.«

Klasse, dachte Eriksson. Das kann im Moment wirklich nicht schaden.

Berg war nicht gar so entzückt.

»›Meine gesamte intellektuelle Hinterlassenschaft, sowohl die materielle als auch die intellektuelle …‹ Die intellektuelle? Was will er denn damit sagen?«

»Seine hinterlassenen Papiere, seine Notizen, seine Tagebücher, seine alten Fotoalben aus der aktiven Zeit. Was weiß ich?« Waltin breitete die Hände aus. Nicht alle sind wie du, Erik, dachte er.

Berg schüttelte den Kopf und fuhr sich mit der Hand über das Kinn. »Das klingt nicht gerade wahrscheinlich. Es gehört doch zum Standardvorgehen von Vorgesetzten, solche Dinge durchzugehen, wenn jemand stirbt. Das hätte doch gegen die Grundregeln der ganzen Branche verstoßen.«

Sicher, und der Storch ist der Papa aller Kinder, dachte Waltin und begnügte sich mit einem Nicken.

»Okay«, sagte Berg. »Wir müssen feststellen, was diese Figur hier eigentlich treibt.«

»Intellektuelle Hinterlassenschaft«, sagte der Sonderbeauftragte und schaute Berg mit seinem üblichen schrägen Lächeln an. »Was meint er denn damit?«

»Das wollen wir gerade herausfinden«, sagte Berg. »Ich glaube kaum, dass er hier Material über die Zeit sammeln will, die sein Onkel in Stockholm an der Botschaft verbracht hat.«

»Ich habe Krassners so genannte investigative Reportage gelesen«, sagte der Sonderbeauftragte. »Der inhaltliche und intellektuelle Gehalt, von der Sprache ganz zu schweigen, erweckt in mir ein leichtes Gefühl von Unbehagen. Nicht zuletzt beim Gedanken, dass Buchanan sein Onkel war.«

»Wir werden ja feststellen, was er hier treibt«, sagte Berg nachdrücklich.

»Ich wäre dir dafür sehr verbunden, mein Freund«, sagte der Sonderbeauftragte und nickte ohne die geringste Andeutung eines Lächelns.

*

Waltin misstraute Forselius. Ein seniler alter Knacker, der sicher jede Möglichkeit nutzte, um sich in einem ansonsten sinnlosen Dasein ein wenig Gesellschaft zu verschaffen, nach seinen eigenen Bedingungen und um

einen geringen Preis. Außerdem konnte er ums Verrecken nicht begreifen, was an der ganzen Sache so wichtig sein sollte. Schwedens politische Geschichte in allen Ehren, denn das hatte Berg jedes Mal angedeutet, wenn er danach gefragt hatte, aber solche Themen ließen die Medien doch nach dem üblichen Durchgang von einigen Wochen normalerweise fallen, und ihn selbst ließ die Sache absolut kalt. Waltin bevorzugte es, in der Gegenwart zu leben, doch sein Chef ließ ihm keine Wahl.

Trotz seines Widerstands hatte Waltin weitere Leute einstellen müssen. Er hatte die Sache als einfache und praktische Annäherungsmöglichkeit an die kleine Jeanette gesehen, die eigentlich erst siebzehn war. Im Grunde ging es hier nur um ihn und sie, und in dem von ihm geplanten Handlungsverlauf war nun wirklich kein Platz für eine Menge jüngerer, vor Testosteron strotzender Kollegen. Es war schlimm genug, dass sie sich nun ausgerechnet den Neger von Krassners Gang als Gesprächspartner ausgesucht hatte. Neger hatten riesige Schwänze, das wusste Waltin, denn das hatte er in einer Untersuchung über die schwanzmäßige Länge und Breite bei ganzen Jahrgängen von Wehrpflichtigen aus verschiedenen Ländern gelesen. Es handelte sich dabei um eine im UN-Auftrag durchgeführte internationale Studie, und die Ziffern, die die afrikanischen Mitgliedsländer gemeldet hatten, waren ganz einfach beängstigend gewesen. Außerdem hatte er es mit eigenen Augen gesehen, als er vor einigen Jahren nach einer Sicherheitskonferenz von Kollegen vom bundesdeutschen Verfassungsschutz in einen privaten Sexclub bei Wiesbaden geschleppt worden war.

Es war nicht ganz einfach gewesen, eine funktionierende und vollzählige Ermittlungsgruppe um sich zu scharen, und ehe er alles beisammen gehabt hatte, hatte

er einige aus seiner eigenen Abteilung abziehen müssen. Er hatte versucht, das Beste aus der Sache zu machen, und der kleinen Jeanette eingeschärft, dass der Einzige, mit dem sie persönlichen Kontakt halten sollte, in ihrer neuen Rolle als Verbindungsfrau und Koordinatorin, er selber war, aber allein die Tatsache, dass sie mit anderen Kollegen zu tun hatte, mit jungen, durchtrainierten Polizisten, die im Grunde ja doch nur einen einzigen Gedanken in ihren kurzgeschorenen Köpfen beherbergten, war für ihn schlimm genug. Einer davon hieß Martinsson und wurde allgemein Pille genannt – was für ein bizarrer Spitzname für einen Polizisten! Er war gerade dreißig geworden, spielte Gitarre, schrieb eigene Lieder und hatte lange Haare. Seinen Spitznamen hatte er sicher schon zu Schulzeiten bekommen, bestimmt, nachdem er allerlei Polizeitussen durchgevögelt hatte. Ein Jahr zuvor hatte Waltin ihn eigenhändig von der Drogenfahndung in Solna geholt, aber er war wirklich keiner, den man auf ein junges unschuldiges Mädchen wie Jeanette loslassen durfte, denn sie war doch erst siebzehn.

Aber egal. Am Freitag, dem 31. Oktober in aller Frühe, hatte Martinssons unmittelbarer Vorgesetzter sich telefonisch bei Waltin gemeldet. Könnte der Leitende Polizeidirektor sich wohl mit ihm und dem jungen Martinsson treffen? Möglicherweise hatten sie einen Zugang zu Krassner gefunden.

»Erzähl«, sagte Waltin und nickte Martinsson zu, der auf der anderen Seite von Waltins riesigem Schreibtisch saß und sich im Wandspiegel hinter Waltins Rücken bewunderte. »Göransson hier«, Waltin nickte Martinssons zwanzig Jahre älterem und leicht glatzköpfigem Chef zu, »behauptet, du hast für uns eine Öffnung gefunden.«

Martinsson nickte. Blätterte in seinem schwarzen Notizbuch, die Hemdsärmel aufgekrempelt, damit die

Umwelt das Muskelspiel an seinen Unterarmen genießen konnte.

»Ich glaube schon, Chef. Mein Kollege und ich haben ihn gestern Abend übernommen.«

»Aha«, sagte Waltin und kniff in seine Bügelfalten.

»Er ging wie immer in den Presseclub. Ich hinterher. Er hat mit einigen von unseren Leuten gesprochen, außerdem mit diesem Wendell vom Expressen, und er hatte ein paar jüngere Pressefrauen bei sich, eine hatte ziemlich scharfe Titten. Ganz schön viele Frauen um den Mann, Wendell, meine ich.«

»Ja«, sagte Waltin gedehnt und seufzte leicht. Komm zur Sache, wenn du nicht wieder bei der Streife landen willst, dachte er.

»Er ist kurz vor eins gegangen und war ausnahmsweise ein wenig angetrunken, er hatte vier Bier intus, nicht wie sonst nur zwei. Er ist ein kleiner Typ«, stellte Martinsson fest, mit einem Tonfall, der andeutete, dass er selbst doppelt so groß und viermal so stark war.

Was hat das denn mit der Sache zu tun?, dachte Waltin, der selbst nur wenig über mittelgroß war.

»Also hab ich mich an ihn gehängt. Zu Fuß«, sagte Martinsson.

Und ich hab schon gedacht mit dem Flugzeug, dachte Waltin müde.

»Er ist auf direktem Weg zum Heroinmarkt hinuntergegangen, und der Erste, der ihm da über den Weg läuft, ist Svulle Svelander.«

»Svulle?«, sagte Waltin fragend.

»Jan Svulle Svelander, bekannter Dealer, schon seit ungefähr tausend Jahren auf der Piste. Bis über die Ohren tätowiert, sieht aus wie ein Teller Rosenkohl. Und sein Vorstrafenregister kann man zweimal um eine Würstchenbude wickeln.«

»Und was haben sie dann gemacht?«, fragte Waltin, obwohl er die Antwort schon kannte.

»Er hat sich was zu rauchen gekauft«, sagte Martinsson. »Krassner hat sich von Svulle was zu rauchen gekauft. Und zwar verdammt viel.«

VII

Zwischen der Sehnsucht des Sommers und der Kälte des Winters

Albany, New York State, Sonntag, 8. Dezember

Es war nicht wie am Ängermanälv, denn dort waren die Ufer flacher und breiter, und das Wasser floss grau und träge zwischen den grünen bewaldeten Hügeln dahin, die einfach blau wurden und weit hinten im Himmel verschwanden. Dem Himmel, der im Sommer immer blau war, wenn Lars Martin und Mama und Papa und alle Geschwister nach Kramfors fuhren, um groß einzukaufen, Tante Jenny zu besuchen, das Großstadtleben zu genießen, Hering und Frikadellen zu essen und zuzusehen, wie Papa aus Tante Jennys geschliffenen Kristallgläsern Schnaps trank.

»Amüsiert euch, Kinder«, hatte Papa immer gesagt und ihnen zugezwinkert, dann hatte er seinen ersten Schluck genommen und danach Lars Martin die Haare gezaust, denn der war der Kleinste von denen, denen er noch die Haare zausen konnte. Lars Martins Schwesterchen war zwar noch kleiner, aber sie lag meistens in ihrem Korb und wimmerte, wenn Mama ihr nicht gerade die Brust gab, und deshalb zauste Papa ihr nie die Haare.

Als Lars Martin einmal den Hofplatz betrat, sah er, wie der Vater den Korb und das Fahrgestell, auf dem der Korb stand, hochgehoben hatte und dann mit dem Schwesterchen samt Korb und Fahrgestell umhergewandert war und etwas gesagt hatte, das Lars Martin nicht hören konnte. Er hatte nur alles an sich gedrückt, den Kopf in den Korb gesteckt und etwas gemurmelt. Worauf Lars Martin traurig geworden war und beschlossen hatte, alles zu verlassen, und dann war er mehrere Stunden lang über den alten Karrenweg nach Näsäker im Süden gegangen, wo es eigentlich keinen Weg zurück gab, und dann war plötzlich sein großer Bruder aufgetaucht und hatte ihn am Arm gepackt und ihn gefragt, was zum Teufel er sich denn eigentlich denke. Und dann hatte er auf dem

ganzen Rückweg bei seinem großen Bruder Huckepack sitzen dürfen, und es war gar nicht so weit gewesen, wie er gedacht hatte. Und ziemlich bald hatte er dann auch aufgehört zu weinen.

Aber das hier war etwas anderes, überlegte Lars Martin Johansson auf seinem bequemen Fensterplatz im Erste-Klasse-Abteil. Denn das hier war kein ängermanländischer Fluss, sondern ein amerikanischer Strom, und ab und zu war er tief, und ab und zu war er seicht, und ab und zu war er breit, und ab und zu war er schmal, und insgesamt war er genau wie die Ströme in den Filmen, die er als Kind im Gemeindehaus von Näsäker gesehen hatte. Bei denen man im Hintergrund Trommeln hörte und Indianer Feuer machten und sich mit Rauchsignalen verständigten und wenige Minuten vor Schluss die Kavallerie angaloppiert kam und die Trompeten schmetterten und er und alle anderen Kinder aus ganz Näsäker und Umgebung auf ihren Eintrittskarten pfiffen.

Indianer konnte er nicht entdecken, doch nach einer knappen Fahrstunde sah er auf einer Anhöhe auf dem anderen Ufer das Sternenbanner flattern. West Point, dachte Johansson und spürte, wie der rechte Flügel der Geschichte ihn streifte, und etwas über zwei Stunden später hatte er sein Ziel erreicht. In der Luft hing Schnee, es waren fast zwanzig Grad unter Null, und vor dem Bahnhof stand ein einziges Taxi.

»Twohundredandtwentytwo Aiken Avenue«, sagte Johansson und ließ sich auf den Rücksitz fallen, während er sich überlegte, was er sagen sollte. Falls sie überhaupt zu Hause ist, dachte er düster, und plötzlich bereute er die ganze Reise und sogar, dass er überhaupt in die USA gekommen war, was doch schon längst festgestanden hatte und was mit diesem rein privaten Abstecher wirklich in gar keinem Zusammenhang stand.

Besser, ich lasse das Taxi warten, bis ich weiß, ob sie zu Hause ist, dachte Johansson, als sie vor einem großen weißen Haus mit Veranda, geschwungenem Dach, mindestens zwei Erkern und einem Weihnachtsbaum in der Auffahrt hielten.

»Können Sie warten?«, fragte Johansson den Taxifahrer, der nickte, mit den Schultern zuckte und etwas Unverständliches murmelte.

Großes Haus, dachte Johansson. Eigentlich müsste sie eine Familie haben, aber im Telefonbuch hatte nur sie gestanden, und wenn es im Haus einen Mann gab, dann war Schneeschaufeln offenbar nicht seine große Leidenschaft. Johansson beglückwünschte sich ein weiteres Mal zur Anschaffung seiner Winterschuhe und stand jetzt auf ihrer Veranda, und im Haus brannte Licht, und er hörte sogar Musik, und eigentlich gab es jetzt kein Zurück mehr. Johansson seufzte, holte tief Luft und drückte auf den Klingelknopf.

Sie war klein und hatte eine üppige rote Mähne. Ziemlich niedlich, dachte Johansson, als sie höflich abwartend nickte und zugleich aus dem Augenwinkel das wartende Taxi registrierte.

»Ich suche Sarah Weissman«, sagte Johansson höflich.

»Ja«, sagte sie. »Das bin ich.«

»Ich heiße Lars M. Johansson«, sagte Johansson.

»Endlich«, sagte sie und zeigte ein strahlendes Lächeln. »Ein ehrlicher schwedischer Bulle. Was hab ich auf Sie gewartet!«

VIII
Frei fallen wie im Traum

Stockholm im November

Waltins gesamte Kindheit war mit Krankheit verbunden gewesen, mit Leiden und Tod, denn seine Mutter hatte ihn schon früh auf diese Bahnen gelenkt. So lange er sich erinnern konnte, und seine Erinnerungen reichten zurück bis in ein Alter von drei Jahren, war sie ununterbrochen an allem gestorben, was sich im Gesundheitslexikon zwischen A und Z finden ließ, während Heilung oder Linderung in ihrer zerfledderten Literatursammlung nur allzu selten eine Rolle spielten. Ihr gemeinsames Dasein lief dramatisch ab, denn sie wurden zwischen ihren akuten Gallensteinanfällen, Darmverschlingungen, Migräne- und Asthmaausbrüchen hin und her geschleudert. Es gab außerdem ein dauerhafteres Leiden in Gestalt einer Krebsform, die sie von innen her auszehrte, während Schuppenflechte, allerlei Allergien und ganz normale Ekzeme ihr Äußeres verheerten. Es gab ein Mutterherz, das wie eine keuchende Flamme ihre ausgemergelten Blutkörperchen durch hoffnungslos verworrene und verkalkte Gefäße presste, während ihre Lunge, ihre Leber und ihre Nieren sie immer wieder im Stich ließen. Ihre Zeit verbrachte sie zumeist in Krankenhäusern, Pflegeheimen und Arztpraxen, während der kleine Claes und seine Erziehung einer leicht zurückgebliebenen Haushälterin überlassen wurden, die die Mutter von ihrem Vater geerbt hatte, denn der war praktischerweise ein wohlhabender Mann gewesen und hatte den Takt besessen, rechtzeitig zu sterben.

An seinen eigenen Vater hatte Waltin nur wenige Erinnerungen, denn der war zuerst so gut wie nie anwesend und verschwand dann für immer, als der kleine Claes etwa fünf Jahre alt war und Papa nach Schonen

übersiedelte, um seine Geliebte zu heiraten. Worauf seine Mutter ihr Krankheitsbild dann endlich auch durch eher psychiatrisch orientierte Bestandteile vervollständigte.

Waltin hatte seiner Mutter schon früh versprochen, Arzt zu werden, wenn er erst groß wäre. Wenn er und seine Kameraden in Streichholzschachteln Hummeln und Heuschrecken fingen, dann spielten die anderen damit Radio, während er selbst ein rotes Kreuz auf seine Schachtel malte und sie als Krankenwagen benutzte. Den Patienten ging es oft sehr schlecht, weshalb sie umgehend in die Claes-Waltin-Klinik gebracht wurden, wo der Chef persönlich sie mit einer chirurgischen Ausrüstung operierte, die er dem Nähkasten seiner Mutter entnommen hatte, doch trotz aller Bemühungen war es in der Regel zu spät und die Todesrate fast total. Eigentlich überlebte nur sein kleines Mütterlein, Jahr um Jahr um Jahr, trotz der astronomisch hohen Wahrscheinlichkeit, die während all dieser Zeit für ihr sofortiges Ableben sprach.

Als seine Mutter dann endlich ihr irdisches Dasein verließ, geschah das auf überaus unerwartete und banale Weise. Portweinbeschwipst und tablettenberauscht war sie auf dem Rückweg von ihrem täglichen Arztbesuch im U-Bahnhof Östermalm vom Bahnsteig gefallen, ein ganzer Zug war nötig gewesen, um ihrem lebenslangen Leiden ein Ende zu setzen. Waltin studierte damals bereits Jura. Seinen Plan, Arzt zu werden, hatte er längst schon aufgegeben, was im Hinblick auf sein mieses Abiturzeugnis auch nur ratsam gewesen war. Als Mensch war er fertig entwickelt, die Lüge war sein Lebenselixier, er war ein herzlicher und überaus charmanter Psychopath mit starkem Interesse an Frauen, die er tief und innig hasste, ohne diesen Hass auch nur zu ahnen. Und als sein Mütterchen endlich doch starb, war das der erste richtige Fortschritt in seinem Leben.

Er hatte außerdem rechtzeitig ihr Testament gefunden, was ihm unleugbar eine Menge Scherereien ersparte. Das Testament bestand aus zwanzig Seiten und begann mit einer langen Aufzählung der Legate, die allerlei wohltätigen Stiftungen zur Erforschung der meisten Todesursachen zugute kommen sollten, mit Ausnahme der tropischen Krankheiten. Auch bei der Beerdigung wollte die Mutter sich nicht lumpen lassen, und die Liste der gewünschten Gäste umfasste an die fünfzig Vertreter des privat praktizierenden Ärztestandes der Stadt. Waltin hatte zu einer praktischeren Lösung gegriffen: ein Sarg aus Presspappe, auf dem eine Decke lag, die er umsonst bekommen hatte, keine Blumen, keine Gäste, kein »Ein' feste Burg ist unser Gott«, und kaum hatte er sich glücklich durch die ergreifende Zeremonie hindurchgeweint, da hatte er die alte Kuh schon einäschern lassen und die Asche an einem bewaldeten Hang auf dem Gelände des Friedhofes Norra Kyrkogärden verstreut, wo er nicht einmal durch Zufall je wieder einen Fuß hinsetzen würde.

Das Glück war ihm auch in den folgenden Jahren treu geblieben. Er hatte ein dermaßen bescheidenes Examen hingelegt, dass es kaum für einen Posten am Gericht von Haparanda gereicht hätte. Er konnte nicht einmal Dienstanwärter bei der Staatsanwaltschaft werden, und da blieb ihm nur die Möglichkeit, sich auf einen Ausbildungsplatz als Polizeichef zu bewerben. Diese Ausbildung hatte er dann mit Bravour geschafft und sein Examen damit gefeiert, dass er einer schlichten Frau aus dem Volk ein Stuhlbein in die Scheide geschoben hatte, nur haarscharf zu weit, aber die Frau hatte doch Urteilskraft genug bewiesen, um ihn nicht anzuzeigen, sondern sich mit einer finanziellen Entschädigung zu begnügen, die er sich nun wirklich leisten konnte. Er dagegen hatte sich entschlossen, in Zukunft seine Präzision auf sexuellem Gebiet zu steigern. Seine Fantasien waren zarte Wesen,

sein Triebleben ein stetiger Balancegang und an sich schon schwer genug, ohne dass eine verständnislose Umgebung über seine ein wenig eigenen Vorlieben aufgeklärt zu werden brauchte.

Dann war ihm Berg begegnet, der nicht einmal halb so gerissen war, wie alle glaubten, und Berg hatte ihn zur Sicherheitspolizei geholt. Als die Zeit dann reif war und man mit dem Aufbau der externen Tätigkeit begonnen hatte, war er zu deren erstem Chef avanciert, und als solcher war er erfolgreich, beliebt und mehr oder weniger unverletzlich. Natürlich gab es Probleme, aber Probleme waren da, um gelöst zu werden, und er selbst hatte dabei nur selten Fehler gemacht. Und er hatte das auch jetzt nicht vor, da es galt, herauszufinden, was dieser seltsame John P. Krassner auf seinen Wanderungen zwischen dem Studentenwohnheim, in dem er wohnte, diversen Bibliotheken und Archiven und dem regulären Abendbesuch in der Bar des Presseclubs in der Vasagatan eigentlich trieb.

Dieser Trottel Martinsson hatte ihm einen möglichen Einstieg gezeigt, und da das Ganze eigentlich Bergs Projekt war, hatte er mit diesem darüber gesprochen. Wie sah Berg die Möglichkeit, aus der Sache einen normalen Drogenfall zu machen? Eine einfache Hausdurchsuchung, bei der man Krassner zuerst in den Knast steckte und ihm eine Scheißangst einjagte, um dann in aller Ruhe seine irdischen und intellektuellen Habseligkeiten durchzusehen? Berg hatte sich, gelinde gesagt, abgeneigt gezeigt und das noch dazu auf eine Weise, die darauf hinwies, dass er seine Gegenargumente schon parat hatte.

Krassner sei ein überaus raffinierter Typ, behauptete Berg, wo immer er das auch her wissen wollte, denn Waltins eigene kleine Kundschafterin schilderte ihn eher als nervös, überspannt und in steigendem Maße paranoid, und man dürfe ihn absolut nicht warnen, so lange man nicht wisse, welche Geheimnisse er hüte. Sollte sich alles

als pures Fantasieprodukt erweisen, werde Berg natürlich keinerlei Einwände dagegen erheben, dass man das Ganze mit einer Anklage wegen Drogenbesitzes abrunde und Krassner einige Monate in einer schwedischen Justizvollzugsanstalt beschere, um ihn danach auszuweisen und mit langjährigem Einreiseverbot zu belegen. Aber bis sie ganz sicher waren, sei das ausgeschlossen. Wenn Krassner die Möglichkeit hatte, mit harten Waren zu dealen, dann würde auch eine Aktion wegen Drogenbesitzes sich rächen und als eine pure, unverfälschte Provokation von Seiten der Sicherheitspolizei dastehen können, als Unterschiebung von Beweisen, durch die Scheußlichkeiten von ganz anderer Größenordnung vertuscht werden sollten.

»Und wir wissen doch beide, wie das ist«, erklärte Berg. »Denk nur an die so genannten IB-Entlarvungen. Die waren doch schon wieder draußen, noch ehe die Tinte unter ihren Urteilen getrocknet war. Ein Jahr wegen Spionage, das ist doch ein schlechter Witz.«

Waltin hatte sich mit einem Nicken begnügt, denn er hatte die praktischen Konsequenzen bereits erfasst, und da er damit fertig werden musste, sah er keinen Grund, mit irgendjemandem darüber zu diskutieren, schon gar nicht mit seinem Chef.

»Ich zähle auf dich, Claes, und außerdem glaube ich, dass uns langsam die Zeit davonläuft.« Berg nickte mit ernster Miene, und alles, was gesagt werden musste, war damit gesagt.

Was blieb, war ganz einfach ein schnöder Einbruch, überlegte Waltin. Oder genauer gesagt, ein Einbruch der ganz besonderen Art, da das Opfer nicht einmal ahnen durfte, dass irgendwer in die leicht zugängliche Wohnstätte eingedrungen war, die doch seine Burg sein sollte. Waltin plante einen solchen Einsatz nicht zum ersten Mal. Im Gegenteil, er hatte es schon so oft gemacht, dass

er in seiner sorgfältig unter Verschluss gehaltenen Meritenliste jetzt nur noch eine ungefähre Anzahl von verdeckten Hausdurchsuchungen angeben konnte. Das alles war ja nichts Großes und spielte sich innerhalb der gesetzlichen Freiräume ab, die die Regierung der Organisation in die Hände gegeben hatte, der er diente.

Es waren nicht die rein legalen Probleme, die ihm Sorgen machten. Was ihn beunruhigte, war die praktische Durchführung. Von außen durch ein im fünfzehnten Stock gelegenes verriegeltes Fenster einzusteigen, war einfach ausgeschlossen, auch wenn die Möglichkeit bestanden hätte, jemanden aus dem darüber gelegenen Zimmer abzuseilen. Aber dieses Zimmer war an einen bekannten Linksaktivisten vermietet, der in seiner Freizeit vor dem staatlichen Alkoholladen die Zeitschrift »Der Proletarier« verkaufte und der ansonsten zu Hause saß und allerlei umstürzlerische Aktivitäten ausbrütete, und deshalb brauchte Waltin diese Alternative nicht einmal in Erwägung zu ziehen. Auf der anderen Straßenseite wohnten außerdem Hunderte von Menschen, und erfahrungsgemäß würde zumindest einer davon etwas bemerken und sofort die Polizei alarmieren. Und wenn auch noch die Hoffnung bestand, dass der Fassadenkletterer abstürzen und sich den Hals brechen könnte, wäre sicher kein Mangel an Streifenwagen, die sich auf diesen Einsatz stürzen würden.

Blieb also der normale Weg. Durch die Tür auf den Flur, wo sich acht Zimmer und sieben Mieter auf an die hundert Quadratmetern zusammendrängten und Krassners eigenes Zimmer sicherheitshalber ganz hinten gelegen war. Es handelte sich zudem nicht um normale Mieter. Zwei von ihnen tauchten in den Registern der Sicherheitspolizei auf, sie waren in verschiedenen linken Organisationen aktiv. Der Dritte war dieser Neger, den die Sozigewerkschaft ins Land geschleppt hatte, und man

brauchte ja wohl nicht bei der Sicherheitspolizei zu arbeiten, um zu wissen, wo er politisch stand. Der Vierte war Krassner selbst, den die Gehilfin vor Ort als fast paranoid bezeichnete. Blieben noch der absolut durchtrainierte Sportstudent, der schon auf dem Gymnasium einen Türsteher zu Boden geschlagen hatte, sowie ein Technologiestudent und ein Student der Handelshochschule, über die, so viel Waltin wusste, immerhin nichts Negatives vorlag. Das pure Traumpublikum für einen Einbruch, dachte Waltin und verzog spöttisch den Mund.

An sich gab es keine komplizierten Schlösser, und Nachschlüssel für die Flurtür und für Krassners Zimmer hatten sie mit Hilfe eines rechtschaffenen Angestellten der Hausverwaltung bereits zur Hand. Natürlich hatte dieser Angestellte sich den Ermittlern der Polizei in ihrem Kampf gegen Drogen zur Verfügung gestellt. Er hatte selbst Kinder und wusste, worum es ging. »Nehmt euch diese Scheißdealer nur vor.« Schlüssel waren aber auch das geringste Problem, wenn man auf Waltins Niveau arbeitete, andere Dinge bereiteten ihm viel größeres Kopfzerbrechen. Wie konnte er dafür sorgen, dass einige seiner zuverlässigsten Mitarbeiter ungestört in Krassners Zimmer eindringen konnten, um dort in Ruhe und Frieden und mindestens eine Stunde lang dessen Papiere und sonstige Habseligkeiten durchzusehen? Die kleine Jeanette Eriksson hatte sich zu diesem Einsatz angeboten, aber das war einfach ausgeschlossen, aus Gründen, die nichts mit dem Risiko zu tun hatten. In Waltins Welt war das eben keine Beschäftigung für eine junge Frau. Es war schlimm genug, dass sie sich an diesen Neger heranmachen musste, um in Krassners Nähe zu gelangen. Jetzt galt es, sie so schnell wie möglich ins Haus zurückzuholen.

Krassner machte einen äußerst misstrauischen Eindruck, was nicht überraschen konnte, wenn man daran

dachte, wessen »getreuer Waffenträger« er gewesen war, und schon an einem der ersten Tage, an dem Jeanette den Neger besucht und sich in der Küche zu schaffen gemacht hatte, hatte sie beobachtet, wie er ein Haar an die Tür klebte, als er sein Zimmer verließ.

In diesem Fall handelte es sich um ein kleines Papierfähnchen, das er oben auf die Tür legte, und das natürlich nicht mehr vorhanden sein würde, wenn jemand in Krassners Abwesenheit die Tür öffnete. Eine einfache Standardmaßnahme bei der Polizei, bei Kriminellen und bei allen anderen, die ganz allgemein misstrauisch waren.

Dieses Misstrauen sprach auch dagegen, den Flur, auf dem Krassner und die anderen wohnten, durch eine akute Situation zu leeren, durch einen falschen Feueralarm zum Beispiel. Eine solche Lösung widersprach außerdem dem Prinzip der Diskretion, das Waltin in seiner professionellen Praxis wichtig nahm. So wenig Einmischung wie möglich, so wenige Maßnahmen wie möglich, und diese so wenig sichtbar wie möglich. Ganz einfach Mikrochirurgie.

Der Freitagabend erschien als passender Zeitpunkt für einen Hausbesuch bei Krassner. Die Studenten waren dann in der Regel zu irgendwelchen Festen unterwegs, wenn sie nicht für ein Examen büffelten oder das Fest im eigenen Gang stattfinden ließen. Freitagabend, der 22. November, dachte Waltin, nachdem er im Kalender nachgesehen und sich mit der kleinen Jeanette besprochen hatte. Dann würde zumindest einer der Bewohner zu seinen Eltern fahren, einer wollte anderswo ein Fest besuchen, zwei weitere würden Gratiskarten für ein Konzert bekommen, zu dem sie eigentlich gewollt hatten, für das sie aber keine Karten mehr erwischt hatten. Um den Neger sollte Jeanette sich kümmern, dachte Waltin, und Krassner war sein Problem. Forselius, dachte Waltin. Es war wirklich höchste Zeit, diesem übellaunigen

Drecksopa eins auf die Finger zu geben. Eins stand jedoch noch aus. Er brauchte einen tüchtigen Mitarbeiter, der die eigentliche Operation durchführen konnte, und in diesem Zusammenhang dachte er an Hedberg. Was ja nur natürlich war, da er zu Hedberg als Einzigem wirklich Vertrauen hatte.

IX

Zwischen der Sehnsucht des Sommers und der Kälte des Winters

Albany, New York State, Sonntag, 8. Dezember

Das Zimmer, in dem sie saßen, war groß und hell, es hatte einen offenen Kamin und einen Erker, die Wände waren mit Büchern bedeckt, vor dem Kamin stand ein riesiges Sofa, dazu tiefe Sessel mit Fußschemeln. Ganz offenbar war das Zimmer von einer Person möbliert worden, die um einiges älter gewesen war als Johanssons Gastgeberin, und wenn er nach der Kleidung dieser Gastgeberin ging, hatte diese Person auch einen bedeutend konventionelleren Geschmack besessen. Ihr Elternhaus, dachte Johansson. Gebildete, intellektuelle Menschen in guter Finanzlage- Sie hatte ihn zum Tee eingeladen, und da Johansson einfache Dinge nicht unnötig komplizieren wollte, hatte er, obwohl er Kaffee vorzog, dankend angenommen.

»Aber vielleicht möchten Sie lieber Kaffee?«, fragte sie, als sie ihm einen großen Keramikbecher brachte.

»Tee ist wunderbar«, sagte Johansson höflich.

Die Becher hat jedenfalls sie ausgesucht, dachte er. Aber sonst schien hier nicht viel einen Sinn zu ergeben. Wenn Krassner der Wirrkopf war, als den er sich ihn vorgestellt hatte, dann passte er kaum zu der Frau, die Johansson gegenübersaß: lächelnd, leicht vornübergebeugt, konzentriert und mit einer unübersehbaren Neugier. Sie schien diesen Verflossenen im Übrigen kaum zu betrauern, fand Johansson.

»Erzählen Sie«, sagte sie. »Sonst sterbe ich vor Neugier.«

Ob ich wohl Vertrauen zu ihr haben kann?, überlegte Johansson.

»Well«, sagte er zögernd. »Ich weiß nicht so recht, wo ich anfangen soll.«

»Mit dem Anfang vielleicht«, sagte sie und lächelte noch strahlender. »Das ist immer das Einfachste.«

Na gut, dachte Johansson und nickte. Was habe ich eigentlich zu verlieren? »It all begins with a shoe with a heel with a hole in it.«

»A shoe with a heel with a hole in it? You mean a shoe with a perforated heel?«

So heißt das natürlich, dachte Johansson. Hohler Absatz, perforated heel, perforated heel.

»Perforated heel, yes«, sagte Johansson.

»Oh, Jesus«, sagte sie hingerissen. »Und ich wette, dass der an Johns Fuß saß.«

»Ja«, sagte Johansson und nickte. »So war es tatsächlich, aber nicht deshalb bin ich hier.«

Das ist natürlich der Trick, dachte Johansson eine halbe Stunde später. Man soll immer mit dem Anfang anfangen. Er hatte von dem beunruhigenden kleinen Zettel mit seinem Namen, seinem Rang und seiner Privatadresse erzählt, der in dem hohlen Absatz gefunden worden war, von Krassners Selbstmord, von Krassners Brief, der auf Abwege geraten war und den er noch immer nicht gelesen hatte, und von dem eigentlichen Grund seines USA-Besuches, von seiner Neugier und den ganz privaten Gründen, aus denen er jetzt auf ihrem Sofa saß. Von der Unruhe, die er verspürt hatte, sagte er jedoch kein Wort.

Sie selbst hatte bisher geschwiegen. Sie hatte einfach zugehört, genickt und ihren Tee nicht einmal angerührt. Als er von Krassners Selbstmord berichtet hatte, hatte sie aufgehört zu lachen und nur zweimal genickt. Mit ernsten, wachsamen Augen.

»Ja, das ist wohl alles«, sagte Johansson und machte eine erklärende Handbewegung.

»Gut, dass Sie gekommen sind«, sagte sie. »Ich habe nämlich schon versucht, Sie zu erreichen.«

Hoppla, das geht aber schnell, dachte Johansson.

»Sie können seinen Brief gleich lesen«, sagte sie. »Ich fürchte, er ist nicht besonders informativ, auch wenn er wohl sehr viel über John verrät«, fügte sie hinzu und lächelte wieder.

»Aber zuerst sollten Sie ein wenig über sich selbst erzählen«, sagte Johansson.

»Genau«, sagte sie. »Und nicht alle Polizisten sind dumm, oder?«

»Nicht alle«, sagte Johansson und schüttelte den Kopf.

Danach hatte sie von sich erzählt und von ihrem Verflossenen John P. Krassner, und wenn sie sich bei einer polizeilichen Vernehmung so ausgedrückt hätte, dann hätte sie ihrem Vernehmungsleiter dadurch ewige und ungewöhnliche Ehre eingelegt.

Sarah J. Weissman, J wie Judith, war 1955 geboren worden. Sie war ein Einzelkind, ihre Eltern waren seit zehn Jahren geschieden. Ihre Mutter hatte wieder geheiratet, lebte in New York und arbeitete dort als Verlagslektorin. Ihr Vater war Professor der Wirtschaftswissenschaften, und das Haus, in dem sie hier saßen, gehörte ihm. Fünf Jahre zuvor hatte er einen Ruf nach Princeton erhalten, und seine Tochter hatte so lange hier wohnen wollen, bis er entschieden hätte, ob das Haus verkauft werden sollte oder nicht. Und da seine Entscheidung noch immer nicht gefallen war, wohnte sie noch immer hier.

»Eine typisch jüdische Familie«, fasste Sarah das Ganze zusammen und lächelte strahlend. »Aber nicht auf diese korrektnervige Weise, sondern eher praktisch jüdisch. Sie haben ja den Weihnachtsbaum gesehen«, sagte sie und kicherte. »Hier in dieser Gegend werden Weihnachtsbäume ernst genommen.«

»Ja«, sagte Johansson.

»Und Schneeschippen«, sagte sie. »Mein Nachbar übernimmt das für mich, obwohl seine Frau dann sauer wird, aber sie sind jetzt gerade in Florida.«

»Ich kann das übernehmen«, sagte Johansson, denn das hatte er schon als kleiner Wicht gelernt. Was er zu sagen und was er zu tun hatte.

»Das glaub ich gern«, sagte sie und nickte, »aber nach dem Wochenende soll es milder werden, und da kann ich wohl das Risiko eingehen und warten.«

»Und was machen Sie selbst so?«, fragte Johansson.

Dies und jenes, wie er erfuhr. Sie hatte Englisch und Geschichte studiert und arbeitete seither als freie Lektorin für mehrere New Yorker Verlage, ihre Mutter hatte ihr die Tür zu dieser Branche geöffnet, und womit sie sich vor allem beschäftigte, war das Sammeln und Überprüfen von Informationen im Zusammenhang mit Buchveröffentlichungen.

»Es geht um Sachbücher und um Romane. Im Moment arbeite ich an einem Roman über den Bürgerkrieg, von einer der bestgehenden Autorinnen des Verlags. Sie ist hin und weg von mir. Will mit keiner anderen arbeiten.«

Das kann ich mir denken, dachte Johansson.

»Sie hat mir sogar einen Antrag gemacht«, sagte Sarah und kicherte glücklich. »Und deshalb haben wir gerade eine kleine Krise.«

Danach wurde sie plötzlich wieder ernst.

»John«, sagte sie. »Ich werde von John erzählen, ich werde mich zusammenreißen, das verspreche ich.«

Danach hatte sie von John erzählt. Sie brauchte nur eine Viertelstunde, und danach sah Johansson ein klares Bild. So ganz falsch habe ich nicht gelegen, dachte er.

»Jetzt wissen Sie Bescheid, nicht wahr?«, fragte sie und schaute ihn zufrieden an.

»Ja«, sagte Johansson und lächelte widerwillig. »Jetzt ergibt das Ganze schon eher einen Sinn.«

»Das hab ich doch gleich gesehen«, sagte sie. »Dass das Ganze für Sie keinen richtigen Sinn ergeben hat.«

Sarah und John hatten einander auf der Universität kennen gelernt. Sie war achtzehn, jung und unerfahren. Er war zwei Jahre älter, und wenn man alles glauben wollte, was er sagte, und das wollte sie damals, war er außerdem ein überaus erfahrener und interessanter junger Mann. Außerdem sah er gut aus, und so war sie, als ihre Eltern sich getrennt hatten, zusammen mit John in eine universitätseigene Studentenwohnung gezogen.

»Mein Vater hat John wirklich gehasst«, sagte sie fröhlich, »und da ich meinen Vater immer mehr geliebt habe als irgendeinen anderen Menschen auf der Welt, war das ja eigentlich logisch. Dass John und ich zusammengezogen sind, meine ich. Mein Vater ist ein sehr kluger Mann«, fügte sie hinzu, jetzt wieder ernst. »Er ist so klug, dass er eigentlich nie etwas Praktisches geschafft hat, und was John anging, hatte er völlig Recht.«

Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie:

»Johns Vater ist mit einer anderen durchgebrannt, als John noch sehr klein war, und deshalb ist er bei seiner Mutter und ihrem Bruder aufgewachsen. Bei Onkel John. John war nach seinem Onkel getauft, und der wurde in seiner Kindheit für ihn zur Vaterfigur.«

»Ja«, sagte Johansson. Was soll ich schon sagen, dachte er.

»Zwei von diesen gerissenen, verlogenen, versoffenen und natürlich von Vorurteilen besessenen Iren. Da kann man schon aus geringeren Gründen jüdisch werden«, sagte Sarah Weissman ohne auch nur die Andeutung eines Lächelns. »Seine Mutter ist einige Jahre, nachdem wir uns kennen gelernt hatten, an Leberzirrhose gestorben, und sein Bruder hat sich wohl einfach zu Tode

gesoffen. Er ist in diesem Frühling gestorben. Er war ein richtiger Mistkerl. Professor hier an der Uni, der New York State, aber sie mussten ihn feuern, obwohl er einen ganz besonderen Hintergrund hatte und obwohl er in Diensten unserer geliebten Regierung stand.«

»Warum das?«, fragte Johansson.

»Das erzähle ich gleich«, sagte Sarah gelassen.

Der Apfel war nicht weit vom Pferd gefallen, und ob das nun an der Vererbung oder am Milieu lag oder an beidem, war eigentlich ganz und gar uninteressant für Sarah, die die Folgen hatte tragen müssen. Der junge John hatte großes Wissen besessen, teilweise war dieses Wissen echt, zumeist jedoch war es fiktiv. Er hatte sich mit allem Möglichen befasst und fast alles von anderen übernommen und das Meiste von seinem Onkel.

Das hatte Sarah ziemlich bald festgestellt, nachdem sie zusammengezogen waren, und danach war es nur noch schlimmer geworden. Schon im ersten Jahr hatte er zu trinken begonnen, wie er es für einen Iren für angemessen hielt, er hatte sich mit anderen Frauen herumgetrieben, weil er schließlich ein Mann war, und am Ende hatte er sie geschlagen, denn das tat ein richtiger Mann, wenn seine Frau ihn anpöbelte.

»Und dann habe ich Schluss gemacht«, sagte sie und sah Johansson mit ernster Miene an. »Er hat mich brutal geschlagen, und danach habe ich Gott für jeden Schlag gedankt. Und Schluss gemacht. Aber es hat fast zwei Jahre gedauert.«

»Ach«, sagte Johansson.

»Daraufhin wollte er sich das Leben nehmen«, sagte Sarah und lachte, während sie zugleich den Kopf schüttelte. »Es war keine schlechte Vorstellung, das kann ich Ihnen sagen. Wir wohnten im zweiten Stock. Es waren höchstens fünf Meter vom Balkon nach unten, und unten wuchs Gras, deshalb war es einfach unmöglich, das

Ganze nicht zu überleben, und das war sicher auch meine Schuld. Als Selbstmordversuch war es wie alle seine Unternehmungen.«

»Aber trotzdem hat er Sie als Erbin eingesetzt«, sagte Johansson. Als er es dann doch noch geschafft hat, dachte er.

»Ja, so war er eben. Wenn ihm etwas nicht passte, dann verdrängte er es ganz einfach. Er ist nie darüber hinweggekommen, dass ich mit ihm Schluss gemacht habe. Er hat sich immer wieder bei mir gemeldet, obwohl es schon zehn Jahre her ist. Er rief manchmal mitten in der Nacht an, oft wollte er einfach nur mitteilen, dass er eine Neue kennen gelernt hatte.« Sarah seufzte. »Und allen, die ihm zuhören wollten, erzählte er immer wieder, dass wir noch immer zusammen wären.«

»Er scheint ja ziemlich komisch gewesen zu sein«, sagte Johansson und lächelte zaghaft.

»Er war total verkorkst«, sagte Sarah. »Aber das war nicht das eigentliche Problem.«

»Was denn sonst?«, fragte Johansson.

»In four words«, sagte sie und grinste. »He was no good«, sagte sie und betonte dabei jede Silbe.

»Dieser Brief, den er mir geschrieben hat«, sagte Johansson ablenkend. »Ich kann nicht zufällig einen Blick darauf werfen?«

»Sicher«, sagte Sarah. »Ich gehe ihn gleich holen, aber da ist noch etwas, das ich nicht ganz verstehe.«

»Nur los«, sagte Johansson.

»Sie sagen, er habe Selbstmord begangen. Wie sicher sind Sie sich da?«

Mord, Selbstmord, Unfall, dachte Johansson. Danach hatte er seine und Jarnebrings Schlussfolgerungen erläutert und vor allem Gewicht auf den von Krassner hinterlassenen Selbstmordbrief gelegt.

»Das Blatt steckte in seiner eigenen Schreibmaschine, es wurde mit dieser Maschine geschrieben, wir haben den Text mit dem Farbband verglichen. Außerdem weist der Brief seine Fingerabdrücke auf. Genau dort, wo sie hingehören.«

»Ein Abschiedsbrief«, sagte Sarah. »John hat also einen Brief hinterlassen, in dem er ankündigt, dass er sich das Leben nehmen will?«

»Ja«, sagte Johansson. »Einen Abschiedsbrief, so deuten wir ihn jedenfalls.«

»Ich kann nicht zufällig einen Blick auf diesen Brief werfen?«

»Natürlich«, sagte Johansson. »Ich habe eine Kopie dabei«, erklärte er. »Das Original liegt in Stockholm. In der Ermittlungsakte.«

Johansson zog die Kopie aus seiner Jackentasche und reichte sie Sarah.

»I have lived my life caught between the longing of summer and the cold of winter. As a young man I used to think that when summer comes I would fall in love with someone, someone I would love a lot, and then, that's when I would Start living my lifefor real.

But by the time 1 had accomplished all those things I had to do before, summer was already gone and all that remained was the winter cold. And that, that was not the life that I had hopedfor.«

Sarah legte den Brief beiseite und blickte Johansson mit ernster Miene an.

»Und Sie glauben wirklich, dass John diesen Brief geschrieben hat?«

»Ja«, sagte Johansson.

»Das hat er nicht«, sagte Sarah und schüttelte energisch den Kopf.

»Wieso nicht?«

»Weil ich es nicht glaube«, sagte Sarah. »Ich weiß es, und ich kann Ihnen eine Million Gründe dafür nennen.«

»Ich höre«, sagte Johansson.

»Nicht, dass ich eifersüchtig wäre«, sagte sie und grinste. »Nicht, dass er zehn Jahre herumgesülzt hätte, dass ich die einzige Frau in seinem Leben bin, obwohl er das früher manchmal getan hat, wenn er mich geschlagen hatte. Das ist es nicht.«

Was ist es dann?, dachte Johansson und begnügte sich mit einem auffordernden Nicken. Ich war doch nicht mit dem Arsch zusammen, dachte er dann noch und verspürte plötzlich eine leichte Verärgerung.

»Ich bin keine Polizistin, aber ich kenne mich mit Englisch aus«, sagte Sarah. »American-English, British-English, Pidgin-English, Slang-English, You-go-fuck-yourself-English, You- name-it-English. Ich kenne mich sogar mit dem Englisch Ihrer Majestät der Königin aus.«

Sie lächelte und schaute Johansson mit ihren großen braunen Augen an.

»Wie soll ich es sagen?«, meinte sie dann. »John sprach kein besseres Englisch als die meisten hier in den USA, und das hier hat er ganz bestimmt nicht geschrieben.«

»Das hat er nicht?«

»No way«, sagte Sarah, »und ich würde noch weitergehen. Ich möchte behaupten, dass das hier weder von einem Amerikaner noch von einem Engländer geschrieben wurde. Wenn ich tippen soll, dann würde ich auf jemanden setzen, der Englisch nicht als Muttersprache hat, der es aber trotzdem mehr oder weniger fließend spricht und schreibt. Auf einen Mann, einwandfrei auf einen Mann, denn Frauen schreiben nicht so, einen gebildeten, begabten Mann, der noch dazu poetische Begabung oder genauer gesagt poetischen Ehrgeiz besitzt.«

Wie diese Gedichte, die ich als Junge geschrieben habe, dachte Johansson und nickte, während er sich zugleich bemühte, ein kluges Gesicht zu machen. Sie ist ein bisschen zu schlau, dachte er. Also muss ich auf der Hut sein.

»Sie erkennen nichts davon wieder?«, fragte Johansson. »Ich meine, ein Zitat oder etwas Ähnliches?«

»Nein«, sagte Sarah und schüttelte abwehrend den Kopf. »So gut ist es auch wieder nicht.«

»Hm«, sagte Johansson und sah ziemlich nachdenklich aus. »Ich glaube trotzdem, dass Ihr Verflossener das geschrieben hat. Rein technisch betrachtet, meine ich«, fügte er rasch hinzu, als er sah, dass sie zum Widerspruch ansetzte.

»Was ich meine, ist folgendes«, verdeutlichte Johansson. »Ich glaube, dass er es auf seiner eigenen Maschine geschrieben hat. Er hat das Papier in die Maschine gespannt und den Text getippt. Er hat sogar einige Korrekturen vorgenommen, wie man das macht, wenn man etwas abschreibt und sich dabei vertippt. Und ich glaube nicht, dass ihn irgendwer zu alldem gezwungen hat.«

Sarah nickte. Diese Vorstellung schien ihr nicht ganz abwegig zu sein.

»Kann er also etwas abgeschrieben haben, das von jemand anderem kam?«

Sarah sah plötzlich fast begeistert aus.

»Das kann ich mir gut vorstellen. Das wäre typisch John.«

»Warum kann er das getan haben?«, fragte Johansson.

»Keine Ahnung«, sagte Sarah und zuckte mit den Schultern. »Aber das ist doch nicht das eigentliche Problem.«

»Und was ist das eigentliche Problem?«

»lohn hätte nie im Leben Selbstmord begangen«, sagte Sarah und nickte nachdrücklich.

»Warum nicht?«

»Er war viel zu sehr in sich selbst verliebt«, sagte Sarah. »Er wäre lieber gestorben, statt sich das Leben zu nehmen.«

Das wäre er also, dachte Johansson, sagte aber nichts. Er begnügte sich mit einem Nicken.

»Dieser Brief, den er mir geschrieben hat«, sagte er dann.

»Ich geh ihn holen«, sagte sie. »Er liegt in meinem Arbeitszimmer.«

Vielleicht ein bisschen zu rund, dachte Johansson und sah ihrem Rücken hinterher, als er in der Diele verschwand. Aber sie macht etwas her. Was immer das nun mit dem Fall zu tun hat.

Endlich, dachte Johansson, als er gute drei Minuten später Krassners Brief in Händen hielt.

Ein normaler weißer Umschlag im C-5-Format, bedeckt mit Poststempeln, Briefmarken, allerlei postalischen Notizen und drei handgeschriebenen Adressen. Außerdem war er geöffnet worden, sorgfältig mit einem Brieföffner aufgeschlitzt.

»Ich habe ihn aufgemacht«, sagte Sarah. »Darüber reden wir später. Lesen Sie erst mal.«

Aus dem ersten Poststempel ging hervor, dass der Brief am Freitag, dem 18. Oktober, vom Postamt im Körsbärsvagen an Johanssons eigenes Postamt in Södermalm in Stockholm geschickt worden war: Postlagernd, Herrn Kriminaldirektor Lars M. Johansson. Rang und Namen des Empfängers waren mit eleganter weiblicher Handschrift angebracht worden.

Pia Hedin, dachte Johansson, und sein Herz legte einen zusätzlichen Schlag ein, aus Gründen, über die er sich nicht so recht im Klaren war.

Am Montag, dem 18. November, wie der nächste Stempel zeigte, war der Brief an die Post im Körsbärsvä-

gen zurückgegangen. Dort war er bis zum Donnerstag, den 28. November, liegen geblieben, worauf dieselbe elegante weibliche Handschrift ihn umadressiert hatte, an John P. Krassner, care of Sarah J. Weiss- man, 222 Aiken Avenue, Clinton Park, Rensseelaer, NY, 12144, USA.

Fingerabdrücke auf dem Umschlag kann man gleich vergessen, dachte Johansson, hielt den Brief aber doch routinemäßig an der linken oberen Ecke zwischen Daumen- und Fingernagel der linken Hand, während er vorsichtig den mit Maschine beschriebenen und in der Mitte gefalteten A-4- Bogen herausfischte.

»You're doing it copstyle«, stellte eine einwandfrei hingerissene Sarah fest.

»Yes«, sagte Johansson und faltete den Brief auseinander. »Das ist eine alte Berufskrankheit.«

»Sieht toll aus, wie Sie das machen«, sagte Sarah kichernd. »Are Swedish detectives always that gentle with their hands?«

»Nicht alle«, sagte Johansson mit leisem Lächeln.

Der Text schien auf Krassners Maschine geschrieben worden zu sein. Der kurze Brief war datiert vom Donnerstag, dem 17. Oktober, und gerichtet an Police Intendent Lars M. Johansson. Johansson übersetzte beim Lesen.

»Lieber Kriminaldirektor Lars M. Johansson, mein Name ist John P. Krassner. Ich bin Wissenschaftler und Journalist aus den USA. Wir kennen uns nicht, aber ich habe Ihren Namen von einem schwedischen Bekannten bekommen, einem prominenten schwedischen Journalisten, der behauptet, Sie gut zu kennen, und der Sie als ehrlichen, nicht korrupten und überaus tüchtigen schwedischen Polizisten schildert, der der Wahrheit nicht ausweicht, so erschreckend diese manchmal auch sein kann.

Ich schreibe diesen Brief als eine Art Sicherheitsvorkehrung, und wenn Sie ihn jemals lesen, dann bedeutet

das leider wohl, dass ich mit größter Wahrscheinlichkeit von Personen innerhalb des schwedischen militärischen Nachrichtendienstes oder der schwedischen Sicherheitspolizei oder des sowjetischen Nachrichtendienstes GRU umgebracht worden bin. Ich halte mich in Ihrem Land auf, weil ich seit fahren an einer größeren Reportage arbeite, die sich jetzt dem Abschluss nähert. Ich werde meine Untersuchungen zu Beginn nächsten Jahres in Buchform veröffentlichen. Das Buch wird in einem großen Verlag in den USA erscheinen, ich kann im Moment noch nicht verraten, in welchem. Die Tatsachen, die ich vorlegen werde, sind jedoch von einer Art, dass sie die gesamte sicherheitspolitische Situation in Nordeuropa und nicht zuletzt in Ihrem Land verändern werden. Ich kann mich auf umfassende Dokumentationen stützen, was den Inhalt meines Buches angeht. Diese Unterlagen sind zusammen mit dem Manuskript des Buches sicher aufbewahrt, in einem Banksafe, zu dem ich Zugang habe. Ich habe meine ehemalige Freundin Sarah Weissman angewiesen, Ihnen diese Unterlagen zu überlassen, damit Sie dafür sorgen können, dass in Ihrem Land Gerechtigkeit geschaffen wird. Gruß,

John P. Krassner.«

Was zum Teufel soll das denn?, dachte Johansson und schaute seine Gastgeberin fragend an.

»It's a typical John P. Krassner letter«, sagte Sarah Weissman und lächelte ein wenig, so, als könne sie Gedanken lesen. »Das weiß ich, ich habe in den vergangenen zehn Jahren schließlich einige Hundert von der Sorte bekommen.«

»Ich verstehe nicht, was er meint«, sagte Johansson. »Schweden besitzt zwar einen militärischen Nachrichtendienst und eine Sicherheitspolizei, aber meines Wissens ermorden die nicht einfach irgendwelche Leute. Und schon gar keine amerikanischen Journalisten.«

»Aah! You think the russkies did it«, sagte Sarah und zwinkerte ihm zu.

»Das kann ich eigentlich auch nicht glauben«, sagte Johansson. »Wenn ich mir vorstelle, wie er gestorben ist, meine ich.«

»Ich auch nicht«, sagte Sarah. »Und wenn ich nicht gewusst hätte, dass er wirklich tot ist, hätte ich diesen Brief wie alle anderen von ihm weggeworfen. Er lag in meinem Briefkasten, als ich am Freitag aus New York gekommen bin. Ich war einige Tage beruflich dort. Ich lese sonst keine fremden Briefe, aber nachdem das alles passiert war … na ja, Sie verstehen.«

»Ich verstehe«, sagte Johansson.

»Er hat mir vor ungefähr einem Monat einen ähnlichen Brief geschickt«, sagte Sarah. »Darin hat er erzählt, dass er in geheimer Mission nach Schweden gereist sei. So war er eben. Johns gesamtes Leben war eine Top Secret Mission. Er war manchmal einfach wahnsinnig. Als wir zusammenwohnten, hat er Haare an die Tür geklebt, wenn wir ausgegangen sind, um festzustellen, ob derweil jemand in unsere Wohnung eindrang. Nachts habe ich mich kaum zu schlafen getraut.«

»Stand da noch mehr? In diesem Brief, meine ich«, sagte Johansson.

»Da stand etwas über Sie«, sagte Sarah und lächelte. »Da stand, dass einer von seinen, Zitat, geheimen schwedischen Gewährsleuten, Zitatende, ihm die Adresse eines, Zitat, ehrlichen schwedischen Bullen, Zitatende, gegeben habe. Und wenn ihm etwas zustoßen sollte, solle ich dafür sorgen, dass Sie den Brief bekommen, den er Ihnen postlagernd geschickt hat …« Sarah zuckte viel sagend mit den Schultern.

»Tough shit«, sagte Johansson und lächelte.

»Das können Sie wohl sagen«, sagte Sarah. »Außerdem sollte ich für Sie Kopien seiner Geheimunterlagen machen.«

»Damit meine Mutter und ich einen Verleger für sein so genanntes Buch suchen könnten.«

»Ich verstehe«, sagte Johansson. Der Kerl war offenbar wirklich nicht ganz gescheit gewesen.

»Diesen Blödsinn über den großen Verlag, dessen Namen er leider nicht nennen kann, können Sie vergessen. Das war ein typischer John-Verlag. Hat nur in seinem Kopf existiert.«

»Darf man wohl einen Blick auf diesen Brief werfen, den er Ihnen damals geschickt hat?«, fragte Johansson.

»Nein«, sagte Sarah mit einem Kopfschütteln. »Das können Sie nicht, denn ich habe ihn weggeworfen. Ich habe alle seine Briefe weggeworfen, und das sollten Sie auch tun.«

Der Schlüssel in dem hohlen Absatz, dachte Johansson.

»Diese Papiere«, sagte Johansson, »die angeblich in einem Banksafe liegen. Wissen Sie, worum es sich dabei handelt?«

»Keine Ahnung«, sagte Sarah. »Ich weiß nur, dass es mein Safe ist.«

Ein gutes halbes Jahr zuvor, einige Monate nach dem Tod von Johns Onkel, hatte John sich bei Sarah gemeldet und sie gebeten, in ihrem Namen, aber auf seine Kosten einen Banksafe zu mieten. Er brauche den, um gewisse »geheime und überaus brisante Dokumente« aufzubewahren, mit denen er gerade arbeitete. Sarah hatte sich zuerst geweigert, aber nachdem er geredet und geredet und geredet hatte, hatte sie am Ende nachgegeben. Aber nur unter gewissen Bedingungen.

»Dass ich einen Schlüssel behalte und, wenn er auch nur das Geringste hineinlegt, das möglicherweise etwas

Illegales enthalten kann, den ganzen Kram zur Polizei bringe.«

»Und darauf ist er eingegangen?«, fragte Johansson.

»Natürlich«, sagte Sarah. »Das hat er doch sicher gehofft. Dass ich in seinem Safe herumschnüffeln und zu seiner kleinen geheimen Alliierten werden würde.«

»Haben Sie denn jemals nachgesehen, was in dem Fach liegt?«, fragte Johansson.

»Ja«, sagte Sarah. »Und zwar einige Monate später, als ich ohnehin in der Bank war.«

»Also«, sagte Johansson und lächelte. »Was lag drin?«

»Es war leer«, sagte Sarah. »Es war ein typischer John-Safe.«

Seither hatte sie keinen Blick mehr in diesen Safe geworfen. Als sie den Brief bekommen hatte, hatte sie ihn weggeworfen, ohne auch nur daran zu denken. Später, als sie von seinem Tod erfah- ren hatte, hatte sie nicht mehr daran gedacht. Und als sie Johns Brief an Johansson gelesen hatte, war es später Freitagabend, und die Bank hatte fürs Wochenende geschlossen gehabt.

»Die machen morgen früh um neun auf«, sagte Sarah. »Und dann können Sie die Papiere haben.«

Wo ich schon mal hier bin, kann ich auch gleich Nägel mit Köpfen machen, dachte Johansson.

»Gibt es hier in der Stadt ein gutes Hotel?«, fragte er.

»Ja«, sagte Sarah und lächelte. »The Weissman Excelsior ist Spitzenklasse, und Sie können sogar in Papas Bettchen schlafen.«

»Ich will Ihnen aber wirklich keine Umstände bereiten«, sagte Johansson.

»Tun Sie nicht«, sagte Sarah. »Aber eins wüsste ich noch gern.«

»Ja?«

»Ich hab gestern versucht, Sie anzurufen«, sagte sie. »Seit ich Johns Brief an Sie gelesen habe, habe ich versucht, Sie zu Hause anzurufen. In Schweden.«

»Ich habe eine Geheimnummer«, sagte Johansson.

»Das weiß ich«, sagte Sarah. »Ich habe mit der Auskunft in Stockholm gesprochen. Und dann habe ich es bei Ihnen im Büro versucht. The Swedish National Police Board, das schwedische FBI. John hat geschrieben, Sie seien der Chef des FBI. The Big Boss.«

Na ja, dachte Johansson und lächelte schwach.

»Und was haben sie gesagt?«, fragte er.

»Dass ich am Montag noch mal anrufen soll, zur Bürozeit, und mit Ihrer Sekretärin sprechen. Ich habe auch mit irgendeinem Kollegen geredet, und der war wirklich reizend, aber es war nicht ranzukommen an Sie.«

»Haben Sie Ihren Namen genannt?«, fragte Johansson. Wo kommen nur diese vielen neugierigen Frauenzimmer her?, dachte er.

»Natürlich«, meinte Sarah mit breitem Lächeln. »Ich habe mich als Jane Hollander vorgestellt, von der Polizei des Staates New York, und ich habe gesagt, es sei eine dringende Dienstangelegenheit.«

Verdammt, dachte Johansson.

»Jane und ich sind alte Schulfreundinnen«, sagte Sarah mit zufriedenem Kichern. »Sie ist wirklich in Albany bei der Polizei, und da war es ja fast die Wahrheit, aber geholfen hat es nicht.«

»Schön zu hören«, sagte Johansson und lächelte.

»Aber dann tauchen Sie einfach hier auf und stehen vor meiner Tür. Einfach so.«

»Ja«, sagte Johansson.

»Wie macht man das?«, fragte Sarah und musterte ihn neugierig. »Wie haben Sie eigentlich von diesem Brief mit meiner Adresse erfahren?«

»Das war purer Zufall«, sagte Johansson bescheiden.

»Schade«, sagte Sarah ironisch. »Und ich hatte Sie schon für so clever gehalten.«

»Sie haben etwas von Johns Onkel erwähnt«, sagte Johansson, um das Thema zu wechseln.

»Ja, das war ein richtig schrecklicher Mensch. Glücklicherweise ist er im Frühjahr gestorben. Ich dachte, wir könnten zu ihm fahren, dann können Sie sich sein Haus ansehen. John hat seit zwei Jahren bei ihm gewohnt.«

»Und das ist kein Problem?«, fragte Johansson.

»Nicht im Geringsten«, sagte Sarah gelassen. »Es ist jetzt mein Haus. Zuerst hat John es von seinem Onkel geerbt und jetzt ich von John. Ich wollte es als Ferienhaus für junge schwarze Junkies aus New York stiften«, sagte Sarah und kicherte.

»Klingt interessant«, sagte Johansson neutral.

»Aber sicher doch«, sagte Sarah. »Die hat Johns Onkel am allermeisten gehasst. Zwar hasste er fast alle, aber junge schwarze Junkies aus New York hasste er mehr als alle anderen. Er wird in seinem Grab wie ein Propeller rotieren, wenn er es hört. Und danach können wir essen gehen. Ich kenne da in der Gegend ein wirklich gutes Restaurant, einen Vietnamesen.«

Vietnamese, dachte Johansson. Schade, dass Jarnebring nicht hier ist.

Praktische Maßnahmen. Zuerst hatte Johansson von ihrem Telefon aus sein Hotel in New York angerufen. Nach einer gewissen Diskussion und einer gewissen finanziellen Erstattungssumme war alles geklärt. Er konnte das Zimmer bis zum nächsten Tag um drei behalten, und da er spätestens um sechs in Kennedy einchecken musste, hatte er immerhin die Zeit im Griff. Zuerst die Bank, so wie die morgens aufmachte, danach den Zug nach New York, danach ins Hotel, um zu

packen, auszuchecken und zu bezahlen. Danach mit dem Taxi zum Flughafen, dort ein paar Weihnachtseinkäufe und schließlich die Abendmaschine nach Stockholm, wo er am Dienstagvormittag landen würde. Ein durchaus durchführbarer Zeitplan, dachte Johansson, und wenn er dann noch Zeit hätte, könnte er im Büro anrufen und feststellen, ob irgendein Kollege ihn in Arlanda abholen und direkt ins Büro fahren könnte.

Danach hatte er Schnee geschippt. Sarahs Wagen war in der Garage eingeschneit, und alles in allem, nicht zuletzt im Hinblick auf den morgigen Tag, war das Auto doch eine bessere Alternative als ein Taxi. Johansson hatte zuerst eine Jacke getragen, als er fertig war, stand er in Hemdsärmeln da, und obwohl es fast zwanzig Grad unter Null war, fühlte er sich seltsam belebt. Die Garagentür war festgefroren, doch nachdem er einige Male heftig daran gerüttelt und sich dabei mit den Füßen im Boden abgestemmt hatte, hatte sie sich doch öffnen lassen. Und drinnen stand dann seine Belohnung, ein fast neuer Volvo der Extraklasse.

»Sie haben einen Volvo«, sagte Johansson entzückt. »Warum haben Sie das nicht gesagt?«

»Surprise, surprise«, sagte Sarah und lächelte.

Johansson musste fahren, was praktisch war, denn seine Gastgeberin hüllte sich in einen bodenlangen roten Wollmantel mit Kapuze, gefütterte Lederstiefel und dicke gestrickte Handschuhe. Eigentlich war nur noch ihre Nasenspitze zu sehen.

»Mein Vater hat ihn mir gekauft«, sagte sie. »Aus Sicherheitsgründen, aber ich finde ihn zu groß.«

»Der gehört zu den sichersten Wagen, die es überhaupt gibt. Ihr Vater scheint ein sehr kluger Mann zu sein«, erklärte Johansson.

»Groß, sicher und schwedisch«, sagte Sarah mit glücklichem Lächeln.

Ob sie sich wohl für mich interessiert?, überlegte Johansson.

Unterwegs hielten sie bei einem größeren Einkaufszentrum, wo Johansson sich eine Garnitur saubere Unterwäsche, ein Hemd und eine Zahnbürste kaufte. Aus irgendeinem Grund lagen alle diese Artikel im selben Regal gleich vor der Kasse.

Was für ein seltsames Land, dachte Johansson. Wie viele spontane Übernachtungen wohl nötig sind, damit sich ein eigenes Regal lohnt, noch dazu in Albany, drei Stunden nördlich von New York.

»Can I help you, detective?«, sagte Sarah und lächelte fragend. Sie hatte die Kapuze ihres Wintermantels abgestreift, und ihre rote Mähne umgab ihren Kopf wie ein Heiligenschein.

»Nein«, sagte Johansson und nickte zum Regal vor den Kassen. »Mir war nur ein Gedanke gekommen.«

»Planning the unplanned«, sagte Sarah und lächelte.

Das hier muss das gescheiteste Frauenzimmer sein, das mir je über den Weg gelaufen ist, dachte Johansson, denn sie hat ja wirklich Recht.

Danach waren sie zu dem Haus gefahren, in dem John gewohnt hatte – bis zu seiner Abreise nach Schweden, wo er gestorben war.

Was für ein ungeheuer lugubrer Ort, dachte Johansson, der seine Ehre darin setzte, immer wieder seinen Wortschatz zu erweitern. Das Haus lag fünfzig Meter von der Straße entfernt auf einer Anhöhe. Es war aus altersschwarzen Klinkern gebaut und groß genug für eine ganze Sommerkolonie aus jungen Junkies. Jahrhundertwende, amerikanische Neogotik, ein Mausoleum der Düsternis, das seine Geheimnisse hinter hohen, bleigefassten Fenstern verbarg.

»Na?«, fragte Sarah und lächelte hingerissen. »Das ist doch wirklich gemütlich.«

»Ich finde, Sie sollten es verkaufen«, sagte Johansson. »Sonst setzen sich die armen Würstchen garantiert eine Überdosis.«

Im Erdgeschoss befand sich eine große Diele, die in ein noch größeres Wohnzimmer überging. Dunkle Herrenzimmermöbel aus der Vorkriegszeit, auf dem verrußten Kaminsims drängten sich Reihen von gerahmten Fotos, und an den braungefleckten Tapeten zeigten hellere rechteckige und quadratische Felder, dass dort früher einmal Bilder gehangen hatten. An der hinteren Querwand war durch zwei halb offene Doppeltüren das angrenzende Esszimmer zu sehen, in das Johansson nur einmal hineinzuschauen brauchte, um gleich den Appetit zu verlieren. Außerdem herrschte dort ein gewaltiges Durcheinander. Aschenbecher waren voll gestopft mit Kippen, zerknüllten Zigarettenpaketen und vertrockneten Apfelresten, auf dem Boden lagen Zeitungen herum, Stapel von aus den Regalen gerissenen Büchern schienen bedrohlich zu wanken. Mitten im Zimmer war ein Turm von Gartenmöbeln aus Bambus notdürftig mit einem Perserteppich bedeckt.

»Na, ist doch vornehm hier«, sagte Sarah und kicherte munter.

Das Einzige, was Johansson sich genauer ansah, waren die Fotos auf dem Kaminsims. Insgesamt zwanzig Fotos, die eine oder mehrere Personen zeigten, jedes gerahmt in Silber, Zinn oder Holz, die Motive ließen annehmen, dass die Bilder in einem Zeitraum von etwa fünfzig Jahren entstanden waren. Einer der Abgebildeten war auf allen Fotos vertreten, mit einer Ausnahme, dem Porträt einer nicht mehr ganz jungen Frau. Sie war hochbusig, hatte die Haare zu einem Knoten hochgesteckt,

trug ein Kleid mit einem Kragen und schaute mit strenger Miene in die Kamera.

»Johns Mutter«, sagte Sarah. »Sie glotzt so, weil sie wie immer sturzbesoffen war. Die anderen Bilder zeigen ihren Bruder, den Oberst, der irgendwelche Promis begrüßt.«

Der Oberst, dachte Johansson. War der nicht Professor gewesen?

»Sie reden vom Obersten«, sagte Johansson. »Haben Sie nicht gesagt, dass er Professor war?«

»Darüber reden wir später«, sagte Sarah. »Wenn Sie sich alle Fotos angesehen haben, auf denen er irgendwelche Promis begrüßt.«

Keine schlechte Zusammenfassung, dachte Johansson. Auf dem Foto, auf dem der Oberst besonders jung war, trug er akademisches Ornat mit plattem Hut, schwarzem Mantel und Kette, und er verbeugte sich höflich vor einem weißhaarigen Skelett im gleichen Kostüm. Ansonsten trug er fast immer Uniform oder einen zweireihigen Anzug mit breitem Revers, und je nach Kleidung salutierte er entweder, oder er reichte anderen Männern die Hand, die allesamt älter waren als er und ihrer Körpersprache nach wohl auch vornehmer. Zwei von ihnen erkannte Johansson sogar. Den Ersten von einem Bild aus dem Geschichtsunterricht her, denn es war Präsident Harry S. Truman, der höflich die Hand von Onkel Oberst-Professor schüttelte, der trotz seines Anzugs mit den breiten Revers mit vorgeschobenem Kinn und starrem Blick Habacht stand.

Auf dem anderen Foto trug er Paradeuniform und salutierte vor einem kleinen bulldoggenähnlichen Mann, der etwas anderes anzusehen schien, was, wurde nicht klar, jedenfalls befand es sich außerhalb des Bildrandes, und dieser Mann hatte eben erst in historischem Sinn als Gastgeber für Johansson und dessen Kollegen fungiert.

Es handelte sich um den legendären Chef des FBI, um den Gründer der FBI-Akademie in Quantico, um John Edgar Hoover. Der sieht irgendwem ähnlich, dachte Johansson mit wachsender Gereiztheit, und dabei dachte er nicht an Hoover, denn der ähnelte nur sich selbst.

Eins der Fotos wirkte weniger förmlich. Der Oberst war darauf vielleicht Mitte Vierzig und mit einem etwas älteren Mann abgebildet, beide trugen doppelreihige gestreifte Anzüge, hatten einander die Arme um die Schultern gelegt und lächelten strahlend in die Kamera. Sommer und Sonne waren auch zu vermel- den, Stockholms Wasser glitzerte, im Hintergrund ragte das Schloss auf. Das muss vor dem Grand Hotel sein, dachte Johansson überrascht und drehte gewohnheitsmäßig das Foto um. Dort fand er einen kurzen handschriftlichen Text: »Kameraden im Feld, Stockholm, Juni 1945.«

»Meine Heimatstadt«, sagte Johansson entzückt, obwohl er doch in der Wildnis im Norden Näsäkers geboren war, und reichte Sarah das Foto.

»Das ist Stockholm. Im Hintergrund sieht man das Königs- schloss.«

»Very nice«, sagte Sarah höflich. »Wissen Sie, wen er da umarmt?«, fragte sie dann und gab ihm das Foto zurück.

Nein, den kenne ich nicht, dachte Johansson und schüttelte den Kopf.

»Keine Ahnung.«

»Aber Hoover haben Sie erkannt«, sagte sie neckend. »Tatsache ist, dass dieser Mann hier zu Lande ebenso legendär ist wie Hoover. Er hieß Bill Donovan und wurde der Wilde Bill genannt. Er war der erste Chef der Organisation, aus der sich dann nach und nach die CIA entwickelte, während des Krieges hieß sie allerdings noch OSS, Office of Strategie Services. Ich glaube, CIA heißt sie erst seit 1947.«

Ach so, dachte Johansson und nickte. Wem ähnelt er denn bloß?, dachte er. Auf jeden Fall nicht Wild Bill Donovan, obwohl er und Onkel Oberst fast gleich aussahen.

Auf der Treppe in den ersten Stock fiel es ihm dann ein. Der sieht ja aus wie dieser Arsch Backstroem, dachte Johansson überrascht. Abgesehen vom Altersunterschied könnten sie eineiige Zwillinge sein.

»Special Agent Backstroem«, sagte Johansson laut vor sich hin.

»Verzeihung«, sagte Sarah.

»Ach, nichts«, sagte Johansson.

Seltsam, wie oft einem Dinge auf der Treppe einfallen, dachte er.

Im ersten Stock gab es eine Art Diele, dahinter einen engen Flur mit einer Reihe von Türen, die zu einem halben Dutzend Schlafzimmern von unterschiedlicher Größe führten. Außerdem gab es eine Toilette und ein größeres und ein kleineres Badezimmer.

»Ich dachte, ich fange mit dem Zimmer des Obersten an«, sagte Sarah.

Des Obersten? Des Professors? Ein Mann mit mindestens zwei Saiten auf seiner Leier, dachte Johansson.

Oberst John C. Buchanan hatte natürlich das größte Schlafzimmer des Hauses bewohnt. Außerdem hatte er ein eigenes Badezimmer gehabt. Die Möbel vermittelten denn auch ein Bild des Mannes, der dort gehaust hatte, wenn auch ein arg begrenztes. Vor der einen Querwand stand ein schmales, hohes Bett mit einem Rahmen aus Mahagoni, dessen Matratze im Gegensatz zur Bettwäsche noch vorhanden war. Auf beiden Seiten des Bettes standen Nachttische aus dem gleichen Holz, auf dem rechten gab es eine altmodische eiserne Leselampe mit einem Schirm aus Pergament.

Auf der gegenüberliegenden Seite standen ein englischer Schreibtisch und ein dazu passender Schreibtischstuhl mit hohem Rücken, breiten Armlehnen und grünledernem Bezug. An der Wand über dem Schreibtisch war ungefähr ein Dutzend hellerer Felder zu sehen, wo offenbar Bilder oder Fotos von unterschiedlicher Größe gehangen hatten, die Tischplatte war, bis auf eine silberne Schreibgarnitur, gänzlich leer.

Das Zimmer besaß zwei hohe Fenster zur Straße, durch die Johansson Sarahs schwarzen Volvo sehen konnte. Vor den Fenstern waren schwere dunkle Portieren angebracht. An der Flurwand stand ein grüner Safeschrank aus den siebziger Jahren mit Ziffernschloss, dessen solide Tür angelehnt war. Das Innere war leer.

Leer, dachte Johansson und sah Sarah an.

»Sie nennen ihn den Obersten«, sagte Johansson, »aber Sie haben doch gesagt, dass er Universitätsprofessor war.«

»Ja«, sagte Sarah. »Rein formal war er das auch, Professor, meine ich. Er hat schon vor dem Krieg eine Doktorarbeit in Staatswissenschaft geschrieben. Ich habe sie nie gelesen, mein Vater aber wohl, nachdem ich lohn kennen gelernt hatte, und danach war mein Vater einen ganzen Monat lang total außer sich. Wie sonst nur jedes Jahr, wenn der Nobelpreis in der Sparte Wirtschaft verliehen wird.«

Jetzt lächelt sie wieder, dachte Johansson.

»Aber eigentlich war er wohl Offizier«, sagte Sarah. »Das wurde er bei Kriegseintritt der USA, und ich glaube, er ist irgendwann gegen Ende der sechziger Jahre ausgeschieden und bekam danach diesen Posten an der Universität. Es war ein offenes Geheimnis, dass er den zum Dank für seine militärischen Dienste erhalten hat. Für ihn wurde damals wohl ein neuer Lehrstuhl eingerichtet, über europäische Gegenwartsgeschichte oder

so, und seine Vorlesungen erregten eine gewisse Aufmerksamkeit, wenn man sich freundlich ausdrücken will, und er wurde immer nur der Oberst genannt.«

»Was hat er beim Militär gemacht?«

»Nachrichtenoffizier«, sagte Sarah und nickte energisch. »Er hat ganz einfach für die CIA gearbeitet oder die OSS, wie das während des Krieges hieß. Er war in Europa eingesetzt, unter anderem in Ihrem Heimatland. Er war mehrere Jahre an der Botschaft in Stockholm. Sie haben ja unten im Wohnzimmer das Foto gesehen.«

»Sie sind sich ganz sicher, dass er für die CIA gearbeitet hat?«, fragte Johansson.

»Ganz sicher«, sagte Sarah und zuckte mit den Schultern. »Das haben jedenfalls alle behauptet. John redete dauernd darüber, und welchen Grund sollte er denn sonst gehabt haben, einen Typen wie Wild Bill Donovan zu umarmen?«

Und warum sind sie dabei fotografiert worden?, überlegte Johansson. Das muss in diesen Kreisen doch fast schon als Dienstvergehen gelten.

»Sind Sie ihm je begegnet?«

»Ich bin ihm mehrere Male begegnet, als ich mit John zusammen war. Er war ebenso wenig von unserem Verhältnis begeis- tert wie mein Vater, in dem Punkt stimmten sie immerhin überein.« Sarah lächelte und schüttelte den Kopf. »Er konnte mich nicht leiden«, fügte sie hinzu.

»Warum nicht?«, fragte Johansson. »War er genauso dämlich wie sein Neffe?«

»Weil ich Jüdin bin«, sagte Sarah.

»Ich verstehe«, sagte Johansson. Was zum Teufel soll man denn darauf antworten, dachte er.

Danach hatten sie sich Johns Zimmer angesehen. Es war um einiges kleiner und besaß kein Bad, aber es war nach denselben Grundsätzen möbliert, wenn auch ohne Safe und ohne Portieren, dafür aber mit Fernseher, Video

und Radiorekorder. Alles zeigte, dass das Zimmer noch vor kurzem bewohnt gewesen war. Und zwar von einer nicht übermäßig ordentlichen Person.

»Aufräumen war nie Johns starke Seite«, teilte Sarah mit.

Das ist nicht das Problem, dachte Johansson. Wo gibt es Spuren des Menschen, der hier gehaust hat?

An der Wand über dem Schreibtisch hing ein altes Ölgemälde, das einige auf einer Wiese grasende Pferde darstellte, bestimmt ein Erbstück des Onkels und als Kunstwerk von äußerst zweifelhaftem Wert. Außerdem gab es einige gerahmte Plakate, das Interessanteste davon war ein in körnigem Gegenlicht aufgenommenes Bild einer jungen und verletzlichen Marilyn Monroe, die sich über ein Balkongeländer beugte.

Auf dem Nachttisch stand ein Radiowecker. Auf dem Schreibtisch lagen die Dinge, die auf Schreibtischen eben liegen. Ein schmutziger Kaffeebecher mit Büroklammern, Heftklammern, Münzen und allerlei Kugelschreibern, eine billige Armbanduhr mit zerfetztem Armband, Schreibmaschinenpapier und Briefumschläge. Eine hohe und verstellbare Tischlampe war an einer kräftigen Eisenplatte befestigt. Es gab einige Taschenbücher, allesamt Kriminalromane oder Thriller. Aber es gab kein Bücherregal, keinen Terminkalender, keine Notizbücher, keine sorgfältig geführten Ordner mit Fotos, keine privaten Videos oder Tonbänder. Rein gar nichts.

Und so sah es auch in dem großen braunen Kleiderschrank aus, der an der Wand gegenüber stand: Jacken, Jeans und Schuhe, Hemden, Unterhemden, Unterhosen und Socken, alles wild durcheinander, gewaschen und benutzt. Auf dem Boden stand eine Golftasche mit einem halben Dutzend Schlägern, zwischen den Schlägern steckte ein kurzläufiges halb automatisches Schrotgewehr vom Kaliber 12, Marke Remington Peacemaker.

Geladen, mit vollem Magazin und sicherheitshalber mit einer weiteren Patrone im Lauf.

»Was hat er wohl damit gemacht?«, fragte Johansson, zog die Patrone aus dem Lauf und sicherte die Waffe.

»Ich weiß nicht«, sagte Sarah und schüttelte den Kopf ohne die geringste Andeutung eines Lächelns. »So war er eben. Nehmen Sie das bitte weg.«

Am Ende hatten sie eine Runde durch das ganze Haus gedreht. Sie hatten sogar Dachboden und Keller besucht, und Johanssons erster Eindruck hatte sich dabei nur bestätigt. Am beeindruckendsten fand er den gigantischen Berg aus leeren Flaschen, die sie im Keller gefunden hatten. Ein gläserner Berg aus getrunkenem Bourbon, schottischem Whisky und irischem Whiskey, dazu einige hundert Flaschen, die Wodka aus den USA enthalten hatten.

Danach hatten sie das Haus abgeschlossen und waren weitergewandert. Zu einem vietnamesischen Restaurant, das nur einige hundert Meter entfernt in derselben Straße lag, es war von bunten Lampions erhellt, und vor dem Eingang stand ein hauseigener Weihnachtsbaum.

Großartiges Essen, aber wohl kaum die Kost, die man Jarnebring antun könnte, dachte Johansson eine gute Stunde später. Sie hatten mit einer Suppe angefangen, die aus Seetang zu bestehen schien und die laut Sarah auch aus Seetang bestand, aus einem ganz besonderen und überaus wohlschmeckenden Seetang. Danach hatten sie eine Art vietnamesische Ravioli bestellt, die mit dünnen Streifen geräucherter Entenbrust gefüllt waren, Johansson hatte Bier getrunken, Sarah zog kalifornischen Weißwein vor und redete und lachte fast die ganze Zeit.

Zuerst hatte er sie über das eben besuchte Haus befragt. Was war aus Bildern, Büchern, Kunstgegenständen und anderen persönlichen Habseligkeiten geworden, die es in einem Haus dieser Größe doch gegeben haben

musste? Verkauft, sagte Sarah, im Laufe der Jahre und vermutlich aus denselben Gründen, die hinter dem Verfall des Besitzers steckten.

»Ich weiß ja nicht, welche Pensionen die CIA bezahlt«, sagte Sarah. »Rufen Sie doch mal ihr Büro in Langley an und fragen sie.«

Sarah war zuletzt vor zehn Jahren als Gast in dem Haus gewesen, und in ihrer Erinnerung war es auch damals, als der Oberst noch sein Professorengehalt bezogen hatte, nicht origineller möbliert gewesen.

»Das meiste war Schrott. Es gab nicht sehr viele Bücher, und die Kunst entsprach so ungefähr dem Pferdebild, das du in Johns Zimmer gesehen hast. Ich erinnere mich vor allem an eine Menge Müll von militärischer Herkunft, denn so was sammelte er, jede Menge Helme und Schwerter und Medaillen, er war ungeheuer stolz auf seine Sammlungen. Millionen hat er dafür sicher nicht bekommen, das ist klar. Aber ganz wertlos war das alles sicher auch nicht. In diesem Land hier wimmelt es doch nur so von Irren, die solchen Kram suchen.«

Danach hatte Johansson das Gespräch auf John und dessen Zimmer gebracht. Was ihn gestört hatte, »as a cop«, war nicht, dass der Bewohner ein richtiges Dreckschwein gewesen zu sein schien, denn Johansson hatte schon viel Schlimmeres gesehen, sondern, dass es diesem Dreckschwein offenbar an persönlichen Eigenschaften und Interessen gefehlt hatte. Denn das konnte ein Polizist wie Johansson nun wirklich nicht billigen.

Sarah hatte zustimmend genickt. John war ein Schussel gewesen, dem allgemein akzeptierte menschliche Genussmittel auffällig gleichgültig gewesen waren; ein Bett war etwas, in dem man schlief, Kleider etwas, das man überstreifte, weil es warm oder kalt war, regnete oder schneite, und man aß, wenn man Hunger hatte.

»Bier trinken konnte er dagegen die ganze Zeit.«

»Er muss doch irgendwelche Interessen gehabt haben«, beharrte Johansson.

Wenige, wenn Sarah Recht hatte. Er las fast nur Krimis, Agentenromane und solchen Schund, und wenn er den Fernseher einschaltete, dann zappte er eigentlich nur durch die Gegend.

»Er hat sich nicht mal für Sport interessiert. Die Golftasche in seinem Kleiderschrank hat er sicher von seinem Onkel bekommen. Ich weiß, dass der kurze Zeit Mitglied in einem Golfclub war, aber er ist ausgetreten, als sie die ersten Farbigen aufgenommen haben.«

Reizender Mann, dachte Johansson.

»John ging auch nicht gern spazieren, das hielt er für Zeitverschwendung. Wenn wir früher zusammen ausgingen, stellte er sich in die dunkelste Ecke der Kneipe und trank Bier, belauerte die Mädchen und schaute geheimnisvoll. Und ich bin darauf abgefahren.«

»Aber er muss doch irgendwas gemacht haben«, beharrte Johansson, dessen Interesse jetzt endgültig geweckt war.

»John hat sich nur für John interessiert. Ich glaube nicht mal, dass er sich für Frauen interessierte, trotz aller Eroberungen, mit denen er immer protzte. Ich glaube, das lag in der Familie. Sein Onkel hat sich auch nicht für Frauen interessiert. Bei allem, was er sagte oder unternahm, ging es um andere Männer. Frauen waren auf seiner Landkarte nicht verzeichnet.«

Ach so, dachte Johansson, der seit mehr als zwanzig Jahren bei der Polizei arbeitete.

»A true member of the homoerotic society«, fasste Sarah die Lage zusammen. »Natürlich hat er auch Schwule gehasst.«

»Hatte John irgendwelche Freunde?«, fragte Johansson.

»Jede Menge«, sagte Sarah und kicherte.

John hatte in seiner eigenen kleinen Welt gelebt, »the John- World«, und dort war kein Platz für Freunde gewesen. Es gab nur große und kleine Schurken, Spione und Terroristen, und da er selbst einer der wenigen noch vorhandenen weißen Ritter war, war sein ganzes Leben eigentlich ein einziger Auftrag.

»Er musste sie entlarven und dafür sorgen, dass sie im Knast landeten. Das ist für einen wie John der Sinn des Lebens. Aber er mochte Männer wie dich. Große, starke Bullen, und wenn du ihn kennen gelernt hättest, dann bin ich sicher, dass du ihn innerhalb von fünf Minuten in den Hintern getreten hättest.«

Ach, so einer, dachte Johansson, der sein ganzes erwachsenes Leben als Polizist verbracht und doch noch keinen in den Hintern getreten hatte, denn das hatte damals sein bester Freund, Bo Jarnebring, für ihn mit übernommen.

»Ich bin ganz sicher, dass er deshalb Journalist geworden ist«, sagte Sarah.

John hatte mehrere Jahre als Journalist gearbeitet, zwei davon als geschätzter Reporter eines lokalen Fernsehsenders.

»Er sah so gut aus, dass niemand auf seine Worte achtete«, erklärte Sarah. »Aber danach wuchs sein Ehrgeiz, und er ging als ermittelnder Reporter zu unserer größten Lokalzeitung, und danach landete die Scheiße dann im Ventilator.«

Dass die Scheiße im Ventilator gelandet war, beruhte laut Sarah vor allem auf dem Restaurant, in dem sie hier saßen, und dafür war nun eigentlich nicht John verantwortlich gewesen, sondern sein Onkel, der Oberst. Das Restaurant gehörte einer vietnamesischen Familie, die gegen Ende der siebziger Jahre als Bootsflüchtlinge ins Land gekommen war. In ihrer neuen Heimat war sie rasch zu geschäftlichem Erfolg gelangt und besaß derzeit

etwa zwanzig Betriebe in Albany und Umgebung, Restaurants, Waschsalons, Lebensmittelläden, aber auch einen Baumarkt und ein größeres Motel.

Zu Beginn der achtziger Jahre hatten sie das Restaurant eröffnet, in dem Johansson und Sarah gerade saßen, nur zwei Steinwürfe vom Haus des Obersten entfernt, weshalb dieser dann endgültig ausgerastet war. Die Vietnamesen waren der Feind und als Feind seiner Ansicht nach das pure Pack. »Keine richtigen Krieger, sondern hinterhältige Gangster«, und die an die zweihunderttausend in die USA Geflohenen waren entweder kommunistische Infiltratoren oder schnöde Deserteure, die man eigentlich sofort erschießen müsste. Zuerst hatte er in der Nachbarschaft eine Unterschriftenliste herumgereicht, doch das Interesse der Nachbarn hatte zu wünschen übrig gelassen, während im frisch eröffneten Restaurant immer weniger freie Tische zu finden waren. Die Lage war also äußerst kritisch, und der Oberst hatte seinen Neffen für die gute Sache rekrutiert.

»Was leider nicht so schwer war«, sagte Sarah und seufzte. Auf jeden Fall hatte John die Zeitung dazu bringen können, eine Serie von Artikeln zum Thema »Wir haben die vietnamesische Mafia am Hals« zu veröffentlichen. Nach zwei Artikeln wurde die Serie jedoch gestoppt, und um die Sache kurz zu machen, die Zeitung hatte eine Menge Geld bezahlen müssen, und John war gefeuert worden.

»Stimmte denn irgendwas von dem, was er da geschrieben hat?«, fragte Johansson, milieugeschädigt, wie er nun einmal war.

»Kann ich mir nicht vorstellen«, sagte Sarah. »Das war sicher wieder so eine typische John-Sache.«

Danach hatten sie zum Nachtisch Obst bestellt, aber als Sarah dann auch grünen Tee verlangt hatte, hatte Johansson mehr als nur ein leichtes Zögern verspürt.

»Ob die hier wohl auch Kaffee haben?«, fragte er und senkte gleichzeitig die Stimme.

»Aber sicher doch. Vietnamesen sind keine Dummköpfe«, sagte Sarah fröhlich. »Ich würde einen doppelten Espresso nehmen.«

Sie ist wirklich süß, dachte Johansson. Aber vielleicht auch ein wenig zu clever.

Johansson fuhr den schwarzen Volvo zurück zu Sarah. Er hatte zwar zwei Bier getrunken, aber da sie fast drei Stunden im Restaurant gesessen hatten und ihm so etwas zu Hause nie auch nur im Traum einfallen könnte, war das hier wohl nicht die Welt. Bei Sarah angekommen, setzten sie sich ins Wohnzimmer und rede- ten noch eine Weile. Sie fragte, ob er Wein, Whisky oder etwas anderes trinken wolle, aber er lehnte ab. Warum, wusste er selber nicht so recht, und deshalb kam es dann auch, wie es kommen musste. Schon nach sehr kurzer Zeit versandete das Gespräch. Sie zeigte ihm sein Zimmer, wünschte ihm eine gute Nacht, stellte sich auf Zehenspitzen und gab ihm einen leichten Kuss auf die Wange, lächelte zugleich und nickte, und so war es dann eben.

Johansson putzte sich die Zähne, zog seine neue amerikanische Unterhose an und stieg in das Bett ihres Vaters, das groß und hart genug für seine Bedürfnisse war. Fünf Minuten später schlief er, auf der rechten Seite, mit dem Arm unter dem Kissen, wie er es zu Hause auch immer machte, doch ohne dass er den Rat seines großen Bruders befolgt hätte. Was hätte das auch für einen Eindruck gemacht, im Bett ihres Vaters, dachte Johansson noch, dann war er schon weg.

X

Frei fallen wie im Traum

Stockholm im November

Trotz allem verspürte Berg eine gewisse Zuversicht, sogar eine gewisse wachsende Zuversicht. Diese Geschichte mit Krassner war natürlich nicht so gut, aber bisher war nichts daraus erwachsen, was direkten Anlass zur Besorgnis gegeben hätte. Das, was er von Waltin gehört hatte, wies ja wohl eher auf das Gegenteil hin. Der Typ nahm offenbar Drogen, und wenn man die Menge bedachte, die er gekauft hatte, dann wäre es nicht ganz unmöglich – wenn das nötig sein sollte und wenn es sich herausstellte, dass er über wirklich wichtige Geheimnisse verfügte und die Sache doch noch an die Öffentlichkeit käme dass Polizei und Staatsanwaltschaft ihn den Medien als zynischen Drogendealer und nicht nur als normalen Joints rauchenden Akademiker verkaufen könnten. In solchen Fällen ging es ja nicht darum, was die Wahrheit war, sondern wer etwas behauptete.

Waltin und dessen Mitarbeitern zufolge wies auch noch sehr vieles andere daraufhin, dass Krassner nicht ganz bei Verstand war. Überspannt, misstrauisch, fast schon paranoid, und das waren wohl kaum Eigenschaften, die seine Sinne schärften, wenn sein Onkel wirklich zu redselig gewesen war und dieses Gerede für Berg und die Interessen, die er zu schützen hatte, Konsequenzen mit sich führen könnte. Man muss sich davor hüten, bei helllichtem Tag Gespenster zu sehen, sagte sich Berg, und damit fing auch er an, die Sache nicht mehr so pessimistisch zu betrachten.

Bestenfalls konnte diese Geschichte Berg und seinem Dienst vielleicht zum Vorteil gereichen. Sie hatte bereits dazu beigetragen, seine Beziehungen zum Sonderbeauftragten des Premiermi- nisters zu normalisieren, und das war schon gut genug. Dass dieser Fortschritt darauf beruhte, dass der Sonderbeauftragte Berg im Moment

dringender brauchte als Berg ihn, war kein Grund zum Wehklagen. Schließlich gab ihm das die Gelegenheit, in die Offensive zu gehen und hoffentlich verlorenes Terrain zurückzuerobern. Bei der ersten Besprechung im November wollte Berg deshalb seinen Auftraggebern gegenüber zwei Themen zur Sprache bringen, und beide waren sorgfältig ausgesucht worden. Von ihm selber natürlich.

Doch nach der kurzen einleitenden Lagebeschreibung war er leider nicht weitergekommen. Zuerst hatte er die andauernde Untersuchung über antidemokratische Elemente innerhalb von Polizei und Militär erwähnt. »Es geht nicht schnell, das gebe ich als Erster zu, aber es geht vorwärts«, sagte Berg und nickte zuversichtlich. Keiner seiner Auftraggeber hatte irgendwelche Fragen gestellt oder Einwände erhoben.

Danach kam etwas über die Jugoslawen – »im Moment scheint die Lage ruhig zu sein« –, gefolgt von dem üblichen Mantra über die Kurden, und dabei war der Minister zum Leben erwacht, und am Ende wäre doch noch fast alles schief gegangen. Obwohl Berg sich solche Mühe gegeben hatte.

»Dieser Kudo«, sagte der Minister. »Was macht der denn so? Von dem haben wir ja schon länger nichts mehr gehört.«

Ja, Gott sei Dank, dachte Berg, ohne auch nur eine Miene zu verziehen.

»Das läuft alles nach Plan«, sagte Berg. »Ich habe sie gebeten, etwas tiefer in diese besonderen ethnischen Aspekte einzutauchen, was … ja, was ihre Kommunikation betrifft, um es mal so zu sagen. Wie sie geheime Mitteilungen austauschen und so weiter. Denn da stehen wir oft vor schwierigen Interpretationsfragen.«

»Ja, es wäre interessant, sie einmal kennen zu lernen«, sagte der Minister. »Ich meine, diesen Kudo und seinen nächsten … wie heißt er noch …«

»Bülling«, warf Berg rasch dazwischen, denn er wollte diesem Elend ein schnelles Ende bereiten.

»Genau«, sagte der Minister, und seine Miene erhellte sich sichtlich. »Bülling, das hört sich fast ein bisschen deutsch an.«

»Oder wie ein angenommener Name«, erklärte der Sonderbeauftragte mit leisem Seufzen.

»Du meinst, ein bisschen bullenhaft«, sagte der Minister entzückt, denn in dieser Hinsicht war er durchaus nicht dumm. Er war sogar ziemlich spitzfindig, könnte man sagen, und fast ein wenig kühn.

»Bülling ist wirklich eine ziemlich kühne Person«, sagte der Sonderbeauftragte und sah den Minister aus fast geschlossenen Augen an. »Ohne übertreiben zu wollen, würde ich Bülling als einen der absolut kühnsten und mutigsten Polizisten der Truppe bezeichnen.«

»Was du nicht sagst«, sagte der Minister und beugte sich vor, um besser hören zu können. »Kannst du mehr darüber erzählen?«

»Aber das muss dann unter uns bleiben«, sagte der Sonderbeauftragte mit einem gewissen Zögern, wie es schien. »Ja, er hat doch vor ein paar Jahren die vielen Kinder aus dem brennenden Kindergarten in Solna gerettet.«

»Ja, jetzt, wo du es sagst«, sagte der Minister mit gerunzelter Stirn. »Ich kann mich vage erinnern.«

»Das ganze Haus brannte wie Zunder, aber Bülling stürzte einfach ins Flammenmeer und holte wirklich jedes Kind heraus. Vierzehn Mal, ein Kind unter jedem Arm, insgesamt an die dreißig Kinder, wenn ich richtig gerechnet habe, aber wenn er sich nicht die feuersichere

Hose des ›Phantoms‹ ausgeliehen hätte, hätte nicht einmal Bülling das geschafft.«

»Du willst mich auf den Arm nehmen«, sagte der Minister verletzt.

»Warum glaubst du das?«, fragte der Sonderbeauftragte und schaute den Minister an wie einen interessanten Gegenstand und nicht wie einen Menschen aus Fleisch und Blut. Und endlich konnte Berg dann zur Sache kommen.

Zuerst hatte er eine aktuelle Liste der Personen vorgelegt, die auf irgendeine Weise eine Bedrohung des Ministerpräsidenten oder seiner nächsten Umgebung darstellen konnten. Er war dabei sehr selektiv vorgegangen und hatte nur Namen aufgenommen, die nach Aussage seiner Mitarbeiter »es verdienten, ernst genommen zu werden«. Alle, die einfach nur bei ihren Nachbarn herumgesessen und gezecht und den Ministerpräsidenten im Fernsehen erblickt und dann geschworen hatten, »diesem Arsch werde ich eigenhändig die Kehle durchschneiden«, wurden nicht ernst genommen. Nicht einmal, wenn sie der Heimwehr angehörten und eine AK 4 im Kleiderschrank stehen hatten, wenn sie auf die Jagd oder zu Schützentreffen gingen, was übrigens überraschend viele von ihnen taten. So viele, dass Grund zu dem Verdacht bestand, dass auch solche Aktivitäten einen wesentlichen Teil ihres persönlichen Profils ausmachten.

Ihre Nachbarn und andere Nahestehende schienen ebenfalls eine interessante Gruppe zu bilden, jetzt, wo jeden Tag bei den Polizeidienststellen des Landes und sogar direkt bei der Sicherheitspolizei mehr oder weniger anonyme Tipps einliefen, über normale, ehrsame, schwedische Mitbürger, die »in geselligen Zusammenhängen versprochen haben, den Ministerpräsidenten zu ermorden«. Aber »diese vielen Suffköppe, Wirrköpfe und Faselhanse«, von denen es zu jeder Zeit Hunderte gab, wes-

halb diese Fälle sich in Bergs Ermittlungsregister nur so stapelten, hatte Berg verschwiegen. Übrig waren zweiundzwanzig Personen geblieben, denen es zuzutrauen war, dass sie den Worten Taten folgen ließen, und die, die Berg für die ernstesten Fälle hielt, waren natürlich auch die, die nicht so viel über ihre Wünsche oder Absichten laut werden ließen.

Als soziologisches Material betrachtet, bildeten sie eine interessante Gruppe, die sich über die gesamte soziale Skala verteilte. Es gab einen Grafen aus Sörmland mit eigenem Schloss, Grundbesitz und ausgedehnten Waldgebieten, der zwar ein wenig zu viel redete, aber offenbar über ansehnliche menschliche und materielle Ressourcen verfügte. Außerdem verhieß seine Geschichte nichts Gutes. Er neigte nachweislich zur Gewaltanwendung, ging gern Risiken ein und war rein praktisch dazu auch in der Lage. Im B-Haus in der Polhemsgatan, wo Berg vor allem seine Zeit verbrachte, lief er seit langem unter dem Namen des Königsmörders Anckarström, und einmal hatte Berg in einem ziemlich delikaten Fall persönlich eingreifen müssen. Nachdem er erfahren hatte, dass der Ministerpräsident ein Gastmahl zu besuchen gedachte, zu dem auch »Anckarström« geladen war, hatte er sich an die Staatskanzlei gewandt. Im letzten Moment war der Ministerpräsident verhindert gewesen, und Berg hatte der Leibwächtertruppe der Polizei Kopfschmerzen bereitet und für unnötige Ausgaben gesorgt.

Auch ein in London lebender schwedischer Milliardär war in der Liste vertreten. In seiner Heimat war immer noch ein Steuerprozess am Laufen, bei dem der schwedische Staat mehrere hundert Millionen von ihm forderte, und mit London als Basis hatte er große Summen in allerlei Kampagnen investiert, die sich gegen die Sozialdemokraten, die Regierung und nicht zuletzt den Minis-

terpräsidenten persönlich richteten. Bei einem privaten Essen im Londoner West India Club hatte er außerdem weitergehende Wünsche zum Ausdruck gebracht und zehn Millionen für die Person oder die Personen ausgesetzt, »die dafür sorgen können, dass der Gustaf III. unserer Tage ein logisches Ende nimmt«. Bergs Gewährsmann zufolge, der bei diesem Essen zugegen gewesen war und der auf eine lange Vergangenheit innerhalb der Sicherheitsorganisation der Industrie zurückblicken konnte, hatte der potenzielle Anstifter sein Angebot stocknüchtern, ernsthaft und mit leiser Stimme vorgetragen. »Er wirkte fast ein wenig belustigt, als er es gesagt hat«, fasste der Gewährsmann die Lage zusammen.

In Bergs Organisation hatte der Milliardär den Spitznamen Pechlin erhalten, wie einer der größten Intriganten der schwedischen Geschichte, Berg selbst hatte ihn ausgewählt. Er interessierte sich für Geschichte und las, wenn er nicht im Dienst war, vor allem Bücher über schwedische Geschichte. Geschichte hatte etwas Beruhigendes, fand Berg. Egal, wie düster die Lage auch gewesen sein mochte und wie übel es ausgegangen war, es war eben zur Geschichte geworden, und niemand verlangte von ihm, etwas daran zu ändern. Auf jeden Fall aber waren diese beiden, zusammen mit zwei weiteren Namen, Ausnahmen, und der Schwerpunkt lag bei denen, bei denen er in solchen Zusammenhängen immer lag. Genau die Hälfte der zweiundzwanzig waren schwer belastete Verbrecher, zwei davon saßen eine lebenslängliche Haftstrafe ab.

Einer war ein jugoslawischer Terrorist, und da er dort saß, wo er saß, stellte nicht er den Grund zur Besorgnis dar, sondern seine Umgebung. Er stand in stetigem Kontakt zu mindestens drei Landsleuten, qualifizierten Kriminellen, die viele Haare auf der Brust hatten und auf

freiem Fuß umherliefen. Sie waren außerdem schwer zu überwachen, extrem verschwiegen und in ihrem Verhalten und ihrem Umgang fast mafios.

Der andere Mörder war ein schwedischer Querulant, der schwedischen Behörden allgemein und juristischen Behörden ganz besonders einen tiefen und unversöhnlichen Hass entgegenbrachte. Er war auch kein normaler Querulant. Unter anderem verfügte er über technische Kenntnisse, und in seiner aktiven Zeit hatte er mehrere Bomben gebaut, was ihm so gut gelungen war, dass er wegen Mordes zu lebenslänglicher Haft verurteilt worden war. Seinen Gesinnungsgenossen galt er als Vorbild und Führerfigur, und da sich fast alle seine Anhänger noch auf freiem Fuße befanden, saß er in Bergs Bewusstsein wie ein Stachel im Fleisch. In letzter Zeit hatte er noch dazu ein Interesse am Ministerpräsidenten und mindestens zwei Regierungsangehörigen an den Tag gelegt, das nichts Gutes verhieß.

Das restliche halbe Dutzend wies die Gemeinsamkeit auf, dass es sich um bisher nicht vorbestrafte Männer handelte, ansonsten aber stellten sie eine wilde Mischung dar. Zwei waren in Bergs Zusammenhang besonders interessant. Die puren sicherheitspolitischen Albträume, dachte Berg in düsteren Stunden. Der eine war ein ehemaliger Fallschirmjäger und Unteroffizier an der Fallschirmjägerschule in Karlsborg. Zehn fahre zuvor hatte er das Militär verlassen und war einfach verschwunden, niemand wusste, wohin. Eine Freundin hatte ihn bei der Polizei vermisst gemeldet, doch die Suche nach ihm war eingestellt worden, als sie eine in der Türkei abgestempelte Postkarte erhalten hatte, auf der er kurz mitteilte, dass er sie nicht wiedersehen werde, ihr für »mindestens eine denkwürdige Nummer« danke, und sie bat, seinetwegen die Polizei nicht zu bemühen, denn es gehe ihm »prima«, und er habe nicht vor, »stehenden Fußes nach

Hause zu kommen«. Die Freundin hatte der Polizei die Karte gezeigt, die Polizei hatte die üblichen Fragen gestellt, hatte die Schrift auf der Karte mit früheren Mitteilungen verglichen und die Sache abgeschrieben. Worin die »denkwürdige Nummer« bestanden hatte, war nie herausgekommen, aber dem lokalen Klatsch zufolge sollte diese Freundin mindestens einmal in ihrem Leben mit dem Fallschirm abgesprungen sein.

Ein gutes Jahr später war der Mann wieder in Schweden aufgetaucht und im Zusammenhang mit einem größeren Ermittlungseinsatz gegen eine am äußersten linken Rand angesiedelte Organisation beobachtet worden. Es war dem puren Zufall zu verdanken gewesen, dass man ihn überhaupt entdeckt hatte. Der betreffende Ermittler hatte nämlich unter ihm gedient, als er seinen Wehrdienst bei den Fallschirmjägern abgeleistet hatte, und er beschrieb ihn wie einen, der auf der Liste seiner Lieblingsfeinde eine Spitzenposition einnehmen würde. Der Hintergrund des Objekts, der Zusammenhang, in dem er beobachtet worden war, und diese Beurteilung durch den Beobachter hatten das Interesse an seiner Person bei der Sicherheitspolizei rasch wachsen lassen.

»Hier ist verdammt noch mal die Rede von einem Kerl, der die halbe Abteilung mit seinen bloßen Fäusten totschlagen könnte«, brachte es der ein wenig zur Cholerik neigende Kommissar auf den Punkt, nachdem das Ermittlungsobjekt auf seinem Tisch gelandet war.

Da weder er noch seine Kollegen vom militärischen Nachrichtendienst ihn als Infiltrator hingeschickt hatten, war er einwandfrei der richtige Mann am absolut falschen Ort. Linksaktivisten hatten Brillen mit flaschenhalsdicken Gläsern zu tragen. Sie sollten zudem in Holzfällerhemden und Latzhosen durch die Gegend laufen, um Identifizierung und Ermittlung zu erleichtern, und so lange sie Schreiberhände und Arme hatten, die nicht

kräftiger waren als die der Alibifrauen der Abteilung, durften sie nach Herzenslust über die Arbeiterklasse palavern, die sie zu repräsentieren glaubten und die die Gesellschaft mit Gewalt umstürzen würde.

So lange sie Zündschlüssel brauchten, um ein Auto zum Fahren zu bringen, so lange sie keine funktionierenden Bomben basteln konnten, so lange sie nicht einmal seinen Kollegen die Nase einschlagen konnten, so lange ließen sie ihn kalt. Im Gegensatz zu dem ehemaligen Fallschirmspringer.

Aber leider lag ihnen gar nichts vor. Der Fallschirmjäger war spurlos verschwunden, und da er aus fünfhundert Metern Entfernung ein Loch in ein Fünfkronenstück schießen konnte, hatte der zur Cholerik neigende Chef entschieden, es sei nun höchste Zeit, in Aktion zu treten.

»Das hier ist wirklich kein Mensch, den man zu einem Tee zu sich bittet, und deshalb finde ich, dass wir mit den Deutschen reden sollten«, entschied der Chef, denn er war ein gebildeter und auch sanfter Mann, obwohl er es bis zum Polizeidirektor gebracht hatte.

Die Deutschen hatten ein halbes Jahr später von sich hören lassen, sie hatten damals ein Bild geschickt, das ihrem eigenen Deuter zufolge »mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit« den ehemaligen Fallschirmjäger darstellte. Das Foto war mit einer geschickt platzierten Überwachungskamera aufgenommen worden, die den Parkplatz vor der Raiffeisenbank von Bad Segeberg abdeckte. Am besagten Tag hatten sie dort die fünf Millionen schwedischen Kronen entsprechende Summe in der Kasse gehabt, und unmittelbar vor Feierabend waren drei Maskierte in die Bank gestürzt und hatten mit Hilfe ihrer Maschinenpistolen alles abgehoben, es handelte sich übrigens um Waffen der Marke UZI, israelisches Fabrikat. Ein Überfall »mit klaren terroristischen Bezügen«, wie der Chef des Verfassungsschutzes für Schles-

wig-Holstein erklärte. Die drei Bankräuber waren natürlich wie vom Erdboden verschluckt, und wenn die schwedischen Kollegen ihnen aushelfen könnten, was deren eigenen Landsmann betraf, so könnten sie mit innigstem Dank rechnen.

Am folgenden Tag war der ehemalige Fallschirmjäger zum Objekt eines eigenen operativen Einsatzes der schwedischen Sicherheitspolizei geworden, Operation Olga. Diesen Namen hatte man nicht gewählt, um den Feind zu verwirren, was man ja an sich recht gern tat, sondern da das Objekt während seiner Zeit als Fallschirmjäger eben diesen Spitznamen getragen hatte. Natürlich war er sich dessen nicht bewusst gewesen, das hätte dem Sprecher den sicheren Tod eingebracht, aber der Grund, aus dem er diesen Namen trug, war doch schmeichelhaft. An der gesamten Fallschirmjägerschule von Karlsborg gab es nur eine einzige Person, die noch härter im Nehmen war als das Objekt, und das war Olga, die der Küche vorstand.

Ein halbes Jahr darauf war die Operation Olga beendet worden. Zu diesem Zeitpunkt wussten sie fast alles über das Objekt, bis zu dem Zeitpunkt, zu dem es den Dienst quittiert hatte. Danach wussten sie im Grunde nur noch, dass er »mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit« ein halbes Jahr zuvor eine Bank in Norddeutschland überfallen hatte und seither offenbar Verbindung zu einer sehr weit links stehenden schwedischen Gruppe hatte, bei der die Palästinafrage ganz oben auf der Tagesordnung stand. Der Mann selbst jedoch schien wie vom Erdboden verschluckt. Bis er vor zwei Monaten, mit unverändertem Aussehen, obwohl so viele Jahre vergangen waren, sonnenverbrannt und absolut fit, auf einem Bild auftauchte, das eine ziemlich geschickt platzierte Überwachungskamera in dem kleinen Park gegenüber der Regierungskanzlei Rosenbad aufgenommen hatte.

Sofort war Operation Olga aus dem Archiv geholt worden, hatte eine neue Projektnummer und ein neues Budget erhalten.

[1] Berg hatte die Sicherheitsmaßnahmen für Rosenbad und die dort arbeitenden Schlüsselpersonen verschärft und die Verantwortlichen der Regierungskanzlei informiert. Er hatte zudem mit dem Sonderbeauftragten des Ministerpräsidenten gesprochen, den der Fall seltsam wenig interessiert, der jedoch wie immer großzügig mit Sarkasmen und Zweifeln um sich geworfen hatte. »Ich glaube nicht an solche Figuren«, hatte er hinter seinen schweren, gesenkten Augenlidern festgestellt. »Kaum haben sie ein Gesicht bekommen, sind sie fast immer uninteressant. Ich glaube auch nicht an einen Zusammenhang«, fügte er hinzu. »Bestimmt habt ihr ihn ganz einfach mit dem einen oder anderen verwechselt, was sicher nicht das erste Mal wäre. Und wenn nicht, dann sollten wir dankbar dafür sein, dass er die richtige Versammlung besucht hat.«

»Die richtige Versammlung?«, fragte Berg. »Ich verstehe nicht so ganz, was du meinst.«

»Mach dir keine Sorgen«, sagte der Sonderbeauftragte mit seinem üblichen Feixen – denn das war, ehe Krassner aufgetaucht war und die beiden zu einer Annäherung gezwungen hatte.

»Ich will dich ja nicht zur Sache der Palästinenser bekehren. Ich meine ja nur, wenn er zu einer Veranstaltung von der Sorte gegangen wäre, bei der man Leute seiner Art erwartet, dann wären doch wohl kaum Leute von euch da gewesen, die ihn erkannt hätten.«

Was du nicht sagst, dachte Berg sauer, doch da Krassner sie damals noch nicht zueinander geführt hatte, hatte er diesen Gedanken für sich behalten.

Ein ehemaliger Fallschirmjäger, der im Laufe von zehn Jahren dreimal kurz gesichtet worden war und

ansonsten verschwunden blieb. Was Berg besonders beunruhigte, war der Besitzer einer Baumschule bei Finspäng in Östergötland. Die eigene Sicherheitsabteilung der Regierungskanzlei hatte diesen Mann gemeldet, und normalerweise wäre er einfach einer der vielen geblieben, die man einfach nur registrierte, sonst nichts.

Ein gutes Jahr darauf hatte er persönlich an den Ministerpräsidenten geschrieben und um dessen Hilfe gebeten. Nach der Scheidung hatte seine Exfrau das Sorgerecht für den damals sechs Jahre alten Sohn des Paares erhalten. Obwohl sie eine Nutte und ihr neuer Mann ein alkoholisierter Krimineller war und obwohl er seinen Sohn über alles in der Welt liebte. Könnte der Ministerpräsident also eingreifen und Ordnung in der Sache schaffen? Das konnte er natürlich nicht. Der Mann hatte den üblichen freundlichen Absagebrief der Sachbearbeiterin in der Staatskanzlei erhalten, die die juristischen Argumente noch im Schlaf herunterleiern konnte. Worauf er noch einmal schrieb und wieder die gleiche Antwort erhielt. In seinem dritten Brief hatte er seinen Tonfall verschärft, war persönlich, unangenehm und sogar bedrohlich geworden. Danach hatte er sich auf Anrufe verlegt, und ungefähr zu dem Zeitpunkt, da er auf Bergs Schreibtisch gelandet war, war er dann verstummt. Ganz routinemäßig war die Angelegenheit jedoch an die Abteilung der Sicherheitspolizei in Norrköping weitergeleitet worden, wo man entweder zu wenig zu tun oder zu viel Geld hatte. Der Baumschulenbesitzer war Schütze und Jäger und hatte einen Waffenschein für insgesamt acht Waffen: einen Revolver, zwei Pistolen, drei Kugel- und zwei Schrotgewehre. Vierzehn Tage, nachdem die Sicherheitspolizei von Norrköping ein Ermittlungsdossier über ihn angelegt hatte, war er bei einer politischen Veranstaltung in Ätvidaberg aufgetaucht, wo der Ministerpräsident als Hauptredner fungierte.

Nach Ende der Veranstaltung hatte er sich auf dem Parkplatz herumgeschlichen, und als der Ministerpräsident und seine Begleitung sich mit dem Auto zum Essen ins Freimaurerhotel von Linköping begeben hatten, war er ihnen in seinem Wagen gefolgt. Er hatte ein Stück vom Hotel entfernt gehalten, war auf der Straße vor dem Hotel hin und her gelaufen und hatte dann endlich die Hotelrezeption betreten. Inzwischen war er bereits von einer in aller Eile verdoppelten Überwachungsgruppe umgeben, die insgesamt aus vier Ermittlern von der Sicherheitspolizei in Norrköping bestand.

»Wissen wir, ob er bewaffnet ist?«, fragte der Gruppenleiter per Funk.

»Die Antwort ist nein«, antwortete der Ermittler, der das Objekt am besten sehen konnte, während er zugleich seine Dienstwaffe aus seinem Schulterhalfter in seine linke Jackentasche wandern ließ.

»Na gut«, sagte der Gruppenleiter. »Wenn er sich auch nur einen Meter in Richtung Festsaal bewegt, dann schnappt ihr ihn euch.«

Aber das hatte er nicht. Stattdessen war er rasch wieder auf die Straße hinausgegangen, hatte sich in sein Auto gesetzt und war nach Hause gefahren. Am Tag darauf hatte er, nach einer Besprechung der Führungsgruppe, den Codenamen Immortelle erhalten.

Als Ermittlungsobjekt hatte Immortelle sich verheißungsvoll entwickelt, als Mensch hingegen machte er einen immer schlechteren Eindruck. Plötzlich schien er die Hoffnung aufgegeben zu haben, seinen Sohn zurückholen zu können. Er versuchte nicht einmal mehr, Kontakt zu dem Jungen aufzunehmen. Seinen früheren Angestellten wurde gekündigt, und seine Aktivitäten wurden auf Sparflamme zurückgeschraubt. Seine Kontakte zur Umwelt, per Telefon oder auf andere Weise, waren drastisch zurückgegangen. Er pflegte jetzt gewisse seiner frü-

heren Interessen und hatte sich zudem mindestens ein neues zugelegt, das unangenehm gut zu seiner bisherigen Geschichte zu passen schien. Er konnte ganze Stunden am Schießstand verbringen. Er lag auf dem Schießwall und gab einen Schuss nach dem anderen auf einen in dreihundert Meter Entfernung aufgebauten Pappkameraden ab, mit Hilfe seines Jagdgewehrs und eines frisch erworbenen Zielfernrohrs vom größten Modell. Inzwischen war er zu einem guten Schützen geworden. Er konnte es mit den Scharfschützen der Polizei durchaus aufnehmen.

Am frühen Morgen verschwand er in Trainingsanzug und Turnschuhen im Wald. Einige Monate zuvor hatte er für eine Runde auf der Aschenbahn in seiner Nähe eine gute Viertelstunde gebraucht. Jetzt schaffte er seine drei Kilometer in weniger als neun Minuten. Abends stemmte er Gewichte. Er hatte sich in einem seiner Gewächshäuser eine Trainingsbank, Stangen und Gewichte aufbauen lassen, und seine Trainingsschichten dauerten fast jeden Abend zwei Stunden. Er war stark, er war schnell, er konnte schießen, und das alles war wirklich nicht gut.

Außerdem war er in die Sozialdemokratische Partei eingetreten. Wohl kaum aus Überzeugung, denn nichts in seiner Geschichte wies darauf hin. Aus den vorsichtigen Anstreichungen, die er mit Bleistift in der Parteizeitung, dem Mitgliedsblatt der Ortsabteilung und den anderen in seiner Mülltonne gefundenen Rundschreiben vorgenommen hatte, ging hervor, dass er sich vor allem dafür interessierte, wo der Ministerpräsident sich in nächster Zukunft aufhalten würde. Ein Motiv hatte er, über Mittel verfügte er ebenfalls. Jetzt suchte er nur noch nach einer passenden Gelegenheit, darüber war man sich nicht nur bei der Sicherheitspolizei in Norrköping absolut einig, sondern auch bei den hohen Chefs in Stockholm.

Bergs Vortrag hatte auf seine Zuhörer Eindruck gemacht. Der Justizminister war fast geschockt gewesen.

»Ja, ich bin immer ein wenig erschüttert, wenn ich so etwas höre«, sagte er. »Man möchte doch lieber nicht wissen, dass es solche Menschen gibt.«

Danach hatte er sich ausführlich darüber verbreitet, wie es zur Zeit des alten Königs zugegangen war. Damals, als er noch ein junger Spund gewesen war, der seinen Vater zu Palmgrens Lederladen hinter dem Theater Dramaten begleitet hatte, um Papas neue Reitstiefel abzuholen, und dann war plötzlich der König hereingekommen und hatte allen im Geschäft freundlich zugenickt.

»Er war ganz allein unterwegs, ja, abgesehen von seinem Adjutanten, aber der war wohl vor allem dabei, damit der König nicht selbst zu bezahlen brauchte. Er war ganz allein mitten in Stockholm unterwegs, und niemand wäre auch nur auf die Idee gekommen, ihn auf irgendeine Weise zu beleidigen.« Der Minister schüttelte traurig den Kopf.

Sogar der Staatssekretär hatte sich zu Wort gemeldet. Als Berg ohne Namen zu nennen eine kurze Beschreibung des sörmländischen Grafen vorgetragen hatte, hatte der Staatssekretär plötzlich den Mund aufgemacht. Zum ersten Mal außerhalb seines juristischen Reviers, schließlich stammte er väterlicher- wie mütterlicherseits vom Adel ab.

»Leider handelt es sich um einen Verwandten von mir«, teilte der Staatssekretär trocken mit. »Einen angeheirateten natürlich«, fügte er rasch hinzu, als er das erfreute Lächeln des Sonderbeauftragten sah.

Der Sonderbeauftragte hatte genau das gesagt, was Berg nicht von ihm erwartet hatte.

»Wie viele Leute würdest du brauchen, um eine vollständige Überwachung dieser Figuren sicherstellen zu können?«

»Vollständige Überwachung«, wiederholte Berg, um sich davon zu überzeugen, dass der Fragesteller auch den vollständigen Inhalt seiner Frage erfasst hatte.

»Vollständige Überwachung. Ich rede hier von zweiundzwanzig Überwachungsteams.« Der Sonderbeauftragte nickte zur Bestätigung.

»Das können wir gleich vergessen«, sagte Berg. »So viele Leute habe ich nicht. Außerdem haben sie auch noch anderes zu tun, wie die Herren sicher wissen.« Warum hat er diese Frage gestellt?, überlegte Berg. Er muss doch genau wissen, über welche Mittel ich verfüge, und rechnen kann er auch.

Der Sonderbeauftragte hatte sich mit einem Nicken begnügt.

»Noch was«, sagte er dann. »Wie viele sind euch sonst noch bekannt? Außer dieser besonders qualifizierten Gruppe, von der du hier berichtet hast.«

»Hunderte«, sagte Berg. »Bestimmt Hunderte.« Er fragt nicht aus eigenem Interesse, dachte Berg. Er will, dass ich es den anderen sage. Warum will er das?, überlegte er.

Danach informierte er über die Aufgaben, die der Chef der Leibwächtergruppe in seinem Auftrag zusammengetragen hatte, um dann mit fliegenden Fahnen und knatternden Bannern ins Ziel zu galoppieren.

»Ich habe eine Zusammenstellung erarbeiten lassen«, sagte Berg. »Über die Überwachung des Ministerpräsidenten während der letzten dreißig Tage vor dieser Besprechung.«

Der Ministerpräsident war an siebzehn dieser Tage im In- und Ausland auf Reisen gewesen, und wenn Berg zu entscheiden hätte, hätte er die ganze Zeit wegbleiben

können. Wenn er auf Reisen war, wurde er nämlich immer von seinen regulären Leibwächtern bewacht, die außerdem oft Verstärkung durch operative Büros erhielten, während die lokale Polizei sich ebenfalls umfassend beteiligte. Am allerbesten waren Auslandsreisen, denn in anderen Ländern besaß man andere Erfahrungen, und die Sicherheitsvorkehrungen nahmen in der Regel im Vergleich mit dem, worauf Berg sich beschränken musste, gigantische Ausmaße an.

»An elf von diesen dreißig Tagen wurde er nachts einzig und allein von dem einen Angestellten eines Wachdienstes beschützt, den wir vor seiner Tür aufgestellt hatten. An all diesen Tagen wurde er jeweils mindestens einmal ganz allein vor Rosenbad oder seiner Wohnung beobachtet. Insgesamt handelt es sich um über zwanzig Fälle und Zeiträume von einer Viertelstunde bis zu mehreren Stunden. Er ist zu Fuß ins Büro und dann wieder nach Hause gegangen, er war zum Essen aus oder ist einkaufen gegangen. So ist die Lage«, sagte Berg und nickte mit dem ganzen Ernst, den diese Lage erforderte.

»Au weia, Berg«, sagte der Sonderbeauftragte und lachte freundlich.

»Ich habe ihn nicht, ich wiederhole, nicht beschatten lassen«, sagte Berg. »Diese Informationen sind mir auf andere Weise zugegangen, und es gibt nur einen Grund, aus dem ich sie mir besorgt habe. Der Ministerpräsident ist ein Bewachungsobjekt, für das ich und meine Leute verantwortlich sind, eins von unseren sechs höchst priorisierten Objekten übrigens. Ihr kennt den Hintergrund, über den ich hier berichtet habe, und den Rest könnt ihr euch denken.«

»Ich werde mit ihm reden«, sagte der Sonderbeauftragte und klang dabei weder ironisch noch gleichgültig oder gar müde. »Aber erwarte nicht allzu viel. Er ist, wie

er ist, und außerdem ist er mein Chef«, fügte er zur Erklärung hinzu.

»Ich werde auch mit ihm reden«, sagte der Justizminister. »Das werde ich wirklich.«

»Du kannst ihm ja erzählen, dass es nicht mehr so zugeht wie zur Zeit des alten Königs«, sagte der Sonderbeauftragte hinter seinen gesenkten Augenlidern, und als er das sagte, hörte er sich wieder so an wie sonst.

*

Schon seit vierzehn Tagen plante Waltin einen Einbruch, und es sollte nicht sein erster sein. Seinen ersten Einbruch hatte er mit fünfzehn Jahren absolviert, als er noch die Realschule besucht hatte. Und wie auch heute wieder hatte er damals nichts stehlen wollen. Er wollte sich nur umschauen. Er war bei einem Klassenkameraden eingebrochen, der während der Frühlingsferien mit seiner Familie verreist war. Es war nicht besonders schwer gewesen. Die Wohnungsschlüssel hatte er sich schon lange vorher besorgt, und er hatte seinen Kumpel mehrere Male zu Hause besucht und kannte sich in der Wohnung deshalb aus. Eigentlich interessierte Waltin sich für die Mutter des anderen. Eine kleine, schlanke, rassige Schönheit ohne irgendeine Ähnlichkeit mit diesem Schwein, das seine eigene Mutter war.

Es war ein fantastisches Erlebnis gewesen. Stundenlang war er durch die große, stumme, dunkle Wohnung gewandert. Er hatte Plastikhandschuhe getragen, hatte sich vorher in einem Hobbyladen eine praktische kleine Taschenlampe gekauft, die aussah wie ein Kugelschreiber, und hatte fast die ganze Zeit einen Ständer gehabt. Er war überaus systematisch vorgegangen und hatte nicht die geringste Spur hinterlassen. In einem Fotoalbum im Schlafzimmer der Eltern hatte er endlich das Gesuchte

gefunden. Und zwar ein Foto von der Mutter des Kumpels. Splitterfaser- nackt stand sie da und lächelte aufs Schamloseste in die Kamera, vermutlich, wie der Hintergrund annehmen ließ, vor dem Ferienhaus der Familie im Schärengürtel, denn auch dort war er schon einmal gewesen. Zugleich war das Bild eine große Enttäuschung. An der Hand hielt die Frau seinen Klassenkameraden, der zehn Jahre zuvor offenbar wie ein kleines Schwein ausgesehen hatte, und außerdem waren ihre Brüste viel größer als in seiner Vorstellung. Jedenfalls waren sie das damals gewesen.

Zuerst hatte er das Foto trotzdem behalten wollen, um das kleine Schwein wegzuschneiden und eine Kopie vom Rest zu machen, die er ihr dann anonym zusenden wollte, mit einigen wohlformulierten Zeilen, in denen er andeutete, dass es noch mehr und Schlimmeres gab und dass sie sich vielleicht treffen sollten … aber diese Brüste waren in ihrer Greifbarkeit viel zu abstoßend, und deshalb ließ er das Foto im Album stecken, und während er wichste, versuchte er das kleine Schwein und die Brüste mit den Fingern der linken Hand zu verdecken. Das ging ziemlich gut, auch wenn es eine Weile dauerte, und als er fertig war, hatte er Schwein und Brüste großzügig mit Sperma eingeschmiert.

Beim Verlassen der Wohnung steckte er einige goldene Schmuckstücke und ein paar Flaschen ausgezeichneten französischen Weins ein. Die Schmuckstücke hatte er nach und nach versetzt und dafür ordentlich kassiert. Den Wein hatte er einsam in der Abgeschiedenheit seines Zimmers genossen, während sein Mütterchen wie immer im Nebenzimmer im Sterben lag. Alles wies darauf hin, dass er die Sache mit Bravour gemeistert hatte. Offenbar war sein heimlicher Besuch nicht einmal bemerkt worden. Das Schwein hatte sich verhalten wie immer, ebenso nuschelnd und aufdringlich, und wenn es von dem Ein-

bruch ge- wusst hätte, dann hätte sicher die ganze Schule noch vor der ersten Pause davon erfahren.

Aber das war lange her. Jetzt beschäftigte er sich nur noch mit legalen Einbrüchen, und seine professionelle Kapazität war noch nie von den wenigen in Frage gestellt worden, die die Ehre hatten, ihm bei der praktischen Ausführung zu helfen. Aber diesmal hatte er kein gutes Gefühl. Zum einen war er nicht sonderlich motiviert. Was sollte so einer wie Krassner denn eigentlich zu bieten haben? Bei einer Wette hätte er nicht eine Krone auf diesen Trottel gesetzt. Zum anderen war es keine einfache Aufgabe. Alarmanlagen, Detektoren und Überwachungskameras waren das eine, die mochten so ausgefeilt sein, wie sie wollten, das steigerte das Vergnügen nur, aber sieben wachsame junge Leute, die so eng aneinandergedrängt wohnten wie in einem Schuhkarton, waren etwas ganz anderes und siebenmal schlimmer.

Es war also notwendig, sie aus dem Haus zu locken. Um den Neger würde die kleine Jeanette sich kümmern, auch wenn es Waltin überhaupt nicht passte, dass sie zu keiner besseren Lösung gelangt waren. Auch die fünf anderen würden sie wohl irgendwie loswerden können. Zwei wollten ihre Eltern besuchen, ein Dritter seine Freundin. Zwei wollten zu Hause bleiben und zumindest ein wenig in die Bücher schauen, ehe sie eventuell doch noch auf die Piste gingen, aber da Jeanette für sie Karten für ein Popkonzert besorgt hatte, dürfte auch das kein Problem sein. Nein, wirklich nicht, und danach blieb nur noch die eine große Sorge, Krassner selber.

Es war nur recht und billig, dass der alte Miesling Forselius sich dabei nützlich machte. Schließlich lagen seine Fantasien der ganzen Sache zu Grunde. Aber natürlich hatte er sich gewehrt wie ein widerspenstiger Esel, als Waltin ihn deshalb aufgesucht hatte.

»Ich höre, was Sie sagen«, sagte er vergrätzt, als Waltin seinen Spruch aufgesagt hatte. »Ich höre, was Sie sagen.«

»Sie sind der Einzige, dem ich vertrauen kann«, sagte Waltin eindringlich. »Er hat zwar Kontakt zu einigen Journalisten, aber dieses Risiko will ich nicht eingehen. Dann blasen wir die ganze Sache lieber ab.«

»Das höre ich natürlich gern«, sagte Forselius und klang ein wenig umgänglicher. »Diese Kreatur sollte man einfach abschießen.«

Sicher, dachte Waltin. Fine with me, aber da das nicht geht, was machen wir also?

»So einer«, schnaubte der Opa. »Sie finden nicht, dass es ohnehin schon schlimm genug ist?«

Wovon immer er hier redet, dachte Waltin, der keine Ahnung hatte, worum es eigentlich ging.

»Ja, natürlich«, sagte Waltin mit gut gespieltem Entsetzen. »Gott bewahre, nein, ich dachte nur, wir könnten uns doch eine gute Geschichte aus den Fingern saugen, wo wir schon mal dabei sind. Wenn Sie verstehen, was ich meine?« Er beugte sich in dem durchgesessenen Ledersessel vor und nickte so eindringlich, wie diese gefährliche Position es überhaupt nur erlaubte.

»Sie denken an die Zeit, als Professor Forselius die Spiegel hielt«, grunzte der Opa und griff nach der Cognac-Karaffe. »Das waren andere Zeiten.«

Welche Spiegel?, fragte Waltin sich. Was faselt der da?

»Sicher, sicher«, sagte Forselius. Nahm einen anständigen Schluck und wischte die verbliebenen Tropfen mit dem Handrücken ab. »Aber wie zum Teufel soll ich den Arsch erreichen, denn Telefon hat er ja in diesem verdammten Heim sicher nicht.«

»Wir schreiben ihm einen Brief«, sagte Waltin.

Und dann hatten sie einen Brief geschrieben, in dem Forselius Krassner zu sich eingeladen hatte, für Freitag, den 22. November, abends, 19 null null. Forselius sei, seit Krassner neulich bei ihm vor der Tür gestanden hatte, alte Unterlagen durchgegangen und habe allerlei gefunden, was ihm bei seiner Arbeit helfen könnte und was er eigentlich Krassners Onkel hätte zukommen lassen, wenn der noch unter den Lebenden weilte, doch wo Krassner nun selbst sein Interesse angemeldet habe, so …

»Dann können wir nur hoffen, dass der Arsch antwortet«, sagte Forselius.

»Das tut er sicher«, sagte Waltin mit warmer Stimme.

»Und wenn nicht, dann müssen Sie sich etwas anderes ausdenken«, sagte Forselius listig.

»Das findet sich schon«, sagte Waltin und erhob sich.

»Ich kann mich an einen Polen erinnern. Das war gleich nach dem Krieg. Eilig war es auch. Und verdammt wichtig.«

»Jaa«, sagte Waltin freundlich. »Ich höre.«

»Egal«, sagte Forselius und schüttelte den Kopf. »Das war gleich nach dem Krieg, und damals spielte man nach anderen Regeln, aber jedenfalls konnten wir dafür sorgen, dass er nichts davon erfuhr. Ja, das konnten wir.« Forselius seufzte tief.

Ob die diesen Polacken, von dem der alte Miesling da gemurmelt hat, wohl umgebracht haben?, überlegte Waltin, als er wieder auf der Straße stand. Das war sicher eine praktische Lösung gewesen, aber da die Zeiten sich geändert hatten, hatte er sich für eine andere Möglichkeit entschieden. Zu seiner Überraschung war Berg darauf eingegangen. Und noch überraschender: Er hatte plötzlich ziemlich gleichgültig gewirkt.

»Wenn es keine andere Lösung gibt, ja, dann«, sagte Berg und hob die Handflächen. »Ich gehe davon aus, dass unsere Leute das übernehmen.«

»Ja«, sagte Waltin. »Ich hab mir gedacht, wir schnappen ihn uns, und dann können die Drogenfahnder den Rest übernehmen, ohne Absender oder Empfänger zu nennen. Ich habe einen alten Kontakt, ich kann das in die Wege leiten.«

Danach hatte er mit Göransson und Martinsson gesprochen. Es war alles überhaupt kein Problem gewesen, da sie einfach nur seine Anweisungen ausführen sollten. Sie sollten vor dem Studentenwohnheim Posten beziehen, und wenn Krassner am Freitag früher als um neunzehn Uhr null null herauskam, dann sollten sie ihm folgen und feststellen, ob er sich wirklich zum alten Forselius begab. Und dort sollten sie ihn überwachen und Bescheid sagen, wenn etwas schief ging. Und wenn alles vorüber und Krassner auf dem Heimweg war, konnten sie Feierabend machen.

Wenn er nicht aus dem Haus kam, sollten sie nach oben gehen und ihn sich holen. Ihn zur Wache in Kungsholmen bringen und ihn wegen Verdachts auf Drogenmissbrauch oder gar Drogenhandel in eine Zelle sperren. So wenig Papier wie möglich, baldestmögliche Heranziehung der Kollegen von der Drogenfahndung; an eine Hausdurchsuchung brauchten sie keine Gedanken zu verschwenden, darum würden andere sich kümmern.

»Sind wir dann so weit?«, fragte Waltin.

»Aber sicher«, sagte Martinsson und ließ im Spiegel hinter Waltins Rücken diskret seinen Bizeps spielen.

Göransson hatte sich mit einem Nicken begnügt, aber er war ja auch schon viel länger dabei als Martinsson.

Ich darf nicht vergessen, Forselius' Brief verschwinden zu lassen, dachte Waltin.

Waltin hatte der Kriminalassistentin Jeanette Eriksson zwar nicht viel gesagt, aber da sie siebenundzwanzig Jahre alt und alles andere als ein Dummkopf war, konnte sie sich den Rest selber denken.

Hier ist offenbar eine Hausdurchsuchung angesagt, dachte sie. So eine, über die nicht gesprochen wird. Aber danach hatte sie nicht weiter über diese Angelegenheit nachgedacht, denn sie hatte andere Sorgen, die ihr dringender und gewichtiger vorkamen. Die Karten, die sie für das Konzert am Freitagabend besorgt hatte, waren für sie das geringste Problem und außerdem ein leicht lösbares Problem gewesen. Waltin hatte die Karten beschafft, die Idee war jedoch von ihr gekommen.

Sie und Daniel hatten beim Kaffee in der Küche gesessen, als Tobbe und Patrik sich zu ihnen gesellt hatten. Sie kannten einander seit dem Gymnasium und hatten in einer Band gespielt, allerdings mehrere Jahre, ehe es ihnen gelungen war, auf dem selben Gang im Studentenheim zu landen. Jetzt waren sie stocksauer, denn sie hatten zwei Stunden lang Schlange gestanden und doch keine Karten mehr für den Auftritt ihrer Lieblingsband am kommenden Freitag bekommen. Jeanette hatte von dieser Band nie gehört, aber sie ergriff die Gelegenheit sofort beim Schopf.

»Ich kann bestimmt welche auftreiben«, sagte sie und nickte ihnen zu.

»Vergiss es«, sagte Tobbe, schüttelte den Kopf und goss sich einige ausgiebige Schlucke aus seiner Bierflasche in die Kehle.

»Wieso denn?«, fragte Patrik skeptisch.

»Ich hab einen Ex, der bei einer Plattenfirma arbeitet«, log Jeanette. »Normalerweise kommt der immer an Karten ran.«

Krassner selbst war ein um einiges größeres Problem. Als sie einmal in der gemeinsamen Küche in ein Buch

vertieft gewesen war, war Krassner plötzlich hereingekommen und hatte ihr gegenüber Platz genommen. Und obwohl er lächelte, wusste sie sofort, dass diese Unterhaltung nicht gerade lustig verlaufen würde.

»Was liest du denn da?«, fragte er und griff nach ihrem Buch.

»Ein Buch über Verbrechen«, sagte Jeanette in ihrem besten Schulenglisch und versuchte gleichzeitig, sich über diese Zudringlichkeit angemessen empört zu zeigen.

»Kriminologie ist ein obligatorisches Fach an der schwedischen Polizeihochschule«, sagte Krassner, und das klang eher wie eine Behauptung als wie eine Frage.

Sieh dich vor. du kleiner Arsch, dachte Kriminalassistentin Eriksson und versuchte zugleich auszusehen, als sei sie erst siebzehn.

»Keine Ahnung«, sagte sie. »Ich glaube nicht, aber jedenfalls wird es an der Uni Stockholm gelehrt. Ich bin jetzt im dritten Semester.«

Krassner grinste verächtlich, wie einer, der es besser wusste und sich von ihr nicht an der Nase herumführen lassen würde.

»Du sitzt meistens hier in der Küche«, sagte er.

»Damit Daniel und ich besser büffeln können«, sagte Jeanette unschuldig. »Ich hoffe, das stört dich nicht?«

Krassner schüttelte den Kopf, erhob sich, blieb in der Tür stehen und schaute sie mit seinem unangenehmen, viel sagenden Lächeln an.

»Take care, officer«, sagte er. Kehrte ihr den Rücken zu und verschwand in seinem Zimmer.

Jeanette hatte nichts dazu gesagt. Sie hatte ihn nur verdutzt angesehen und sich begriffsstutzig gestellt. Worauf will er wohl hinaus?, fragte sie sich. Weiß er etwas? Kaum, das ist höchst unwahrscheinlich. Hat er einen Verdacht? Sicher, dazu ist er genau der Typ. Was will er? Er will mich auf die Probe stellen, dachte sie.

»Er kommt mir total verrückt vor. Ich sag dir, der Mann ist nicht ganz beisammen, das sieht man in seinen Augen«, fasste Eriksson die Lage zusammen, als sie sich an diesem Abend mit Waltin traf.

»Er kann nichts wissen«, sagte Waltin.

»Nee«, sagte Jeanette, »aber ich glaube, das interessiert ihn überhaupt nicht.«

»Du siehst nicht gerade aus wie eine typische Polizistin«, sagte Waltin mit väterlichem Lächeln. »Er will dich auf die Probe stellen.«

»Sicher. Er will mich auf die Probe stellen, obwohl ich so aussehe«, betonte Eriksson. »Und das sagt doch allerlei über ihn.«

»Du musst in der Küche sitzen? Eine andere Möglichkeit gibt es nicht?«

»Nein.« Jeanette schüttelte den Kopf. »Nicht, wenn ich an seiner Tür vorbeigehen will, damit ich versuchen kann zu hören, was er gerade macht.«

»Bald ist es vorbei«, sagte Waltin und zeigte alle seine weißen Zähne. »Und keine hätte das so gut gemacht wie du.«

Es gibt noch einen Grund, um in der Küche zu sitzen, dachte Kriminalassistentin Eriksson, aber den willst du sicher nicht hören, und wo es doch bald vorbei sein wird, muss ich damit leben.

Der Hauptgrund, aus dem sie in der Küche saß, war Daniel oder M'Boye, wie sie ihn Waltin und den anderen Kollegen gegenüber nannte. Ob es nun bald vorbei sein würde oder nicht, jedenfalls kannte sie Daniel nun schon seit fünf Wochen, und er war ein ganz normaler junger Mann, dem sie höchstens einen leichten Kuss gab und den sie ab und zu umarmte, obwohl sie sich schon über zwanzigmal getroffen und viele Stunden auf seinem Zimmer verbracht hatten, wo sie sich mit allem zwischen

Himmel und Erde beschäftigten, nur nicht mit dem, was am allernächsten gelegen hätte.

Er muss mich doch für total bescheuert halten, dachte Eriksson. Was für ein Glück, dass er so ist, wie er ist.

Daniel war nicht nur groß, stark, gut aussehend und begabt. Er war außerdem lieb und wohlerzogen, und so wie er begriffen hatte, dass Jeanette keine Schwedin wie aus dem Klischee war, hatte er noch dazu eine werbende und ausdauernde Seite seiner Persönlichkeit mobilisiert. Aber trotzdem hatte Kriminalassistentin Eriksson sich wirklich wie ein Biber abmühen müssen, um nicht den Körperteil zu benutzen, den Daniel – in einem freudianischen Moment, in dem sogar er den festen Boden unter den Füßen verloren hatte – als ihren »kleinen Biber« bezeichnete. Jeanette gefiel dieser Einsatz gar nicht. Sie nutzte einen netten Menschen aus, dem sie wichtig war. Wenn die Luft in Daniels Zimmer dick wie Mayonnaise wurde, rettete sie sich durch die Flucht in die Gemeinschaftsküche, und ihre Ausreden dafür waren nicht einmal mehr weit hergeholt, sie waren noch schlimmer, aber zum Glück würde ja bald alles vorbei sein. Dann würde sie aus seinem Leben verschwinden, und er würde nach Südafrika zurückkehren und sein Leben weiterleben, und hoffentlich würde sie darin keine allzu tiefen Spuren hinterlassen.

Erst am späten Donnerstagabend hatte Forselius bei Waltin angerufen, und danach hatte Waltin sich sofort an die Details seines Alternativplans gemacht. Berg hatte sich nachmittags bei ihm gemeldet, und da hatte er gesagt, alles weise eher auf eine Festnahme wegen Drogenbesitzes hin, da Forselius nichts von sich hören lasse. Berg schien sich mit dieser Vorstellung versöhnt zu haben. »Aha«, hatte er nur gesagt. »Ist vielleicht auch gut so.«

Aber dann rief Forselius an und klang aufgeregt und verschwörerisch.

»Ja, hallo, ich bin das«, sagte Forselius in Waltins abhörsicherer Leitung.

Ja, hallo, du alter Miesling, dachte Waltin. Rufst einfach mitten in der Nacht an und redest wie der Dritte Mann.

»Nett, von Ihnen zu hören«, sagte Waltin höflich.

»Ich wollte nur sagen, dass alles nach Plan läuft«, sagte Forselius. »Ich habe eben mit ihm telefoniert.«

»Wie schön«, sagte Waltin herzlich. »Ich lasse von mir hören.«

Ob ich wohl Berg anrufen und ihm sagen sollte, dass wir doch auf Plan A zurückgreifen?, überlegte Waltin. Das hat Zeit, be- schloss er dann und entschied sich dafür, Hedberg das Startsignal zu geben. Schließlich musste der die Hauptlast tragen, und er wollte ihn nicht unnötig warten lassen.

Mein bester Mitarbeiter, dachte Waltin mit Wärme. Hedberg, der nie ein Wort sagte, der aber immer genau das tat, was von ihm verlangt wurde. Ab und zu kam er Waltin fast vor wie ein Bruder. Als sei Hedberg der Bruder, den er niemals gehabt hatte. Komisch, dass die Kollegen so viel Scheiß über diesen Mann reden, dachte Waltin.

XI

Zwischen der Sehnsucht des Sommers und der Kälte des Winters

Albany, New York State, Montag, 9. Dezember

Der lokale Wetterbericht hatte für den Wochenbeginn milderes Wetter verheißen, jedoch vergessen, den Schnee zu erwähnen. Als Johansson am Montagmorgen erwachte, wirbelte der vor dem Schlafzimmerfenster des Professors herum, und als Norrländer wusste er sofort, dass es Probleme beim Fahren geben konnte. Seine Gastgeberin Sarah schien zu demselben Schluss gekommen zu sein, obwohl sie in Manhattan geboren war.

»Jesus«, sagte sie. »Haben Sie den Schnee gesehen? Jetzt müssen wir uns aber beeilen, sonst verpassen Sie Ihren Zug.«

Johansson hatte geduscht, sich angezogen und seine wenigen Habseligkeiten in die praktische Schultertasche aus dem FBI-Laden gesteckt. Dafür brauchte er eine Viertelstunde, und als er die Küche betrat, erwartete seine Gastgeberin ihn schon mit dem Frühstück. Frisch geduscht, sauber und gut aufgelegt, wie ihr Äußeres verriet. Offenbar brauchte sie zum Anziehen nicht so lange wie Johansson, denn als sie ihn geweckt hatte, hatte sie noch einen Morgenrock getragen.

Ein überaus merkwürdiges Frauenzimmer, dachte Johansson, und das war in Ängermanland ein hohes Lob.

»Wie wollen Sie Ihre Eier?«, fragte Sarah.

Es gab Rührei, gebratenen Schinken, Toast, frisch gepressten Apfelsinensaft und eine große Tasse Kaffee, während er von einer munter plaudernden Sarah unterhalten wurde, die von Schneestürmen und anderen lokalen Unwettern in Albany und Umgebung erzählte, die sie während ihres nicht allzu langen Lebens erlebt hatte. Und so weit war ja alles gut und schön, doch dann kam die Niederschlagsmenge zur Sprache, und das Elend nahm seinen Lauf.

Die Bank lag nur wenige Kilometer entfernt. Sarah benutzte die in der Nähe der Universität gelegene Filiale der Citibank, aber da der Volvo Sommerreifen hatte und die Welt hinter den Fenstern weiß wie Schnee war, mussten sie allerlei Rutsch- und Schleuderpartien über sich ergehen lassen, bis sie ihr Ziel erreicht hatten. Aber in der Bank war es ruhig und warm, und sie waren fast die einzigen Kunden.

»Was für ein Wetter«, sagte Sarah gelassen, während sie die Kapuze ihres bodenlangen roten Wollmantels zurückstrich.

»Sieht nach weißen Weihnachten aus«, sagte die Kassiererin mit freundlichem Lächeln. »Bleibst du hier oder fährst du nach New York?«

Die kennen sich offenbar schon lange, dachte Johansson mechanisch. Wenn sie jetzt nur nicht so lange quatschen. Nervös und verstohlen schaute er auf seine Armbanduhr.

Das Gequatsche beschränkte sich auf ein höfliches Minimum. Danach schrieb Sarah ihren Namen und ihre Safenummer auf einen Zettel und reichte ihn mit strahlendem Lächeln einer älteren Sicherheitswache, die einige Meter von ihnen entfernt am Eingang stand. Gleichzeitig nickte sie erklärend zu Johansson hinüber.

»Er ist mit mir zusammen hier«, sagte Sarah. »Das ist mein neuer Assistent.«

Der uniformierte Wachmann lächelte Sarah väterlich und Johansson eher neutral an, und zwei Minuten später standen sie im Keller der Bank, wo Sarah den Schlüssel in einen der größten Safes steckte.

Ob das wohl der Schlüssel aus dem Schuh ist?, überlegte Johansson.

»Dann wollen wir doch mal sehen«, sagte Sarah.

Sie zwinkerte Johansson verschwörerisch zu, während sie mit vereinten Kräften die Schublade herauszogen und auf den in der Nähe stehenden Tisch stellten.

»Wer schaut zuerst rein, Sie oder ich?«, fragte Sarah und kicherte.

»Das ist Ihr Safe«, sagte Johansson. »Nur zu.«

Sarah schüttelte den Kopf und lachte.

»Nein, Sie«, sagte sie. »Das ist mein Weihnachtsgeschenk.«

Papier, nur Papier, und um einiges weniger, als er sich das vorgestellt hatte, aber immerhin war es ein Stapel von gut und gerne zwanzig Zentimetern, bestehend aus Plastikfolien und dünnen Ordnern, von denen zumindest einer ziemlich alt aussah.

»Das hier ist offenbar das Manuskript zu seinem Buch«, sagte Sarah, die schon zwischen den Blättern herumwühlte. »Es ist sogar dicker, als ich erwartet hätte«, kicherte sie und reichte ihm einen Stapel von an die hundert mit Maschine beschriebenen Blättern, die in eine Plastikhülle gestopft waren.

Johansson griff danach, blätterte rasch hindurch und überflog die Seiten. Titel und Autorenname waren in Großbuchstaben auf die erste Seite geschrieben. »The Spy that went East« von John P. Krassner, las Johansson. Vorwort, Inhaltsverzeichnis und voll geschriebene Seiten, jedenfalls zu Beginn. Kapitelüberschriften, Maschinenschrift, auf ansonsten leeren Seiten gegen Ende kaum entzifferbare handschriftliche Notizen.

Er schreibt so, wie er sein Zimmer aufräumte, dachte Johansson und wog den dünnen Blätterstapel in der Hand.

»Ein typisches John-Manuskript«, sagte Sarah mit einem Lächeln. »Existiert vor allem im Kopf des Autors. Ich habe einen Vorschlag«, nickte sie zu den Papieren auf dem Tisch hinüber. »Stopfen Sie das alles in Ihre

praktische kleine Tasche mit dem hübschen Emblem und lesen Sie es in aller Ruhe. Aber ich glaube, Sie sollten nicht zu viel erwarten. John war nicht gerade ein Hemingway, um es mal schonend auszudrücken.«

»Er wollte, dass Sie Kopien machen«, wandte Johansson ein. Den Zug um elf kann ich wohl vergessen, dachte er.

»Quatsch«, schnaubte Sarah und wirkte plötzlich zum ersten Mal verärgert. »Nur über meine Leiche. Ich scheiß auf seine verdammten Kopien.«

Hoppla, dachte Johansson. Das ist ja eine echte Rothaarige.

Als sie zum Bahnhof fuhren, erklärte sie ihre Sicht der Dinge.

»Ich komm Ihnen jetzt vielleicht unmöglich vor«, sagte sie und schüttelte den Kopf, »aber ich will seit zehn Jahren nichts mehr mit John zu tun haben. Für mich war er ein abgeschlossenes Kapitel, als ich mit ihm Schluss gemacht habe, und das ist, wie schon gesagt, zehn Jahre her, nur konnte er eben nie hinnehmen, dass ein Nein ein Nein bedeutet, und deshalb hatte ich ihn trotzdem die ganze Zeit am Hals. Obwohl ich ihn und seine ganzen Fantasien restlos satt hatte und obwohl er und sein alter Nazionkel mir bis hier standen.« Sie hielt ihre Hand zwanzig Zentimeter über ihren roten Schopf.

»Und doch hat er Sie zu seiner Erbin ernannt«, sagte Johansson und grinste.

»Sicher«, sagte Sarah. »So war er eben. Wollte einfach kein Nein hinnehmen. Aber ich habe ihm wirklich nie den Tod gewünscht, und es tut mir Leid, dass er so gestorben ist. Wissen Sie, was ich vorhabe?«

Johansson schüttelte den Kopf.

»Ich werde alles für wohltätige Zwecke spenden.«

»Sie sind noch nicht auf die Idee gekommen, es als persönliche Wiedergutmachung zu betrachten?«, fragte Johansson.

»Nie im Leben«, sagte Sarah. »Außerdem komme ich schon zurecht. Ich will nichts mehr mit John zu tun haben und noch viel weniger mit seinen albernen Papieren und seinen blöden Fantasien. John ist tot, okay. Ich will ihn in Frieden ruhen lassen und mit Sicherheit nicht dazu beitragen, dass er von dem Ort aus, an dem er sich befindet, noch weiter Ärger anrichten kann. Übrigens sitzt er bestimmt im Himmel. Wenn du für die Iren Gott sein willst, dann entwickelst du sehr bald ein umgängliches Gemüt.«

Jetzt ist sie wieder die Alte, dachte Johansson.

»Ich schlage vor, dass wir es so machen«, sagte Johansson. »Ich lese diese Unterlagen in aller Ruhe, und wenn ich finde, dass Sie etwas davon unbedingt wissen sollten, dann gebe ich Bescheid.«

Sarah zuckte mit den Schultern.

»Na gut«, sagte sie. »Aber ich kann wirklich nicht verstehen, wozu das alles gut sein soll.«

Als sie den Bahnhof erreicht hatten, hätte Johanssons Zug eigentlich schon weg sein sollen, aber durch die halbe Stunde Verspätung blieb ihnen sogar noch Zeit. Sarahs Wagen stand auf dem Parkplatz, und als Johansson ihr die Schlüssel reichte, rührte sich sein Gewissen.

»Können Sie denn jetzt überhaupt fahren?«, fragte er.

»Ich nehme ein Taxi«, sagte Sarah. »Und das Auto hole ich bei besserem Wetter. Es soll ja schließlich milder werden.«

Sie lächelte.

»Ach ja, und passen Sie auf sich auf«, sagte sie. »Ihnen steht sicher eine um einiges anstrengendere Reise bevor als mir.«

Dann hatte sie die Kapuze ihres roten Mantels zurückgestreift, sich auf die Zehenspitzen gestellt, ihn umarmt und ihm mit gespitzten Lippen einen Kuss mitten auf den Mund gepflanzt.

»Take care, detective«, sagte sie. »Und vergessen Sie nicht anzurufen, wenn Sie mal wieder in der Nähe sind.«

Im Zug hatte es nur noch Stehplätze gegeben. Es war nicht daran zu denken, Krassners Papiere zu lesen. Die Fahrt nach New York hatte statt drei fast fünf Stunden gedauert, und als er angekommen war, hatte er sich gewaltig beeilen müssen, um noch seinen Flug zu erwischen. Aber als er dann die Grand Central Station verlassen hatte und auf der Straße stand, schneite es nicht mehr, und er wusste, dass seine irdischen Probleme für diesmal ein Ende genommen hatten.

Um halb acht erreichte die Abendmaschine der SAS von New York nach Stockholm ganz planmäßig ihre Flughöhe. Die Leuchtschilder über den Sitzen erloschen, hinter dem Vorhang zur Küche hörte er das Klirren des Getränkewagens, zugleich nahm er einen vagen Essensgeruch wahr. Krassners Papiere hatte er in seiner Reisetasche verstaut. Lesen konnte er zu Hause immer noch.

Das muss das gescheiteste Frauenzimmer sein, das mir in meinem ganzen Leben je begegnet ist, dachte Johansson. Ziemlich niedlich ist sie auch, aber trotzdem ist sie mal auf diesen Wirrkopf Krassner reingefallen.

Ich kenn mich mit Frauenzimmern einfach nicht aus, dachte Johansson und seufzte.

XII

Zwischen der Sehnsucht des Sommers und der Kälte des Winters

Stockholm, 22. November bis 10. Dezember

Freitag, 22. November

Hedberg war schon sehr früh vor Ort. Er hatte gern Zeit genug, auch wenn es sich, wie in diesem Fall, um eine einfachere Aufgabe handelte. Er und Waltin hatten zusammen zu Mittag gegessen, hatten über Ziel und Begleitumstände diskutiert, Aufgaben verteilt und andere praktische Details geklärt.

»Ich will ganz einfach wissen, was er so treibt«, fasste Waltin die Lage zusammen. »Und wenn du das für mich geklärt hast, soll er nicht erfahren, dass du es getan hast.«

»Er schreibt irgendwas«, sagte Hedberg. »Mehr wissen wir nicht?«

»Vermutlich schreibt er irgendwas, das Ärger machen kann«, sagte Waltin und grinste. »Was gewisse politische Denker für eine mögliche Gefahr für die Sicherheit des Staates halten, was nun wiederum zu deinem und meinem Mitwirken an diesem kleinen Projekt geführt hat.«

»Ja, dann«, sagte Hedberg und stand auf. »Ich lasse von mir hören, so wie ich so weit bin.«

Nach dem Mittagessen war er in die Wohnung zurückgekehrt, die Waltin für ihn besorgt hatte. Es war natürlich viel besser, als in einem Hotel mit vielen Menschen zu wohnen, die einen zur falschen Zeit und am falschen Ort bemerken konnten. Im Hotel bekam man noch dazu eine Rechnung, und wenn man bar bezahlte, konnte man fast sicher sein, dass jemand das komisch finden, Argwohn schöpfen und sich einprägen würde, wie man aussah. Das war fast so gefährlich wie Kreditkarten, die zur reinsten Schnitzeljagd einluden. Aber wer bei Waltin kampierte, bekam nie eine Rechnung, und wenn man im Treppenhaus einem Nachbarn begegnete, dann war das fast schon

eine Sensation. Reichlich leer stehende Wohnungen hatte er noch dazu. Hedberg hatte nur selten zweimal am selben Ort wohnen müssen, und der Kühlschrank war immer und überall ganz nach seinem Geschmack gefüllt.

Hedberg hatte zwei Stunden geschlafen. Er ging gern ausgeruht zum Dienst.

Er arbeitete dann einfach präziser. Um sieben Uhr, hatte es geheißen. Dann sollten die Zimmer leer sein, und er würde seinen Auftrag erfüllen können, hoffentlich so schnell wie möglich. Schon um sechs Uhr hatte er sich zum Rekognoszieren eingefunden, und als Erstes sah er den blauen Kastenwagen an einer Stelle, von der aus man den Eingang zum Studentenheim voll im Blick hatte.

Verdammte Amateure, dachte Hedberg gereizt und kehrte zu seinem eigenen Wagen zurück, den er in einiger Entfernung abgestellt hatte. Warum hatten sie sich keinen Unterschlupf besorgt, wo sie sitzen konnten, ohne eine Entdeckung zu riskieren? Er hatte nicht vor, sich fotografieren zu lassen, auch wenn seine ehemaligen Kollegen die Kamera betätigten. Dann erst recht nicht.

*

»Da ist er. Der ist ja verdammt früh dran«, stellte Kriminalassistent Martinsson fest, eine Sekunde, nachdem Krassner mit raschen Schritten das Studentenwohnheim verlassen hatte.

»Achtzehn zweiunddreißig«, stellte Göransson fest und machte eine kleine Notiz auf dem am Armaturenbrett befestigten Block. »Der will wohl einfach nicht zu spät kommen.«

*

»Alles hat doch irgendwie auch sein Gutes«, sagte Hedberg. Zuerst hatte er Krassners Rücken entdeckt, aber da auf der Straße schlechte Lichtverhältnisse herrschten, war er nicht sicher, ob er richtig gesehen hatte. Doch dann war plötzlich der blaue Kastenwagen aufgetaucht und hatte eine neue Position bezogen, knapp hundert Meter hinter dem Mann, der die Straße hinunterlief. Na dann, dachte Hedberg. Keine Rast, keine Ruh.

*

Krassner wollte offenbar zu Fuß in die Sturegatan gehen. Außerdem konnte er sich nicht für eine Straßenseite entscheiden. Und er ging so schnell, dass es keine große Kunst war, ihm aus passender Entfernung zu folgen, obwohl er per Auto beschattet wurde.

»Verdammter Amateur«, schnaubte Martinsson. »Ich an seiner Stelle würde die andere Straßenseite nehmen. Dass sie nie lernen, dass man dem Verkehr entgegengehen muss.«

»Wenn ich du wäre, dann wäre ich dankbar«, sagte Göransson. »Draußen sind es doch bestimmt an die zehn Grad minus. Sei froh, dass du in einem warmen Auto sitzen kannst.«

Mit dir als Fahrer, dachte Martinsson, denn es war wohl kaum ein Zufall, dass Göransson auch diesmal hinter dem Lenkrad saß. Du könntest ein bisschen Bewegung wirklich brauchen, du fauler Arsch, dachte Martinsson, hielt aber lieber den Mund.

*

Sieht gut aus, stellte Hedberg fest und musterte sein Spiegelbild, während er mit dem Fahrstuhl in den sechzehnten Stock fuhr. Typischer Handwerker mit Blaumann,

Werkzeuggürtel und kleinem Werkzeugkasten aus Metall, in dem er seine Kamera und das Walkie-Talkie abgelegt hatte, das er brauchte für den Fall, der blaue Kastenwagen wollte ihm mitteilen, dass Krassner plötzlich auf irgendeine Teufelei verfallen sei.

*

»Er kommt zwanzig Minuten zu früh«, stellte Martinsson fest, als Krassners Rücken in der Sturegatan in Forselius' Hauseingang verschwand. »Sollen wir mitteilen, dass er am Ziel ist, oder was?«

»Ja«, sagte Göransson. »Und ich glaube, wir fahren eine Runde um den Block und bleiben dann ein bisschen stehen. Und zwar auf der Seite vom Hauseingang.« »Na gut«, sagte Martinsson und drückte dreimal auf den Sendeknopf seines tragbaren Funkgerätes.

*

Ach, sieh an, dachte Hedberg, als das Funkgerät in seinem Werkzeugkasten muckste. Das Objekt ist in sicherer Entfernung, und wir liegen fast zwanzig Minuten vor unserem Zeitplan. Was mache ich jetzt?, überlegte er.

*

»Ein Hamburger wäre jetzt nicht schlecht«, sagte Martinsson. »Das geht aber nicht«, wandte Göransson ein. »Oben beim Tessinpark liegt ein Kiosk«, ließ Martinsson nicht locker. »Dauert höchstens fünf Minuten.«

»Na gut«, sagte Göransson und seufzte. »Mir würde jetzt auch einer gut tun. Mit Käse und rohen Zwiebeln und viel Senf und Ketchup. Und Kaffee will ich auch. Kaffee mit Milch.«

*

Ich riskier's, dachte Hedberg. Er stand seit fast fünf Minuten auf der Treppe zwischen dem fünfzehnten und dem sechzehnten Stock und betrachtete die Glastür zu Krassners Gang. Dahinter brannte zwar Licht, aber das musste nichts zu bedeuten haben, und es sah leer aus. Wasserrohrbruch, dachte Hedberg grinsend und zog die Schlüssel aus der Tasche. Bei Wasserrohrbruch darf man keine Zeit verlieren.

Hier nichts, dort nichts, aber da, dachte Hedberg, während seine geübten Finger den Spalt zwischen Türrahmen und Tür zu Krassners Zimmer absuchten. Er feuchtete das Papierfähnchen mit der Zunge an, schloss vorsichtig die Tür auf, drückte das Fähnchen an die Stelle, wo es gesessen hatte, schlich in die dunkle Diele und zog langsam die Tür hinter sich zu, während er die Klinke weiterhin nach unten drückte. Leer, dachte Hedberg und ließ die Klinke langsam los. Höchste Zeit, ein wenig zu arbeiten.

*

»Verdammt guter Burger«, sagte Martinsson zufrieden und rülpste, um dieses Lob noch zu unterstreichen. »Aber, aber«, sagte Göransson.

Der hört sich ja noch immer beleidigt an, dachte Martinsson. »Das war doch nicht die Welt«, sagte er. »Es ist doch verdammt noch mal erst zwei nach sieben. Fünf Minuten mehr oder weniger, darauf kommt es doch nicht an. Lieber das als rohe Burger.«

»Na ja«, sagte Göransson. Immerhin stehen wir gut hier, dachte er. Knapp hundert Meter vom Eingang ent-

fernt, alles im Blick, und fünf Minuten sind wirklich nicht die Welt und zehn sicher auch nicht.

»Ich kann die erste Stunde übernehmen, wenn du dich erst mal ausruhen willst«, sagte er. Statt mit dir die Friedenspfeife zu rauchen, du saurer Arsch, dachte er.

»Na gut«, sagte Göransson. »Du nimmst die erste Stunde.«

*

Warum habe ich nicht vorgeschlagen, dass wir uns auf seinem Zimmer treffen?, überlegte Kriminalassistentin Jeanette Eriksson und schaute nervös auf ihre Armbanduhr. Sieben Minuten zu spät, und der Kollege, der den Job machen soll, ist wahrscheinlich schon sauer auf mich. Hör auf, Jeanette, dachte sie. Du weißt genau, warum du nicht auf sein Zimmer gehen willst. Trink das Bier, das du für das Geld der Steuerzahler bestellt hast, und versuch normal auszusehen. Viertel nach, entschied sie. Wenn er um Viertel nach noch nicht aufgetaucht ist, dann sag ich per Funk Bescheid.

*

Hedberg hatte in der Dusche begonnen. Dusche, Toilette, Waschbecken, Badezimmerschrank mit Spiegel, geflieste Wände und ein Bodenbelag aus Kunststoff, der fast aussah wie neu und sorgfältig am Boden festgeklebt worden zu sein schien. Plastikhandschuhe, Plastiküberzüge über den Schuhen, und zu allererst hatte er sein Funkgerät auf den Schreibtisch im Zimmer gestellt, damit er es auf jeden Fall hören würde. Zwischen Badezimmerschrank und Wand fand er eine Plastiktüte mit einigen achtlos gedrehten Zigaretten. Marihuana, dachte Hedberg und schnüffelte an der Tüte. Vorsichtig legte er sie wieder an

Ort und Stelle. Dann die Garderobe, dachte er. Hutfach, drei Wandschränke mit oberer Ablage. Das ging ja wie geschmiert.

*

Jetzt mach schon, dachte Jeanette und schaute verstohlen auf die Uhr, und in diesem Moment tauchte er auf. Vierzehn Minuten zu spät und mit einem verlegenen Lächeln.

»Es tut mir schrecklich Leid, dass ich zu spät komme«, sagte Daniel, beugte sich vor, umarmte sie und küsste sie auf die Wange- »Ist schon gut«, sagte Jeanette und versuchte den passenden Grad an Verärgerung zu zeigen.

»Ich habe einen Vorschlag«, sagte Daniel und setzte sich ihr gegenüber auf einen Stuhl. »Unten in der Birger Jarlsgatan gibt es einen guten Mexikaner. Was denkst du?«

Fünf, vielleicht zehn Minuten Spaziergang bis zum Lokal, dachte Jeanette. Sie wäre ja lieber in der Nähe geblieben, falls etwas passierte, aber andererseits hatte Waltin ihr das nicht befohlen. Er hatte nur gesagt, sie solle M'Boye mindestens eine Stunde aus dem Studentenheim locken und sich melden, sowie alles gelaufen sei. Na gut, dachte sie. Muss mich bewegen, weg vom Ort des Geschehens.

*

Die Kleiderschränke waren mehr oder weniger leer, sie waren mit Dübeln an den Wänden festgemacht. Nur eine Fußleiste war locker. Hedberg ging in die Knie, zog ein Messer hervor und stocherte vorsichtig mit der Klinge zwischen Fußleiste und Kork- teppich. Ach, sieh an,

dachte er dann zufrieden, nahm die Leiste ab und tastete. Papier. Ein ziemlich dicker Stapel in einer Plastikhülle.

Vorsichtig zog Hedberg seinen Fund heraus. Erhob sich und las die Aufschrift auf der ersten Seite. »The Spy that went East« von John P. Krassner. Schreibt der etwa einen Krimi?, überlegte Hedberg überrascht und blätterte im Manuskript. Besonders dick war es ja nicht und alles andere als fertig, wenn es nach den handschriftlichen Korrekturen und Hinzufügungen ging. Was soll ich denn damit machen?, überlegte er, und in diesem Moment hörte er draußen auf dem Gang Schritte.

*

Waltin saß zu Hause in seiner großen Wohnung in Norr Mälarstrand und sah sich einen Porno an. Es war einer seiner Lieblingsfilme und ursprünglich Teil einer größeren Beschlagnahmung, die Bergs Mitarbeiter bei einem blöden Jugoslawen gemacht hatten, doch da dieser Film einfach zu gut war, um auf Betriebsfesten gezeigt zu werden, hatte er ihn verschwinden lassen. Es war eine Privatproduktion aus den USA, in der der in Leder gekleidete Held eine richtige Prachtsau an zwei Dachhaken in seinem Hobbyraum aufgehängt hatte. Eine gut erzählte und überaus lehrreiche Geschichte, doch Waltin ging es vor allem um die weibliche Hauptperson. Sie war genau die Art von Frau, die er hasste, mit großen, fetten, weißen Brüsten, die bei jeder Bewegung auf und ab wogten, und jetzt wurde ihr genau die Behandlung zuteil, die Leute wie sie verdienten.

*

Die Schritte draußen auf dem Flur verhallen. Danach hatte er gehört, wie die Tür zum Treppenhaus geschlos-

sen wurde. Hedberg atmete auf. Er stapfte zurück ins Zimmer, ging zum Schreibtisch und verteilte in aller Eile die beschriebenen Seiten auf der freien Schreibtischfläche. Tischlampe oder Blitz?, überlegte er, während er seine Kamera aus dem Werkzeugkasten zog. Lampe, dachte er. Das geht schneller und fällt nicht so auf. Das sind ja sicher über hundert Seiten, überlegte er gereizt. Ob der Film wohl reicht? Schnell ging es immerhin. Der erste Film war nach zwei Minuten voll, und als er einen neuen einlegte, hörte er sie wieder, die Tür zum Treppenhaus. Jemand kommt herein, dachte Hedberg, knipste die Schreibtischlampe aus und lief rasch in die Diele.

Seltsam, dass er es mit mir aushält, dachte Jeanette und versuchte ihrem Tischnachbarn ein schüchternes Lächeln zu schenken. Sie kannten sich jetzt seit fast zwei Wochen, und alles, was er erreicht hatte, waren kurze Umarmungen, und doch hatte er sie noch nie belästigt oder gar versucht, Gewalt anzuwenden. In den letzten Tagen hatte sie sich vor allem darüber den Kopf zerbrochen, wie sie aus der Sache aussteigen könnte, ohne ihn unnötig zu verletzen. Denn mit diesem Abend würde ihr Auftrag erledigt sein, wenn sie Waltin Glauben schenken konnte.

»Du hältst mich bestimmt für schrecklich langweilig«, sagte Jeanette.

»Nein, nein«, sagte Daniel und schüttelte ernsthaft den Kopf, während er zugleich ihre Hand mit seiner bedeckte. »Du bist nicht wie andere Frauen, die ich kenne, aber ich respektiere deine Einstellung zu … tja, du weißt schon.«

Daniel lächelte und zuckte seine breiten Schultern.

»Und ich mag dich. Sehr sogar«, fügte er hinzu, drückte ihre Hand und nickte.

Verdammt, dachte Kriminalkommissarin Eriksson, aber das behielt sie für sich. Sie nickte nur schüchtern

und starrte die Tischdecke an. Ungefähr so, wie die kleine Jeanette das auch getan hätte.

*

Waltin stöhnte vor Wohlbehagen und nippte an seinem Maltwhisky, während die Peitschenhiebe aus seinen schwarzen Bang & Olufsen-Lautsprechern hallten und die Hauptdarstellerin wie ein gestochenes Schwein schrie.

»Es kommt noch mehr, es kommt noch mehr«, summte Waltin glücklich, denn er war zufrieden und auch ein wenig beschwipst, und in diesem Moment klingelte sein rotes Telefon. Seine geheime Leitung.

Typisch, dachte Waltin und seufzte, während er zugleich den Film anhielt. Viertel nach acht. Er schaute auf die Armbanduhr, als er den Hörer abnahm. Es musste Hedberg sein, und das konnte nur bedeuten, dass alles nach Plan lief.

»Ja«, sagte Waltin. »Ich höre.«

*

»In knapp drei Wochen fahre ich nach Hause«, sagte Daniel. »Kommst du mit?«

Er lächelte sie an mit diesem strahlend weißen bezaubernden Lächeln, aber damit wollte er wohl vor allem den Ernst seiner Frage verstecken.

»Ich weiß nicht, später einmal vielleicht. Ich muss einfach dieses Examen hinter mich bringen und danach mit meinen Eltern Weihnachten feiern.« Letzteres stimmte immerhin.

»Du musst nach Südafrika kommen«, sagte Daniel und lachte. »Es ist wunderbar dort.«

Sicher, dachte Kriminalassistentin Eriksson. Und: Wie komm ich aus dieser Sache bloß raus?

*

»Alles gut gegangen?« »Ja«, sagte Hedberg.

»Irgendwas Interessantes?«, fragte Waltin. »Nada«, sagte Hedberg. »Nada? Nichts?«

»Schäbige, chaotische Studentenbude, jede Menge Papier, und das meiste, auf dem etwas stand, lag auf seinem Schreibtisch. Dazu ein paar handschriftliche Notizen.« »Und das war alles?«

»Ja«, sagte Hedberg. »Ich hab ein paar Filme verknipst. Ich hab irgendwie den Eindruck, dass er einen Krimi schreibt.«

»Einen Krimi? Wieso glaubst du das?«, fragte Waltin.

»Ich hab eine Seite gefunden«, sagte Hedberg. »Die habe ich fotografiert. War mit der Maschine geschrieben. Sah aus wie das Titelblatt für einen Krimi oder so. The Spy that went East von John P. Krassner.«

»The Spy that went East?«

»Ja, der Spion, der nach Osten ging. Damit sind sicher die Russen gemeint.«

Der Spion, der nach Osten ging? Komischer Titel, dachte Waltin. Woher und wie weit nach Osten eigentlich?

»Und mehr hast du nicht gefunden? Ich meine, das Buch selbst oder so?«

»Es gab etliche Seiten mit mehr oder weniger viel Text, und die habe ich fotografiert. Aber das meiste lag auf dem Schreibtisch, und sonderlich viel war es nicht. Ich habe insgesamt drei Filme verknipst, ein großer Schriftsteller ist er also offenbar nicht.«

»Konntest du das Farbband der Maschine überprüfen? Wie viel er geschrieben hat?«

»Ja. Das schien fast nicht benutzt worden zu sein.«

Ein alter Miesling und seine bescheuerte Fantasie, dachte Waltin.

»Wir reden morgen weiter«, schlug er vor.

»Klingt ausgezeichnet«, sagte Hedberg. »Ich wollte ohnehin gleich in die Falle gehen, also kannst du früh anrufen.«

Zuerst hatte Waltin die Nachrichtenzentrale der Sicherheitspolizei anrufen wollen, damit Göransson und Martinsson von dort aus mitgeteilt würde, dass sie Feierabend machen könnten. Aber dann hatte er an diesen Trottel Martinsson denken müssen, und er hatte beschlossen, die beiden noch eine Weile sitzen zu lassen, zumindest so lange, bis sie selbst von sich hören ließen. Draußen waren es fast zehn Grad minus, und in der alten Rostlaube, die er für sie ausgeliehen hatte, dürfte es inzwischen auch nicht mehr viel wärmer sein. Er konnte nur hoffen, dass der alte Forselius sich die halbe Nacht mit diesem Wirrkopf Krassner unterhielt, während Martinsson sich draußen auf der Straße den Schwanz abfror. Außerdem wollte er den Schluss seines Filmes nicht verpassen. Natürlich hatte er ihn schon häufiger gesehen, als er sich überhaupt erinnern konnte, aber er wurde jedes Mal besser und besser. So sei es also, dachte Waltin, schenkte sich noch einen Maltwhisky ein und griff nach der Fernbedienung.

*

Sie hatten fast zwei Stunden im Restaurant gesessen, und als sie auf der Straße waren, wollte sie sich verabschieden, wollte sagen, dass sie am nächsten Tag telefonieren könnten, und nach Hause fahren, aber aus irgendeinem Grund kam es dann doch nicht dazu. Stattdessen gingen sie zurück zum Studentenwohnheim, es war ein kurzer

Spaziergang, sie hatten sogar einen kleinen Wettlauf gemacht, und als sie das Haus betraten, hatte er sie aus seinen großen Augen und mit seinem sanften Lächeln angesehen und sie zu einem Tee eingeladen. Und sie hatte genickt und war mit ihm zum Fahrstuhl gegangen. Was mach ich denn bloß hier?, überlegte Kriminalassistentin Jeanette Eriksson.

*

Wieso erste Stunde?, dachte Martinsson und schielte zu dem in eine Decke gewickelten schnarchenden Bündel hinten im Wagen hinüber. Fast drei Stunden, und während der zwei letzten hatte er wie ein Hund gefroren, obwohl er sich die Beine in eine Decke gewickelt und sich sogar ein paar alte Zeitungen unter den Hintern gestopft hatte, in dem verzweifelten Versuch, die durch den Sitz dringende Kälte zu mildern.

Wie irgendein Scheiß-Penner, dachte Martinsson. Dieser Scheiß-Göransson muss die Konstitution eines Eskimos haben, auch wenn er fast alle Decken im Auto an sich gerissen hatte. Und dieser Scheiß-Junkie, der sich gerade in einer Bonzenwohnung in Östermalm amüsierte. Dem würde er die Arme und Beine ausreißen, sowie er die Nase aus der Tür steckte, und dann … »Scheiße!« Martinsson fluchte laut und hingebungsvoll und drehte zugleich den Zündschlüssel um.

*

So wie sie den Korridor betrat, sah sie sie, und in ihrem Kopf gingen sämtliche Alarmglocken los. Was soll das?, dachte sie. Aber glücklicherweise reagierte Daniel sofort, und das gab ihr Zeit zum Überlegen. Es war ein anderer Daniel als der, den sie kannte. Groß, schwarz, bedroh-

lich, einer, der nicht zurückwich und mit Sicherheit nicht begriff, dass er sich hier der Polizei in den Weg stellte. Verdammt, dachte Kriminalassistentin Jeanette Eriksson, obwohl sie fast nie fluchte, was soll das und was soll ich jetzt tun?

*

Der Film war zu Ende. Der Whisky nicht, und es hätte auch noch mehr gegeben, aber danach war Waltin nicht zu Mute. Ein richtig guter Rotwein ist besser, dachte er. Ein milder, samtiger. Man verlor nicht auf dieselbe Weise die Kontrolle, egal, wie betrunken man auch war, aber im Moment hatte er nicht einmal Lust auf Wein. Das Einzige, was er verspürte, war eine leichte Irritation. Vergeudung von Mitteln, dachte Waltin. Jetzt ging es darum, die kleine Jeanette aufzulesen und wichtigere Dinge zu verrichten. Und im selben Moment klingelte das Telefon. Nach zehn, dachte Waltin überrascht, und aus irgendeinem Grund sah er dabei den alten Miesling Forselius vor sich. Wie kann der an meine Privatnummer gekommen sein?, überlegte er sich und nahm den Hörer ab.

»Ja«, sagte Waltin. »Ich höre.«

*

»Zum Henker, Martinsson, stell den Motor ab«, sagte Göransson und schob seinen zerzausten Kopf nach vorn. »Wir können hier doch nicht mit laufendem Motor herumstehen, das sollte dir doch klar sein.«

Hoffentlich hast du gut geschlafen, dachte Martinsson, doch ehe er eine richtig tödliche Bemerkung anbringen konnte, wurden sie über Funk angepiepst.

»Ja«, sagte Martinsson und schaltete den Motor aus. »Wir hören.«

»Ihr könnt Feierabend machen, Jungs«, sagte der Kollege per Funk. »Ich hab eben mit dem Alphamännchen gesprochen.«

»Feierabend machen«, sagte Martinsson. Das kann nicht wahr sein, dachte er.

»Genau. Er will, dass ihr aufhört. Und dann will er euch morgen sehen, wann genau, sagt er euch noch.«

Göransson hatte schon die Hand ausgestreckt und den Zündschlüssel umgedreht, obwohl er noch nicht einmal auf den Vordersitz geklettert war.

»Hast du was dagegen zu fahren?«, fragte er.

*

»Von wo aus rufst du an?«, fragte Waltin. Jetzt reg dich mal ab, dachte er.

»Von einem Telefon im Foyer des … tja, du weißt«, antwortete Kriminalassistentin Eriksson.

»Okay«, sagte Waltin. »Dann machst du folgendes. Du gehst ein Stück Richtung Stadt, dann kommst du mit dem Taxi her, und dann reden wir in Ruhe weiter.«

Was zum Henker kann da passiert sein?, überlegte Waltin.

Während Waltin auf die kleine Jeanette wartete, machte er sich ein wenig frisch. Er wusch sich Hände, Gesicht und Achselhöhlen, putzte sich die Zähne und übersprühte den möglicherweise noch vorhandenen Whiskygeruch. Dann zog er sich ein frisches Hemd an, ein lockeres und lässiges Teil aus cremefarbenem Leinen, dessen Brusttasche in blauer Seide mit seinen Initialen bestickt war. Und während er sein Gefieder putzte, dachte er die ganze Zeit scharf nach.

Offenbar bestand die Gefahr, dass die Scheiße im Ventilator gelandet war. Außerdem stieß er auf mehrere Dinge, die keinen Sinn ergaben. Hedberg zufolge, der

ungefähr um Viertel nach acht aus der von Waltin für ihn besorgten Wohnung angerufen hatte, war der Auftrag problemlos und zwischen sieben und etwa einem Viertel vor acht durchgeführt worden. So über den Daumen gepeilt. Es wird sich schon alles finden, dachte Waltin.

Laut Göransson und Martinsson, diesem doppelten Elend, gegen das er ganz schnell etwas unternehmen musste, hatte Krassner schon um zwanzig vor sieben Forselius' Haus in der Sturegatan betreten, und als sie dreieinhalb Stunden später nach Hause geschickt wurden, war er offenbar noch immer dort.

Wirklich überaus merkwürdig, dachte Waltin, da er nach Aussage der Stockholmer Polizeizentrale aus einem Fenster im fünfzehnten Stock des Studentenwohnheims Nyponet im Körsbärsvägen gefallen war, um fünf Minuten vor acht und ungefähr einen Kilometer von der Wohnung entfernt, in der er angeblich noch immer mit einem verwirrten alten Miesling aus den Tagen des Kalten Krieges herumlaberte. Die Zeit- und Ortsangaben waren wasserdicht, da er sie selber überprüft hatte, natürlich um einige Ecken. War Krassner überhaupt bei Forselius gewesen? Das Einfachste wäre sicher, ihn direkt zu fragen, dachte Waltin, aber das hatte noch Zeit. Als er in seinen Überlegungen so weit gediehen war, wurde er vom diskreten Brummen seiner Gegensprechanlage geweckt. Die kleine Jeanette, dachte Waltin und fühlte sich belebt und tatendurstig.

*

Herrgott, dachte Jeanette verwirrt, als sie sich in Waltins Wohnzimmer umsah. Wie kann ein Polizist sich nur eine solche Wohnung leisten? Auch, wenn er Leitender Polizeidirektor ist.

»Wie geht’s dir denn?«, fragte Waltin. Er sah sie an, mit einem leichten Lächeln, aber mit einem ernsten Unterton und einer teilnahmsvoll gerunzelten Stirn.

»Ist schon gut«, sagte Jeanette und nickte. »Dass er verrückt war, war mir ja schon klar. Aber dass er so verrückt wäre, aus dem Fenster zu springen, das hätte ich doch nicht erwartet.«

»Darüber reden wir später«, sagte Waltin beruhigend. »Möchtest du etwas essen?«

»Nein. Ich habe vorhin gegessen.«

»Dann darf ich dir vielleicht etwas zu trinken anbieten? Ein Glas Wein?« Waltin musterte sie mit demselben besorgten Lächeln.

»Ein Glas Wein wäre schön. Wenn du auch eins nimmst.«

»Das tut uns sicher beiden gut«, sagte Waltin. Und dann können wir endlich zur Sache kommen, du und ich, dachte er.

Eine Viertelstunde später ergab sich langsam ein Bild. Die kleine Jeanette saß mit angezogenen Beinen auf seinem großen Sofa, sie war schon bei ihrem zweiten Glas Rotwein angelangt. Sie wirkte konzentriert, aber auch verletzlich und ein wenig resigniert, auf eine zugleich ansprechende und aufreizende Weise.

»Wenn ich das richtig verstanden habe, dann hast du dich also um kurz nach sieben mit M’Boye in diesem Studentenlokal getroffen. Danach geht ihr zu einem Restaurant in der Birger Jarlsgatan. Sitzt dort zwei Stunden beim Essen und kehrt zurück auf sein Zimmer im Studentenwohnheim. Dort trefft ihr so ungefähr um halb zehn ein.«

Waltin sah sie aus sanften, fragenden Augen an. Was immer du dort noch zu suchen hattest, du kleine Schlampe, dachte er.

»Ja«, sagte Jeanette und nickte. »Und dort sind wir auf die Stockholmer Kollegen gestoßen. Die wollten gerade gehen, aber Dan … M'Boye explodierte und wollte wissen, wer sie waren und was sie überhaupt wollten. Er hatte wohl nicht begriffen, dass es Polizisten waren. Ich hatte schon Angst, er würde auf sie losgehen.« Jeanette nickte, wie um sich selbst zu bestätigen, und trank einen Schluck Wein.

»Und was haben die Kollegen gesagt?«, fragte Waltin.

»Ja, es kam zu einer ziemlich heftigen Diskussion zwischen ihnen und M'Boye. Sie sagten, es sei Selbstmord gewesen, da seien sie sich ziemlich sicher, sie wollten aber nicht sagen, warum, und damit wollte M'Boye sich nicht zufrieden geben.«

»Weißt du, warum?«, fragte Waltin. »Warum er ihnen nicht glauben wollte?«

»Vermutlich, weil sie von der Polizei waren und weil er Polizisten nicht leiden kann«, sagte Jeanette und zuckte mit den Schultern. »Ja, und der eine Kollege war wirklich nicht gerade sympathisch. Der andere war eher normal. Er kam von der Spurensicherung. Er hat sich sogar vorgestellt.«

»Und du?«, fragte Waltin.

»Na ja«, Jeanette schüttelte den Kopf. »Ich habe versucht, mich im Hintergrund zu halten. Ich brauchte nicht einmal meinen Namen zu nennen. Sie schienen es wirklich eilig zu haben wegzukommen.«

»Und keiner von ihnen hat dich erkannt?«, fragte Waltin.

»Nein«, sagte Jeanette und lächelte aus irgendeinem Grund.

»Bist du dir da ganz sicher?«

»Ja, ganz sicher. Als sie gegangen sind, habe ich den einen sogar sagen hören, das war so ein kleiner Dicker,

ein wirklich unsympathischer, also, der hat mich ein typisches Studentenluder genannt.«

»Traurig«, sagte Waltin. »Traurig, dass es solche Kollegen gibt. Du weißt nicht zufällig seinen Namen?«

»Dieser kleine Fettsack hat sich nicht einmal vorgestellt, der andere hat seinen Ausweis gezeigt.«

»Und weißt du noch, wie er hieß?«

»Ja, er hieß Wiijnbladh, Kriminalinspektor.«

Das darf doch nicht wahr sein, dachte Waltin entzückt. Wiijnbladh, dieser traurige kleine Scheißer.

»Kennst du den zufällig?«, fragte Jeanette.

»Nein«, meinte Waltin kopfschüttelnd. »Jedenfalls sagt mir der Name nichts.«

Und ich habe jedenfalls nicht vor, dir mehr über ihn zu erzählen, dachte Waltin.

»Weißt du was?«, sagte er. »Das hier ist eine überaus traurige Geschichte, in die wir wegen eines armseligen Menschen hineingeraten sind, der offenbar ernsthaft krank war, psychisch, meine ich, und wenn ich mir überhaupt Vorwürfe mache, dann deshalb, weil ich nicht richtig darauf geachtet habe, was du über Krassners schlimmen Zustand erzählt hast …«

»Das solltest du wirklich nicht«, widersprach Jeanette. »Leider war ich ja nicht gerade deutlich, aber …«

Waltin hob abwehrend die Hand.

»Jeanette«, sagte er. »Wir sind beide bei der Polizei. Es ist unsere Aufgabe, für die Sicherheit unseres Landes zu sorgen, und leider ist es wohl so, dass die meisten, mit denen wir dabei zu tun haben, mehr oder weniger gestört sind. Aber wir sind keine Sozialarbeiter, wir sind keine Ärzte, und wir sind einwandfrei keine Seelsorger. Hörst du?«

Offenbar, dachte Waltin, denn sie nickte zustimmend und sah ernst und gesammelt aus.

»Was Krassners Selbstmord angeht, so mischen wir uns in die Ermittlungen nicht ein«, fügte Waltin hinzu. »Darum sollen sich die Stockholmer Kollegen kümmern. Die Sache muss ihren Lauf nehmen, auch wenn ich natürlich dafür sorgen werde, dass sie uns auf dem Laufenden halten, aber was uns betrifft, so habe ich das deutliche Gefühl, dass diese ganze traurige Geschichte damit beendet ist. Und leider, leider hat sie ein trauriges Ende genommen, aber daran können wir nichts ändern. Und du und ich sollten folgendes tun.«

Sie sah ihn an. Aufmerksam, lauschend, bereit, alles zu tun, was er sagte. Ausgezeichnet, dachte Waltin.

»Was wir tun sollten, ist einfach dieses eine«, sagte Waltin. »Wir sollten uns bedeckt halten.« Und ich werde mich zwischen deinen Beinen halten, dachte Waltin, aber das sagte er nicht, denn das ging sie schließlich nichts an.

Samstag, 23. November

Als Waltin am Samstagmorgen erwachte, lag die kleine Jeanette neben ihm im Bett, und als Verführer hatte er schon um einiges schwierigere Aufgaben meistern müssen. Sie hatte überaus nachgiebig gewirkt, als er sie ins Schlafzimmer geführt hatte, und da es sich um das erste Mal handelte, hatte er sich zurückgehalten und sich mit zwei mehr oder weniger normalen Akten begnügt. Er war gerade ausreichend entschieden vorgegangen, mehr jedoch nicht, und jetzt schlief sie mit angezogenen Beinen und in Embryohaltung, hatte den Kopf in ein Kissen gedrückt und presste sich ein weiteres auf den Bauch. Waltin blieb eine Weile liegen und schaute sie an, und er war noch immer sehr zufrieden mit dem, was er hier sah. Das kann absolut perfekt werden, dachte er. Jetzt waren nur noch Präzision, Konzentration und eine sorgfältig durchgeführte Schulung vonnöten, und das sollte ruhig die Zeit in Anspruch nehmen, die solche Dinge eben brauchten, wenn sie der Mühe wert waren.

Danach war er in die Küche gegangen, hatte Frühstück gemacht, den Tisch am Aussichtsfenster gedeckt und sich bei allem große Mühe gegeben. Als alles fertig war, hatte er sie mit einem Kuss auf die Stirn geweckt, und jetzt saß sie ihm gegenüber. In einem viel zu großen Bademantel, noch verschlafen, mit zerzausten Haaren und nacktem, ungeschminktem Gesicht. Und sie sah überrascht und begeistert aus, als ihr aufging, dass die Tasse vor ihr weder Kaffee noch Tee enthielt.

»Kakao mit Schlagsahne«, kicherte die kleine Jeanette. »Ach, wie lecker. Ich glaube, das habe ich zuletzt als Kind getrunken.«

Das ist ja auch der Sinn der Sache, dachte Waltin und streichelte leicht ihren Nacken.

»Ich wollte dich heute Abend zum Essen einladen«, sagte Waltin und ließ seinen Daumen in ihrem Nacken ruhen. »Am liebsten würde ich den ganzen Tag mit dir verbringen«, fügte er hinzu, und zwar mit genau dem richtigen bezaubernd bedauernden Lächeln, »aber leider muss ich erst noch gewisse Dinge erledigen, ehe wir uns entspannen können.«

Die kleine Jeanette nickte mit ernster Miene. Genau wie ein Kind, dem aufgeht, dass es gerade etwas Wichtiges erfahren hat.

»Wir machen das jetzt so«, sagte Waltin und verflocht seine kräftigen braunen Finger mit ihren nur halb so großen. »Du gehst nicht mehr zurück ins Studentenwohnheim. Aber du behältst M'Boye im Auge, damit der dich in nichts hineinziehen kann. Kannst du ihn anrufen?«

»Er wollte mich heute Vormittag zu Hause anrufen«, sagte Jeanette. »Er hat kein eigenes Telefon. Es gibt nur das gemeinschaftliche auf dem Gang.«

»Das darfst du nicht benutzen«, sagte Waltin. »Halt dich bedeckt. Behalte M'Boye im Auge. Sorg dafür, dass er keinen Ärger macht. Schaffst du das?« Waltin lächelte warm und drückte ihre Hand.

Jeanette nickte.

»Gut«, sagte Waltin. »Und ich finde heraus, worum es bei dieser traurigen Geschichte eigentlich geht.«

Zuerst war er mit Hedberg in der kleinen Wohnung in Gärdet verabredet, die er für ihn besorgt hatte. Hedberg machte einen frischen und ausgeruhten Eindruck und bot frisch aufgebrühten Kaffee an. Waltin beschloss, erst einmal nichts von Krassners Selbstmord zu erzählen.

»Also los«, sagte er und nippte an dem heißen Kaffee.

Hedberg hatte nicht viel zu berichten. Er hatte gesehen, wie Krassner gegen halb sieben das Studentenwohnheim verließ, und als ihm fünf Minuten darauf per Funk grünes Licht erteilt worden war, hatte er sich an die

Arbeit gemacht. Eine Stunde später war er fertig gewesen und hatte seinen Kram eingepackt, war gegangen, nach Hause gefahren, hatte Waltin angerufen und Bericht erstattet.

»Ein kleines verdrecktes Studentenloch, besonders viel Kram hatte der nicht. Ein paar Papiere, und die hast du hier.«

Hedberg nickte zu den drei Filmrollen auf dem Tisch hinüber.

»Jaa, und was sonst noch?« Er schien gründlich nachzudenken. »Hinter dem Badezimmerschrank hatte er ein paar Marihuanazigaretten versteckt. Die hab ich ihm gelassen.« Hedberg grinste.

»Was hattest du für einen Eindruck von ihm?«, fragte Waltin. »Als Mensch, meine ich.«

»Eindruck?«, sagte Hedberg. »Na ja, ich hatte den Eindruck, dass der Bewohner dieses Zimmers leicht daneben war. Sah aus wie das übliche Drogennest. Überall lag irgendein Kram rum, die Bettwäsche lag als Knubbel am Bettende. Dir hätte es bestimmt nicht gefallen«, sagte Hedberg mit leichtem Lächeln.

Aber, aber, dachte Waltin, der Intimitäten auch dann nicht schätzte, wenn sie von einem so geschätzten Mitarbeiter wie Hedberg kamen. »Leicht daneben, sagst du?«

»Wie ein ziemlich gestörter Junkietyp«, sagte Hedberg und nickte. »Diese Türmarkierung, den Zettel auf der Tür, hab ich zum Beispiel sofort gefunden.«

»Und du hast ihn zurückgelegt, als du gegangen bist?«, fragte Waltin.

»Alles genau, wie es sich gehört«, sagte Hedberg und lächelte wieder.

»Keine Komplikationen?«, fragte Waltin leichthin und scheinbar gleichgültig.

»Na ja«, sagte Hedberg. »Nur die eine Sache, dass nach sieben noch jemand im Gang war. Kurz danach

habe ich gehört, wie jemand ins Treppenhaus hinausging. Dann kam gleich darauf jemand rein und machte sofort wieder kehrt. Ich hatte den Eindruck, dass es derselbe war, er hatte etwas vergessen und wollte es holen.«

M'Boye, dachte Waltin, dem Jeanettes Bericht noch in frischer Erinnerung war. Dass Neger sich aber auch nie die Uhrzeit merken können.

»Das tut mir Leid«, sagte Waltin bedauernd. »Das war einer von der Sorte, die immer zu spät dran sind.«

»Das ist ja nicht die Welt«, sagte Hedberg. »Ich habe ihn gehört, aber er hat mich nicht gesehen, darauf wette ich.«

Aha, dachte Waltin. Dann haben wir nur noch ein Problem.

»Es hat sich ein kleines Problem ergeben«, sagte Waltin.

Hedberg begnügte sich mit einem Nicken.

»Krassner hat sich umgebracht.«

»Red keinen Scheiß«, sagte Hedberg überrascht. »Wann denn?«

»Um fünf vor acht gestern Abend. Er hat einen doppelten Rittberger aus seinem Zimmerfenster geliefert.«

Hedberg war nicht leicht zu überzeugen gewesen, und seine Einwände waren logisch und absolut verständlich gewesen.

»Ich finde, das hört sich komisch an«, sagte Hedberg. »Als ich den Flur verlassen hab, war es fast zwanzig vor acht. Und das war doch nur eine Viertelstunde vor seinem angeblichen Fenstersturz.«

»Ja«, sagte Waltin. »Da hatte er wirklich nicht mehr viel Zeit.«

»Und einen Abschiedsbrief soll er auch noch geschrieben haben? Eine längere Epistel kann das aber nicht gewesen sein, sonst hätten wir uns doch begegnen müssen.«

»An sich kann er den Brief auch schon früher geschrieben und bei sich gehabt haben«, sagte Waltin.

Hedberg schüttelte den Kopf.

»Für mich hört sich das noch immer komisch an«, sagte er und schien ebenfalls laut zu denken. »Er muss doch mindestens eine Viertelstunde vor seinem Sprung aus der Sturegatan aufgebrochen sein. Und dann kann er doch eigentlich nur zu diesem Treffen gegangen sein und gleich wieder kehrtgemacht haben. Was war das überhaupt für ein seltsames Treffen?«

»Ja«, sagte Waltin. »Hier ist vieles seltsam.«

»Sicher«, sagte Hedberg nachdrücklich. »Und wenn er nun zurückgekommen ist, wieso haben die Kollegen, die das Haus überwachen sollten, ihn nicht gesehen und uns Bescheid gesagt?«

Interessante Frage, dachte Waltin »Das findet sich alles«, sagte er dann und steckte die Filmrollen in die Tasche. »Ich melde mich, wenn ich mehr weiß.«

Was habe ich denn nur vergessen?, überlegte er, als er aufstand. Irgendwas habe ich doch vergessen?

»Da war noch was«, sagte Waltin. »Hilf mir.«

»Du meinst diesen Brief«, sagte Hedberg. »Den Brief mit dem Termin.«

»Genau«, sagte Waltin. »Den Brief, in dem Krassner zu Forselius eingeladen wurde. Hast du den gefunden?«

»Nein«, sagte Hedberg. »In seinem Zimmer lag der jedenfalls nicht. Da bin ich mir ganz sicher. Weder Brief noch Umschlag.«

Verdammt, dachte Waltin, obwohl er sonst fast nie fluchte.

»Dann wollen wir hoffen, dass er ihn bei sich hatte«, sagte Hedberg und grinste.

Waltin war keiner, der unnötige Risiken einging. Wenn Krassner Forselius' Brief in der Tasche gehabt hatte, als er aus dem Fenster gesprungen war, dann ließ sich

daran jetzt nichts mehr ändern. Außerdem bestand aller Wahrscheinlichkeit nach immer noch Zeit genug, um Forselius zum Schweigen zu verdonnern, wenn die Stockholmer Polizei sich bei ihm meldete. Und es gab sicher noch eine Unmenge anderer schwerwiegender Gründe, um sich dafür zu interessieren, wie Krassner und er die Begegnung gestaltet hatten, die ja auf jeden Fall um einiges kürzer ausgefallen sein musste als geplant.

Forselius schien sich bei diesem Gespräch mit Waltin sogar noch weniger zu amüsieren als sonst. Nach dem üblichen gebrummelten »viel zu tun« hatte er sich am Ende dazu breitschlagen lassen, Waltin in seiner verdunkelten Wohnung zu empfangen, wie immer und trotz der frühen Stunde im Morgenrock und mit dem Cognacschwenker in der Hand. Waltin hatte sich nichts anmerken lassen, sondern seinen ganzen Charme spielen lassen und ganz bewusst anfangs seine Karten bedeckt gehalten.

»Wie war denn die Besprechung mit Krassner?«, fragte Waltin mit verbindlichem Lächeln.

»Die Besprechung mit Krassner«, sagte Forselius und sah Waltin voller Berechnung an. »Sie wollen wissen, wie die Besprechung mit Krassner verlaufen ist?«

»Ja«, sagte Waltin mit freundlichem Lächeln. »Erzählen Sie.«

»Ja, vielen Dank«, grunzte Forselius. »Das ging alles sehr gut.«

»Wie nett«, sagte Waltin. »Worüber haben Sie gesp …«

»Diese kleine Schlange hat sich gar nicht erst sehen lassen«, fiel Forselius ihm ins Wort und gönnte sich einen ordentlichen Schluck.

»Er hat sich nicht sehen lassen?«

»Schön, dass Ihr Gehör so gut funktioniert«, sagte Forselius freundlich. »Wie gesagt. Er hat sich nicht sehen lassen.«

»Und was haben Sie gemacht?«, fragte Waltin. Idiot, dachte er. Der Opa ist doch ein Vollidiot.

»Ich habe eine Weile gewartet. Dann habe ich ein gutes Buch gelesen, wirklich ein hervorragendes Buch, über Stokes'sche Prozesse und harmonische Funktionen. Ich hab das hier irgendwo liegen, wenn es Sie interessiert.« Forselius wies vage auf die Bücherregale hinter seinem Rücken.

»Sie haben nicht daran gedacht, mich zu informieren?«, fragte Waltin. Wie wir das abgemacht hatten, du blöder alter Tattergreis, dachte er.

»Nee«, sagte Forselius und sah aus, als sei ihm dieser Gedanke wirklich nie gekommen. »Aber ich habe Ihren Chef angerufen.«

Auch das noch, dachte Waltin.

»Und was hat der gesagt?«

»Nicht sehr viel«, sagte Forselius. »Entweder war er nicht zu Hause, oder er wollte nicht antworten.«

»Haben Sie eine Nachricht hinterlassen?«, fragte Waltin.

»Ich hinterlasse auf Anrufbeantwortern nie Nachrichten«, sagte Forselius hochtrabend. »Das widerspricht der Natur unseres Dienstes.«

Als Waltin Forselius über Krassners Tod informierte, nickte der Alte zufrieden. Die Auskunft vom mutmaßlichen Selbstmord wurde überaus gelassen hingenommen.

»Selbstmord, natürlich«, sagte Forselius augenzwinkernd. »Und ich soll jetzt, wenn die Kollegen von der externen Truppe an die Tür klopfen, aussagen, dass er bei unserer Begegnung zutiefst niedergeschlagen wirkte.«

»In dem Fall wäre es das Beste, Sie blieben einfach bei der Wahrheit«, sagte Waltin mit erzwungener Höflichkeit. »Dass er mit Ihnen sprechen wollte, dass er dann aber nicht gekommen ist.« Und bleib gefälligst nüchtern genug, dass du uns nicht erwähnst, dachte er.

»Und gestern Abend also«, Forselius grunzte glücklich und zog sich den Zeigefinger über seinen runzligen Hals, »da hat er sich das Leben genommen.«

Verdammt, dachte Waltin, und fünf Minuten später hatte er sich verabschiedet, korrekt und trotz allem immer noch sehr höflich.

Nach dem Besuch bei Forselius war Waltin an der Garage der Firma vorbeigegangen. Der weiße Kastenwagen stand an seinem üblichen Platz und war notdürftig gesäubert worden. In der Mülltonne, die nur wenige Meter neben der Garagentür thronte, hatte jedoch irgendwer bedenklich geschludert. Der schwarze Müllsack war fast leer, doch ganz oben lag eine Papiertasche, die eine leere Tüte, einen zerknüllten Becher und allerlei Abfälle enthielt, die allesamt von einer Hamburgermahlzeit für zwei berichteten, außerdem gab es noch den Kassenzettel für die ganze Pracht, ausgestellt im Marktkiosk oben beim Tessinpark in Gärdet.

Was ist das nur für eine Welt, in der ein Leitender Polizeidirektor sein Wochenende mit dem Durchwühlen von Mülltonnen verbringen muss, dachte Waltin düster, während er angeekelt und mit Hilfe eines Kugelschreibers die Reste herausfischte. Was mache ich jetzt, und wie werde ich diese beiden Scherzkekse los?

Zuerst ging er in sein Büro und sprach mit einem Bekannten, der im Außenministerium für gewisse Sicherheitsfragen zuständig war. Kein Problem, da Waltin versprach, für die Kosten aufzukommen, und so konnte der gemeinsame Beschluss, eine Sonderübung unter realistischen Bedingungen durchführen zu lassen, sofort in die Tat umgesetzt werden. Eine Stunde darauf hatte er Göransson und Martinsson in seinem Büro empfangen. Beide schienen gut geschlafen zu haben, und eins stand offenbar von Anfang an fest: Keiner von beiden hatte

auch nur die geringste Ahnung davon, dass Krassner tot war.

»Erzählt«, sagte Waltin, nickte und lächelte freundlich, während er sich in seinen tiefen Schreibtischstuhl zurücksinken ließ und seine Finger zu einem Kirchendach im klassischen gotischen Stil formte.

»)a«, sagte Göransson, räusperte sich und blätterte in seinem kleinen schwarzen Notizbuch. »Ja«, fügte er dann nach einem weiteren Räuspern hinzu. »Das Objekt hat also um achtzehn Uhr zweiunddreißig seine Wohnung im Körsbärsvägen verlassen. Danach ging er in ziemlichem Tempo auf dem linken Bürgersteig durch Körsbärsvägen und Valhallavägen. Er traf um achtzehn Uhr zweiundvierzig am verabredeten Treffpunkt in der Sturegatan sechzig ein und verschwand dann gleich im Haus. Zehn Minuten später also.« Göransson räusperte sich diskret und schaute leicht nervös zu seinem jüngeren Kollegen hinüber.

»Aha«, sagte Waltin gelassen. »Und was habt ihr in der Zwischenzeit gemacht?«

»Wir positionierten unser Fahrzeug etwa hundert Meter weiter in der Sturegatan«, sagte Göransson und schaute wieder zu Martinsson hinüber. »Das war nach unserer Einschätzung die beste Position.«

»Klar«, stimmte Waltin zu. »Bist du gefahren, Martinsson?«

Martinsson riss sich widerwillig von seinem Bild in dem großen Spiegel hinter Waltins Rücken los und schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte Martinsson. »Das war Göransson.«

Göransson schaute seinen jüngeren Kollegen wütend an.

»Und wann habt ihr diese Position bezogen?«, fragte Waltin harmlos.

»So gegen achtzehn Uhr dreiundvierzig«, sagte Göransson. »Circa achtzehn dreiundvierzig ungefähr.«

Das wird ja immer besser, dachte Waltin, aber das sagte er nicht.

»Und was ist dann passiert?«, fragte Waltin neugierig und beugte sich über seinen Schreibtisch vor, um sein Interesse noch zu betonen.

Rein gar nichts, wenn man den beiden Verschworenen glauben durfte. Sie hatten einfach dagesessen – zwar auf dem Vordersitz eines Dodge-Kastenwagens, aber doch so wachsam wie zwei Adler –, bis ihr Funkgerät sich gemeldet und ihnen mitgeteilt hatte, sie dürften jetzt Feierabend machen, und das war nach zehn Uhr gewesen.

»Um zweiundzwanzig null acht«, präzisierte Göransson mit erneutem Räuspern und nach einem weiteren Blick in sein schwarzes Büchlein.

»Das steht alles in unserem Ermittlungsbericht«, kam Martinsson dienstbeflissen zu Hilfe. »In dem üblichen Ordner.«

»Aber das ist doch ganz hervorragend«, sagte Waltin, nickte und ließ sich zurücksinken. Da lügen sie mit der ganzen Routine, die ihr lob ihnen verpasst hat, dachte er, und jetzt müssen wir sie nur noch loswerden, ehe ihre natürliche Einfalt, die sie für diesen Job prädestiniert hat, mir nun noch mehr Ärger bereitet.

»Ich habe einen Spezialauftrag für die Herren«, sagte Waltin. »Einen sehr weit greifenden, im Ausland, kann eine Woche dauern, vielleicht auch zwei. Es ist nämlich so, dass das Außenministerium Hilfe bei einer diskreten kleinen Überwachung einer ziemlich gemischten Politikergruppe braucht, es sind Leute aus dem Ministerium und vom Militär, und ich brauche zwei Leute, auf die ich mich wirklich verlassen kann. Auf Biegen und Brechen«, fügte er mit ernster Miene hinzu.

»Ja«, sagte Göransson »Wir hören, Chef.« Die Vorstellung von fetten Auslandszulagen hatte seine trägen Augen zum Leben erweckt.

»Ausland«, nickte Martinsson, der jünger war und dem es schwerer fiel, seine Begeisterung zu verbergen, und der in Gedanken bereits seine Badehose einpackte.

»Wir können in zwei Stunden am Flughafen sein, mit gepackten Koffern und abflugbereit«, stimmte Göransson dienstbeflissen zu.

»Das ist sicher nicht nötig«, sagte Waltin trocken. »Es reicht, wenn ihr kurz vor sechs am Hauptbahnhof seid.« Zur Weiterbeförderung an einen Ort, wo es keine Hamburger gibt und wo ihr euch garantiert den Arsch abfriert, dachte er, aber das sagte er nicht.

»Zug«, rief Göransson, und das Licht in seinen Augen war wieder verloschen.

»Zug«, wiederholte Martinsson, der so mitgenommen war, dass er vergaß, seine Reaktion in Waltins Spiegel zu überwachen.

»Ich glaube, es wird eine überaus interessante Reise werden«, sagte Waltin und nickte voller Überzeugung, »ihr werdet unterwegs auf dem Laufenden gehalten, auf einer need-to-know-Basis.«

Das wird garantiert eine fantastische Reise, dachte er. Mitten im eiskalten Winter mit einem dieser schönen, alten, russischen Züge und mit dem ganzen Service, der die Gastgeber bei ihren westlichen Besuchern berüchtigt machte.

»Wenn einer eine Reise tut, dann kann er meistens was erzählen«, sagte Waltin mit freundlichem Lächeln. »Außerdem hat das Außenministerium bereits dafür gesorgt, dass ihr euch wegen des Visums keine Gedanken zu machen braucht«, fügte er tröstend hinzu.

Nachmittags hatte Waltin sich diskret nach dem Stand der Ermittlungen in Bezug auf Krassners Tod erkundigt.

Sein Kontaktmann, der mit dem Zuständigen bei der Stockholmer Polizei gesprochen hatte, meinte, die Ermittlungen seien bereits abgeschlossen. Es standen nur noch einige praktische Details aus, und für die war die Wache in Östermalm zuständig.

»Scheint sich um einen ziemlich typischen Selbstmord zu handeln. Wie immer man es über sich bringt, aus dem fünfzehnten Stock zu springen, aber er war ja Student, und da hatte er sicher einen sitzen«, sagte Waltins Kontaktmann.

Wie schön zu hören, dachte Waltin zustimmend und entschied, dass Hedbergs Filme bis nach dem Wochenende warten konnten. Ebenso wie Berg, der im Ausland unterwegs war, wichtige Menschen traf und nur gestört werden durfte, wenn etwas noch Wichtigeres passierte, und in dem von Waltin geführten Buch tauchte Krassner auf dieser Seite nicht auf. Endlich, dachte Waltin, der wichtigere Dinge auf dem Programm stehen hatte.

Auch Kriminalassistentin Jeanette Eriksson hatte ihre Arbeit getan. Daniel hatte gleich vor dem Mittagessen angerufen und war wie immer freundlich und zuvorkommend gewesen, und diesmal hatte er sich außerdem Sorgen um sie gemacht. Jeanette hatte das gesagt, was von ihr erwartet wurde. Dass sie das alles traurig finde, obwohl sie Krassner ja nicht gekannt habe, und dass er ihr als komischer Kauz und nicht einmal als besonders sympathisch erschienen sei. Aber auf jeden Fall sei es ein seltsames Gefühl, da sie ja noch vor zwei Tagen mit ihm gesprochen habe. Eins aber sei wichtig: Sie wolle absolut nichts mit der Polizei zu tun haben. Sie habe Daniel zwar nie etwas davon gesagt, aber sie habe wirklich keine guten Erfahrungen mit der schwedischen Polizei gemacht. Obwohl sie noch nie ein Verbrechen begangen habe.

»Die behandeln alle als Verbrecher, auch wenn man ganz unschuldig ist«, sagte Kriminalassistentin Eriksson.

Aber Daniel meinte, sie brauche sich keine Sorgen zu machen. Sie könne sich auf ihn verlassen. Er werde sie in nichts hineinziehen, wenn die Polizei sich noch einmal melden würde. Dieser Krassner sei wirklich ein seltsamer Typ gewesen, und Daniel hielt ihn noch dazu mit ziemlicher Sicherheit für einen Rassisten.

Und was die schwedische Polizei anging, da sei er leider zu dem Schluss gekommen, dass sie eine deutliche Ähnlichkeit mit der südafrikanischen aufweise, und seine Erfahrungen in dieser Hinsicht wolle er hier gar nicht erst erwähnen.

»Zur Polizei geht eben nur eine ganz besondere Sorte von Mensch«, erklärte Daniel. »Mir ist noch keiner begegnet, der normal oder menschlich gewirkt hätte.«

Da Jeanette wie immer das Wochenende bei ihrer kranken Mutter verbringen musste, was eine ihrer schon früh ersonnenen Lügen war und die Notlösung, auf die sie zumeist zurückgriff, beschlossen sie, nach dem Wochenende wieder zu telefonieren und sich vielleicht irgendwo in der Stadt zum Mittagessen zu treffen.

So, dachte Kriminalassistentin Jeanette Eriksson, als sie auflegte. Jetzt konnte sie endlich Pläne für den Abend schmieden.

So, dachte Waltin, als er seine Wohnung in Norr Mälarstrand betrat. Höchste Zeit, Pläne für den Abend zu schmieden.

Montag, 25. November

Als Waltin am Montagmorgen ins Büro kam, fühlte er sich klar im Geist, stark im Fleisch und im Schritt angenehm schwer. Die vergangenen sechsunddreißig Stunden hatte er mit Jeanette Eriksson verbracht, sie hatten nicht einmal den Fuß vor die Tür gesetzt. Mit Ausnahme von kürzeren Mahlzeiten und einigen Stunden Schlaf hatte er sich fast die ganze Zeit über sie hergemacht, und alles war nach Plan gelaufen. Frauen waren von Natur aus unterwürfig, das wusste Waltin schon lange, aus eigener und umfassender persönlicher Erfahrung, aber bei vielen, und seltsamerweise gerade bei jüngeren, konnte es doch Probleme geben, da sie sich die grassierenden Wahnvorstellungen zu Eigen gemacht hatten, die von gewissen links angesiedelten Gruppen und Medien verbreitet wurden. Was dann wiederum zu mentalen Blockaden führen konnte, die sie daran hinderten, alles auf die für eine Frau selbstverständlichste Weise zu genießen.

Die kleine Jeanette jedoch hatte ganz natürlich auf seine Signale reagiert, obwohl es sich bisher vor allem noch um intellektuelle Beeinflussung handelte, und ihre physischen Voraussetzungen waren hervorragend. Der schmächtige knabenhafte Körper, ihre geschlossenen Augen, wenn er sich durch ihre erogenen Zonen hindurcharbeitete, ihre pathetischen kleinen Versuche, vor dem Orgasmus ihre Reaktionen zu unterdrücken. Das Einzige, was ihn noch störte, war das schwarze Dreieck aus gekräuselten Haaren, das ihren kleinen Schoß bedeckte, aber dieses Detail würde er am folgenden Wochenende korrigieren, darauf freute er sich schon.

Höchste Zeit, die Daumenschrauben anzuziehen, dachte Waltin zufrieden, und in diesem Moment klingelte sein rotes Telefon.

*

Berg hatte das Wochenende mit einigen Kollegen vom Verfassungsschutz verbracht. Sie hatten sich in einem ausgesprochen komfortablen, einige Meilen von Wiesbaden entfernt liegenden Kurhotel getroffen, und ausnahmsweise einmal hatte er seine Frau mitnehmen können. Die Deutschen hatten für ein entzückendes Damenprogramm gesorgt, so dass er und seine Kollegen ganz ungestört arbeiten konnten, während die Gattinnen Sehenswürdigkeiten am Rhein besuchten, abends hatte man dann die Mahlzeiten gemeinsam eingenommen. Es war wirklich überaus reizend gewesen, bei der eher schlichten und lockeren Zusammenkunft am Freitagabend hatte der Gastgeber Bergs Gattin zu Tisch geführt, während Berg beim samstäglichen Festmahl den Ehrenplatz eingenommen hatte.

Auf die Deutschen ist wirklich Verlass, dachte Berg. Das sind Leute, die sich in ihren zwischenmenschlichen Beziehungen um Form und Inhalt gleichermaßen kümmern.

Am Sonntag hatten seine Frau und er sich in die Maschine nach Kopenhagen gesetzt. Von dort aus war seine Frau nach Stockholm weitergeflogen, da sie am Montag wieder unterrichten musste. Er war mit dem Luftkissenboot nach Malmö übergesetzt, hatte im Savoy eingecheckt, ein einfaches Abendbrot verzehrt und sich zur Ruhe begeben.

Am Montagmorgen hatte er eine Besprechung mit seinen Kollegen aus Malmö angesetzt, doch ehe sie am Konferenztisch Platz genommen hatten, hatte er seine Sekretärin in Stockholm angerufen. Er hatte bereits seit zweieinhalb Tagen keinen Zugang mehr zu seinem sicheren Telefon gehabt.

»Waltin bittet um Anruf«, sagte seine Sekretärin. »Es geht um Citizen Kane«, fügte sie hinzu. Wo hab ich diesen Namen nur schon mal gehört?, überlegte sie.

Krassner, dachte Berg, und als er viel später an diesen Moment zurückdachte, fiel ihm ein, dass er schon damals eine böse Vorahnung verspürt hatte. Unklar, warum, aber so war es gewesen.

Waltin hatte sich äußerst sorglos angehört. Fast, als gehe ihn das alles überhaupt nichts an.

Berg staunte darüber. Damals und später auch.

»Wie ist es gelaufen?«, fragte Berg.

»Ganz hervorragend«, sagte Waltin. »Wir haben uns offenbar ganz unnötig Sorgen gemacht.« Ich nicht, aber du, dachte er, sprach es aber wohlweislich nicht aus.

»Wie meinst du das?«, fragte Berg.

»Ich habe mir eben die Ergebnisse seiner so genannten intellektuellen Bemühungen angesehen, und die kommen mir vor wie der pure Blödsinn.«

»Erzähl«, sagte Berg.

»An die fünfzig Seiten mit hochgradig verwirrten Notizen. Texte der unterschiedlichsten Art, ein paar Entwürfe zu etwas, das vielleicht mal ein Krimi werden sollte, möglicherweise auch eine Dokumentation, aber vermutlich irgendwas dazwischen.«

»Und worum geht es?«, fragte Berg.

»Ich schlage vor, darüber reden wir, wenn wir uns treffen«, sagte Waltin und hörte sich dabei ziemlich zufrieden an. »Ich will das mal so sagen. Wir beide und viele hier im Haus haben an dasselbe gedacht.«

Ach, dachte Berg. So ist das also. Das hatte er ja schon geahnt.

»Ist sonst noch was passiert?«, fragte er.

»Er hat am Freitagabend Selbstmord begangen«, sagte Waltin, und sein Tonfall verriet, dass er nicht zum engsten Kreis der Trauernden gehörte.

»Ich komme hoch«, sagte Berg. »Sorg dafür, dass ich vom Flughafen abgeholt werde.«

Noch ein Wirrkopf, dachte Waltin.

Berg und Waltin hatten den ganzen Nachmittag miteinander verbracht, und als sie sich trennten, war keiner mit dem anderen sonderlich zufrieden, obwohl sie das gut zu tarnen wussten.

Er hat etwas Unbedachtes, dachte Berg. Etwas Kindisches, charakterlich Unfertiges, dachte er.

»Wir halten uns bedeckt«, sagte er. »Ich übernehme jetzt die Sache. Ich werde dich natürlich auf dem Laufenden halten.«

Waltin zuckte seine maßgeschneiderten Schultern. Berg kann bald in der Kurdenabteilung anfangen, dachte er. Zusammen mit diesen anderen beiden Glühwürmchen.

»Fine with me«, sagte er. »Aber du machst dir unnötig Sorgen.«

Zuerst hatte Waltin den geleisteten Einsatz geschildert. An sich war alles nach Plan verlaufen, wenn man ihm Glauben schenken durfte. Der Kollege war in die Wohnung gegangen, hatte seine Arbeit erledigt und das Haus wieder verlassen, er war von niemandem beobachtet worden, und darauf kam es ja schließlich an. Göransson und Martinsson hatten zwar Pfuschwerk geliefert und Krassner aus den Augen verloren, aber man hatte doch Glück gehabt. Krassner hatte Selbstmord begangen, und zwar aus eigener Kraft. Ob er angetrunken gewesen war und nur seine neuen Schwingen testen wollte oder ob er plötzlich sein verlorenes Leben erkannt hatte, entzog sich Waltins Beurteilung. Aber wie auch immer, diese Frage fiel nicht in ihr Ressort. Krassner war kein Sicherheitsproblem mehr und war es eigentlich auch nie gewesen. So sah Waltin das auf jeden Fall.

»Wenn wir uns überhaupt Vorwürfe machen sollten, dann wohl deshalb, dass uns nicht wirklich aufgegangen ist, wie verrückt er war«, sagte Waltin und zuckte mit den Schultern. »Der Kerl scheint ja total verwirrt gewesen zu sein. Ich schlage vor, du siehst dir mal seine Papiere an.« Waltin schob Berg die Fotos zu.

Darauf kannst du Gift nehmen, dachte Berg.

»Wo stecken Göransson und Martinsson«, fragte er.

»Im Bildungsurlaub«, sagte Waltin und grinste. »Ich hielt es für richtiger, sie erst mal aus dem Spiel zu nehmen.«

»Wie viel wissen sie?«, fragte Berg.

»Sie wissen nicht, dass Krassner sich umgebracht hat«, antwortete Waltin. »Vermutlich werden sie das früher oder später erfahren. Sie wissen nicht einmal, dass sie gepatzt haben. Und sie haben natürlich keine Ahnung, dass ich weiß, was sie getrieben haben, statt ihre Arbeit zu tun.«

Berg begnügte sich mit einem Nicken.

»Eriksson?«, fragte Berg.

»Behält die Lage im Auge. Ich will sie nach Hause holen, sowie Stockholm Krassner abgeschrieben hat. Ich habe ihr gesagt, dass sie sich aus dem Ganzen heraushalten soll.« Um die brauchst du dir keine Sorgen zu machen, dachte Waltin.

Wieder nickte Berg.

Ich und Waltin, dachte er. Das macht zwei. Und Göransson, Martinsson und Eriksson, macht fünf. Und Waltins Mann vor Ort, wer immer es gewesen sein mag, was übrigens auch noch eine Frage war, die zumindest Zeit hatte, das alles ergab sechs Personen. Und Forselius, dachte er, und plötzlich waren das viel zu viele. Was sagen diese Motorradgauner doch immer?, dachte er. Dass drei ein Geheimnis bewahren können, wenn zwei tot sind?

Kaum hatte Waltin ihn verlassen, da war er zu seiner Sekretärin gegangen und hatte sie gebeten, ihm ein Taxi zu rufen. Die Vorstellung, noch im Büro zu bleiben, hatte er sich aus dem Kopf geschlagen. Lieber wollte er zu seiner Frau nach Bromma fahren und die Lage in aller Ruhe durchdenken. Vielleicht versuchen, darüber zu schlafen und bestenfalls in einem schönen Traum den Eindruck gewinnen, dass Waltin vielleicht Recht hatte, trotz dieser Nonchalance, die wohl den hauptsächlichen Bestandteil seines jungenhaften Charmes ausmachte.

»Sind irgendwelche Gespräche eingegangen?«, fragte Berg und versuchte sie freundlich anzulächeln. Ein Fels, dachte er. Ein wirklicher Fels in der Brandung.

»Der Sonderbeauftragte des Ministerpräsidenten möchte so bald wie möglich angerufen werden«, sagte sie.

Acht, dachte Berg düster.

Dienstag, 26. November

Nächtliche Grübeleien, zu wenig Schlaf, aber als er am frühen Morgen im Büro erschien, stellte sich heraus, dass er noch einige Tage Frist hatte. Der Sonderbeauftragte rief an, er habe ein Treffen vorschlagen wollen, sei nun aber verhindert und mit politischen Erwägungen beschäftigt, die ihre Zeit dauern könnten. Deshalb habe er mit dem Justizminister gesprochen, und der werde sich später an diesem Tag persönlich bei Berg melden, und sie hätten beschlossen, die allwöchentliche Besprechung auf den Freitag zu verlegen. Kein günstiger Tag natürlich, aber wenn er und Berg sich eine Stunde vorher treffen könnten, wäre das ganz hervorragend.

»Am Wochenende hat mich ein alter Freund angerufen und Bericht erstattet«, sagte der Sonderbeauftragte.

Ob der vielleicht Forselius heißt?, überlegte Berg, und, meine Güte, du bist ja plötzlich mitteilsam geworden.

»Das ist überhaupt kein Problem«, sagte Berg. »Ich kann um neun Uhr morgens.«

»Sehr gut«, erklärte der Sonderbeauftragte. »Wenn etwas sein sollte, bin ich unten in Harpsund zu erreichen.«

Berg hatte versprochen, sich in einem solchen Fall sofort zu melden. Die da oben und wir hier unten, hatte er gedacht, als er den Hörer auflegte.

Berg hatte sich den ganzen Tag mit Krassner beschäftigt. Zuerst hatte er zwar mit dem Gedanken gespielt, alles einem seiner vertrauteren Mitarbeiter zu überlassen, aber nach sorgfältiger Überlegung – etwas an dieser Geschichte gefiel ihm einfach nicht so recht – hatte er beschlossen, die Sache selber zu übernehmen. Zumindest für den Anfang und bis er sicher sein konnte, dass sie sich nicht in die falsche Richtung bewegte.

Zuerst hatte er sich die Aufnahmen der geheimen Hausdurchsuchung in Krassners Studentenbude angesehen. Es handelte sich um etwa hundert Bilder, vergrößert auf das Format A 4 und von hervorragender Qualität. Ein Dutzend davon zeigte verschiedene Teile der Einrichtung aus verschiedenen Winkeln. Alles war verkommen und schmutzig, so ungefähr wie die Drogenlöcher, die er in seiner Zeit als junger Bereitschaftspolizist draußen im Feld gesehen hatte, und der chaotische Schreibtisch wies wirklich nicht auf solide und konstruktive Arbeit unter harmonischen Verhältnissen hin.

Dann waren da noch die Bilder, die einfach Papier darstellten, weiße Schreibmaschinenbögen von unterschiedlichen Textlängen, teilweise mit der Maschine beschrieben und teilweise per Hand. Einige Blätter waren zerknüllt, zum Fotografieren geglättet und offenbar danach wieder zerknüllt und an den Ort zurückgelegt worden, wo sie ursprünglich gelegen hatten. Und jetzt setzten Bergs Probleme ein. Krassners Handschrift, denn man konnte wohl voraussetzen, dass er die Feder geführt hatte, war nur schwer zu entziffern, und das, was dort stand, war kryptisch, oft verkürzt und natürlich ganz und gar auf Englisch gehalten. Das galt auch für die mit Maschine geschriebenen Stellen, kurze Stücke und Textzeilen ohne ersichtlichen Zusammenhang, eher Entwürfe und Ideen für ein Exposé als Teile einer Erzählung. Das hier ist kein Manuskript, dachte Berg. Mit einer Ausnahme. Mit etwas gutem Willen konnte man in einem Entwurf etwas erkennen, aus dem aller Wahrscheinlichkeit nach ein Buch hätte werden sollen.

Die einzige Ausnahme hatte nämlich überzeugende Ähnlichkeit mit der Titelei eines Buches, und ohne sich in der Materie näher auszukennen, ging Berg davon aus, dass sich die Ängste der Autoren oft auf diese Weise zeigten. »The Spy that went East by John P. Krassner«,

las er, und dann schrieb er mit Bleistift eine ordentliche kleine 1 in die rechte obere Ecke seiner Kopie. Es geht leichter, wenn man einfach nur blättert, dachte Berg, der erst einmal versuchen wollte, das Material einigermaßen zusammenhängend zu sortieren. Die Frage, wovon das alles überhaupt handelte, konnte er dann später klären.

Insgesamt fünfundachtzig Seiten, verschieden voll beschrieben, dachte Berg, nachdem er die Blätter zweimal mit angefeuchtetem Zeigefinger durchgezählt hatte. Einundsechzig davon, gefaltet, zerknickt, zerknüllt, schienen auf einem Stapel auf dem Fußboden gelegen zu haben, die übrigen vierundzwanzig hatten, wenn man einem der Fotos glauben wollte, auf dem ansonsten nicht sonderlich ordentlichen Schreibtisch nebeneinander gelegen.

Berg hatte die Blätter zuerst zu zwei Stapeln geordnet – einen für die zerknickten, einen für die einigermaßen sortierten –, um auf diese Weise festzustellen, ob die beiden Stapel vielleicht einen inhaltlichen oder niveaumäßigen Unterschied erkennen ließen, aber viel klüger hatte dieser Versuch ihn nicht gemacht. Nach einer guten Stunde des Lesens war er einzig und allein zu dem Schluss gekommen, dass es sich offenbar um Seiten handelte, die der Autor bereits vollendet oder die er verworfen und weggeworfen hatte, oder um Dinge, die er noch nicht wegwerfen konnte, aber weshalb das so sein sollte, ging aus dem geschriebenen Text nicht hervor. Der Kerl scheint ja wirklich total verwirrt gewesen zu sein, dachte Berg, und aus irgendeinem Grund musste er nun auch an Waltin denken. Immer gut angezogen, grinsend und auf seine beredte Weise überzeugt davon, dass es sich bei Krassner einfach um einen gänzlich belanglosen Wirrkopf handelte, mit dem sie ihre Zeit vergeudeten.

Im Laufe des Nachmittags hatte er mehrere Male über sein schlechtes Englisch nachgedacht. Rein theoretisch und relativ gesehen sprach er zwar besser Englisch als die meisten seiner Kollegen, die einen ähnlichen Dienstrang wie er innehatten. Im Vergleich zu Waltin natürlich nicht, aber der hatte ja einen ganz anderen Hintergrund, er redete hier von echten Polizisten. Im Alltag kam er durchaus über die Runden, aber in diesem Fall fühlte er sich hoffnungslos überfordert. Englisch war nicht seine Sprache, Schluss, aus. Er hatte sich schon mehr als einmal darüber gewundert, dass manche seiner Kollegen so wenig Urteilskraft besaßen, dass sie behaupteten, fließend Englisch zu sprechen. Und dass sie das offenbar auch glaubten, obwohl ihr Englisch sogar noch schlechter war als seins.

Noch ehe er sich an die Papiere gesetzt hatte, hatte seine Sekretärin ihm ein dickes englisch-schwedisches Fachwörterbuch gebracht, das er in solchen Zusammenhängen schon häufiger benutzt hatte. Nach dem Mittagessen hatte sie noch weitere Bücher holen müssen, bei denen es um amerikanische Fachausdrücke und übliche Abkürzungen, um amerikanische Alltagssprache und amerikanischen Slang ging, und nach weiteren Stunden voller fruchtloser linguistischer Bemühungen hatte er dann endlich aufgegeben. Er hatte die Wörter, Ausdrücke und Textpassagen, die er nicht verstand, unterstrichen, hatte sie von seiner Sekretärin kopieren lassen und eine seiner Sprachexpertinnen aus der Analysegruppe gerufen.

Erinnert ein wenig an Marja, als sie jünger war, dachte Berg, der oft an seine Frau dachte, und lächelte die frisch herbeizitierte Helferin freundlich an.

»Du kannst mir nicht zufällig bei einer kleinen Übersetzung helfen?«, fragte Berg und reichte ihr die Liste mit den schwierigen Ausdrücken und Wörtern. »Englisch-Schwedisch«, fügte er hinzu, und aus irgendeinem

Grund klang es fast, als wolle er dafür um Entschuldigung bitten.

Die Sprachexpertin überflog rasch die Kopien, dann nickte sie und lächelte.

»Das schaffe ich schon«, sagte sie. »Bis wann brauchst du es?«

»So bald wie möglich«, sagte Berg, und eine Stunde darauf stand sie wieder vor ihm.

»Na«, sagte Berg und lächelte. »Hat's geklappt?«

»Das meiste hab ich jetzt wohl. In einigen Fällen habe ich mehrere Übersetzungsmöglichkeiten angegeben. Die wahrscheinlichste steht oben.« Sie reichte ihm einige sorgfältig mit Maschine geschriebene Seiten, die in einer roten Plastikmappe steckten.

»Erzähl«, sagte Berg. »Wer hat das hier geschrieben? Was ist das für ein Mensch?«, fügte er zur Erklärung hinzu.

»Hoppla«, sagte sie und lächelte. »Sprachpsychologie ist nicht gerade meine stärkste Seite.«

»Versuch es trotzdem«, bat Berg.

»Amerikaner«, sagte sie. »Definitiv Amerikaner. Weder jung noch alt, irgendwo zwischen dreißig und vierzig, stelle ich mir vor. Akademiker, schreibt wohl ziemlich viel, könnte sogar Journalist sein, und wenn ja, dann glaube ich zu wissen, wer sein Idol ist.«

»Ach«, sagte Berg. »Wer denn?«

»Hunter S. Thompson«, sagte seine neue Gehilfin. »Sein Stil weist deutliche Anklänge an den Gonzo-Journalismus auf, wenn auch in ziemlich unglücklicher Weise.«

»Gonzo-Journalismus?«

»Wie soll ich das erklären«, sagte sie und lächelte freundlich. »Sagen wir mal so. Wenn man ein Ereignis oder eine Person beschreibt, dann ist das journalistisch Wichtige nicht das Ereignis oder die Person an sich, son-

dern die Gefühle und Gedanken des Journalisten im Hinblick auf das Ereignis oder die Person. Interessant ist sozusagen das, was sich im Kopf des Journalisten abspielt.«

Das klingt ungeheuer praktisch, dachte Berg.

»Da spart man sich doch eine Menge Zeit.«

»Sicher«, sagte seine neue Mitarbeiterin kichernd. »Und bei einem klugen Kopf kann das Resultat durchaus interessant und unterhaltsam sein. Wie bei Hunter S. Thompson, wenn er wirklich gut ist. Wenn er schlecht ist, klingt es nur noch unbegreiflich.«

»Wirkt ein wenig dubios, wenn es einem um die Wahrheit geht«, wandte Berg ein.

»Das beste schwedische Beispiel ist sicher Göran Skytte. Für einen Gonzo-Journalisten, meine ich.«

Skytte, dachte Berg. Ist das nicht dieser große, schrecklich egozentrische und redselige Kerl aus Schonen, der immer mit diesem schrecklichen Guillou zusammengluckt?

»Skytte ist also ein schwedischer Hunter S. Thompson?«

»Na ja«, wandte seine neue Mitarbeiterin nüchtern ein. »Ich habe einen Freund, der in der vierten Liga Hockey spielt, aber deshalb ist er noch längst kein Gretzky. Obwohl er das natürlich gern wäre.«

»Und das hier?«, fragte Berg und zeigte auf die Unterlagen im roten Plastikordner.

»Mit der Einschränkung, dass meine Beurteilungsgrundlage vielleicht ein wenig dünn ist, würde ich doch behaupten, dass Skytte besser ist.«

»Skytte ist besser«, sagte Berg. Als Krassner, dachte er.

»Auf jeden Fall«, sagte die junge Frau. »Wenn wir gonzo-journalistisch reden, dann spielt Thompson in der National Hockey League, Skytte in der schwedischen

vierten Liga, und dieser hier hat noch nicht mal richtig Schlittschuh laufen gelernt.«

»Trotz des Gonzo-Journalismus?«, fragte Berg. Und dessen praktischen Umgangs mit der Wahrheit, dachte er.

»Vielleicht richtiger gesagt, eben deshalb. Darf ich eine Frage stellen?« Sie schien ihn mit einem gewissen Zögern anzusehen.

»Ja«, sagte Berg. »Aber ich kann dir keine Antwort versprechen.«

»Diese Stellen, die ich übersetzen sollte. Ich habe ja immerhin begriffen, dass es sich um das Material oder um einen Entwurf oder um Texte für eine Art Buch handelt.«

»Ja«, sagte Berg. »Das stimmt.«

»Und da wüsste ich gern«, sagte sie, »ob es sich um eine Dokumentation handelt. Um eine Beschreibung von Tatsachen.«

»Ja«, sagte Berg. »Das war jedenfalls die Absicht des Autors.« Und noch dazu eine ganz besonders ärgerliche, dachte er.

»Und das restliche Material sieht genauso aus?«

»Ja«, sagte Berg. »Das möchte ich schon behaupten.« Im Wesentlichen jedenfalls dachte er.

»Dann glaube ich, dass der Autor arge Glaubwürdigkeitsprobleme bekommen wird«, sagte Bergs neue Mitarbeiterin. »Außerdem schreibt er meiner Meinung nach nicht gerade gut.«

Gonzo-Journalismus, dachte Berg, als sie die Tür hinter sich zuzog. Und zum ersten Mal an diesem trübseligen Tag war er richtig guter Stimmung.

Als Berg endlich Feierabend machen und nach Hause fahren konnte, war es schon fast zehn Uhr. Jetzt, wo das Resultat vorlag, hatte er auch den Eindruck, dass er seine Zeit für bessere und um einiges wichtigere Aufgaben hätte nutzen können, aber andererseits musste er doch

zufrieden sein. Er hatte seine Beobachtungen und Überlegungen in einer besonderen, zwei Seiten langen Aktennotiz zusammengefasst, die sich hervorragend als Unterlage für den mündlichen Bericht eignete, den er am Freitag dem Sonderbeauftragten des Ministerpräsidenten liefern musste, und so, wie der Inhalt von Krassners nachgelassenen Betrachtungen nun einmal aussah, freute er sich sogar darauf. Ganz abgesehen von der Sachlichkeit dieser Unterlagen, die ja als Dokumentation angelegt gewesen waren.

»The Spy that went East«, dachte Berg.

Wer Krassners Spion war, hatte er sich schon denken können, noch ehe er mit dem Lesen begonnen hatte, denn dieses Thema konnte er seit seinen Jahren im großen Haus in der Polhemsgatan nicht mehr hören, und als die derzeitige Regierung noch in der Opposition gewesen war, hatten sogar in der verdeckten Abteilung starke Kräfte eine Voruntersuchung dieser Zusammenhänge verlangt. Das immerhin hatte Berg glücklicherweise mit der freundlichen Unterstützung des damaligen Landespolizeichefs verhindern können.

Aber den Titel von Krassners geplantem Buch begriff er trotz allem noch nicht so ganz. Der Spion, der nach Osten ging, dachte Berg. Woher denn?, dachte er. Von Norden, von Süden, von Westen?

Vermutlich von Westen, obwohl Krassner in seinen Papieren dazu keinerlei Anhaltspunkt gab und obwohl sein Onkel mehrere Jahre für den Nachrichtendienst der USA tätig gewesen war. Hoffentlich ist der Selige im Einklang mit den Regeln der Sache, der er gedient hat, von uns gegangen, dachte Berg und beschloss, dass er sich unnötig Sorgen gemacht hatte. Der Kerl war doch nicht ganz gescheit. Berg ließ sich auf dem Sitz zurücksinken und schloss die Augen.

»Verzeihung, Chef«, sagte sein Fahrer und räusperte sich vorsichtig. »Aber wir sind zu Hause.«

Mittwoch, 27. November

Nachdem er endlich eine Nacht durchgeschlafen hatte, be- schloss Berg schon beim Frühstück, dass er sich unnötig Sorgen gemacht hatte, außerdem hatte er Wichtigeres zu tun, und die genaueren Untersuchungen über Krassners Selbstmord konnte er einem diskreten und zuverlässigen Mitarbeiter überlassen. Persson, dachte Berg, und in diesem Moment schaute die Sonne durch das Küchenfenster.

»Guten Morgen, guten Morgen«, sagte Berg in allerbester Laune zu seiner Sekretärin, sowie er sein Büro betreten hatte, »hol mir doch bitte mal Persson.«

Berg kannte Persson seit dreißig Jahren. Auf der Polizeischule hatten sie dieselbe Klasse besucht, zwei Jahre darauf hatten sie während eines nicht sonderlich ereignisreichen Sommers in einem Stockholmer Streifenwagen den Vordersitz geteilt, während ihre älteren Kollegen mit ihren Familien und anderen Kollegen und deren Familien Ferien auf dem Land machten. Danach hatte Berg seinen Aufstieg an die Spitze der Polizeipyramide angetreten, während Persson lieber auf Nummer Sicher gegangen und unten geblieben war. Zwanzig Jahre später, und in Perssons Fall mit ebenso vielen Kilos um die Taille, waren sie sich in der Stadt zufällig über den Weg gelaufen. Persson arbeitete als Ermittler in der Einbruchsabteilung, und es gab zwar bessere Jobs, aber das Leben war nun einmal so … Eine Woche darauf hatte er bei Berg angefangen, und diese Entscheidung hatte seither keiner von ihnen je zu bereuen brauchen.

»Ich höre«, sagte Persson und nahm im Besuchersessel vor Bergs großem Schreibtisch Platz, ohne vorher um Erlaubnis zu bitten, schließlich waren sie zusammen Streife gelaufen, und dieser feine Blödsinn ging ihn nichts an.

»Es geht um einige kleine diskrete Untersuchungen im Zusammenhang mit einem mutmaßlichen Selbstmord, der am Freitagabend passiert ist«, erklärte Berg.

»Hmmm«, sagte Persson und nickte.

Fünf Minuten später hatte Berg seinen ehemaligen Klassenkameraden über alle Details informiert und war im Prinzip bereit, sich wesentlicheren Dingen zu widmen als diesem Trottel Krassner.

»Hast du sonst noch Fragen?«, erkundigte Berg sich freundlich.

»Nein«, sagte Persson. Schüttelte den Kopf, erhob sich und ging- Ein richtiger altmodischer Wachtmeister, dachte Berg liebevoll, als er Perssons fetten Hintern durch die Tür verschwinden sah. Noch ebenso sorgfältig, verschwiegen, schonungslos und liebenswürdig, wie es sein Vater zu seiner Zeit gewesen war.

Zwei Stunden später war wieder alles wie immer und seine gute Laune wie weggeblasen. Kudo und Bülling hatten um eine sofortige Besprechung gebeten, da ihre »Analysen eines gewissen Televerkehrs darauf hinweisen, dass ein Attentat auf einen hochrangigen, aber namentlich nicht weiter erwähnten schwedischen Politiker unmittelbar bevorsteht«.

»Eins macht mir ja Gedanken«, sagte Berg so kumpelhaft, wie ihm das in dieser Situation überhaupt nur möglich war. »Hier steht«, Berg raschelte mit den Unterlagen, die er eben erhalten hatte, »ich zitiere, namentlich nicht weiter erwähnt, Zitatende.«

»Genau«, sagte Kudo energisch.

»Eben«, stimmte Bülling mit auf die Teppichfransen gerichtetem Blick ein.

»Namentlich nicht weiter erwähnt, was bedeutet das? Wissen wir seinen Vornamen?« Oder kann es sich auch um eine Frau handeln, und kennen wir dann ihre oder seine Initialen?, dachte Berg leicht verwirrt, und ein

rasch stärker werdender Kopfschmerz machte sich in seinen Schläfen breit.

»Antwort nein«, sagte Kudo rasch.

»Uns fehlt also der Vorname des betreffenden Politikers«, murmelte Bülling.

»Aber den Nachnamen wissen wir?«, fragte Berg. Fälldin, dachte er hoffnungsvoll. Das würde eventuelle Überwachungsaufträge auf jeden Fall erleichtern.

»Antwort nein«, gab Kudo zurück. »Nachname negativ.«

»Wir haben also weder Vor- noch Nachnamen dieses namentlich … nicht weiter erwähnten … Politikers?«

»Genau«, sagte Kudo und nickte nachdrücklich.

»Er bekleidet jedenfalls einen hohen Rang«, erklärte Bülling mit gepresster Stimme.

Dann wollen wir doch hoffen, dass es sich nicht um den obersten Weihnachtsmann handelt, dachte Berg, aber das sagte er nicht.

»Ich glaube, wir machen folgendes«, meinte er stattdessen.

Fünf Minuten später kehrte er in sein Büro zurück und teilte seiner Sekretärin mit, dass er für den Rest des Tages zu Hause arbeiten wolle und nur im Fall von Krieg oder Putsch gestört werden dürfe. Wenngleich er das nicht so ausdrückte.

»Ich lass den Wagen holen«, sagte seine Sekretärin.

Der Arme, dachte sie. Er wirkt total erschöpft. Warum er wohl nie Urlaub nimmt?

Donnerstag, 28. November

Am Donnerstag, dem 28. November, trug Kommissar Persson in der Kanzlei von Bürochef Berg die Ergebnisse der diskreten Untersuchungen vor, die im Zusammenhang mit den Ermittlungen um den Selbstmord des US-Staatsbürgers John P. Krassner am Vortag eingeleitet worden waren: »Wahrscheinlich« Selbstmord, wie es in den betreffenden Akten hieß. Und da sein alter Freund und Kollege, der ihm diesen Auftrag erteilt hatte, gerade die Abteilung der Sicherheitspolizei in Luleä besuchte, musste der Bericht bis zum nächsten Morgen warten.

Auch egal, dachte Persson und beschloss früh, Feierabend zu machen.

Freitag, 29. November

Zuerst hatte er Persson empfangen. Er hatte eine Stunde für ihn eingeplant, doch da Persson eben Persson war, waren sie schon nach zwanzig Minuten fertig. Krassner hatte sich das Leben genommen, eine andere Erklärung war einfach nicht möglich. Auch die Ermittler der Stockholmer Polizei waren zu diesem Ergebnis gekommen. In Wirklichkeit waren die Untersuchungen bereits abgeschlossen, offiziell konnte es natürlich noch einige Tage dauern.

»Ich dachte an seine Aktionen, unmittelbar bevor … ja, bevor er aus dem Fenster gesprungen ist«, wandte Berg ein. Irgendetwas an der Sache ließ ihn einfach nicht los. »Er scheint sich ja ganz plötzlich entschieden zu haben.«

Das ist doch überhaupt nicht weiter erstaunlich, dachte Persson, sondern eher das klassische Verhalten eines Selbstmörders. Rennt zu einem bereits abgesprochenen Termin, trifft an der verabredeten Stelle ein, überlegt sich alles anders und macht auf dem Absatz kehrt. Treibt sich ein wenig in der Stadt herum, geht nach Hause und kommt zur Sache.

Ja, dachte Berg. Besonders rational scheint er ja nicht gewesen zu sein.

Persson hatte nur noch ein störendes Detail zu berichten. Wenn man der Sache schon auf den Grund ging, dann hatten Göransson und Martinsson wirklich ausgiebig Mist gebaut, und es war wohl kaum ihr Verdienst, dass Waltins Mann fürs Grobe schon fertig gewesen und verschwunden war, ehe Krassner seine Wohnung wieder aufgesucht hatte.

»Verdammte Blindfische«, fasste Persson seine Ansicht zusammen, und wenn er zu entscheiden hätte, dann würden die beiden sofort wieder in den Bereit-

schaftsdienst versetzt werden, und zwar begleitet von einem Riesendonnerwetter.

»Ja«, sagte Berg, »aber damit wollte ich warten, bis die Lage sich wieder beruhigt hat.«

Er wird langsam weich, dachte Persson, hielt aber den Mund.

Danach hatte Persson eigentlich gehen wollen, aber vorher tat er noch etwas Unerwartetes.

»Da ist noch was«, sagte er und sah Berg an.

»Ich höre«, sagte Berg und hörte im selben Moment, wie in seinem Kopf sämtliche Alarmglocken losgingen.

»Waltin«, sagte Persson.

»Was ist mit ihm?«, fragte Berg.

»Sieh zu, dass du diesen Arsch loswirst«, sagte Persson.

»Denkst du an etwas Besonderes?« Die Glocken wurden jetzt noch lauter.

»Nein, nichts Besonderes«, sagte Persson und zuckte mit seinen breiten Schultern. »Ich hab einfach kein Vertrauen zu ihm.«

»Weißt du irgendwas?«, beharrte Berg.

»Nee, aber bei diesem Scheißkerl stimmt nicht eine einzige Ziffer«, sagte Persson und war verschwunden.

Was mach ich jetzt?, dachte Berg, und die Glocken in seinem Kopf schrillten lauter denn je.

Danach war er nach Rosenbad gefahren und hatte sich mit dem Sonderbeauftragten des Ministerpräsidenten getroffen, der müde und erschöpft aussah und bedenklich rote Augen hatte. Dem scheint's ja gar nicht gut zu gehen, dachte Berg, und etwas musste mit ihrer Beziehung zueinander passiert sein, denn die Vorstellung, dass es seinem alten Quälgeist nicht gut ging, deprimierte ihn auf eine schwer verständliche Weise. Berg war vorsichtig vorgegangen und hatte zuerst die näheren Umstände von Krassners Selbstmord zur Sprache gebracht. Die techni-

sche Untersuchung am Unfallort, seinen Abschiedsbrief, die Aussagen des Gerichtsmediziners, die Vernehmungen der Zeugen und die Beobachtungen seiner eigenen Leute, die er auf Krassner angesetzt hatte. Das alles wies eindeutig in ein und dieselbe Richtung: Selbstmord.

Der Sonderbeauftragte hatte sich mit einem Nicken und einem Grinsen unter gesenkten schweren Augenlidern begnügt.

»Wir müssen versuchen, mit unserer Trauer zu leben«, sagte er leise lachend.

Jetzt kenne ich dich wieder, dachte Berg.

»Ja, ja«, sagte der Sonderbeauftragte dann. Er schien laut zu denken. »Ein gemeinsamer Bekannter behauptet, ihr hättet ihn umgebracht.«

Ich muss irgendwas mit Forselius machen, dachte Berg. Der fängt offenbar an zu vertrotteln.

Und danach waren sie endlich zur Sache gekommen.

»Erzähl«, sagte der Sonderbeauftragte des Ministerpräsidenten. »Was war denn los?«

Das Ergebnis der Hausdurchsuchung, die Bergs Mitarbeiter durchgeführt hatten – Berg betonte, dass diese Hausdurchsuchung vor dem Hintergrund der geheimen Gesetzgebung durchaus legitimiert gewesen war war, dass Krassner ein Buch geschrieben hatte, dass er bei dieser Arbeit noch nicht besonders weit gekommen war und dass das wenige, was man von diesem Buch gefunden hatte, unzusammenhängend, um nicht zu sagen, unbegreiflich war. Und durch seinen Selbstmord konnte der Fall wohl als abgeschlossen gelten.

»Wovon handelt es denn?« Der Sonderbeauftragte des Ministerpräsidenten wirkte plötzlich ein wenig frischer und sah Berg neugierig an.

»Es handelt von deinem Chef«, sagte Berg. »Oder, genauer gesagt«, fügte er vertraulich hinzu, »ich glaube, es sollte von deinem Chef handeln.«

»Das musst du mir näher erklären«, sagte der Sonderbeauftragte.

Das Berg zur Verfügung stehende Material bestand vor allem aus Entwürfen für Hintergrundschilderungen. Es ging um die erschütternde Geschichte der Sozialdemokratischen Partei mit ihrem ständigen Hin und Her zwischen Kapitalismus und Kommunismus, darüber, wie sie sich während des Zweiten Weltkrieges um ein Haar mit den Nazis zusammengetan hätte, und darum, dass die Partei von Anfang an von Hurenböcken und bestechlichen Gaunern geleitet worden war. Branting hatte einen Haufen Geliebte gehabt und war eigentlich nur ein verkappter Kapitalist gewesen, der seinen Hintern retten wollte. Per-Albin hatte ebenfalls herumgehurt und sich außerdem von den Direktoren bestechen lassen, mit denen er gepokert und gesoffen hatte. Das wusste Krassner aus einer sicheren schwedischen Quelle, deren Großvater zu den Bestechern gehört und alles im Vertrauen der Mutter der Quelle erzählt hatte. Außerdem war Per-Albin Multimillionär, denn er hatte zu seinem fünfzigsten Geburtstag eine landesweite Sammlung organisiert und den Ertrag vollständig in die eigene Tasche gesteckt.

»Du meine Güte«, sagte der Sonderbeauftragte entzückt. »Ich habe Per-Albin ja immer schon für einen klugen Mann gehalten. Aber was war mit Tage? Was hat der für Teufeleien angestellt?«

»Erlander taucht in dem von uns untersuchten Material nicht ein einziges Mal auf«, sagte Berg.

»Beunruhigend«, sagte der Sonderbeauftragte. »Aber die Värmländer waren ja immer schon gerissene Burschen. Und sie saufen, und schrecklich faul sind sie auch, genau wie die Neger in Onkel Toms Hütte. Die kennen nur den Tanz an der Wegkreuzung und so was.«

Sag das mal im Wahlkampf, dachte Berg, behielt es aber für sich.

»Na«, sagte der Sonderbeauftragte nun, während er Berg zugleich auffordernd ansah. »Ich kann mir ja schon denken, dass du das Beste bis zuletzt aufgehoben hast. Mein hochverehrter Chef, was hat der sich für Entsetzlichkeiten zu Schulden kommen lassen?«

»Abgesehen davon, dass er seit Mitte der sechziger Jahre für die Russen spioniert, hat er sich wohl mehr oder weniger am Riemen gerissen«, sagte Berg trocken.

»Und welche Beweise werden für diese Behauptung serviert?«, fragte der Sonderbeauftragte.

»Nichts, das man nicht zwischen den Zeilen des Svenska Dagbladet lesen könnte«, sagte Berg. Oder was ich bei der Arbeit höre, dachte er, aber das sagte er natürlich nicht.

»Und das ist alles?«, fragte der Sonderbeauftragte und hörte sich fast ein wenig enttäuscht an.

»Das ist alles«, sagte Berg, »und daraus können wir doch nur schließen, dass wir uns unnötig Sorgen gemacht haben.«

Aber dann kamen die Einwände, und plötzlich hatte Berg seinen alten Widersacher wieder erkannt.

»Vier Dinge verstehe ich nicht so recht«, sagte der Sonderbeauftragte. »Das heißt, an sich verstehe ich noch viel mehr nicht, aber im Moment geht es um diese vier Dinge.«

»Ich höre«, sagte Berg, und jetzt gingen seine Alarmglocken wieder los. Leise und ganz hinten im Kopf natürlich, aber er hörte sie trotzdem deutlich.

»Wir haben uns doch nicht wegen Krassner Sorgen gemacht, sondern wegen seines Onkels. Wie kommt der also ins Spiel?«

Gar nicht, fand Berg.

»Ich weiß noch, dass du anfangs erzählt hast, Krassner habe den ganzen Tag auf seiner Maschine herumgeklimpert, aber trotzdem findet ihr nur knapp hundert Seiten

mit unsortierten und vor allem verworfenen Notizen, obwohl er angeblich fast sechs Wochen daran gesessen hat? Hat er den Rest irgendwo versteckt und wenn ja, wo?«

Berg sah keinen Grund zu der Annahme, dass Krassner irgendwelche selbst geschriebenen Unterlagen versteckt haben könnte. Jedenfalls nicht hier in Schweden.

»Das Material, das du gesehen hast, handelt offenbar vor allem von der Partei und ihrer Leitung. Mir kommt das wie die typische Rahmenhandlung für etwas anderes vor. Außerdem wie ein passender Grund, um herzukommen und sich an die Arbeit zu machen.«

»Du meinst, dass er in den USA noch anderes Material liegen hat?«, fragte Berg. Das sich auf deinen Chef bezieht, dachte er.

»Ja.«

»Dazu kann ich nichts sagen«, sagte Berg, »aber wenn es von derselben Qualität ist wie das, was wir hier gefunden haben, dann glaube ich nicht, dass wir uns irgendwelche Sorgen machen müssen.«

Denn du willst doch nicht, dass ich die Deutschen bitte, den Kollegen von drüben mal ein paar Fragen zu stellen, dachte er.

»Und ich verstehe den Titel seines Buches nicht«, sagte der Sonderbeauftragte. »Der Spion, der nach Osten ging?«

»Ich auch nicht«, sagte Berg.

Schön zu hören, dachte der Sonderbeauftragte, denn gerade auf diese Antwort hatte er gehofft.

Im folgenden verlief die Besprechung reibungslos, und der Minister schien vor allem an das bevorstehende Wochenende zu denken. Berg verbrachte die meiste Zeit damit, über die Ermittlungen in zwei ausländischen Bestechungsfällen zu berichten. In einem ging es um mutmaßliche Flüchtlingsspionage und im anderen um

eine leider bereits geschehene Industriespionage. Hier widersetzte sich das Außenministerium dem Ausweisungsbegehren. Keiner der Anwesenden hatte noch irgendwelche Fragen. Die Glocken in Bergs Kopf hingegen läuteten noch immer.

So ist es eben, dachte Berg, als er vor Rosenbad ins Auto stieg. Wie schön, dass es bald Wochenende ist.

Erste Dezemberwoche

Was soll das Ganze eigentlich?, fragte sich Kriminalassistentin Jeanette Eriksson, als sie sich am Montag auf ihren Schreibtischsessel sinken ließ, nachdem sie das ganze Wochenende mit ihrem neuen, heimlichen Liebhaber, dem Leitenden Polizeidirektor Waltin, verbracht hatte. Denn das war er doch wohl, trotz des Altersunterschiedes? Ihr Hintern tat ihr auch weh, und das war besonders störend, denn die Einsamkeit ihres Büros war inzwischen Schnee von gestern. Das ganze Krassnerprojekt war ebenfalls abgehakt und vom höchsten Chef persönlich zur Verschlusssache erklärt worden. Und alles hatte doch erst vor einer Woche oder genauer gesagt vor zehn Tagen so schön angefangen, dachte Kriminalassistentin Jeanette Eriksson, die die Zeiten immer ganz genau nahm, im Dienst wie im Privatleben. Und alles hatte als das eine angefangen und als das andere geendet.

Krassner war endgültig zur Geschichte geworden, und Daniel würde es bald sein. Bei ihrem letzten Telefongespräch hatte sie ihm erzählt, dass es ihrer kranken Mutter plötzlich noch viel schlechter ging und sie nach Norrland fahren und ihrem Vater bei der Betreuung der Patientin und der kleinen Kinder helfen musste. Daniels Mitgefühl kannte keine Grenzen, und ihr schlechtes Gewissen war noch gewachsen. Was jetzt noch blieb, war eigentlich nur noch Waltin, der im Detail entschied, was sie nach ihrem Einsatz im Fall Krassner machen sollte, und der inzwischen auch ihr Privatleben mit Beschlag belegte, auf eine Weise, über die sie nun wirklich mit niemandem sprechen mochte. Da war zum Beispiel diese Sache mit der Süßigkeitentüte, die er ihr zuerst gegeben und dann wieder weggenommen hatte, aus Gründen, die sie nicht

einmal in der Fragespalte der großen Abendzeitung veröffentlichen könnte.

Was soll das Ganze eigentlich?, überlegte Kriminalassistentin Eriksson und versuchte vorsichtig, sich auf die am wenigsten wehe Stelle zu setzen, als sie sich an die übliche Tagesarbeit machte.

*

Am Dienstag, dem 3. Dezember, erklärte die Stockholmer Polizei die Ermittlungen im Fall John P. Krassner offiziell für beendet. Es stand nunmehr einwandfrei fest, dass er Selbstmord begangen hatte, er hatte ja sogar einen Abschiedsbrief hinterlassen, und noch am selben Tag machte Kriminalinspektor Persson auf seine diskrete Weise eine Kopie des Ermittlungsberichts.

Krassners spärliche Hinterlassenschaft, hatte er allerdings nicht zu Gesicht bekommen, denn die hatte die Botschaft bereits in die USA zurückgeschickt. Das machte Berg offenbar Sorgen, denn er hatte unter anderem nach einer Einladung gefragt, die weder auf der Liste der beschlagnahmten Sachen noch auf der Versandliste zu finden war, aber Persson fand das nicht weiter schlimm. Solchen Dreck wirft man doch sicher sofort weg, hatte er gedacht und es auch gesagt.

Berg hatte sich mit einem zustimmenden Nicken begnügt, aber um ganz sicher gehen zu können, hatte er doch bei einem der psychiatrischen Berater des Büros ein Gutachten in Auftrag gegeben. Es handelte sich um einen ungewöhnlich kompetenten Arzt der alten Schule, der ihm schon häufiger geholfen hatte und der ihn auch diesmal nicht enttäuschte. Krassners Abschiedsbrief wies offenbar auf eine »stark depressive Veranlagung« hin, weshalb die »Selbstmordgedanken, die ihn schon lange gequält hatten« nun endlich einen »fast zwanghaften und

zeitweise halluzinatorischen Charakter« entwickelt hatten.

Endlich, dachte Berg. Höchste Zeit, diese traurige Geschichte wegzupacken zu den übrigen geheimen Unterlagen.

*

Bei der Besprechung hatten sie mehrere Themen behandelt, und auch das etwas exzentrische Sicherheitsbewusstsein des Ministerpräsidenten war wieder zur Sprache gekommen.

»Ich habe nach der letzten Regierungsbesprechung wie abgemacht die Sache aufs Tablett gebracht«, teilte der Justizminister mit und nickte mit schlecht verhohlenem Stolz.

»Und was hat er dazu gesagt?«, fragte der Sonderbeauftragte mit spöttischem Lächeln und halb gesenkten Augenlidern.

»Er hat versprochen, darüber nachzudenken«, sagte der Minister.

»Das ist ja ein einzigartiger Fortschritt, Glückwunsch«, sagte der Sonderbeauftragte und lachte. »Dann will ich die Herren auch nicht mit dem Bericht darüber langweilen, was er zu mir gesagt hat, als ich dasselbe Thema angeschnitten habe.«

Weiter waren sie dann nicht mehr gekommen.

Nach der Besprechung hatte der Sonderbeauftragte Berg beiseite genommen, um ihm eine schlichte und einfache Frage zu stellen.

»Dieser Waltin«, fragte er. »Hast du unbedingtes Vertrauen zu ihm?«

Ich muss irgendwas mit Forselius machen, dachte Berg in plötzlicher Verärgerung. So kann das nicht weitergehen.

»Ich sehe schon, du hast mit Forselius gesprochen«, sagte Berg.

Der Sonderbeauftragte machte eine schwer zu deutende Geste, die offenbar zeigen sollte, dass er sich zu dieser Frage nicht zu äußern gedachte.

»Ich will es mal so sagen«, begann Berg vorsichtig. »Ich glaube, wir haben es hier vor allem mit einer schlechten persönlichen Chemie zu tun. Ich kann dir nur sagen, dass ich bisher noch keinen Grund dazu gehabt habe, Polizeidirektor Waltin zu misstrauen.« Abgesehen von seinen kleinen privaten Kindereien, aber darauf brauche ich hier ja wohl nicht einzugehen, dachte Berg.

Der Sonderbeauftragte begnügte sich mit einer leicht abwehrenden Geste.

»Du bist natürlich über das strukturelle Problem im Bilde?«

»Ich bin nicht ganz sicher, ob ich verstehe, was du meinst«, sagte Berg, noch immer vorsichtig.

Die restliche Unterhaltung war auf einer so genannten prinzipiellen Ebene geführt worden. So nannte man es schließlich, wenn jemand wie der Sonderbeauftragte jemanden wie Berg zusammenstauchte. Dem Sonderbeauftragten zufolge ergab Bergs strukturelles Problem sich ganz logisch aus der Art, wie er seine Aktivitäten kontrollierte. Wer kontrollierte den letzten Kontrollierer in der Kette? Vor allem, wenn er so versteckt arbeitete wie Waltin?

»Das ist ein unlösbares Problem«, sagte Berg. Über das Leute wie du schrecklich gern reden, dachte er.

Durchaus nicht unlösbar, fand der Sonderbeauftragte auf seinem hohen Posten. Seiner Ansicht nach ging es einfach darum, zur Organisation und deren Aktivitäten ein dialektisches Verhältnis zu entwickeln. Konkurrenz und Gegensätze in die Strukturen einzubauen, wäre eine

ausgezeichnete Kontrollmöglichkeit auch für das Treiben der verschiedenen Bereiche.

»Und was soll dann aus dem Betriebsfrieden werden?«, fragte Berg. Dialektisch, dachte er. Ob er wohl Kommunist ist? In seinen Unterlagen stand nichts davon, aber seine Argumentationsweise war gefährlich verdächtig.

»Denk mal darüber nach«, sagte der Sonderbeauftragte und zuckte zum Abschluss mit den Schultern. Und plötzlich schrillten Bergs innere Alarmglocken wieder los.

*

Am Freitag hatte Berg Waltin darüber informiert, dass das Kapitel Krassner nunmehr als abgeschlossen galt, und obwohl es im Grunde ja eine ernste Angelegenheit gewesen war, hätte alles noch viel schlimmer ausgehen können, etwa wenn Waltin sich so leichtsinnig aufgeführt hätte wie sonst. Ein maßgeschneidertes Schulterzucken, dachte Berg. Wenn ich nichts unternehme, dann kriege ich mit Sicherheit auch noch ein parlamentarisches Nachspiel an den Hals.

»Was wirst du mit diesem senilen Cognactrinker machen?«, fragte Waltin, der keiner war, der ein Blatt vor den Mund nahm.

»Ich kämpfe noch mit der Frage«, sagte Berg, der schon beschlossen hatte, Forselius die Priorität zu entziehen, und der nicht vorhatte, das irgendwem zu erzählen. Waltin schon gar nicht.

»Wenn du willst, kann ich ihm eine Rechnung schicken«, sagte Waltin und lächelte wie ein satter Wolf. »Er hat mich an die tausend Arbeitsstunden gekostet.«

»Na ja«, sagte Berg abwehrend. »Das findet sich schon.« Schlimmstenfalls kannst du ja deine Uhr versetzen, dachte er, aber das sagte er natürlich nicht.

Stattdessen begnügte er sich damit, allgemeine Anweisungen für die weitere Arbeit zu geben: eine Übersicht über antidemokratische Kräfte bei Militär und Polizei zu erstellen, Kurden und andere Terrororganisationen im Blick zu behalten, Schreckensszenarien gegen den Ministerpräsidenten und andere Stützen der Gesellschaft aufzuzeigen – um die Sache noch einmal in groben Zügen zusammenzufassen.

Uns selbst den Dolch in den Rücken stoßen, Wichtel und Weihnachtsmänner, Krassner und andere Glühwürmchen, das klingt doch wie ein hervorragender Arbeitsplan, dachte Waltin bei sich, schwieg aber.

»Fine with me«, sagte Waltin. Er hatte natürlich wichtigere Dinge zu tun.

*

Am Samstag hatte sich der Sonderbeauftragte des Ministerpräsidenten zum alljährlichen Weihnachtsessen der Turinggesellschaft im Festlokal des noblen Herrenclubs Stora Sällskap getroffen. Es war eine lockere Zusammenkunft, wenn auch in Frack und vollem akademischen Ornat, zum Gedenken an einen der Größten, der ebenfalls sein Leben zwischen der Sehnsucht des Sommers und der Kälte des Winters gelebt und dann beschlossen hatte, ihm eigenhändig ein Ende zu setzen, als die Kälte um ihn herum zu greifbar geworden war.

Dieses Weihnachtsessen fand jedes Jahr am ersten Samstag im Dezember statt, da man auf genügend Zeit und gute Formen achtete. Die Speisenfolge und die Mehrzahl der Teilnehmer hatten sich seit Kriegstagen nicht verändert. Zuerst gab es ein schlichtes Cognacbüffet und ein paar Gläser im Stehen, bei denen sogar von Gicht geplagte Professoren ungezwungen miteinander plaudern konnten. Danach ein traditionelles bürgerliches

Essen, das immer damit endete, dass die Portweinkaraffe herumgereicht wurde, worauf man sich zu Kaffee und Cognac in einen anderen Raum begab. Forselius hatte seinen alten Schüler zur Seite geführt, und nun saßen sie in Sesseln in der Ecke, die für private Unterhaltungen über Themen wie die Geheimhaltungsgesetzgebung des Landes am geeignetsten erschien.

»Hast du deine Professur noch, oder bezahlen die Sozis so verdammt wenig, dass du dir keinen zivilen Frack mehr leisten kannst?«, grunzte Forselius und nickte zu den akademischen Eichenlaubranken um den schwarzen Samtkragen des Sonderbeauftragten hinüber.

»Die Stelle habe ich noch, und mein Gehalt bekomme ich, um mir ein Pferd halten zu können, danke der Nachfrage«, sagte der Sonderbeauftragte. Du änderst dich auch nicht mehr, du alter Arsch, dachte er mit der Wärme, die sich nach einem guten Essen ganz folgerichtig einstellt.

»Nimm dich vor diesen Mistkerlen in Acht«, mahnte Forselius. »Sonst bist du der Nächste, der kopfüber aus dem Fenster fliegt.«

»Die, mit denen ich gesprochen habe, behaupten, dass es Selbstmord war«, sagte der Sonderbeauftragte. Und ich verspreche dir, ich werde auf mich aufpassen, sowie der Wahlkampf begonnen hat, dachte er.

»Natürlich«, schnaubte Forselius. »Sagt das der Kerl mit der goldenen Uhr?«

»Sag mir Bescheid, wenn ich mich irre«, meinte der Sonderbeauftragte. »Aber warst du das nicht, der Kontakt zu ihm aufgenommen hat?«

»Ich hatte mich an Berg gewandt, ja«, sagte Forselius. »Berg ist schon in Ordnung, ein bisschen einfältig zwar, wie alle Polizisten eben, aber schlicht und sympathisch und ein netter Umgang. Tut immer, was man ihm sagt.«

Aber hallo, dachte der Sonderbeauftragte, der einer anderen Generation angehörte als sein Mentor.

»Was hätte ich denn tun sollen?«, fragte er dann.

»Den Stab damit beauftragen. Zu meiner Zeit haben wir das immer so gehandhabt. Du weißt doch wohl, wie die Sicherheitspolizei über Leute wie dich und deinen Chef denkt? Wenn überhaupt jemand, dann sollte der das ja wohl wissen.«

Ab und zu redest du ganz schön viel Unsinn, dachte der Sonderbeauftragte im Stillen.

»Warum um alles in der Welt hätte die Sicherheitspolizei einen Typen wie Krassner umbringen sollen?«

»Manchmal mache ich mir wirklich Sorgen um dich«, sagte Forselius und musterte seinen ehemaligen Schüler mit strengem Blick. »Um seine Papiere in die Hände zu bekommen, natürlich.«

»Seine so genannten Papiere enthielten vor allem Unsinn, wirklich nur puren Unsinn.«

»Das sagen sie, ja«, sagte Forselius. »Und was würdest du selbst sagen, wenn du dir das mal genauer überlegst?«

Dass das alles nur Unsinn ist, dachte der Sonderbeauftragte, aber er hatte keinesfalls vor, Forselius darüber in Kenntnis zu setzen.

*

Waltin hatte beschlossen, dieses Wochenende auf seinem Erbhof in Sörmland zu verbringen. Seine Wohnung in Norr Mälarstrand reichte zwar für seine normalen Bedürfnisse vollkommen aus, und er hatte ziemlich viel Geld in die Schallisolierung und die technische Ausrüstung gesteckt, die er für seine privaten Dokumentationen benötigte, aber für die empfindliche Einführungsphase brauchte er doch größere Abgeschiedenheit.

Komfortabel und abgelegen. Landwirtschaft und Wald waren längst verpachtet, und das zu einem für diese Zeiten durchaus anständigen Preis. Den Angestellten war gekündigt worden, und sie waren weggezogen, weshalb in der Nähe keine menschlichen Augen oder Ohren mehr vorhanden waren, die Dinge sehen oder hören konnten, die sie nichts angingen. Es war also, kurz gesagt, keine Hilfe zu erwarten, und seine Schulung der kleinen Jeanette lief wirklich ganz nach Plan. Da sie keine Ahnung von der Wirklichkeit hatte, in der er lebte und die bald auch zu ihrer Wirklichkeit werden sollte, schien sie das Ganze denn auch nur für eine Art sexuelles Rollenspiel zu halten, das ihr eher verlockend als beängstigend vorkam.

Schon am vergangenen Wochenende hatte er in ihrer Beziehung einen Durchbruch erzielt. Er lobte sich selbst für die geniale Idee dieser Süßigkeitentüte, da ihr gieriger Appetit auf Lakritz und Gummibärchen und die darauf folgende Bestrafung ihm eine hervorragende Gelegenheit geboten hatten, zum Rasierer zu greifen und den störenden Haarwuchs zwischen ihren Beinen zu entfernen. Jetzt sah sie überaus ansprechend aus: klein und schmächtig mit ihrem dünnen, fast knabenhaften Körper und ihrem ganz und gar nackten Schoß. Wenn nur die Haare auf ihrem Kopf noch schneller wüchsen, dann könnte sie mit zwei geflochtenen Zöpfchen fast perfekt aussehen. Die kleine Jeanette, 13, dachte Waltin mit all der Liebe und all der Hoffnung auf die Zukunft, die er überhaupt nur aufbringen konnte. Sogar die Dokumentation ihrer jungen Beziehung war über alle Erwartungen gut gelungen. Er besaß bereits ausreichend Bilder- und Klangfolgen, um seiner Fantasie in einsamen Momenten Nahrung zu geben und jeglichen Aufruhr bereits im Keim zu ersticken. Alles sprach dafür, dass Jeanette zu einem seiner erfolgreichsten Projekte werden konnte.

Warum kann er nicht einfach ficken wie ein normaler Mensch, überlegte Kriminalassistentin Jeanette Eriksson, die an diesem Wochenende mehr Zeit damit verbracht hatte, mit ihrem immer röter werdenden Hintern über den Knien ihres Liebhabers zu liegen, als der Leitende Polizeidirektor Claes Waltin zwischen ihren Beinen zugebracht hatte. Sie war resigniert und reichlich verwirrt, und nicht einmal Krassner, der jetzt doch immerhin seit über vierzehn Tagen tot war, ließ ihr Ruhe. Etwas an der Sache stimmte nicht, und schließlich hatte sie Waltin sogar gefragt, und sei es nur, um sich ein wenig Ruhe zu verschaffen. Und um ihn bestenfalls auf andere Gedanken zu bringen als auf die verschiedenen Möglichkeiten, ihren Hintern zu bearbeiten.

»Etwas verstehe ich nicht«, begann sie zögernd und mit dem schamhaft gesenkten Blick, den ihre neue Lage erheischte.

»Du verstehst so viel nicht«, sagte Waltin mit Wärme und Maltwhisky in der Stimme.

»Und zwar etwas, das Dani … das M'Boye an dem Abend erzählt hat, als wir zurückgekommen sind und entdeckt haben, dass Krassner Selbstmord begangen hatte«, sagte sie dann.

»|a«, sagte Waltin und runzelte gereizt seine sonnenbraune und ansonsten glatte Stirn. Ob sie wohl mit diesem verdammten Neger gevögelt hat?, überlegte er, aber allein die Vorstellung war entsetzlich, also verdrängte er sie gleich wieder.

»Als er mit den Kollegen gesprochen hat«, fügte sie rasch hinzu. »Mit diesem Wiijnbladh von der Spurensicherung und diesem fiesen kleinen Typen von der Ermittlung.«

Aus irgendeinem Grund, den sie nicht begriff, verschwand die Runzel von Waltins Stirn, und er sah plötzlich zufrieden und neugierig aus.

»Ich höre«, sagte er.

Daniel war zu spät gekommen. Sie waren für sieben Uhr verabredet gewesen, aber er war erst eine Viertelstunde später aufgetaucht. Auf der Schwelle zum Studentenwohnheim war er außerdem Krassner begegnet, der gerade das Haus betreten wollte. Das musste so zehn, zwölf Minuten nach sieben gewesen sein. Kurz und gut, diese Zeiten stimmten nicht mit denen überein, zu denen die Kollegen ihre Durchsuchung von Krassners Zimmer hatten durchführen wollen.

»Gut gedacht, Jeanette«, sagte Waltin lobend. »Da hatten wir wirklich mehr Glück als Verstand.«

Danach erzählte er ihr, dass sein Mann vor Ort gegen seine Anweisungen verstoßen und bereits um zwanzig vor sieben mit der Arbeit begonnen hatte, als M'Boye noch auf seinem Zimmer gewesen war. Krassners Wohnung war klein und wies auch kein interessantes Material auf, und deshalb war die Durchsuchung, für die eine Stunde veranschlagt worden war, schon nach einer knappen halben Stunde beendet gewesen.

»Was für ein Glück, dass die einander nicht über den Weg gelaufen sind«, sagte Jeanette und empfand dabei echte Erleichterung.

»Die können sich höchstens um ein paar Minuten verfehlt haben«, stimmte Waltin zu und musterte sie lüstern.

Lustiger Versuch, Hedberg, aber mich führst du nicht an der Nase herum, dachte Waltin und war plötzlich ebenso guter Dinge wie damals, als er ganz unverhofft auf sein Mütterchen gestoßen war, das auf dem Bahnsteig des U-Bahnhofs Östermalm hin und her schwankte.

Fünf Minuten später war alles wie immer.

Ätsch bätsch, Hedberg, dachte Waltin zufrieden, während er die kleine Jeanette energisch von hinten penetrierte, zur Begleitung der aufreizenden und erstickten

Geräusche, die sie hinter dem von ihm kunstfertig angebrachten Knebel hervorstieß.

Was soll das Ganze eigentlich?, überlegte Jeanette, denn sagen konnte sie es natürlich nicht.

XIII

Und alles, was blieb, war die Kälte des Winters

Stockholm im Dezember *Dienstag, 10. Dezember*

Endlich daheim, dachte Johansson, als er aus dem Flugzeug stieg und nach zehn Tagen wieder richtigen Boden unter den Füßen spürte. Kollege Wiklander hatte seinen Dienstausweis benutzt und erwartete ihn schon bei der Gepäckausgabe, um ihm beim Tragen zu helfen. Alles andere waren pure Formalitäten gewesen, wie immer, wenn Polizisten und Zollbeamte unter kollegialen Umständen aufeinander treffen, und eine Viertelstunde später saßen sie in Johanssons Dienstwagen und waren unterwegs in die Stadt.

»Hatte der Chef eine gute Reise?«, fragte Wiklander und wechselte zwischen den Fahrspuren hin und her wie ein Autodieb auf der Flucht.

»War schon in Ordnung«, sagte Johansson. »Es gab gutes Essen, und ich habe einiges gelernt, wovon ich noch keine Ahnung hatte.« Und allerlei, was ich vergessen möchte, dachte er.

»Ich hatte am Wochenende Dienst«, sagte Wiklander mit Unschuldsmiene. »Und da hat eine Kollegin aus den USA angerufen, die unbedingt mit dem Chef sprechen wollte.«

»Wie hieß sie denn?«, fragte Johansson, obwohl er die Antwort schon kannte.

»Detective Lieutenant Jane Hollander, ich glaube, sie arbeitet für die Polizei des Staates New York«, sagte Wiklander. »Es schien wirklich dringend zu sein.«

»Ach, die«, sagte Johansson. »Ja, mit der habe ich vor meiner Abreise noch gesprochen. Am Telefon«, fügte er ganz und gar unnötig hinzu. Du lässt nach, Lars, dachte er.

»Die schien ja wirklich sympathisch zu sein«, sagte Wiklander neutral.

»Sie hat an diesem Kurs beim FBI teilgenommen«, log Johansson.

»Die hörte sich nett an«, beharrte Wiklander, der neben vielen anderen Dingen auch ein Mann unter Männern war.

»Nun komm schon«, sagte Johansson. »Sie war wirklich nett, aber hier zu Hause haben wir Besseres«, erklärte er mit einem Hauch Norrländisch in der Stimme. »Aber um das Thema zu wechseln«, fügte er dann ablenkend hinzu. »Ist im alten Schweden irgendetwas passiert, während ich weg war?«

Nicht viel, wenn er Wiklander Glauben schenken wollte. Färjestad lag in der Hockeyliga noch immer an einsamer Spitze und hatte soeben Brynäs vom Platz gefegt, was einen Värmländer wie ihn natürlich besonders freute, aber sonst war nichts Wichtiges passiert.

»Das ist wohl so ungefähr alles«, sagte Wiklander. »Ja, und Ed- berg hat Wilander im Finale der Australian Open fertig gemacht, aber das weißt du sicher schon.«

Nein, dachte Johansson, und jetzt werde ich versuchen, es so schnell wie möglich wieder zu vergessen.

»Wie war denn das Wetter?«

»Kalt«, sagte Wiklander und zuckte viel sagend mit den Schultern.

»Richtig kalt sogar. Die Wetterfrösche behaupten, dass es einen richtig strengen Winter geben wird. Dieser Kerl mit den Barschflossen war neulich im Fernsehen, und ihm zufolge haben wir kein Pardon zu erwarten.«

»Ich wollte dich um einen Gefallen bitten«, sagte Johansson, der mit seinen Gedanken ganz woanders war.

»Ich höre.«

»Es ist ein bisschen sensibel«, sagte Johansson. »Es geht um eine Sache in Stockholm«, fügte er dann hinzu, um klarzustellen, wie vorsichtig man vorgehen musste,

wenn man nun einmal wie er und Wiklander bei der Landespolizei arbeitete.

»Ich verstehe«, sagte Wiklander und grinste. »Was haben sie sich diesmal ausgedacht?«

»Sie haben die ganze Sache als Selbstmord abgeschrieben.«

»Und der Chef vermutet mieses Spiel«, sagte Wiklander und lächelte ein wenig breiter.

»Ich vermute eigentlich gar nichts«, sagte Johansson. »Es ist eher so ein Gefühl.«

»Ich habe genau verstanden«, sagte Wiklander und nickte.

Er vermutet, dass es Mord war, und das ist wirklich nicht gut, weil Johansson eben Johansson ist, ja, hm, dachte Wiklander, dem sein Chef als geistiges und berufliches Vorbild galt.

Der Stapel auf Johanssons Schreibtisch wies daraufhin, dass Wiklanders Darstellung im Grunde korrekt gewesen war. Johanssons Welt war trotz seiner Abwesenheit einwandfrei nicht zusammengebrochen. Im Fall der verschusselten türkischen Mordopfer, die der Hausmeister im Fahrstuhlschacht gefunden hatte, hatte der Ombudsmann in seinem üblichen Tempo reagiert und den Betroffenen einen Tadel von der Einerseits-andererseits-Sorte erteilt, mit dem sie sicher leben konnten, und damit war die Sache vom Tisch. Aber leider hatte sich ein neues Elend ergeben, und diesmal ging es dabei um Johanssons eigene Landeskriminalpolizei.

Auf einer ungewöhnlich ausgelassenen Betriebsfeier hatte einer seiner Kommissare angeblich versucht, eine Büroangestellte zu vergewaltigen. Die Anzeige war anonym eingelaufen – wie üblich, dachte Johansson mit einem resignierten Seufzer –, aber offenbar stammte sie aus seinem Haus. Der genannte Täter hatte sich auf Anraten seines Chefs krankschreiben lassen, und das mutmaß-

liche Opfer wollte nicht über die Sache sprechen. Die Sache war jetzt dem Bezirksstaatsanwalt in Göteborg übertragen worden, denn das war die in solchen Zusammenhängen übliche geografische Entfernung, die für Objektivität sorgen sollte, und die Medien hatten immerhin noch keinen Wind davon bekommen. Wenn es so weit wäre, saß hoffentlich bereits der Nachfolger am Schreibtisch des zuständigen Chefs.

Noch zehn Tage, dachte Johansson sehnsüchtig. Danach würde er über Weihnachten und bis zum Dreikönigstag Urlaub haben, und nach seiner Rückkehr würde er wohl nur noch sein Zimmer ausräumen müssen, um zu einem ruhigeren Dasein im Personalbüro der Landespolizei zu verschwinden. Und zu dem einen oder anderen netten Essen mit den alten Kumpels von der Gewerkschaft, dachte Johansson, der sich im Geist schon in netter Gesellschaft in seinem Stammlokal sah und mit Tante Jennys kristallenen Schnapsgläsern anstieß.

Nach dem Essen, bei dem er keinen besonderen Hunger verspürt und sich deshalb mit einer Tasse Kaffee und einem belegten Brot begnügt hatte, hatte ihn der Jetlag eingeholt und mit voller Wucht zugeschlagen. Er hatte im Flugzeug ein wenig geschlafen, und es war auch erst zwei Uhr nachmittags, aber in seinem Kopf war plötzlich Schlafenszeit nach einem langen und arbeitsreichen Tag.

»Jetzt fahre ich nach Hause und lege mich aufs Ohr, ehe ich umfalle«, sagte Johansson zu seiner Sekretärin. »Kannst du mir ein Taxi rufen? Wir sehen uns morgen.«

Zu Hause in der Wollmar Yxkullsgatan war alles wie immer. Die Nachbarin hatte die Blumen gegossen, seine zwei Aquariumsfische gefüttert und seine Post sortiert. Um vieles höher war der Zeitungsstapel, aber der hatte Zeit. Er stellte seine Taschen in der Diele ab, ging ins Schlafzimmer, zog sich aus, kroch unter die Decke und war fast sofort eingeschlafen. Als er aufwachte, war es

acht Uhr abends, und er fühlte sich frisch wie ein Fisch. Gewaltigen Kohldampf hatte er auch, aber der Inhalt seines Kühlschranks war geradezu niederschmetternd für einen Mann von seinem Appetit. Bier, Mineralwasser und viel zu viel Schnaps, dachte Johansson düster, was mach ich jetzt?

Erst hatte er sich anziehen und in sein geliebtes Stammlokal gehen wollen, doch dann stellte er sich unter die Dusche und ließ das Wasser auf sich herabströmen, um besser denken zu können, und eine Stunde später hatten alle Probleme sich aufs Beste gelöst. Es war nur eine gründliche Durchsuchungsaktion in Kühlschrank, Gefriertruhe und Speisekammer nötig gewesen, ein wenig kreatives Denken und einige praktische Handgriffe im Geiste der Kochbuchpionierin Kajsa Werg, dachte Johansson zufrieden, als er die Kaffeemaschine füllte und sich zur Belohnung einen großen Cognac einschenkte.

Zuerst ein Stück Schwarzbrot mit Ei und Sardellen, danach ein paar Scheiben Elchfilet, die er unter der Mikrowelle in aller Eile aufgetaut hatte, so dass sie unter ihrer gebratenen Oberfläche noch immer rot und saftig waren, dazu roh gebratene Kartoffeln und selbst gemachte Knoblauchbutter, insgesamt eine klassische schwedische Mahlzeit, die einem echten Norrländer, der nach überstandener ausländischer Mühsal wieder Heimatboden betreten hatte, wirklich nur alle Ehre machen konnte.

Danach hatte er den Telefonstecker herausgezogen, um seine Ruhe zu haben, hatte Kaffee, Cognac und den Zeitungsstapel ins Wohnzimmer gebracht und sich aufs Sofa gelegt, um in himmlischem Frieden zu überprüfen, ob Kollege Wiklanders Aussage über die Ereignisse während seiner Abwesenheit auch zutrafen.

Färjestad hatte sich in der ersten Eishockeyliga einen beruhigenden Vorsprung erwirtschaftet, und es war unge-

wöhnlich kalt für diese Jahreszeit gewesen. An einigen Tagen hatten die Temperaturen in Stockholm zwischen zehn und zwanzig Grad unter Null gelegen, ansonsten schien alles wie immer um diese Zeit verlaufen zu sein.

Die Weihnachtseinkäufe brachen alle Rekorde, in dieser Hinsicht kamen der Handelsstand und dessen Kundschaft auf rührende Weise überein, obwohl die Zeiten natürlich besser sein könnten. Der Finanzminister andererseits war überaus optimistisch, und in einem groß aufgemachten Interview behauptete er, Schweden sei nun endlich auf dem Weg aus der Schuldenfalle, in der man auf Grund der Misswirtschaft der früheren bürgerlichen Regierung gelandet war.

Der Finanzminister war populär, und möglicherweise war er der Hauptgrund für den Erfolg der Regierung. In der Dezemberumfrage eines führenden Meinungsforschungsinstitutes hatten die Sozialdemokraten nicht weniger als vierundvierzig Prozent Zustimmung erhalten, eine Steigerung von einem Prozent seit dem vergangenen Monat, obwohl die überwältigende Mehrheit der Parteianhänger zugleich »teilweise oder gänzlich fehlendes Vertrauen« zu Parteileitung und Ministerpräsident meldete.

Der arme Teufel, der hat es sicher nicht leicht, dachte Johansson mit einem Mitgefühl, das die restlichen Polizisten im Land nun wirklich nicht kennzeichnete. Aktuelle Reportagen, politische Analysen, stichelnde Leitartikel, Feuilletons, Plaudereien und einfach schlichter Klatsch, Seite um Seite, einfach alle verbreiteten sich über die charakterlichen Fehler und menschlichen Unzulänglichkeiten des Ministerpräsidenten.

In der kurzen Zeit, in der Johansson verreist gewesen war, hatte der Besagte es geschafft, von der Steuer neu bewertet zu werden und sich eine »bevorstehende Steuererhöhung von spürbarem Umfang« verheißen zu las-

sen, er hatte »durch seine Arroganz der nordischen Zusammenarbeit geschadet«, hatte »Standpunkte zum Ausdruck gebracht, die gewerkschaftlichen demokratischen Grundsätzen restlos fremd waren« und »sich merkwürdig vage ausgedrückt«, als er von den Russen Informationen darüber verlangt hatte, wie schändlich sie ihre politischen Dissidenten behandelten.

Außerdem hatte er zum »Widerstand gegen die Behörden« aufgerufen, als er bei einem Essen mit einigen Journalisten die letzten Entwicklungen seiner eigenen Steueraffäre besprochen hatte. Aber im Gegensatz zu allen anderen, die am nächsten Tag mit stehenden Ovationen sämtlicher Zeitungen hätten rechnen können, hatte die Presse ihn bereits am nächsten Tag zur bedingungslosen Kapitulation gezwungen. »Ein unglücklicher Scherz bei einem privaten und inoffiziellen Treffen«, hatte der Ministerpräsident daraufhin erklärt.

Wie zum Teufel schafft er das nur?, dachte Johansson aus der Tiefe seiner polizeilichen Erfahrungen heraus. Der einzige Trost in diesem Elend war wohl, dass in derselben Arena noch andere auftraten, die es offenbar auch nicht viel leichter hatten. Der Wahlausschuss der Centerpartei hatte sechs Monate vor der Wahl den Parteivorsitzenden gefeuert, was Johansson aus zwei Gründen besonders verdross. Zum einen kamen sie beide aus Ängermanland, und Johansson vertrat die feste Überzeugung, dass in der Landespolitik viel zu wenig Ängermanländer aktiv waren, zum anderen, weil der Mann durchaus fähig gewirkt hatte.

Johansson war ihm zwar noch nie begegnet, hatte ihn aber im Fernsehen gesehen, und man brauchte kein Polizist zu sein, um zu begreifen, dass er sympathisch, redlich und durch und durch normal war. Ganz anders als die meisten in dieser Branche, dachte Johansson und ärgerte sich, obwohl er nie auch nur im Traum auf die

Idee gekommen wäre, die Centerpartei zu wählen, denn das taten schon mehr als genug in seiner Verwandtschaft. Dieses Land geht wirklich mehr und mehr vor die Hunde, dachte Johansson düster und tröstete sich mit einem Spritzer Cognac, den er in sein fast leeres Glas gab.

Im so genannten Kulturbereich war das Bild dagegen unklarer und auf den ersten Blick durchaus nicht leicht zu verstehen. Noch immer führte eine schwedische Komödie die Kinocharts an, und das nun schon in der vierten Woche mit mehr als einer Million Besuchern, während der höchst geehrte Regisseur des Landes sich in tiefe persönliche Grübeleien gestürzt hatte, da die erwartete Finanzierung seines nächsten Films ausgeblieben war. Die geplante Inszenierung von »Schwanensee« an der Stockholmer Oper musste auf Grund eines schnöden Beinbruchs aufgeschoben werden, während Sidney Sheldon und die Collins- Schwestern die weihnachtliche Bestsellerliste krönten und mehr Bücher verkauften als »fast alle seriösen Autoren zusammen«.

In einer längeren Rezension einer frisch erschienen Biografie Hjalmar Brantings kam der Rezensent zu dem Schluss, dass Branting zwar ein »verlässlicher und echter Mensch« gewesen sei, ein »wahrer Humanist«, aber dass seine »Saufereien, seine durchzechten Nächte und seine Weibergeschichten ihn heute als Politiker unmöglich gemacht hätten«. Diese überzüchteten Typen aus dem Hochfeuilleton scheinen nicht mal ihre eigenen Zeitungen zu lesen, dachte Johansson gereizt und blätterte rasch weiter zum Wirtschaftsteil.

Da war alles wie immer, nichts konnte noch überraschen. Die üblichen Direktoren hatten sich auf die übliche Weise mit den üblichen Optionen belohnt, während die, die nicht mitmachen durften, ihre übliche Kritik zum Ausdruck brachten, und Fermenta, die Kursrakete des Jahres, war wie üblich weiter nach oben geschossen. Die

wirklich ernsthaften Finanzanalytiker hatten sich ebenfalls zu Wort gemeldet und die Ergebnisse ihrer Rechenkünste vorgeführt. Der Kurs hatte zwar das »technisch empfindliche Zweihundertkronenniveau durchbrochen« und ein »geringerer Rückschlag« war nicht auszuschließen, aber da Fermenta keine »normale finanzielle Eintagsfliege« war, sondern sich bereits in »nächster Zukunft zu einem global führenden Pharmaunternehmen« mausern würde, konnten die, die wussten, wovon sie sprachen, nur zu einem einzigen logischen Schluss gelangen: »einer starken und vorbehaltlosen Kaufempfehlung trotz des fast außergewöhnlichen Kursanstiegs in der letzten Zeit«.

Höchste Zeit, den Ramsch abzustoßen, dachte Johansson, der nur einige Monate zuvor für knapp einen Zehner pro Aktie eingestiegen war. Und höchste Zeit, schlafen zu gehen, dachte er, als der Jetlag sich wieder zu Wort meldete und ihn herzhaft gähnen ließ.

Krassner muss warten, dachte Johansson beim Zähneputzen. Die Taschen konnte er auch am nächsten Tag noch auspacken, denn neben Krassners nachgelassenen Papieren enthielten sie vor allem Kleidungsstücke, die gewaschen werden mussten, und was Krassners Papiere anging, so hatte er schon eine bohrende Ahnung des Inhalts. Und damit ein wachsendes Unlustgefühl.

Wir werden ja sehen, was Wiklander sagt, entschied Johansson, legte sich das Kissen unter dem Kopf zurecht und war eine Minute später tief eingeschlafen. Auf der rechten Seite mit dem rechten Arm unter dem Kissen, so wie immer.

Mittwoch, 11. Dezember

Johanssons innere Uhr war aus dem Tritt geraten. Normalerweise erwachte er immer gegen sechs Uhr morgens, aber jetzt war es erst vier, doch Johansson war hellwach und sehnte sich nach einem reichhaltigen Frühstück. Zuerst hatte er geduscht und sich angezogen, aber jetzt war Kreativität nicht mehr genug. Das einzige Ei im Haus war dem Festmahl des vergangenen Abends zum Opfer gefallen, und die restlichen Sardellen in der Dose kamen ihm um diese Tageszeit einfach nicht verlockend vor. Deshalb musste er sich mit einer Tasse schwarzen Kaffees und zwei Scheiben Knäckebrot mit Butter begnügen, wozu er seine Morgenzeitung las.

Verdammt, dachte Johansson und schaute verstimmt auf die Uhr. Erst halb sechs, obwohl er die Zeitung inzwischen fast auswendig kannte und seine Zeit sogar mit dem Lesen der Sportseiten vergeudet hatte.

Zuerst hatte er auspacken, die Wäsche sortieren und Krassners Papiere zumindest auf seinen Schreibtisch legen wollen, aber aus Gründen, die ihm nicht richtig klar waren, hatte er es noch immer nicht geschafft. Stattdessen war er zu Fuß ins Büro gegangen, scharfe Kälte und bissige Feuchtigkeit an den Hafenanlagen, Wangen und Nasenspitze brannten, und als er kurz nach sechs in der Polhemsgatan das Foyer betrat, hatte der Wachhabende besorgt und rotäugig ausgesehen.

»Ist was passiert?«, fragte er.

»Morgenstund hat Gold im Mund«, sagte Johansson mit gespielter Herzlichkeit, obwohl sein Magen schrie und es noch eine ganze Stunde dauern würde, bis er in der Cafeteria unten beim Schwimmbad zum Schweigen gebracht werden konnte.

Als seine Sekretärin um kurz vor acht wie immer zum Dienst erschien, hatte er seinen Tisch aufgeräumt, das

aufgeschlagene Kalenderblatt war weiß wie Schnee, und vor ihm lag ein ganzer Arbeitstag, an dem er durch seine eigenen Gänge wandern und mit den Kollegen Blödsinn reden könnte. Falls nichts Dringliches passierte, das seinen Einsatz verlangte. Aber warum sollte das passieren? Es passiert ja auch sonst nie, dachte Johansson und nickte seiner engsten Mitarbeiterin freundlich zu.

»Du hast nicht zufällig zwei Minuten Zeit?«, fragte sie, und ihre schuldbewusste Miene verriet ihm sofort, worum es ging.

Sie hat es sich anders überlegt, dachte er.

»Natürlich«, sagte Johansson. »Wir können uns zu mir setzen.«

Sie hatte sich die Sache wirklich anders überlegt, und sie brauchte fünf Minuten, um ausgiebig um den heißen Brei herumzureden.

»Natürlich bleibst du hier«, sagte Johansson freundlich. »Wer weiß, wie lange ich im Personalbüro bleibe. Ich weiß es doch selbst nicht so genau.«

Frauenzimmer, dachte er.

»Sag Bescheid, wenn dir jemand einfällt«, sagte Johansson. »Ich verlange keine Wunder, es reicht, wenn sie halb so gut ist wie du«, fügte er mit einer zusätzlichen Prise Norrländisch in der Stimme hinzu.

Auch egal, dachte er, als sie das Zimmer verließ.

Danach hatte er sich eine gute Stunde damit beschäftigt, bei seinen alten Kollegen hineinzuschauen und über Gott und die Welt zu reden, vor allem aber über alte und neue Schurken. Als die Uhr auf zehn zuging, bat er um Entschuldigung, kehrte in sein Büro zurück und rief seinen Sachbearbeiter in der Bank an.

»Ich will meine Fermenta verkaufen«, sagte Johansson.

Der Bankmann wand sich wie ein Aal in einer Salzkiste, aber Johansson, der sich in seine eigenen Angelegenheiten nie hineinreden ließ, blieb stur.

»Sie meinen, ich sollte sie behalten?«, fragte Johansson.

»Ich habe hier den letzten Bericht unserer Analytiker vor mir liegen, und die sehen ein fortgesetztes und weiterhin starkes Wachstumspotenzial. Sie raten energisch vom Verkauf ab und empfehlen sogar weitere Käufe auf dem derzeitigen Niveau.«

Ob das wohl dieselben Rechengnome sind, die mir vor drei Monaten vom Kauf abraten wollten? Aber natürlich, damals kriegte man die Aktien für einen Hosenknopf, dachte Johansson.

»Na gut«, sagte Johansson gewichtig. »Wir machen es so. Sie verkaufen alle meine Fermenta-Aktien, und ich warte am Telefon, bis das geschehen ist.«

»Es ist geschehen«, sagte der Bankmann sauer, nachdem er ungefähr eine halbe Minute lang neben dem Telefonhörer herumgemurmelt hatte.

»Hervorragend«, sagte Johansson. »Sie wissen doch, was der alte Ford immer gesagt hat? Der mit dem Model T?«

»Nein«, sagte der Bankmann. Er schien noch immer beleidigt zu sein.

»Gewinn ist Gewinn«, sagte Johansson und legte auf.

So, das wäre also das, dachte Johansson. Und was mache ich jetzt? Er schaute auf seine Armbanduhr und ließ sich im Schreibtischsessel zurücksinken. Erst zehn Uhr und nichts zu tun. Zuerst war ihm die Idee gekommen, sich auf Wiklander zu stürzen und ihm seine Dienste anzubieten, aber da hatte sich der Kriminaldirektor in ihm energisch zu Wort gemeldet, dass er sich diesen Gedanken gleich aus dem Kopf schlagen könnte, denn es sei zu riskant für einen Mann in seiner

Stellung und im Hinblick auf das wahrscheinliche Gewicht der Angelegenheit wohl auch unnötig.

Johansson trommelte unzufrieden mit den Fingern auf der Tischplatte herum. Der Polizist in seiner Seele war plötzlich zum Leben erwacht, wollte sich nicht verdrängen lassen, und er sehnte sich nach einer Runde redlicher, altmodischer Ermittlungen. Was hatte der Arsch noch in diesem Brief geschrieben, der bestimmt nie für meine Augen bestimmt war?, überlegte Johansson. Dass er meine Privatadresse einem sehr bekannten schwedischen Journalisten verdankte? Johansson kannte nur einen von der Sorte, und weil er gerade nichts anderes zu tun hatte, konnte er dieser Sache auch gleich nachgehen.

Redakteur Wendell von der großen Abendzeitung hörte sich geschmeichelt und interessiert zugleich an, als Johansson anrief und noch für diesen Tag ein gemeinsames Mittagessen vorschlug.

»Hast du irgendwas Spannendes am Laufen?«, fragte Wendell neugierig, da er aus Erfahrung wusste, dass Johansson immer mit harten Waren handelte.

»Nee«, sagte Johansson. »Ich dachte nur, es wäre nett, dich mal wieder zu sehen. Ist doch lange her.«

»Ich verstehe«, sagte Wendell kryptisch. »Wir reden nachher darüber.«

Alle richtigen Polizisten verabscheuen Journalisten, und in dieser Hinsicht war Johansson keine Ausnahme. Wendell war die Ausnahme, und Johansson hatte diese Ausnahme vor vielen Jahren gemacht, als er seinen Aufstieg an die Spitze der Polizeipyramide begonnen und einen wie Wendell gebraucht hatte. Sie hatten angefangen, Äpfel gegen Birnen zu tauschen, und bisher hatten beide davon profitiert. Wendell war zudem der einzige Journalist, der Johanssons Privatadresse kannte, wenn auch nur zum eigenen Gebrauch und für eher brisante Lieferungen. Aber wahrscheinlich hatte er Johanssons

Vertrauen missbraucht und Krassner die Adresse gegeben, und da Johansson ja wegen Wendells Redseligkeit nicht gleich umziehen wollte, wollte er doch möglichst bald klarstellen, was Sache war.

Ansonsten hatte er eigentlich nichts gegen Wendell. Er war ein sympathischer Typ, der ebenso wie Johansson das Gute im Leben zu schätzen wusste, wie Essen, Trinken und Frauenzimmer, und wie Johansson hatte er ein italienisches Stammlokal, wo soeben ein großer Teller italienischer Vorspeisen serviert worden war, sozusagen zum Anwärmen, ehe es wirklich losging.

Zuerst die Geschäfte, dachte Johansson, beugte sich vor und nickte Wendell freundlich zu.

»Kennst du einen amerikanischen Journalisten namens Krassner, John Krassner?«, fragte Johansson.

Wendell sah plötzlich sehr wachsam aus. Dann nickte er.

»Ich bin ihm einige Male im Presseclub unten in der Vasagatan begegnet. Er hat an irgendeinem Buch gearbeitet und hat schrecklich geheimnisvoll getan, aber jetzt hab ich ihn schon eine ganze Weile nicht mehr gesehen, also ist er wohl zurück in die Staaten gefahren. Tatsache ist, dass wir auch einmal über dich gesprochen haben.«

Johansson nickte, damit er weiterredete.

»Weiß nicht, wie wir darauf gekommen sind. Ich glaube, er wollte wissen, ob es hier zu Lande auch ehrliche Bullen gibt.«

Wendell lächelte vage, hob sein Bierglas und trank dann einen Schluck.

»Was hast du gesagt?«

»Ich bilde mir ein, etwas in der Art, dass ich immerhin einen kenne«, sagte Wendell. »Ich habe auch deinen Namen erwähnt, das schon. Das war damals, als du in den Zeitungen als tapferer Vorkämpfer für die Gerechtigkeit herumgespukt bist.«

»Warum wollte er so jemanden finden?«, fragte Johansson. »Brauchte er irgendwelche Auskünfte?«

Wendell schüttelte skeptisch den Kopf. »Glaub ich nicht. Unter uns gesagt fand ich ihn ziemlich komisch. Ich konnte nie herausfinden, was er eigentlich machte, abgesehen davon natürlich, dass er angeblich hinter einer richtig heißen Sache her war.«

Wendell schüttelte mitleidig den Kopf.

»Hat er sich bei dir gemeldet? Ich an deiner Stelle wäre ein bisschen vorsichtig, was den guten Krassner angeht.«

»Er hat mir einen rätselhaften Brief geschrieben«, sagte Johansson. »Ich habe kein Wort davon verstanden, aber da er ihn an meine Privatadresse geschickt hat, wollte ich doch mal fragen.«

Wendell schüttelte abwehrend den Kopf.

»Vergiss es«, sagte er. »Ich würde doch deine Privatadresse niemals herausgeben. Von mir hatte er nur deine Dienstadresse. Die von der Kriminalabteilung der Landespolizei, ich glaube, die stand im Telefonbuch.«

Hmmm, dachte Johansson.

Danach hatten sie über anderes als Krassner gesprochen und Pasta mit Kalbfleisch und zum Nachtisch Tiramisu gegessen.

Außerdem hatten sie Bier und Wein getrunken, und beim Kaffee hatte Wendell sich wie immer kurz entschuldigt.

»Kleine Blase«, sagte er grinsend. »Sollen wir nicht gleich noch einen kurzen Grappa zu uns nehmen?«

Wie immer hatte er seine Jacke über den Stuhlrücken gehängt, und kaum war er auf der Toilette verschwunden, da hatte Johansson auch schon das Adressbuch aus seiner linken Innentasche gefischt. Alles wohlgeordnet, saubere Handschrift, und unter J stand er mit Privatdresse, Dienstadresse und allen drei Telefonnummern.

Jetzt fügt das Bild sich langsam zusammen, dachte Johansson, legte das Telefonbuch zurück und fing den Blick eines Kellners auf.

»Wir hätten gern zwei Grappa«, sagte er, als Wendell zurückkam, und danach redeten sie weiter über alles Mögliche, nur nicht über Krassner.

Es war richtig gemütlich gewesen. Johansson hatte darauf bestanden, die Rechnung zu übernehmen, und nach dem Bezahlen hatte er betont, dass es sich um eine private Einladung handelte, indem er die Rechnung auf dem Tisch hatte liegen lassen. Danach hatte er sich entschuldigt und war zur Toilette gegangen, und sofort hatte Wendell sich die Rechnung gekrallt, wie es nun einmal seine Art war. Die Zeitung konnte sich das schließlich leisten, und zu seinen Ehren musste man sagen, dass er niemals die Namen seiner Gewährsleute auf die Rückseite schrieb. Wendell war einfach ein bisschen geizig, und außerdem war bald Weihnachten, und es traf ja schließlich keinen Armen.

Als sie sich trennten, fuhr Wendell in die Redaktion zurück, Johansson ließ sich von einem Taxi nach Hause bringen. Obwohl bald Weihnachten war, hatte er nicht vor, an seinen Arbeitsplatz zurückzukehren und nach Bier, Wein und Grappa zu riechen. Das mochten andere machen, anderswo, wo andere Regeln galten als seine eigenen.

Endlich hatte er seine Taschen ausgepackt. Er hatte seine schmutzige Wäsche sortiert und sie auf die beiden Körbe im Badezimmer verteilt, hatte das, was nicht gewaschen werden musste, im Kleiderschrank untergebracht und die eingekauften Weihnachtsgeschenke auf seinen Schreibtisch gelegt. Übrig waren noch Krassners Papiere, und seine Unlust von vorhin war durch die Begegnung mit Wendell nicht kleiner geworden. Als er im Hotel in New York seine Tasche gepackt hatte, hatte

er sie in die Plastiktüte gesteckt, die er beim Kauf seiner neuen Schuhe erhalten hatte, und darin lagen sie noch immer.

Was mache ich jetzt?, überlegte Johansson und wog die Tüte in der Hand, höchstens zwei Kilo. Er verspürte noch immer dieselbe unangenehme Vorahnung, was den Inhalt anging. Ins Büro wollte er die Papiere nicht mitnehmen, dort hatten sie nichts zu suchen, und außerdem gehörten sie ihm. Er hatte sie von der Person erhalten, die Krassners gesamtes irdisches Hab und Gut geerbt hatte, und das allein brachte doch eine gewisse Verantwortung mit sich.

Ich habe ein Problem, dachte Johansson, und da die Papiere nichts mit ihm zu tun hatten, konnten sie auch warten. Ich nehme sie mit zu meinem Bruder, beschloss er. Dort kann ich sie in aller Ruhe lesen, denn wenn schon, dann doch lieber ordentlich. So soll es sein, entschied er. Faltete die Tüte zusammen und legte sie in seinem Arbeitszimmer ins Bücherregal, zu den Büchern, die er ebenfalls mitnehmen und über die Feiertage lesen wollte. Er hatte das Gesuchte gefunden, hatte Glück gehabt, und jetzt würde es ihm nicht weglaufen, weshalb die noch ausstehende Arbeit warten konnte, bis er Lust verspürte, sich ihr zu widmen.

Das Glück zu haben, das Gesuchte zu finden: Unter Archiv- Wissenschaftlern, diesem Beruf, der als Berufung ausgeübt werden sollte, ist das so großartig und selten, dass sie ein eigenes Wort dafür haben. Finderglück. Ein deutscher Begriff, der gar nicht so leicht ins Schwedische zu übersetzen ist, der ursprünglich aber einfach bedeutet, dass man das Glück hat, das nötig ist, damit die Mühen von Erfolg gekrönt werden. Es hat nichts damit zu tun, das man dabei glücklich wird, denn das ist meistens nicht der Fall.

Für einen Archivwissenschaftler wäre Johanssons Reaktion also nicht weiter merkwürdig gewesen. So einer kennt sich aus mit den Gefühlen, die folgen, wenn einem diese seltene Gnade zuteil wird: die Ambivalenz, die Zweifel, der seelische Kater oder in schwer wiegenden Fällen auch Angst und Reue, die sich einstellen können, wenn man den Fund in seinen mageren Händen hält. Und natürlich die Möglichkeit, dass das, was man gefunden hat, leider beweist, dass man sich in seinen Hypothesen oder Theorien gewaltig geirrt hat.

Johansson war nun wirklich kein Archivwissenschaftler, aber in seinen Jahren als Ermittler hatte er Hunderte von Stunden dem gewidmet, was auf Polizeischwedisch »innere Ermittlung« genannt wird. Er hatte die Wahrheit oder Spuren der Wahrheit in allerlei polizeilichen und anderen Registern gesucht und kannte sich aus mit den Gefühlen, die sich mit den seltenen Erfolgen und den häufigen Misserfolgen eben einstellen. Einmal hatte er auf diese Weise sogar einen Mörder gefunden, und da das Opfer ein ganz besonders übler Kerl gewesen war, der Täter dagegen ein ganz normaler, sympathischer Mensch, hatte er später und in Gedanken die Kombination von Intuition und beruflicher Sorgfalt verflucht, die ihn auf die richtige Spur geführt hatte, während seine Kollegen allesamt in die Irre gegangen waren. Ohne auch nur sein Zimmer verlassen zu müssen, während die Kollegen wie immer durch die Gegend gerannt waren.

Diese Papiere laufen dir nicht weg, sagte Johansson sich noch einmal und nickte in seiner Einsamkeit zustimmend. Außerdem musste er ein Nickerchen machen, nach der Zeitumstellung und dem schweren italienischen Mittagessen, das er sich gegönnt und aus eigener Tasche bezahlt hatte. Und die für sein Überleben notwendigen Einkäufe hatte er schon auf dem Heimweg in die Wollmar Yxkullsgatan getätigt.

Als er aufwachte, war es erst sieben Uhr abends, aber er fühlte sich munter und klar im Kopf und verschwendete nicht einen Gedanken an Krassner und an dessen Papiere. Außerdem rief Jarnebring an, als er gerade unter der Dusche stand. Wo doch bald Weihnachten war, war er dem bereits eingeschlagenen Repräsentationsweg gefolgt und hatte den anderen zum Essen in sein überaus hervorragendes Stammlokal eingeladen. Jarnebring hatte keine besonderen Einwände vorgebracht, sondern sich damit begnügt, das gleiche Menü wie beim letzten Mal vorzuschlagen, um kein unnötiges Risiko einzugehen, und eine gute Stunde später saßen sie einander gegenüber und hoben Tante Jennys Gläser über einem überaus hervorragenden überbackenen Toast mit Sardellen, Tomaten, Basilikum und Mozzarella.

»Wunderbar«, sagte Jarnebring und räusperte sich hörbar nach dem Schnaps. »Diese Spaghettifritzen sind wirklich keine normalen Kanaken.«

Nein, dachte Johansson. Die würden nie auf die Idee kommen, eine gekochte Wurst mit süßem Weißbrot und Krabbensalat zu servieren.

»Erzähl«, sagte Jarnebring, verschlang noch einen Sardellentoast und nickte viel sagend zu seinem leeren Glas hinüber. »Spare me no details, wie Bogart immer sagte.«

Also erzählte Johansson von seinem Besuch beim FBI und der Begegnung mit den New Yorker Kollegen, verlor aber kein Wort über Krassners Verflossene Sarah J. Weissman oder über Krassners Nachlass, den er mit nach Hause gebracht hatte.

»Auf diesen blöden Ami hast du also geschissen?«, fragte Jarnebring.

»Ja«, sagte Johansson. »Das schon, aber gestern habe ich mich dann gefragt, woher er meine Privatadresse hatte, und da hast du ziemlich richtig gelegen. Er hatte sie

von einem unserer schwedischen Talente. Ich habe vorhin mit ihm geredet. Krassner wollte offenbar Kontakt zur schwedischen Polizei aufnehmen. Ich begreife ja nicht, warum, aber er wollte es offenbar.«

»Das wollen die doch immer«, schnaubte Jarnebring, der Journalisten hasste. »Du hättest Leim aus dem Arsch kochen sollen, der deine Privatadresse rausgerückt hat.«

»Ich habe Gnade vor Recht ergehen lassen«, sagte Johansson und lächelte ein wenig. »Er lebt also noch. Und was hast du derweil eigentlich so gemacht?«

Über Jarnebrings Heimatfront lachte die Sonne. Der Kollege mit der Achillessehne stand kurz vor der Genesung und würde nach den Feiertagen halbtags arbeiten. Die andere Hälfte der Zeit konnte sich ein anderer als Jarnebring um alles kümmern, weshalb dieser zur Ermittlung, ergo zur richtigen Arbeit, zurückkehren durfte. Außerdem war seine Mitbewohnerin – denn so musste er sie wohl nennen, weil er jetzt mehr oder weniger bei ihr wohnte und obwohl es ihre Wohnung war – in letzter Zeit ungewöhnlich sanft und umgänglich gewesen.

Hultman hatte auch eine freudige Überraschung geliefert. Nicht nur, dass er die versprochene Kiste mit den gemischten Alkoholika gebracht hatte. Er hatte auch den hervorragenden Geschmack besessen, die vielen Liköre und den anderen Dreck, auf den das Frauenzimmer so versessen war, durch einen ganzen Karton von Jarnebrings Lieblingsbourbon zu vervollständigen. Aber das erzählte Jarnebring Johansson natürlich nicht. Johansson war zwar sein bester Freund, aber in den dünnen Luftschichten, in denen der Freund sich nunmehr aufhielt, gab es doch allerlei Dinge, die besser unerwähnt blieben. Stattdessen hatte Jarnebring sich für eine andere Lösung entschieden und ihn zu einem kleinen Weihnachtsessen nach Hause gebeten.

»Was hältst du vom nächsten Donnerstag, dann haben wir beide frei. Ich habe Ålborg und Løjtens gekauft«, erklärte Jarnebring, denn so konnte man das ja auch sehen.

»Sehr schön«, sagte Johansson, denn das fand er wirklich.

»Sie hat außerdem eine verdammt tolle Freundin.« Jarnebring sprach jetzt aus irgendeinem Grund leiser und beugte sich über den Tisch vor. »Kollegin, arbeitet zufällig in Norrmalm. Was sagst du dazu?«

»Doch«, sagte Johansson. »Klingt nett. Kenne ich sie?« Was soll ich dazu sagen?, dachte er.

»Glaub ich nicht«, sagte Johansson. »Sie ist für zwei Monate versetzt worden. Arbeitet sonst bei der Bereitschaft in Skövde, tolle Frau, keine Kinder, nichts Festes.«

»Wie alt ist sie?«, fragte Johansson.

»Tjaa«, sagte Jarnebring und zuckte mit den Schultern. »Wie meine ungefähr, so mittendrin.«

Ach so, dachte Johansson, und aus unklaren Gründen war er plötzlich ein wenig verstimmt. Vielleicht lag es an seinem strammen Hosenbund und seinem noch immer nur halb gegessenen und eigentlich überaus wohlschmeckenden Schweinebraten mit Marsalasoße und Polenta. Irgendeinen Grund musste es ja geben.

»Das wird nett«, wiederholte Johansson.

Muss morgen früh schwimmen gehen, beschloss er und schob seinen Teller zur Seite.

»Wenn du nicht mehr willst, dann nehm ich den Rest«, sagte Jarnebring gierig.

Sie pichelten, bis das Lokal dicht machte, und danach sagte Johansson den üblichen Abschlusstrunk auf Grund von Jetlag und frühem Dienstantritt ab. Jarnebrings Proteste fielen überraschend schwach aus.

»Du arbeitest zu viel, Lars«, sagte er. »Und du bewegst dich zu wenig. Komm doch mal mit mir zum Training.«

Danach hatte er etwas ganz Ungewöhnliches getan. Er hatte sich vorgebeugt, seinen groben Arm um Johanssons Schultern gelegt und ihn umarmt.

»Pass auf dich auf, Lars, dann sehen wir uns in einer Woche.«

Daran ist sicher das italienische Essen schuld, dachte Johansson überrascht.

Als er zu Hause im Bett lag, konnte er ausnahmsweise einmal nicht einschlafen. Das Gefühl der Niedergeschlagenheit wollte nicht weichen. Frauenzimmer, dachte Johansson. Muss mir ein Frauenzimmer besorgen. Danach war er wie immer eingeschlafen.

Donnerstag, 12. Dezember

Johansson hatte den Tag mit einer Stunde im Schwimmbecken begonnen, doch als er nach einer weiteren halben Stunde die Sauna verließ, war seine Taille leider noch genauso umfangreich wie zuvor. Im Gegenzug hatte er sich einen entsetzlichen Appetit erarbeitet, den er sofort stillen musste. Er trank zwei Tassen Kaffee und verzehrte in der Cafeteria ein dickes Butterbrot mit Frikadellen und Rote-Bete-Mayonnaise, um den ärgsten Hunger zu dämpfen, ehe er sich hinter den Schreibtisch setzte.

Muskelaufbauend, dachte Johansson, die Frauenzimmerfrage würde er während des Tages sicher lösen können. Zuerst dachte er an diese Postchefin, die er getroffen hatte, als er am Rande der Krassner-Affäre umhergeirrt war. Ein richtig fesches Frauenzimmer, klug schien sie auch zu sein, und er hatte sie sich schon zweimal ins Gedächtnis gerufen, wenn er den Rat seines großen Bruders befolgt hatte, aber die praktischen Probleme waren doch sehr groß.

Man kann ja nicht einfach anrufen und fragen, ob sie eine Nummer will, überlegte Johansson. So gern man selbst auch eine hätte. Außerdem gab es noch andere Dinge, die dagegen sprachen. Wenn die Krassnersache nun eine unglückliche Wendung nähme und zu neuem Leben erwachte und diese Frau als Zeugin aufgerufen würde, und er selbst wäre dann … etwas, was er sich lieber gar nicht erst vorstellen wollte. Du hast dir den falschen Beruf ausgesucht, dachte Johansson und merkte, wie die Verstimmung sich mit frischer Kraft wieder zu Wort meldete. Was trieb eigentlich dieser blöde Wiklander? Vor fast zwei Tagen hatte er ihm aufgetragen, fest-

zustellen, ob in Jarnebrings Ermittlungsakten wirklich alle Puzzlestücke vorhanden waren, und seitdem hatte er von ihm keinen Mucks mehr gehört.

Sechs Wochen ohne nackte Haut, dachte Johansson. Dass die eigene Haut sich dagegen wehrte, war ja kein Wunder. In einer Woche würde er die von Jarnebring für ihn auserkorene Frau aus Skövde kennen lernen, aber abgesehen davon, dass das noch in weiter Ferne lag, betrachtete er das Ganze mit, gelinde gesagt, gemischten Gefühlen. Man konnte über seinen besten Freund sagen, was man wollte, doch bei Frauen hatte er nun einmal einen ganz anderen Geschmack als Johansson.

Nach dem Essen hatte er sich aus dem Büro geschlichen, um Weihnachtsgeschenke zu kaufen, und als er nach Hause kam, war es schon Abend und er total erschöpft. Zuerst hatte er in seiner Einsamkeit ein schlichtes Abendessen zu sich genommen und eine Stunde vor dem Fernseher herumgelungert. Danach war er ins Bett gegangen und ohne große Probleme eingeschlafen, und in der Nacht hatte ihn Frau Postmeister im Traum besucht, und dass sie nicht bei der Polizei arbeitete, stand nun auf jeden Fall fest.

Freitag, 13. Dezember

Als Johansson erwachte, war er in hervorragender Stimmung, obwohl es für ihn keine Luzia mit Kerzen gegeben hatte, und schon unter der Dusche hatte er den Rat seines großen Bruders befolgt. Am Freitag, dem dreizehnten, wo man weder das Kinn noch irgendeinen anderen Körperteil unnötig exponieren sollte, war das außerdem eine ungefährliche und ansprechende Form erotischer Betätigung. Während der Kaffee kochte, hatte er einen alten Schlager von Sven-Ingvars gesummt, schließlich war er ein großer Schlagerfan und ein echter Polizist, ganz anders als die in Romanen so häufig auftretenden Opernliebhaber, die jede Wache zwischen Ystad und Haparanda zu bevölkern schienen, und trotz der Unheil verheißenden Kombination von Wochentag und Datum spürte er instinktiv, dass ihm ein richtig guter Tag bevorstand.

Als er ins Büro kam, saß sein getreuer Mitarbeiter Wiklander bereits vor seiner Tür und wartete auf ihn, doch ehe er ihn hereinließ, schickte er ihn zuerst einmal Kaffee für beide holen. Es musste schließlich irgendeine Ordnung geben, und er selbst hatte in Wiklanders Alter ständig für die älteren Kollegen Kaffee besorgt.

»Lass hören«, sagte Johansson, ließ sich im Schreibtischsessel zurücksinken und nippte an der zweiten Kaffeetasse dieses Tages. Frisch aufgegossen, dachte er zufrieden und biss in ein Safranbrötchen mit Rosinen. Gut, dachte er dann, obwohl er Safranbrötchen mit Rosinen eigentlich verabscheute.

»Es ist Selbstmord«, sagte Wiklander. »In diesem Punkt bin ich ganz der Meinung der Kollegen.«

»Ich höre«, sagte Johansson und nickte.

Die ersten von den Stockholmer Kollegen durchgeführten Maßnahmen ließen noch recht viel zu wünschen

übrig, eigentlich sogar alles, wenn man es genau nahm, aber dann hatte Kollege Jarnebring, der gerade den Chef der Kripo von Östermalm vertrat, eingegriffen und für Ordnung gesorgt. Wiklanders Argumentation und Schlussfolgerungen entsprachen übrigens denen, die Johansson vierzehn Tage zuvor von seinem besten Freund gehört hatte.

»Jarnebring ist richtig gut, den übergeht man also nicht«, stellte Wiklander fest. »Aber das weiß der Chef sicher besser als ich.«

»Ist dir sonst irgendwas aufgefallen?«

»Na ja«, sagte Wiklander mit leichtem Lächeln. »Die Filzpantoffeln hier im Haus haben sich die Sache auch mal angesehen.«

Die Sicherheitspolizei, dachte Johansson. Krassner?

»Da bist du dir ganz sicher?«

»Ja«, sagte Wiklander. »Kannst du dich noch an Persson erinnern, Chef? Der hat vor ewigen Jahren unten in Stockholm die Einbrüche bearbeitet. Ist jetzt bei der Sicherheit, großer dicker Kollege, übellauniger Typ, aber richtig guter Polizist. Ich kenne eine Frau aus dem Archiv, und die hat gesagt, dass Persson vorige Woche unten war, um die Unterlagen zu kopieren, und er hat ihr gesagt, sie soll die Fresse halten, weil sie sonst der Teufel holt.«

»Aber das hat sie nicht«, sagte Johansson.

»Nein«, sagte Wiklander grinsend. »Sie kann Persson nicht leiden. Hält ihn für einen ungewöhnlich unleidlichen alten Idioten.«

Aber dich mag sie offenbar, dachte Johansson.

»Ging es ihnen dabei um Krassner?«

»Das habe ich zuerst geglaubt«, sagte Wiklander. »Aber jetzt bin ich mir nicht mehr sicher. Ich tippe eher, dass sie sich für einen anderen interessiert haben. Einen Austauschstudenten aus Südafrika, einen Schwarzen, der

mit einem Gewerkschaftsstipendium hier ist. Gehört unten in Südafrika zu einer radikalen Bürgerrechtsgruppe. Wahrscheinlich haben sie ihn deshalb hergeholt. Die Gewerkschaft, meine ich.«

»Was hat er mit Krassner zu tun?«, fragte Johansson.

»Gar nichts«, sagte Wiklander. »Sie haben einfach nur nebeneinander gewohnt. Scheinen sich nicht mal gekannt zu haben.«

»Und warum glaubst du, dass sie sich für ihn interessiert haben? Die Kollegen von der Sicherheitspolizei, meine ich.«

»Die haben offenbar einen Mantel auf ihn angesetzt«, sagte Wiklander.

»Was? Die haben jemanden auf ihn angesetzt?«, fragte Johansson.

Wiklander hatte unter anderem auch über die anderen Studenten, die auf Krassners Gang wohnten, diskrete Erkundigungen eingezogen. Und auf diese Weise hatte er festgestellt, dass einer davon oft seine Freundin zu Besuch gehabt hatte. Louise Eriksson, nettes Mädchen, so um die zwanzig, angeblich Studentin der Kriminologie oder eines ähnlich leicht verdaulichen Modefachs, wenn sie nicht mit Daniel M'Boye zusammenhockte.

Offenbar hatten sie und M'Boye sich Mitte Oktober eher zufällig kennen gelernt. Danach hatten sie sich regelmäßig getroffen, zumindest bis Ende November. Die Sache schien inzwischen im Sande verlaufen zu sein, und in letzter Zeit hatte er nur noch telefonisch Kontakt zu ihr gehabt. Die junge Frau Eriksson war einfach verschwunden, sie behauptete, zu ihren Eltern nach Hause gefahren zu sein, um sich um ihre kranke Mutter zu kümmern.

»Hast du mit diesem M'Boye gesprochen?«, fragte Johansson.

»Ja«, sagte Wiklander. »Aber das war gar nicht so einfach. Vor allem, was Eriksson betrifft. Spielt vielleicht den verschmähten Liebhaber«, sagte Wiklander und grinste.

»Haben wir irgendeinen Grund, um ihn herzuholen?«, fragte Johansson.

»Ich fürchte, das wird schwierig«, sagte Wiklander. »Er ist gestern Morgen nach Südafrika zurückgefahren.«

Verdammt, dachte Johansson.

»Diese Freundin«, sagte er. »Louise Eriksson, ist das eine Kollegin, arbeitet sie bei der Sicherheitspolizei, oder hilft sie nur aus?«

»Sie ist eine Kollegin«, sagte Wiklander. »Jeanette Louise Eriksson, 27. Hat vor sechs Jahren die Schule beendet und ist dann ziemlich schnell bei der Sicherheitspolizei verschwunden. Ich nehme an, sie gehört zur Ermittlungsgruppe. Ziemlich gute Frau übrigens, auch wenn sie aussieht, als käme sie frisch aus dem Kindergarten. Wird Jeanette genannt, außer dann, wenn sie nebenbei an der Universität Kriminologie studiert, dann nennt sie sich einfach nur Louise.«

»Du bist ganz sicher?«, fragte Johansson.

»Ja«, sagte Wiklander und hörte sich nicht im Geringsten beleidigt an. »Der Chef kann ganz beruhigt sein. Sie arbeitet bei der Sicherheitspolizei, wohnt in Solna, lebt allein, studiert nebenbei Kriminologie. Die Telefonnummer, die sie M'Boye gegeben hat, existierte schon zwei Stunden, nachdem er in Arlanda abgehoben hatte, nicht mehr. Es war von Anfang an eine Geheimnummer, und jetzt schütteln sie bei der Telefongesellschaft nur den Kopf. Typisches Verhalten der Sicherheitsleute, und ein bleischwerer Hinweis darauf, dass sie ihren Einsatz beendet hat. Sie ist frisch wie der junge Morgen, und auf dem Passfoto sieht sie aus wie ihre eigene Tochter.«

»Hast du ein Bild von Kollegin Eriksson?«, fragte Johansson.

»Ja«, sagte Wiklander mit einem etwas breiteren Lächeln. »Ganz neu. Selber gemacht.«

Wiklander reichte ihm einen Stapel von Fotos, die mit Teleobjektiv und aus sicherer Entfernung aufgenommen worden waren.

Fesches Mädel, dachte Johansson, sah wirklich nicht einen Tag älter aus als siebzehn.

Jeanette Louise Eriksson beim Verlassen des Hauses in Solna, wo sie wohnte. Dieselbe Jeanette Eriksson, die in der Tiefgarage des Polizeigebäudes aus dem Auto stieg. Die kleine Jeanette auf dem Hof des Polizeigebäudes, den Blick auf das Restaurant Bylingen gerichtet, obwohl sie aussah wie auf dem Schulweg, als die Kamera sie von schräg oben eingefangen hatte.

»Und du glaubst, dass sie sie auf M'Boye angesetzt hatten?«, fragte Johansson. »Als Freundin, mit allem, was heutzutage dazu gehört?«

Das ist sicher selbst für die da unten reichlich unverdaulich, dachte Johansson, der auf eine Vergangenheit in der Polizeigewerkschaft zurückblicken konnte und sich immer noch um die Arbeitsverhältnisse der Kollegen kümmerte.

»)a«, sagte Wiklander mit breitem Lächeln. »Ich habe M'Boye sogar gefragt, ob sie in der Koje was taugt, aber da wäre er fast durchgedreht. Der Mann ist ein ziemlicher Rambo, und deshalb habe ich die Frage nur einmal gestellt.«

»Und es besteht keine Möglichkeit, dass M'Boye etwas mit Krassners Tod zu tun hatte?«, beharrte Johansson, dem eben der Brief eingefallen war, den er eigentlich gar nicht hätte lesen sollen.

Was hatte er noch geschrieben, dieser Arsch? Dass er, sollte er inzwischen tot sein, von der schwedischen

Sicherheitspolizei oder vom schwedischen militärischen Nachrichtendienst oder vom sowjetischen militärischen Nachrichtendienst GRU umgebracht worden sei. Setzten die Russen nicht übrigens gern Angehörige von afrikanischen Widerstandsbewegungen ein, wenn sie in Westeuropa richtige Gemeinheiten vorhatten? Im Hinterkopf hatte er eine vage Erinnerung, so etwas in einem Geheimdossier gelesen zu haben, das die Filzpantoffeln aus dem Nachbarhaus in ihrer Güte auch den Kollegen aus der offenen Tätigkeit zugespielt hatten.

»Nein«, sagte Wiklander und schüttelte den Kopf.

»Warum?«, sagte Johansson.

»Er hat ein Alibi«, sagte Wiklander und lachte. »Zur Zeit von Krassners Fenstersprung saßen M'Boye und Kollegin Eriksson von der Säpo in einem mexikanischen Restaurant in der Birger Jarlsgatan.«

»Du bist dir ganz sicher?«

»Ich habe beim Wirt nachgefragt. Das ist ein Spanier, der Neger offenbar nicht heiß und innig liebt, um es mal so zu sagen. Er konnte sich an die beiden erinnern, behauptet sogar, dass er fast die Polizei angerufen hätte, ein großer grober Neger und eine zarte kleine Schwedin, die aussieht wie ein Schulmädchen. Da, wo er herkommt, steht darauf offenbar die Todesstrafe. Er hat eine ganze Weile gebraucht, um zu begreifen, dass ich nicht mit ihm sprechen wollte, weil die Kleine ermordet worden war.«

Das ist zu viel, dachte Johansson. Die Säpo? Das hätte er nicht einmal in seinen düstersten Momenten für möglich gehalten, damals, als er als junger Radikaler zu viel Rotwein getrunken hatte. Ein Polizist hätte das nicht geglaubt, genauer gesagt. Die Russen? Möglich, denn alles, was er gehört und gelesen hatte, konnte doch wohl nicht nur Unsinn sein? Sicherheitspolizei und GRU. Unmöglich, dachte Johansson. Nicht einmal die

Nachrichtenredaktion im Fernsehen würde so etwas bringen.

»Wie siehst du denn die Lage?«, fragte Johansson und sah seinen jüngeren Kollegen herausfordernd an.

Krassners Selbstmord und das Interesse der Säpo an M'Boye hatten nichts miteinander zu tun. Es war alles purer Zufall. Krassner hatte Selbstmord begangen. Er war doch total bescheuert gewesen und hatte außerdem gesoffen und Drogen genommen. Dazu kamen alle anderen objektiven polizeirelevanten Umstände, die aus der technischen Untersuchung und dem gerichtsmedizinischen Protokoll hervorgingen. Nicht zuletzt sein Abschiedsbrief.

»Ein absolut glockenreiner Selbstmord«, stellte Wiklander fest. »Von den Kollegen von der Säpo mag man ja halten, was man will, aber so was machen sie nun doch nicht. Außerdem würden sie es nie so gut hinkriegen, wenn sie es doch einmal versuchen sollten.«

»Hast du irgendeine Vorstellung, warum die Säpo sich so sehr für M'Boye interessiert?«, fragte Johansson.

»Tjaa, Neger, Südafrika, Student, jung, radikal, Mitglied einer lokalen Widerstandsbewegung, ist mit Gewerkschaftsgeldern hier, das ist für die doch sicher mehr als genug.«

Ja, dachte Johansson. Da hast du wohl recht. Typisch Freitag, der dreizehnte, und jetzt schneite es auch noch. Als ob der Schnee nicht reichte, der schon gefallen war, und dabei war es noch nicht einmal Weihnachten.

Ehe Johansson seinen Arbeitsplatz verließ, rief er eine Kollegin von der Ausländerabteilung in Stockholm an. Sie war in seinem Alter, wie er geschieden, hatte wie er fast erwachsene Kinder. Außerdem hatte er sie einen Monat zuvor mit einem ähnlichen Begehr angerufen.

»Was meinst du?«, fragte Johansson mit etwas mehr Norrländisch in der Stimme.

»Klingt gut«, sagte sie und hörte sich entzückt an, wenn auch auf Stockholmisch.

»Sagen wir: im üblichen Lokal um sieben«, sagte Johansson.

»Was sagst du zu: in einer Stunde bei dir zu Hause?«, hielt sie kichernd dagegen. »Dann könnten wir danach essen gehen. Ich finde, dieses italienische Essen macht immer so müde.«

Leicht wie ein Blatt im Wind, dachte Johansson und fühlte sich plötzlich so jung wie damals, als er wirklich so gedacht hatte.

Samstag, 14. Dezember, bis Sonntag, 15. Dezember

Johansson hatte das Wochenende mit seinen beiden Kindern verbracht. Sie würden über Weihnachten und Neujahr mit ihrer Mutter und deren neuem Mann zusammen verreisen, »neu« war der Mann seit zehn Jahren. Dieses Wochenende bot ihnen also die letzte Chance, den Rest der Traditionen zu befolgen, den ihre derzeitigen Lebensumstände ihnen erlaubten. Ganz abgesehen davon war es ein schönes Wochenende. Am Samstag machten sie einen Spaziergang durch die Stadt, es war zwar kalt, aber am klaren, bleichblauen Himmel funkelte die Sonne, seine Kinder hatten sich auf eine Weise darüber gefreut, die er nicht erwartet hatte. So wird man wohl, wenn man in einer Villa in Vallentuna lebt, dachte Johansson.

Danach hatten sie in der Östermalmshalle eingekauft, hatten im McDonald's auf der Nybrogatan zu Mittag gegessen und sich auf dem Mariatorg einen Weihnachtsbaum gekauft, den sie dann in die Wollmar Yxkullsgatan geschleppt hatten, um ihn mit roten Glaskugeln und silbernen Girlanden zu schmücken. Es war zwar eine kleine und ziemlich heruntergekommene Tanne, die schon auf bedenkliche Weise nadelte, aber sie duftete immerhin nach Weihnachten, und die Kinder waren froh und zufrieden. Sie hatten zusammen gekocht, und sein Sohn hatte ungeahnte häusliche Talente an den Tag gelegt, während seine Tochter den Tisch schön gedeckt hatte. Es gab kein typisches Weihnachtsessen, das weder Johansson noch seine Kinder allzu sehr schätzten. Gute schwedische Kost, die er und seine Kinder gemeinsam ausgesucht und zubereitet hatten. Noch einmal aufgeführte Lieblingsstücke, dachte Johansson zufrieden, während er behutsam die edlen Kalbfleischklopse in der Bratpfanne

umwendete und sein Sohn sich mit dem Stampfer über die Kartoffeln hermachte.

Zuerst eine kleine schwedische, auf den einheimischen Klassikern beruhende Auswahl an belegten Broten, Räucheraal, Pökellachs, Rogen und zwei sorgfältig ausgewählte Sorten eingelegter Heringe. Johansson hatte erst einen, dann noch einen Schnaps aus Tante Jennys Glas getrunken, und als ihm aufging, dass sein Sohn ihn dabei verstohlen musterte, wusste er, dass er früher oder später diese Frage stellen musste. Der Bursche wurde doch schon bald siebzehn.

»Willst du ein halbes Glas?«, fragte Johansson. Es ist doch Weihnachten, dachte er.

»Nein, pfui Teufel«, sagte sein Sohn mit echtem Gefühl.

»Du sollst nicht fluchen, du Schlingel«, sagte Johansson freundlich. »Aber es ist gut, wenn du so lange wie möglich die Finger vom Schnaps lässt«, fügte er väterlich hinzu.

Nach dem Essen wurden vor dem Weihnachtsbaum die Geschenke verteilt, und Tochter und Sohn hatten beide leuchtende Augen dabei. Vor allem die mit Aufnähern besetzten T-Shirts, die er beim FBI gekauft hatte, erweckten große Begeisterung. Wesentlich mehr als die mit Nieten besetzten Lederjacken, die er für teures Geld in einem ihm empfohlenen Laden in New York besorgt hatte. Er selbst bekam ein Sammelalbum mit den alten Schlagern der Vikingarna und ein Buch, das zumindest dem Klappentext zufolge durchaus lesenswert zu sein schien. Dazu eine wattierte Schießweste mit Lederbesatz und großen Taschen, ein Geschenk beider Kinder, das sicher tiefe Löcher in ihr gesammeltes Kapital gerissen hatte.

»Damit unser kleiner Paps weiterhin alle Tiere im Wald ausrotten kann«, sagte die Tochter mit nachsichtigem Lächeln.

Am Sonntag hatten die Kinder den ganzen Vormittag geschlafen, während Johansson in dem Morgenrock, den er ein Jahr zuvor zu Weihnachten bekommen hatte, in der Wohnung herumpusselte.

Er duschte, trank Kaffee, las die Zeitung und dachte über Krassner und diesen seltsamen Zufall nach, dass Krassner Selbstmord begangen hatte, während die Sicherheitspolizei sich dermaßen für seinen südafrikanischen Flurnachbarn interessierte. Aber trotz seiner geheiligten Regel, dass man in solchen Fällen den Zufall verachten sollte, kam er dabei nicht weiter. Wir leben schließlich in Schweden, dachte er, und da muss es sich einfach um einen Zufall handeln. Um die Ausnahme, die die Regel bestätigt, entschied er, weil er endlich Ruhe im Kopf haben wollte, und da die Kinder jetzt zum Leben zu erwachen schienen, machte er für sie ein echtes amerikanisches Frühstück.

Pfannkuchen mit Ahornsirup und auf Wacholder geräuchertem Speck. Sein Sohn schien ebenso begeistert zu sein wie sein Papa und schaufelte doppelte Portionen in sich hinein, obwohl seine Schwester sich lauthals über Cholesterin und Übergewicht und hohen Blutdruck und baldiges verfrühtes Ableben ausließ.

»Ich begreife nicht, wie ihr so was essen könnt«, sagte sie und stocherte in ihrem Fruchtjoghurt herum. »Nicht genug damit, dass es grauenhaft schmeckt, es stinkt auch noch und ist das pure Gift. Kapiert ihr denn nicht, dass das euer Tod sein kann?«

»Aber es schmeckt sehr gut«, sagte Johansson und streichelte ihre Wange.

Am Nachmittag schickte er sie mit dem Taxi zurück nach Vallentuna, und da die Bank ihm am Vortag die

Abrechnung für den Aktienverkauf geschickt hatte, wunderte er sich nicht einmal darüber, was es kostete, zwei Teenager auf diese Weise nach Hause zu schaffen.

Natürlich sollen sie es gut haben, dachte Johansson. Ich habe es selbst ja auch gut, und irgendwann erben sie doch alles. Danach hatte er heißes Wasser einlaufen lassen und sich einen Cocktail aus sehr wenig Gin und viel Eis und Grapefruitsaft gemixt und in bequeme Reichweite gestellt, dann war er in die Wanne gestiegen, um sich zu entspannen und um in aller Ruhe nachdenken zu können. In der Wanne badete man, um abzuschalten, nicht, um sich zu waschen, und am besten ging das mit heißem Wasser, einem eiskalten Getränk und sehr viel Zeit.

Was für ein wunderbares Wochenende, dachte Johansson zufrieden. Gut angefangen hatte es auch. Zwar nicht mit der großen lebenslangen Liebe, aber geteilte Triebe waren offenbar ausreichend, um die momentane Einsamkeit in die Flucht zu schlagen. Sie waren nachher nicht einmal mehr ins Lokal gegangen. Ein schlichtes Butterbrot und ein Glas Wein am Küchentisch hatten es mit einem italienischen Mahl mit drei Gängen durchaus aufnehmen können.

Ob man so wohl leben kann?, überlegte Johansson und ließ heißes Wasser nachlaufen, um sich seine philosophische Stimmung zu erhalten. Das Leben als erträgliche Mischung aus Lust und Leid mit einigen zufälligen Einsätzen, sowie die Einsamkeit sich zu stark bemerkbar machte? Aber auf die Dauer würde das wohl doch nicht gehen, überlegte Johansson und nippte an seinem Glas. Dann brauchte man etwas Dauerhafteres. Was hatte dieser Vennberg noch gesagt? »Der Schrei der Trottellumme und das Messer am offenen Auge, alles, nur nicht noch einmal dieselbe Einsamkeit.«

Das ist wirklich ein fähiger Dichter, dieser Vennberg, dachte Johansson. Und er war wohl nicht der Einzige, der das so sah. Er war auch der Lieblingsdichter des Ministerpräsidenten, denn das hatte er in einem Buch gelesen, dessen Autor und Titel ihm entfallen waren. Es stammte von irgendeinem politischen Journalisten der Zeitung Aftonbladet, und von denen gingen doch dreizehn aufs Dutzend, dachte Johansson. Aber Vennberg war wirklich jemand. Trotzdem hat er bestimmt noch keine Trottellumme geschossen, dachte Johansson und lächelte, denn er selbst hatte schon so manche erlegt, seit er ein kleiner Knabe gewesen war. Er hörte noch immer Papa Everts Flüche in den Ohren, wenn er mit seinem unter Naturschutz stehenden Beitrag zur Familienkost nach Hause gekommen war.

Ob der Ministerpräsident wohl schon mal eine Trottellumme geschossen hat?, überlegte Johansson und, genau in diesem Moment ging ihm auf, was bei Krassners Tod passiert war.

Als Johansson aus der Wanne stieg, trocknete er sich ganz besonders sorgfältig ab, denn jetzt brauchte er nichts zu überstürzen. Stattdessen streifte er seinen Morgenrock über, ging ins Arbeitszimmer und nahm sich die Plastiktüte mit Krassners Papieren vor. Legte sie auf den Schreibtisch und beschloss mit dem Stapel anzufangen, zu dem auch das Manuskript von Krassners Buch »The Spy that went East« gehörte.

Er fand es fast sofort. Zuerst das Titelblatt mit dem Namen des Autors. Dann ein Inhaltsverzeichnis mit Kapiteltiteln, die zwei Seiten bedeckten, noch unvollständig und mit handgeschriebenen Korrekturen und Hinzufügungen. Danach fand er das Gesuchte. Auf einer eigenen Seite, ein Zitat, das dem im ersten Kapitel folgenden Text als Einleitung diente.

Johansson übersetzte beim Lesen, was keine große Kunst war, da er die kurze Passage im englischen Original und in der schwedischen Übersetzung mehr oder weniger noch im Kopf hatte.

»Ich habe mein Leben zwischen der Sehnsucht des Sommers und der Kälte des Winters gelebt. Als ich jünger war, dachte ich, wenn der Sommer kommt, werde ich mich in eine verlieben, die ich über alles lieben kann, und dann wird mein Leben richtig beginnen. Aber als ich alles getan hatte, zu dem ich gezwungen worden war, war der Sommer schon vorüber, und alles, was blieb, war die Kälte des Winters. Und das war nicht das Leben, das ich mir vorgestellt hatte.«

Hier aber gab es noch einen Verweis. Auf einer gesonderten Seite mit Fußnoten, die diesem Kapitel folgte, stand: »Auszug aus einem Brief von Pilgrim an Fionn, April 1955.«

Johansson legte das Manuskript beiseite und griff zu Papier und Kugelschreiber. Was hatte sie noch gesagt, Sarah Weissman, diese außerordentlich begabte Frau, als sie einander vor nur einer Woche begegnet waren, was ihm jetzt wie eine Ewigkeit erschien? Das hat Krassner nicht selbst geschrieben, aber es sieht so aus, als habe er es irgendwo geklaut. In diesem Punkt hatte sie offenbar Recht gehabt, und jetzt, wo Johansson das Ergebnis kannte – oder doch zumindest den Beginn eines Ergebnisses –, hatte er auch nicht den Eindruck, dass Krassner diesen Sachverhalt hatte vertuschen wollen. Der Autor war offenbar eine Person, die sich Pilgrim nannte und die mehr als dreißig Jahre zuvor einen Brief an ein anderes Pseudonym geschrieben hatte, an Fionn.

Was hatte sie sonst noch gesagt? Dass es sich um einen Mann handelte, denn Frauen schrieben nicht so, dass es kein Amerikaner und kein Engländer war, dass er jedoch mehr oder weniger fließend Englisch sprach, es

musste ein gebildeter, begabter Mann mit poetischer Veranlagung sein, oder vielleicht eher mit poetischen Ambitionen. Johansson verfügte über ein ausgezeichnetes Gedächtnis, und diese Erinnerung war noch nicht alt, und ohne sich irgendwelche Notizen gemacht zu haben, wusste er noch genau, wie sie sich ausgedrückt hatte.

»Ich habe mein Leben zwischen der Sehnsucht des Sommers und der Kälte des Winters gelebt … … . »Der Schrei der Trottellumme und das Messer am offenen Auge, alles, nur nicht noch einmal diese Einsamkeit.« Vennbergs Gedicht musste um einiges jünger sein, dachte Johansson, aber das war eigentlich uninteressant, denn hier ging es um etwas anderes, um eine poetische Veranlagung, einen poetischen Ehrgeiz, eine Art, etwas zu sehen, zu erleben und sich auszudrücken, und einen Lieblingsdichter suchte man sich nicht einfach so aus.

Der Ministerpräsident, dachte Johansson. Das hatte er bereits begriffen, und diese Überzeugung war so stark, dass sie keinerlei Raum für Alternativen bot. Der Ministerpräsident war Pilgrim, oder genauer gesagt … war es vor dreißig Jahren gewesen.

Und wer war Fionn?, überlegte Johansson. An wen hatte Pilgrim geschrieben? Leicht wie ein Blatt im Wind, dachte Johansson, denn all das hatte er sich schon ausgerechnet, und als er den aktuellen Band des Schwedischen Konversationslexikons aus dem Regal wuchtete, wollte er die Bestätigung eigentlich nur noch gedruckt sehen. Finn, dachte er. Fionn ist sicher Englisch für Finn.

»Finn, anglisierte Form des gälischen Namens Fionn, Held aus der mittelalterlichen irischen Sagaliteratur, vergleiche auch Ossian und Fenian Lays«, las Johansson.

John C. Buchanan, Krassners Onkel, dachte er, der im Frühjahr 1955, als der Kalte Krieg am kältesten war, als CIA-Agent in Europa und Schweden sicher alle Hände voll zu tun gehabt hatte. Wie hatte Sarah ihn noch

beschrieben? Als gerissenen, verlogenen, versoffenen und natürlich vorurteilsvollen Iren. Aber das kann ja nicht alles gewesen sein, dachte Johansson, denn er hatte damals wahrlich keinen schlechten Agenten rekrutiert.

Das ist die einzige überzeugende Erklärung, dachte er, denn es war zwar ein Abschiedsbrief, aber der bezog sich wohl kaum auf einen Abschied vom Leben. Hier hatte einfach ein ehemaliger externer Mitarbeiter der viertgrößten Sicherheitsorganisation der Welt auf eine gebildete, begabte und im Hinblick auf diese Zusammenarbeit ungewöhnlich poetische Art und Weise mitgeteilt, dass er nicht mehr mitspielen wollte. Ein noch junger Mann, der für sein weiteres Leben andere Pläne hatte.

Was geht mich das eigentlich an?, dachte Johansson gereizt und suchte nach seinem Glas, das er offenbar im Badezimmer vergessen hatte. Rein gar nichts, denn ganz abgesehen davon, was Pilgrim und Fionn dreißig Jahre zuvor getrieben haben mochten, so war es über fünf Jahre her, dass jemand wie Johansson auch nur den kleinen Finger gerührt hätte. Verjährungszeiten sind keine schlechte Erfindung, sagte sich Johansson. Sie ersparen einem unnötige Arbeit. Was sollte er jetzt also machen? Für einen Polizisten wie ihn gab es eigentlich nur noch ein Problem, und das war Krassner selbst. Was hatte Sarah noch gesagt? Dass er lieber gestorben wäre, als sich das Leben zu nehmen, und vermutlich hatte sie auch damit Recht gehabt. Also musste er jetzt nur noch feststellen, was wirklich passiert war.

Natürlich hatten die Kollegen von der Säpo sich die ganze Zeit für Krassner interessiert, und M'Boye hatte bestimmt nur zufällig als Garderobenständer für Krassners Mantel gedient. Nicht einmal die Sicherheitspolizei war dumm genug, um nicht zu begreifen, dass die Tage des weißen Regimes in Südafrika gezählt waren und dass M'Boye so gesehen recht bald der neuen Regierung

angehören könnte. Die Gewerkschaft hatte das offenbar begriffen, denn warum hätten sie ihn sonst eingeladen? Vermutlich hatte die Säpo nicht einen einzigen Gedanken an ihn verschwendet.

Regel Nummer eins, dachte Johansson und ließ sich auf seinem Schreibtischstuhl zurücksinken. Sich mit der Situation abfinden! Aber in seinen über zwanzig Jahren bei der Polizei konnte er sich an keine Situation erinnern, die ihm so zutiefst zuwider gewesen war wie die, in der er sich gerade befand.

Regel Nummer zwei, dachte Johansson. Sich keinen unnötigen Ärger einhandeln. Aber auf etwas, das so nach Ärger roch wie Krassners so genannter Selbstmord, war er noch nie gestoßen. Und was zum Teufel soll ich Jarnis sagen?, dachte er mit einem tiefen Seufzer. Ganz abgesehen davon, dass er mein bester Freund ist, wird er mich für verrückt halten.

Regel Nummer drei, dachte Johansson. Dem Zufall misstrauen! In der Hinsicht hattest du offenbar Recht, dachte er und grinste zu Krassners Papierstapeln hinüber, die auf seinem ansonsten ordentlichen Schreibtisch lagen. Da der Stapel nun einmal ihm gehörte, konnte er sich auch mit den Informationen beschäftigen, die er enthielt. Was hatte dieser Krassner noch in diesem Brief geschrieben, von dem er wohl niemals wirklich geglaubt hatte, dass Johansson ihn jemals lesen würde? Dass ich dafür sorgen kann, dass in meiner eigenen Heimat Gerechtigkeit geübt wird, dachte Johansson.

Montag, 16. Dezember

Am Montagmorgen um kurz vor acht Uhr rief Johansson seine Sekretärin an, um ihr mitzuteilen, dass er zu Hause arbeiten und nicht gestört werden wolle.

Falls nicht der Teufel losbricht, aber warum sollte er?, dachte Johansson.

»Ja, wenn nichts Außergewöhnliches passiert, meine ich«, sagte Johansson.

»Aber du kommst doch morgen?«, fragte seine Sekretärin.

»Sicher«, sagte Johansson. »Am Dienstagmorgen komme ich wie immer.« Red nicht so viel Unsinn, dachte er.

»Und du hast nicht vergessen, dass du Dienstag und Mittwoch zu dieser Konferenz über Totalverteidigung musst?«, fügte sie hinzu.

»Nein«, sagte Johansson und konnte endlich den Hörer auflegen.

Er brauchte zwei Stunden, um Krassners Manuskript durchzusehen. Wenn auch nur ein Teil davon der Wahrheit entsprach und sich beweisen ließ, dann konnte es für den Betroffenen ziemlich eng werden, aber für den Moment ging es Johansson nicht um den eigentlichen Inhalt. Was seine polizeilichen Alarmglocken losschrillen ließ, waren Umfang, Volumen und vor allem Struktur von Krassners Schriften, zusammen mit dem denkbaren Inhalt dessen, was er nicht mehr hatte schreiben können.

Vorhanden waren knapp hundertfünfzig mit Maschine beschriebene Seiten, die sich auf die Hauptperson des Buches bezogen, den Ministerpräsidenten, und egal, ob das, was dort stand, wahr war oder nicht, denn das war eine weniger wichtige Frage, die später behandelt werden konnte, befand das Manuskript sich jedenfalls in einem

Zustand, so dass ein professioneller Verlagslektor daraus ein Buch machen könnte. Ein Buch von etwa zweihundertfünfzig bis dreihundert Druckseiten, vorausgesetzt, der Autor hätte die im Inhaltsverzeichnis beschriebenen Ziele verwirklichen und den noch ausstehenden Text verfassen können.

Noch interessanter war das, was nicht dort stand und ungeschrieben geblieben war. Worum es darin gehen sollte, ergab sich unter anderem aus einem ziemlich ausführlichen Exposé, aus dem Inhaltsverzeichnis, das alle geplanten Kapitel mit Zwischenüberschriften und kurzen Textbeschreibungen enthielt, und nicht zuletzt aus den zahlreichen Notizen, die Krassner mit der Hand in seinem Manuskript angebracht hatte. So fehlten zum Beispiel die Kapitel, in denen es um die schwedische Sozialdemokratie und die Geschichte der Sozialdemokratie gehen sollte, über frühere führende Sozialdemokraten und ihren Handel und Wandel, über Schwedens Rolle im Zweiten Weltkrieg, über die schwedische Neutralitätspolitik, über die sicherheitspolitische Lage in Nordeuropa und über die Bedrohung durch den mächtigen Nachbarn im Osten.

Ganz einfach Hintergrundinformationen, dachte Johansson. Den handgeschriebenen Notizen zu den noch ungeschriebenen Kapiteln entnahm er, dass Krassner auch diesen Teil seiner Arbeit in Schweden hatte ausführen wollen. Das stand im Klartext an verschiedenen Stellen, in Krassners eigenen, kaum leserlichen Krähenfüßen, »Sweden!«, »to be written in Sweden«, »write in S.«. Und es gab sogar handschriftliche Anweisungen darüber, wo das Material zu finden war: »Archiv der Arbeiterbewegung«, »Archiv der Sozialdemokraten«, »Parlamentsprotokolle«, »Königliche Bibliothek (Royal Library, Humlegarden)« und so weiter.

Vor allem interessant aber war die Schlussfolgerung, die sich aus der Tatsache ergab, dass das Manuskript auf seinem Schreib- tisch mit Ausnahme von vielleicht zwanzig Seiten aus Fotokopien bestand. Also musste es irgendwo ein Original und möglicherweise weitere Kopien geben. Die nicht kopierten Seiten schienen mehr oder weniger willkürlich in den laufenden Text eingefügt worden zu sein, möglicherweise waren sie einfach im falschen Stapel gelandet, als Krassner sie nach dem Kopieren sortiert hatte.

Johansson war zwar kein Schriftsteller, doch wäre er einer gewesen und wäre er mit dem Flugzeug um die halbe Welt gereist, um Hintergrundinformationen für ein Buch zu recherchieren, das er mental und inhaltsmäßig wohl schon für vollendet hielt … ja dann, dachte Johansson, hätte ich doch verdammt noch mal das schon Geschriebene mitgenommen. Um eine Grundlage zu haben, wenn ich diese letzten Selbstverständlichkeiten zu Papier bringe, die dazugehören, damit das Werk überzeugend wirkt.

Und deshalb gingen in seinem Kopf die Alarmglocken los. Als seine Kollegen unmittelbar nach dem Fenstersprung Krassners Zimmer durchsucht hatten, hatte es dort vermutlich ganz einfach an allem Findenswerten gefehlt, nämlich an Krassners gesammeltem Arbeitsmaterial. Das, was er aus den Staaten mitgebracht und was er während seiner sechs Wochen in Schweden zusammengetragen hatte. Von Bäckström und Wiijnbladh erwartete er nun wirklich keine großen Taten, er kannte beide, und wenn er in dieser Hinsicht etwas zu sagen hätte, wären sie beide nicht mehr bei der Polizei, aber ganz blind waren sie nicht. Außerdem war Jarnebring dort gewesen, und da auch er nichts gefunden hatte, lag es auf der Hand, dass nichts vorhanden gewesen war. Wer hatte das

Material also beiseite gebracht? Denn davon, dass es welches gegeben hatte, war Johansson absolut überzeugt.

Die Kollegen von der Säpo, dachte Johansson. Und wenn dem so wäre, gäbe es zwei Alternativen, die ihm beide glaubwürdiger vorkamen als andere. Im ersten Fall hatten sie eine so genannte verdeckte Hausdurchsuchung vorgenommen, als Krassner unterwegs in der Stadt war, aus eigenem Antrieb oder weil sie ihn weggelockt hatten, und dann hatten sie seine Papiere eingesackt und mitgenommen. Und das wäre ja auch alles gut und schön und vermutlich sogar gesetzlich gedeckt. Johansson kannte sich mit der geheimen Gesetzgebung nicht aus, aber das wenige, das er wusste, sprach doch für diese Annahme.

Dann kommt Krassner um kurz nach sieben nach Hause, denn das hatte Jarnebring ihm selbst erzählt, weshalb man annehmen konnte, dass es auch so gewesen war. Und als er sein Zimmer betritt und feststellt, dass all seine Unterlagen verschwunden sind, trifft ihn das so hart, dass er der Hauptperson seines Buches einige Zeilen seines Abschiedsbriefes stiehlt und aus dem Fenster springt. Der Ministerpräsident, den er, wie Krassner im Manuskript mehrmals vermerkt, »zum Kotzen findet« – makes me wanna puke –, hat die Ehre, seine letzten Worte in diesem Leben zu formulieren?!

Vergiss es, dachte Johansson. Nicht Krassner, der in seinem Banksafe in Albany eine Ladung Kopien der wichtigsten Informationen liegen hat und der vermutlich irgendwo auch ein Original aufbewahrt. Nicht Krassner, der in seinem Schlafzimmer in Albany ein geladenes und entsichertes Schrotgewehr versteckt. Nicht Krassner, der schon in jungen Jahren die Frau seines Lebens zusammenschlagen konnte. Und auch nicht die Säpo, denn was soll eine verdeckte Hausdurchsuchung schon nutzen, wenn sie vom Hausbewohner bei dessen Heimkehr sofort

bemerkt wird? Da gibt es doch andere und um einiges bequemere Lösungen. Man kann irgendeinen passenden Verdacht zusammenschustern, den Arsch festnehmen und ihn in den Knast stecken, während man seine Habseligkeiten in aller Ruhe durchsiebt. Das hatte Johansson selbst auch schon häufiger gemacht, in dieser Hinsicht wusste er also, wovon er redete.

Aber … was, wenn sich trotz allem keine Papiere gefunden hatten? Bewahrte er sie vielleicht anderswo auf? Wenn die Kollegen von der Sicherheitspolizei niemals eine verdeckte Hausdurchsuchung vorgenommen hatten? Wenn Krassner ganz einfach Selbstmord begangen hatte? Wenn, wenn, wenn, dachte Johansson gereizt, und wenn er unter diesen Vorbehalten irgendeine brauchbare Ordnung schaffen wollte, dann musste er selbst hinfahren und mit Krassners ehemaligen Nachbarn reden. Ver- giss auch das, dachte Johansson, denn abgesehen von allem anderen hatte er dazu ganz einfach keine Zeit.

Deshalb rief er Wiklander an, der schon dort gewesen und als Polizist nicht der schlechteste war.

»Ich bin zu Hause«, sagte Johansson. »Ich will mit dir reden. Du kannst einen Kaffee kriegen.«

Eine Viertelstunde später saßen er und Wiklander mit frisch aufgebrühtem Kaffee in Johanssons Wohnzimmer. Die Tür zum Arbeitszimmer hatte Johansson geschlossen.

»Eins wüsste ich ja gern«, sagte Johansson und schnupperte am Kaffeeduft, der aus seinem Becher stieg.

Wiklander begnügte sich mit einem Nicken.

»An diesem Abend, an dem Krassner aus dem Fenster gesprungen ist«, fügte Johansson hinzu, »wie viele wohnten da überhaupt auf diesem Gang?«

»Zusammen mit Krassner sieben«, sagte Wiklander. »Normalerweise ja acht, aber der eine war wohl nach Hause gefahren. Irgendwer in der Familie hatte einen

Unfall gehabt. Sein Vater, glaube ich. Oder vielleicht seine Mutter?«

»Wie viele von denen waren zu Hause?«, beharrte Johansson. »Als er gesprungen ist, meine ich.«

»Zu Hause«, sagte Wiklander und schien scharf nachzudenken. »Krassner selbst war zuerst in der Stadt. Er kam gegen sieben zurück. Dieser Schwarze stieß mit ihm beim Weggehen zusammen. Ich bilde mir ein, dass das im Protokoll steht. Ja, also dieser Schwarze, M'Boye, war unterwegs zu der Kneipe, wo er mit seiner Freundin verabredet war, mit Kollegin Eriksson, meine ich.« Wiklander grinste.

»Und die anderen fünf?«, fragte Johansson.

»Drei waren wohl übers Wochenende nach Hause gefahren, da wohnen ja vor allem Landeier«, sagte Wiklander, der selbst aus Värmland kam und bei jeder Gelegenheit sein Mütterchen in Karlstad besuchte.

»Bleiben noch zwei«, sagte Johansson. »Waren die zu Hause?«

»Nein«, sagte Wiklander. »Die hatten das zuerst vor, aber … warte mal, ja, so war es. Die wollten irgendein Konzert besuchen, kriegten aber keine Karten mehr, und deshalb wollten sie wohl zu Hause einen trinken … aber dann haben sie doch noch Karten erwischt …«

»Diese Kleinigkeit hat nicht zufällig Kollegin Eriksson in die Wege geleitet?«

»Jetzt, wo du es sagst«, sagte Wiklander. »Ich weiß noch, dass ich mir gedacht habe, alle Achtung, wie hat sie das bloß geschafft? Aber natürlich hat sie das sicher nicht selbst bezahlt, das war doch wohl die Firma.«

Die Nachbarzimmer am Gang waren also leer, als Krassner gestorben ist, dachte Johansson. Und dafür hat Kollegin Eriksson gesorgt. So einfach war das.

»Was ist das Problem?«, fragte Wiklander und musterte seinen Chef skeptisch. Was verschweigt der mir bloß?, überlegte er.

»Es gibt kein Problem«, sagte Johansson und lächelte. »Jetzt habe ich alle Stücke für mein Puzzle zusammen, und da danke ich dir doch sehr.«

Bleibt Alternative zwei, dachte Johansson, als er Wiklander nach der angemessenen Viertelstunde Kaffeetrinken und polizeilichen Schnickschnacks über dieses und jenes aus dem Haus geschoben hatte. Alternative zwei war keine angenehme Alternative. Mittagessen, dachte Johansson, aber zuerst einen kräftigenden Spaziergang, um die Schlacken aus meinem Kopf zu vertreiben.

Die Hügel von Söder, das Wasser und darunter die Stadt, kalt, windig, der Geruch von Schnee in der Luft, schöner kann es in einem Menschenleben wohl nicht werden, dachte Johansson. Krassner hatte seine Papiere zu Hause aufbewahrt, die Kollegen von der Sicherheitspolizei hatten eine verdeckte Hausdurchsuchung durchgeführt. Aus Gründen, die Johansson nicht begriff, hatten sie seine Papiere mitgenommen. Danach hatte Krassner angeblich seinen Abschiedsbrief geschrieben, mit Worten, die von einem anderen stammten, und mit einem neuen und bisher unbenutzten Farbband, obwohl er den Text sicher in seinem Manuskript hatte, fix und fertig, und obwohl er hier in Schweden bestimmt viele tausend Anschläge zu Papier gebracht hatte. Und auch im Papierkorb war kein abgenudeltes Farbband gefunden worden, obwohl Krassner ja nicht gerade zum Aufräumen geneigt hatte.

Etwas muss total in die Hose gegangen sein, dachte Johansson, während eine kalte Hand sein Herz streifte. Dass die schwedische Sicherheitspolizei ganz bewusst Krassner ermordet und einen Selbstmord fingiert haben

sollte, hielt er für ausgeschlossen. Das war kaum glaubhaft, dachte Johansson. Verdammt, wir reden hier doch von Schweden. Und wenn er sich in Erinnerung rief, auf wen Krassner mit seinem Buch gezielt hatte, und wenn die Kollegen von der Säpo diese Papiere an sich gerissen hatten, dann war es das pure Mysterium, dass das Manuskript nicht längst in allen Medien breitgetreten wurde, dachte Johansson mit einer gewissen Wut. Es musste eine andere Erklärung dafür geben, und die einzige, auf die er kam, war, dass einer oder mehrere von diesen Kollegen die Operation dermaßen verpfuscht hatten, dass ein fingierter Selbstmord als einzige Lösung erschienen war.

Was das Schweigen der Medien erklären würde. Dass es nicht aus Rücksicht auf den Mann geschah, gegen den Krassner sein Buch gerichtet hatte, sondern aus Sorge um den eigenen Arsch. Das würde auch die ungeheure Geschicklichkeit erklären, die nötig gewesen war, um den Mord an Krassner in einen angeblichen Selbstmord zu verwandeln. Ich wüsste ja gern, wer den Einsatz durchgeführt hat, dachte Johansson. Jeanette Eriksson konnte es nicht gewesen sein. Das sagten ihm die Bilder, die er gesehen hatte, und außerdem hatte sie ein Alibi. M'Boye, wirklich witzig, dachte Johansson und grinste. Außerdem war sie einfach nicht der Typ.

Was mach ich jetzt?, überlegte Johansson und seufzte. Wenn ich offen darüber spreche, was ich glaube, dann werden alle, sogar mein bester Freund, glauben, ich sei verrückt geworden. Ich kann niemanden fragen, und wenn ich bei der Säpo vorbeischaue und trotzdem Fragen stelle, dann sitze ich übermorgen bei der Verkehrssünderkartei in Västberga. Und ich selbst habe nicht die kleinste gesetzliche Handhabe für eine winzige Ermittlung, obwohl ich doch noch immer der Chef der mächtigsten Kriminalpolizeiorganisation des Landes bin. Zumindest auf dem Papier.

Ich habe nur meine eigenen Unterlagen, dachte Johansson. Denn die gehören mir und nur mir. Und Hunger hab ich auch. Echten Hunger, wie das eben so ist, wenn man schon vormittags ein ganzes Tagewerk verrichtet und keinen Bissen im Bauch hat. Aber dagegen lässt sich immerhin etwas unternehmen, beschloss Johansson und steuerte sein geliebtes Stammlokal an, wo auch an einem normalen Montag in der Woche vor Weihnachten ein hervorragender Mittagstisch serviert wurde.

Nach dem Essen war Johansson in sein Arbeitszimmer zurückgekehrt, hatte Krassners Manuskript und die übrigen Notizen beiseite gelegt und sich an die restlichen Unterlagen gesetzt. Und dabei hatte er den Brief gefunden, den Pilgrim im April 1955 an Fionn geschrieben hatte, genauer gesagt, eine Kopie dieses Briefes.

Es handelte sich um eine sehr alte Kopie, sicher nur um weniges jünger als der Brief, aus dünnem, blankem und vergilbtem Fotopapier. Sie stammte noch aus der Zeit, als man ein Kopiergerät benutzt hatte, in das das Original eingelegt und mit einer normalen Kamera fotografiert wurde, danach war der Film entwickelt und in der gewünschten Größe abgezogen worden.

Die Kopie steckte zusammen mit anderen Kopien aus jener Zeit in einem alten roten Pappordner, war doppelt mit einer Schnur in derselben Farbe umwickelt, oben in der rechten Ecke klebte ein weißes Etikett. Das Etikett wies drei Zeilen auf, in die erste hatte jemand mit überaus ordentlicher altmodischer Handschrift, Tinte und Stahlfeder den Namen des Besitzers geschrieben: »Col. John C. Buchanan«, in der zweiten Zeile stand in derselben Schrift, was der Ordner enthalten sollte, »private notes, letters etc.« Flecken, nach und nach getrocknete Flüssigkeit, runde Ringe, hinterlassen von Gläsern, ver-

mutlich Whisky, dachte Johansson grinsend und sah vor sich die Flaschenpyramide im Keller des Obersten.

Pilgrims Brief an Fionn war mit Tinte und Füllfederhalter geschrieben, seine Schrift war ausdrucksstark und aggressiv nach rechts gebeugt, sie war noch immer absolut leserlich, nur waren weder Ort noch Datum genannt. Das Papier war unliniert und an zwei Stellen quer gefaltet, die Falten waren gleich weit voneinander entfernt, die Papierqualität unbekannt, die Faltungen wiesen aber auf eine sehr hohe hin. Auf der Kopie gab es eine Notiz, die in altmodischer ordentlicher Handschrift mit Tinte hinzugefügt war, ebenfalls mit Stahlfeder. »April 1955, exact date unknown, arrived during my visit in G.« Der Oberst, dachte Johansson, ohne zu wissen, warum, und obwohl es ihn störte, dass kein Briefumschlag vorhanden war, stellte er sich vor, dass Pilgrim den Brief an Fionns Privatadresse geschickt hatte.

Der Text hatte eine direkte Anrede und wies zugleich literarische Anklänge und einen poetischen Tonfall auf, und wenn nun ein Dichter die Feder geführt hatte, so hatte er darüber jedenfalls nicht vergessen, was er hatte sagen wollen. Es war ein kurzer Brief. Knapp ein Dutzend Zeilen länger als der abschließende Teil, den Krassner in seinem Buch zitiert, und den aller Wahrscheinlichkeit nach ein noch unbekannter Dritter ihm als Abschiedsworte untergeschoben hatte.

Johansson hatte den ganzen Brief ins Schwedische übersetzt und auf einen Zettel geschrieben. Danach hatte er ihn gelesen und über alles nachgedacht, und erst danach hatte er seine Schlüsse gezogen. Er wollte nicht mehr mitmachen, dachte Johansson. Aber er hatte offenbar mindestens einige Jahre lang mitgemacht, und es schien ihm auch ein reiches Leben beschert zu haben, wenn man seinen Worten Glauben schenken wollte.

Fionn,

ich müsste ein Schelm sein, wenn ich leugnen wollte, dass dein großzügiges Angebot mich gefreut und gerührt hat, und ein Lügner, wenn ich auch nur andeuten wollte, dass die Jahre, in denen ich mit dir zusammengearbeitet habe – für eine große und edle Sache –, auch jene waren, die für mich und meine persönliche Entwicklung am meisten bedeutet haben. Einige Male war es sogar so spannend und so kritisch, dass ich am Ende, wenn alles vorüber war und ich auf der anderen Seite wieder herauskam, zu einem anderen Menschen geworden war als der, der hineingegangen war. Und zumindest einmal ist mir die Gnade zuteil geworden, bereits in jungen Jahren frei zufallen wie im Traum. Aber ein jeglich Ding hat seine Zeit. Mein Entschluss steht unwiderruflich fest, und er hat einfach damit zu tun, dass mein Auftrag mein Leben besetzt hält und mir nichts anderes übrig lässt. Denn so ist es gekommen. Ich habe mein Leben zwischen der Sehnsucht des Sommers und der Kälte des Winters gelebt. Als ich jünger war, dachte ich, wenn der Sommer kommt, werde ich mich in eine verlieben, die ich über alles lieben kann, und dann wird mein Leben richtig beginnen. Aber als ich alles getan hatte, zu dem ich gezwungen worden war, war der Sommer schon vorüber, und alles, was blieb, war die Kälte des Winters. Und das war nicht das Leben, das ich mir vorgestellt hatte.

Pilgrim

Wieviel sich doch mit geringen Mitteln erreichen lässt, dachte Johansson, und konkret irritierte ihn jetzt die andere Einteilung des Zitates in Absätze, auch wenn das dem poetischen Gehalt gedient haben mochte.

Der Spion, der kündigte, dachte Johansson grinsend. Dafür, dass er damals siebenundzwanzig Jahre alt war – Johansson hatte das Geburtsjahr des Ministerpräsidenten in einem seiner vielen Nachschlagewerke überprüft

wirkte er geradezu Atem beraubend unreif. Buchanan hatte sich sicher ausgeschüttet vor Lachen. Und wenn er so gewesen war, wie Sarah ihn beschrieben hatte, dann waren Pilgrims schöne Worte zweifellos vergebliche Liebesmüh gewesen.

Danach hatte er Krassners Papiere zusammengelegt und wieder in der Tüte verstaut. Der Rest konnte warten, er war ja schließlich Polizist und kein Historiker. Man sollte es dem Archiv der Arbeiterbewegung schenken, dachte Johansson. Oder man sollte auf alles pfeifen, sich ein großes Glas genehmigen und ein nettes Frauenzimmer anrufen, denn das hier ist ja nicht gerade das Leben, das ich mir vorgestellt habe. Ob die in der Ausländerabteilung wohl schon Feierabend haben?, überlegte er dann und schaute auf seine Armbanduhr.

Die Hochschule für Verteidigung fungierte bei dieser Konferenz, bei der es um Fragen der totalen Verteidigung gehen sollte, als Gastgeberin, und zwar vom Mittagessen um ein Uhr am Dienstag bis zum Mittagessen am Mittwoch um zwei. Es war eine exklusive Geschichte, an der nur ein Dutzend handverlesene Gäste teilnahmen, die normalerweise als höhere Chefs im Medienbereich, in der Industrie und im staatlichen Verwaltungsapparat tätig waren.

Die ersten Zusammenkünfte dieser Art hatten bereits gegen Ende der vierziger Jahre stattgefunden, der offiziellen Geschichtsschreibung zufolge hatte der damalige Ministerpräsident Tage Erlander selbst die Idee entwickelt, unter der Ägide der Hochschule Vertreter der Privatwirtschaft und des öffentlichen Sektors zusammenzubringen, um die Verteidigungsfähigkeit des Landes zu vergrößern. Das erklärte auch die Wahl des Zeitpunktes und den neuen Begriff »Totalverteidigung« – ein von neuen Grenzen, neuen Bündnissen und Machtkonstellationen zerteiltes Europa, ein Kalter Krieg zwischen Ost und West, eine stark in Frage gestellte schwedische Neutralitätspolitik. Dass der Ministerpräsident damals beschlossen hatte, zumindest in seinem eigenen Hinterhof für Frieden zu sorgen, wirkte logisch und selbstverständlich.

Diesmal würde man sich in einem komfortablen und schön gelegenen Seminarzentrum im sörmländischen Schärengürtel treffen, und aus irgendeinem Grund sollte offenbar Wiklander Johansson hinfahren.

Er will über Krassner reden, dachte Johansson, doch da er nicht vorhatte, diese Diskussion zu eröffnen, setzte er sich auf die Rückbank und vertiefte sich in seine Kon-

ferenzpapiere. Erst, als sie bei Järna nach Osten abgebogen waren und ihnen nicht mehr sehr viel Zeit blieb, hatte Wiklander das Wort ergriffen.

»Ich habe da über eine Sache nachgedacht«, sagte Wiklander. »Wenn der Chef Zeit zum Zuhören hat.«

»Natürlich«, sagte Johansson und gab sich Mühe, es überzeugend klingen zu lassen.

»Es ist mir eingefallen, nachdem wir uns gestern getrennt hatten. Ich weiß nicht, ob das alles Unsinn ist, aber deine Fragen haben mir eben zu denken gegeben. Ich habe mir plötzlich vorgestellt, dass die Kollegen von der Säpo im Zimmer von diesem M'Boye eine diskrete kleine Hausdurchsuchung vorgenommen haben und dass Kollegin Eriksson ihn deshalb in die Kneipe schleppen musste.«

»Das habe ich mir auch schon überlegt«, sagte Johansson. »Und deshalb habe ich dich ja gefragt.« Nur eine halbe Lüge, dachte er.

»Und während sie dort sind, hüpft dieser andere Dussel aus dem Fenster«, sagte Wiklander mit ziemlich düsterer Stimme.

»Auch darüber habe ich schon nachgedacht«, sagte Johansson und versuchte ein wenig zusätzliche Autorität in die Lüge zu schmuggeln, seiner Glaubwürdigkeit zuliebe. »Die Kollegen haben ihre Arbeit gemacht, und dann sind sie weggegangen, ohne auch nur zu ahnen, dass Krassner schon aus dem Fenster gesprungen war oder es bald tun würde.«

»Kann es wirklich so übel gewesen sein?«, meinte Wiklander skeptisch. »Ich meine, die müssen doch draußen Posten gehabt haben.«

»Die standen wohl vor dem Hinterausgang, während Krassner vorne gesprungen ist«, sagte Johansson, der entschlossen war, Wiklander in seinem Irrtum zu belassen.

»Jaa. Hmmm«, sagte Wiklander, aber besonders überzeugt schien er nicht zu sein. »Professionell war das ja nicht gerade.«

»Da sind wir ganz einer Meinung«, sagte Johansson, ohne weiter darauf einzugehen, »aber ich glaube eigentlich, dass sie nie eine Durchsuchung vorgenommen haben.«

»Du meinst …«, sagte Wiklander.

»Dass Eriksson und M'Boye essen waren, und das war alles«, sagte Johansson.

»Hmm«, sagte Wiklander und nickte. »Das habe ich ja auch die ganze Zeit geglaubt. Dass es einfach ein Zufall war.«

»Und ich glaube auch, dass sie deshalb den Bericht über Krassners Tod durchgehen wollten«, sagte Johansson. »Um sich davon zu überzeugen, dass M'Boye nicht doch auf irgendeine rätselhafte Weise etwas mit Krassner zu tun gehabt hatte.«

»Ja«, sagte Wiklander und klang jetzt um einiges fröhlicher. »Dass er Selbstmord begangen hat, steht ja jetzt fest. Eine andere Möglichkeit gibt es einfach nicht.«

»Nein«, sagte Johansson. Schön zu hören, dass du zu dieser Erkenntnis gelangt bist, dachte er.

Johansson war der einzige Polizist bei dieser Konferenz, und als er einige Tage zuvor die Teilnehmerliste gesehen hatte, hatte er gedacht, dass sie hier wirklich keine Katzenkacke zusammengescharrt hatten, abgesehen von ihm selbst natürlich, denn auf der Liste standen zwei Generaldirektoren, ein Justizrat, sechs geschäftsführende und stellvertretende Direktoren aus der Wirtschaft und außerdem ein Kriminaldirektor, den man sicherheitshalber mit dem Zusatz »und Leiter des Landeskriminalamts« ausstaffiert hatte. Allesamt in Anzug und Schlips natürlich, da nur Schotten im Rock Kriege führen.

Aber ansonsten war alles überaus zivil verlaufen. Die ganze Sache hatte zwar mit einem Kriegsspiel begonnen, bei dem die Teilnehmer durch das Los bestimmt miteinander die Arbeit tauschen mussten, jedoch nicht, um an die Front zu reisen, sondern um sich um die Kommunikationswege, die Lebensmittelversorgung, die Krankenpflege und das Justizwesen zu kümmern. Und auch ansonsten war es auf der Konferenz vor allem eben darum gegangen: wie Straßen und Telefon, Strom und Wasser funktionieren konnten, damit die Leute nicht verhungern oder nackt herumlaufen mussten. Und wie man sie dazu brachte, sich »anständig« zu benehmen, auch wenn es ganz schlimm kommen sollte.

Der Mittwochvormittag war für eine Übung unter der Leitung eines Sonderbeauftragten des Ministerpräsidenten reserviert gewesen, bei dem es sich um höchstdieselbe graue Eminenz handelte, die auch die Verantwortung für die die Regierung und die zentrale Staatsverwaltung betreffenden Sicherheitsfragen trug. Unter diesen Umständen war er ungeheuer konkret gewesen, als er die Aufgaben verteilt hatte. Die Kursteilnehmer sollten die Namen der drei lebenden Schweden aufschreiben, die am meisten gefährdet waren, sie sollten diese Namen danach ordnen, wer das größte Risiko lief, einem persönlichen Attentat zum Opfer zu fallen. Er fragte dabei natürlich nicht nach aller Welt, sondern nach Personen, die hohe Stellungen in Politik, Wirtschaft oder Bürokratie bekleideten. Oder die aus anderen Gründen prominent waren, zum Beispiel die Königin, Astrid Lindgren oder Björn Borg.

Die Teilnehmer hatten insgesamt an die zwanzig Namen notiert, und auf einem deprimierenden ersten Platz war der Ministerpräsident gelandet, der mehr als doppelt so viele Risikopunkte eingeheimst hatte als die übrigen Erwähnten zusammen. Sämtliche Teilnehmer

hatten ihn an die erste Stelle gesetzt, und ein geschäftsführender Direktor eines größeren Modekonzerns, der selbst auch alles andere als unbekannt war, hatte den Namen des Ministerpräsidenten sicherheitshalber gleich dreimal genannt. Trotz des Seminarleiters beziehungsweise seiner Arbeitsgebiete.

»Das Ergebnis scheint also absolut eindeutig zu sein«, sagte der später, als er die Abschlussdiskussion eröffnete. »Es wäre interessant, Ihre Begründungen zu hören«, fügte er hinzu, während er die Teilnehmer unter halb gesenkten Augenlidern und mit sardonischem Lächeln betrachtete.

Komischer Typ, dachte Johansson. Wenn er nicht so fett wäre, könnte man ihn für eine Kreuzotter halten, die in der Sonne liegt und sich schlafend stellt.

»Politiker polarisieren die Meinungen ja häufiger ein wenig«, sagte einer der Chefredakteure begütigend, da irgendwer ja schließlich anfangen musste.

»Herrgott«, stöhnte einer der Direktoren, dessen Gesichtsfarbe andeutete, dass er etwas gegen seinen Blutdruck unternehmen sollte. »Wenn Leute wie Sie lesen würden, was Sie selbst schreiben, dann müssten Sie ja wohl einsehen, dass er absolut nicht polarisiert. Lesen Sie doch einfach, was Sie schreiben.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte der Chefredakteur mit einem schwachen Lächeln.

»Ich habe den Eindruck, dass Sie allesamt in trauter Einigkeit diesen Mann für einen echten Dreckskerl halten. Ich selbst kann das nicht beurteilen, mir ist er noch nie über den Weg gelaufen«, fügte er hinzu und starrte den Chefredakteur wütend an.

»Mir wohl«, erklärte der Chefredakteur und sah aus irgendeinem Grund reichlich aufgeblasen aus.

»Dann ist er also ein echter Dreckskerl«, stellte der Direktor fest, und das folgende Geraune konnte die

schwachen Proteste seines Widersachers problemlos übertönen.

Danach war es wirklich losgegangen: »Arrogant«, »Oberklassenfritze«, »unsympathisch«, »Widerling«, »nachtragend« und »als Mensch gesehen absolut unschwedisch«. Außerdem sei er »zu intelligent«, »zu gebildet«, »zu begabt«, »zu beredt« und insgesamt »zu unzuverlässig«.

»Und wir wollen auch nicht vergessen, dass er offenbar auch noch für die Russen spioniert. Wie immer er zwischen seinen ganzen Steuerbetrügereien dazu auch noch die Zeit findet«, sagte der Direktor mit dem hohen Blutdruck und musterte aus irgendeinem Grund den anderen Chefredakteur mit strenger Miene.

Der Einzige, der noch nichts gesagt hatte, war Johansson. Er hatte keine Miene verzogen, sondern sich damit begnügt, in aller Stille den Seminarleiter zu beobachten, dessen Körpersprache, abgesehen von dem spöttischen Lächeln und den gesenkten Augenlidern, durchaus Ähnlichkeit mit seiner eigenen hatte. Aber jetzt fand er seine Gelegenheit.

»Ich glaube, das ist alles nur Unfug«, sagte Johansson plötzlich, und da er der war, der er nun einmal war, und so aussah, wie er nun einmal aussah, war die ganze Versammlung plötzlich verstummt.

»Wie meinen Sie das?«, fragte der Sonderbeauftragte und hob ein wenig die Augenlider.

Gut, dachte Johansson. Hier wird gleich einer anbeißen, schon kreist der Superkabeljau um den Haken.

»Alsooo«, sagte Johansson verheißungsvoll und mit sehr viel Norrland in der Stimme. »Ganz abgesehen davon, dass alle möglichen logischen und vernunftmäßigen Gründe dagegen sprechen … und damit kennen Sie sich sicher viel besser aus als ich«, fügte er gutmütig und

mit einem an die anderen Teilnehmer gerichteten Nicken hinzu.

»Speak up, man«, johlte einer der jüngeren Direktoren, der zu einem Überlebenskurs im Ausland gewesen war.

»Rein polizeilich gesehen«, sagte Johansson zögernd, um Köder und Haken ordentlich interessant wirken zu lassen. »Rein polizeilich gesehen … ist er ganz einfach nicht der Typ, könnten wir sagen. So einer wie er würde niemals für die Russen spionieren. Er nicht, nein.« Johansson schüttelte gewichtig den Kopf, und alle, die ihn ansahen, begriffen, dass allein die Vorstellung schon unmöglich war.

»Es ist ja schön, diese Auffassung von einem allseits geschätzten Vertreter der Polizei zu hören«, sagte der Seminarleiter. »Aber es ist ja wohl nicht immer das, was unter Ihren Kollegen getuschelt wird.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte Johansson.

»Dass der Ministerpräsident eben kein Spion ist«, sagte der Sonderbeauftragte mit besonderer Betonung.

»Das habe ich nicht gesagt«, erklärte Johansson mit gut gespieltem Erstaunen und machte sich vorsichtig an dem Hautstück zwischen Daumen und Zeigefinger zu schaffen.

»Haben Sie nicht gesagt, dass er dazu nicht der Typ ist?« Jetzt hatte der Seminarleiter und Sonderbeauftragte des Ministerpräsidenten die Augenlider zumindest halb gehoben.

»Nein, da haben Sie mich wohl falsch verstanden«, sagte Johansson mit seiner ländlichsten Aussprache und schüttelte den Kopf. »Als Spion wäre er schon ziemlich geeignet, zumindest wäre er das in jüngeren Jahren gewesen. Heute hat er sicher zu viel zu tun, und er wird wohl auch zu streng überwacht. Wenn er jemals Spion war, dann sicher lange, bevor er zum Ministerpräsidenten

wurde. Und für die Russen zu spionieren, daran hätte er sicher nie auch nur im Traum gedacht.«

»Das ist doch schön zu hören. Sie haben keinen Vorschlag, für wen er denn sonst spioniert haben könnte?«, fragte der Sonderbeauftragte.

»Ganz bestimmt für die Amerikaner«, sagte Johansson. »Für die CIA, wenn ich überhaupt Spekulationen anstellen will.«

Und damit hast du angebissen, dachte Johansson, als er sah, wie sich der Blick des Sonderbeauftragten veränderte.

»Ich habe ja schon begriffen, dass man innerhalb der Polizei andere politische Schwerpunkte setzt, als mein Chef und ich sie vertreten«, sagte der Sonderbeauftragte und wirkte ein wenig zu pikiert für jemanden in seiner Position.

»Richtig«, sagte Johansson und nickte. »Das wird wohl so sein. Aber ich finde doch, dass er gebildet und … ja, auch intelligent wirkt.«

»Aber Spion? Für die CIA?«, fragte der Sonderbeauftragte, und das brachte ihm als Belohnung ein Kichern ein.

»Man schlittert doch so leicht in etwas hinein«, sagte Johansson und bedachte ihn mit seinem ausdrucksstärksten Polizeiblick. »Und die Intelligenz, an die ich hier denke, hat damit nichts zu tun. Im Gegenteil. Was am meisten verlockt, ist das, was man auch am besten kann, sonst wäre es doch keine Kunst, sich zurückzuhalten. Es ist leicht, irgendwo hineinzuschlittern, aus so einer Sache wieder herauszukommen, kann dagegen oft sehr viel schwieriger sein.« Johansson nickte wieder vor allem offenbar an sich selbst gerichtet, und im Raum herrschte Totenstille.

»Ich glaube nicht, dass wir momentan noch weiterkommen«, sagte der Sonderbeauftragte mit leichter

Handbewegung und verbindlicher Miene. »Außerdem sagen mir die köstlichen Düfte, die aus der Küche herüberschweben, dass es Zeit zum Mittagessen ist. Ich glaube, es ist höchste Zeit zum Aufbruch. Meine Herren … ich fand unsere Zusammenkunft außerordentlich angenehm, interessant und sogar spannend, und wenn ich nun …«

Ob ich ihn bitten soll, von Fionn zu grüßen?, dachte Johansson, als er seine Aufzeichnungen einsammelte. Aber das war sicher nicht nötig, dann jetzt konnte er ihn lesen wie ein offenes Buch. Und trotz des schweren, unbeweglichen Gesichts, der zurückgelehnten Haltung, der halb gesenkten Augenlider, trotz seiner gesamten Körpersprache, seiner phlegmatischen Sicherheit und seiner wohl formulierten Rede konnte Johansson sehen, dass der andere jetzt wirklich Angst hatte. Wieviel er wohl weiß?, überlegte er.

Donnerstag, 19. Dezember

Als Johansson am Donnerstag ins Büro kam, war der Weihnachtsfriede wie weggeblasen und zwischen der Drogenabteilung aus dem eigenen Haus und den Kollegen von der Landespolizei in Dalarna war der offene Krieg ausgebrochen. Sie hatten seit einigen Wochen gemeinsam an einem größeren Fall gearbeitet. Die Hauptverdächtigen saßen in Borlänge und Falun, und dort hatte alles seinen Anfang genommen, hatte sich dann aber rasch zu einer großen Sache entwickelt und Verästelungen überall in Schweden und auch im Ausland gezeigt. Am Ende hatte der Polizeichef von Dalarna auf den Tisch gehauen. Jetzt war außerhalb seines Reviers genug gereist und ermittelt worden, er brauchte jetzt unbedingt weitere Unterstützung von außerhalb, wenn er die Wirtschaftsprüfer nicht auf dem Hals haben wollte.

Nach einer turbulenten Besprechung, bei der der Leiter der Drogenfahndung für diesen Bezirk seinen Chef als »verdammten Kleinkrämer« bezeichnet hatte, hatten die Vorschriften das letzte Wort gehabt, und seit drei Wochen war der Fall nun aufgeteilt zwischen den Polizeibehörden von Dalarna und Johanssons eigener Landeskriminalpolizei. Und niemand war zufrieden.

Was die Polizei in Dalarna anging, so war das ihr größter Drogenfall seit den goldenen Zeiten Mitte der siebziger Jahre, und niemand hatte vor, die Entschädigungen für all den eigenen Einsatz und die eigene Mühe mit »hergelaufenen Hauptstadtkollegen« zu teilen, die »auf einem Krabbenboot durch die Gegend segelten« und »ewig in andrer Leute Gewässern fischten«. Die Zusammenarbeit hätte also besser sein können.

Beim Landeskriminalamt waren es nicht der Reisefaktor und nicht einmal die Budgetfrage, die den Störfaktor

darstellten, in der Hinsicht fanden sie dauernd neue Einstiegsmöglichkeiten. Auch an der Kreativität war nichts auszusetzen, und da die »Polizei in den Gassen« immer nur »an der Oberfläche kratzte«, war der gemeinsame Fall gewachsen wie eine Schimmelkultur, bis er dann endlich in »kompetenten Händen bei echten Polizisten« gelandet war.

»Es kann ungeahnte Ausmaße annehmen«, erklärte Johanssons Reisekamerad vom USA-Besuch.

»Aber die Kollegen im Bezirk möchten jetzt schon zuschlagen?«, fragte Johansson.

»Sicher, dann können sie in Ruhe und Frieden Weihnachten feiern, diese faulen Säcke«, sagte der Chef der Drogenfahndung mit einer gewissen Glut.

»Die müssen doch noch ein anderes Argument haben«, sagte Johansson, der nicht von gestern war und schon allerlei gehört hatte.

»Einige von ihren lokalen Gaunern wollen über Weihnachten nach Thailand fahren. Und unsere Landeier haben es sich in den Kopf gesetzt, dass sie dort dann auch bleiben wollen, aber das ist der pure Unsinn und außerdem reichlich uninteressant. Hinter der ganzen Sache stecken unsere üblichen Knaben, Türken und diese Polacken, von denen ich dir erzählt habe, und die sind doch schon seit Jahren bei uns. Diese Dalmas-Trottel sind doch die puren Korinthenkacker«, schnaubte der Chef der Drogenfahndung, der aus Stockholm stammte und es nicht besser wusste.

»Dann soll Dalarna sich die holen, die für uns nicht interessant sind«, sagte Johansson.

Um des Hausfriedens willen, unsere eigenen Gauner laufen uns ja trotzdem nicht weg, dachte er. Außerdem heißen Provinzler aus Dalarna Mas und nicht Dalmas, das wusste er, obwohl er selbst aus Ängermanland stammte, aber das hatte er nicht gesagt.

»Aber das wird unsere eigene Arbeit stören«, wandte sein ehemaliger Reisekamerad ein, und er hörte sich überhaupt nicht mehr so an wie bei ihrer letzten Begegnung.

»Ich höre, was du sagst«, sagte Johansson. Und was habe ich es satt, das zu hören, dachte er.

»Das war die ganze Zeit ihr Fall«, entschied Johansson. »Deshalb sehe ich wirklich keine Möglichkeit, sie jetzt zurückzupfeifen.« Und warum sollten wir das auch tun? dachte er.

»Du bist der Chef«, sagte der Drogenkommissar vergrätzt und stand auf.

»Ja«, sagte Johansson und lächelte grimmig. Ich habe hier zu entscheiden. Und das ist manchmal ganz schön praktisch.

Kinderkram, dachte Johansson, der sich den ganzen Vormittag nicht um die wirklich wichtigen Dinge hatte kümmern können. Wie zum Beispiel, sich in die Stadt zu schleichen und ein wenig Proviant als Geschenk für Jarnebring einzukaufen, dem trotz seiner eifrigen Beteuerungen des Gegenteils ein Beitrag zu Speis und Trank sicher willkommen sein würde. Außerdem brauchte Johansson genauere Auskünfte, was Zeit und Ort betraf.

Aber das war jetzt alles geklärt. Nach der Mittagspause hatte Jarnebring angerufen und die Adresse seiner neuesten Freundin durchgegeben.

»Ich finde das so am praktischsten«, sagte Jarnebring. »Du weißt doch, Mädels, die pusseln gern herum. Und ich habe meine Wohnung sowieso verliehen. An Rusth, wenn du dich an den erinnerst.«

»Soll ich irgendwas mitbringen?«, fragte Johansson. An Rusth?, dachte er überrascht. Was das nicht diese langfingrige Figur mit dem Mundgeruch, die für die Kaffeekasse der Ermittlung zuständig gewesen war? Das war

ja ziemlich stark, auch wenn es sich um einen Kollegen handelte.

»Nein«, sagte Jarnebring. »Ich hab wirklich schon alles besorgt. Seine Alte hat ihn vor die Tür gesetzt«, erklärte er dann. »Und ich kann den Arsch doch nicht bei der Stadtmission Weihnachten feiern lassen. Außerdem habe ich das Tafelsilber in meiner Zahnbürstendose versteckt, das wird er also nie im Leben finden.«

»Und du brauchst keinen Schnaps?«, fragte Johansson, der nicht gern ein Risiko einging, schon gar nicht so kurz vor Weihnachten.

Kollege Rusth hatte also eine Frau an seiner Seite gehabt, obwohl er stank wie eine Leiche in einem Brunnen und obwohl er reichlich lange Finger hatte, überlegte er.

»Nein«, sagte Jarnebring nachdrücklich. »Ich habe jede Menge Schnaps zu Hause. Ja, zu Hause bei meiner Freundin, ich bin doch nicht blöd, und er hatte wohl zwischen den Jahren noch irgendwas anderes vor. Rusth, meine ich«, erklärte er dann.

»Nett von dir«, sagte Johansson, der Rusth immer schon für einen kompletten Arsch gehalten hatte, egal, zu welcher Jahreszeit.

»An den Schnaps brauchst du also nicht zu denken«, schloss Jarnebring.

Seltsam, dachte Johansson, als er den Hörer auflegte. Ob er wohl beim Pferderennen endlich mal gewonnen hat?

Dass Jarnebring eine neue Freundin hatte, war nicht weiter überraschend. Das hatte er fast immer, sicherheitshalber rekrutierte er sie bei der eigenen Truppe. Um einiges jüngere, weizenblonde und hochbusige Kolleginnen, die in der Regel bei der Bereitschaftspolizei Dienst schoben, wenn sie sich nicht um Jarnebrings Wohl kümmerten. Und so ist es ja offenbar auch diesmal, dachte

Johansson, als sie nach dem zweiten Klingeln öffnete und ihn strahlend anlächelte. Interessanter war es jedoch, dass dieses Exemplar offenbar Frühling, Sommer und Herbst überlebt hatte und dass Jarnebring diesmal offenbar wirklich seinen Kopfkissenbezug und seine Decke mitgebracht hatte, um zumindest vorübergehend seiner Junggesellenbude in Vasastan zu entkommen. Wahrscheinlich ist sie mütterlich und geduldig, obwohl sie so aussieht, wie sie eben aussieht, dachte Johansson.

Ihre herbeizitierte Freundin aus Skövde war auch schon eingetroffen, und vom Aussehen her hätte sie durchaus die Schwester der Gastgeberin sein können. Als sie einander begrüßten, hatte er das Interesse in ihren Augen gesehen. Ob sie etwas gehört hat?, fragte er sich, oder liegt es an meinen schönen blauen Augen? Denn es kann doch nicht daran liegen, dass ich mich zu wenig bewege und zu viel esse. Es liegt an meinen schönen blauen Augen, entschied Johansson, und kaum hatte er das entschieden, wurde es ein richtig lustiger Abend.

Dass er sich auch wegen des nicht mitgebrachten Proviants keine Sorgen hätte zu machen brauchen, stand sofort fest, als sie sich am Tisch ihrer kleinen Küche niedergelassen hatten. Ausgezeichneter eingelegter Hering, gebeizter Lachs und Räucheraal, ein wirklich hervorragender Sardellenauflauf, der gerade sahnig genug war, goldbraune Frikadellen und dicke Würste, die zischten, als die Gastgeberin sie aus dem Ofen nahm. Bier und Schnaps waren in Massen vorhanden. Reich ist sie offenbar auch noch, dachte Johansson und nahm sich einen zusätzlichen Löffel Rührei mit fein gehacktem Schnittlauch. Sieht nett aus und ist eine unterhaltsame Gesprächspartnerin. Kocht wie Tante Jenny, ist noch dazu mütterlich, geduldig und … offenbar vermögend.

»Ich wusste gar nicht, dass es solche wie dich überhaupt gibt«, sagte Johansson und trank seiner Gastge-

berin zu. »Sag Bescheid, wenn du ein echtes Mannsbild treffen willst.« Ob sie wohl auch Bücher liest?, überlegte er.

»Ich wusste gar nicht, dass du außer mir noch andere kennst«, sagte Jarnebring gutmütig. »Was hältst du davon, wenn wir das mit einem echten alten Genever runterspülen?«, fragte er und fischte aus den Reihen von normalen Flaschen einen dickbäuchigen Tonkrug hervor.

Woher hat er bloß so viel Schnaps?, überlegte Johansson. Ob sie nun Geld hat oder nicht, sie wirkt jedenfalls nicht wie eine, die ihre Kohle für Schnaps ausgibt. Schon gar nicht in solchen Mengen, egal, was für ein Mannsbild sie gerade am Wickel hat.

»Klingt gut«, sagte Johansson, der erst drei große Schnäpse intus hatte, von denen er noch nicht das Geringste merkte.

Kaffee und Cognac wurden im Wohnzimmer serviert, zusammen mit Strömen von Likör und anderen Schätzen, und als Johansson die ganze Pracht sah, gab er sofort die Theorie auf, nach der sein bester Freund beim Pferderennen gewonnen hatte.

»Kaffee und Cognac werden mir gut tun«, sagte Johansson abwehrend, als sein Freund sich zwischen den vielen Flaschen zu schaffen machte. Jetzt spürte er den Schnaps, den er zum Essen getrunken hatte, und jetzt auch noch Zucker ins Feuer zu gießen, war wirklich nicht anzuraten.

Jarnebrings Bekannte und ihre Freundin tranken mit offenbarem Entzücken Sahnelikör – die lesen sicher keine Bücher, dachte Johansson-, und nun bekam er endlich eine Antwort auf seine Grübeleien.

»Ach, ist das lecker«, sagte die Freundin aus Skövde und fuhr sich mit der Zungenspitze über die Oberlippe. »Du kannst deinen Kontaktmann nicht bitten, mir auch ein paar Flaschen zu besorgen?«

»Ich werd ihn mal fragen«, sagte Jarnebring, lachte und hob sein Glas.

Hultman, dachte Johansson. Was Jarnis dem wohl für einen Gefallen getan hat? Und wenn Jarnebring nicht sein bester Freund gewesen wäre, hätte er sich sicher ein wenig Sorgen gemacht.

Es war schon nach Mitternacht, als Johansson sich endlich besann und beschloss, es sei höchste Zeit, nach Hause zu fahren. Nicht, dass er wirklich angeschlagen gewesen wäre, in der letzten Stunde hatte er sich mit Mineralwasser begnügt, aber in zwölf Stunden musste er hinter dem Lenkrad sitzen. Besser, zu gehen, wenn es am Schönsten war.

»Jetzt muss ich mich empfehlen«, sagte Johansson. »Das hier habt ihr nicht umsonst getan, und sagt rechtzeitig vor der Hochzeit Bescheid, damit ich mich revanchieren kann.«

Jarnebring hatte gute Miene dazu gemacht, wenn er auch, als niemand ihn ansah, die Augen verdreht hatte. Die Gastgeberin hatte gekichert und gelacht und ihn mitten auf den Mund ge- küsst, und ihre Freundin hatte offenbar beschlossen, Johanssons Beispiel zu folgen.

»Ich habe gehört, dass du auch in Söder wohnst«, sagte sie und bedachte Johansson mit einem Lächeln und einem abschätzenden Blick. »Wenn du nichts dagegen hast, könnten wir uns zusammen ein Taxi nehmen?«

»Aber sicher«, sagte Johansson. Hier hast du ja voll ins Schwarze getroffen, Alter, dachte er.

Freitag, 20. Dezember

Gepackt hatte er schon am Vortag. Kleidung, Weihnachtsgeschenke für die engste Verwandtschaft, Bücher und Krassners nachgelassene Papiere, für den Fall, dass er an einem der Tage nichts Besseres zu tun hätte, alles lag in seinen Taschen. Den Wagen, den sein Bruder für ihn besorgt hatte, hatte er schon am Morgen geholt, ehe er ins Büro gefahren war, und danach hatte er nur noch durch das Haus wandern und fröhliche Weihnachten wünschen und viel zu viel Kaffee trinken müssen. Zu Mittag wollte er irgendwo unterwegs essen. Unmittelbar, ehe es zwölf schlug, überreichte er seiner Sekretärin ein Weihnachtsgeschenk, was ihm ein überraschtes Lächeln, nicht mehr und nicht weniger überrascht, als er erwartet hatte, und einen Dankeskuss auf die Stirn eintrug.

Danach war er mit dem Fahrstuhl in die Tiefgarage gefahren und hatte sich in den großen Mietwagen gesetzt, der ihn nicht eine einzige Krone kostete, denn dafür sorgte sein großer Bruder, der in dieser Branche tätig war, er hatte nette Bigbandmusik in den Rekorder eingelegt und Kurs nach Norden eingeschlagen. Knapp vierhundert Kilometer macht knapp vier Stunden, dachte Johansson, als er Essingeleden verließ, und zwar gerade noch rechtzeitig, wenn er von dem spärlichen Vormittagsverkehr ausging.

XIV

Und alles, was blieb, war die Kälte des Winters

Stockholm im Dezember

Der Dezember hatte für Bäckström und seine Kollegen ungewöhnlich gut begonnen. Zu Beginn der Luziawoche waren sie zur traditionellen Weihnachtskonferenz mit der Fähre nach Finnland gefahren. Sie hatten sich, noch ehe sie an Bord gingen, bereits eine tüchtige Grundlage angetrunken, und als Bäckström und die anderen das Schlimmste ausgepisst hatten, ehe sie sich zum Mittagessen hinsetzten, war Fylking auf der Treppe zum Scheißhaus auf die Nase gefallen, das alles, noch ehe sie die Ausfahrt Lidingölandet passiert hatten.

Verdammt, das ist doch zu schön, um wahr zu sein, dachte Bäckström. Was für ein scheißphänomenaler Anfang!

Zuerst hatten er und die Kollegen einfach stumm daneben gestanden und ihn angestarrt, als er auf dem Boden lag, den Suffkopp noch dazu in einem seltsamen Winkel zur Brust, dann hatte Rundberg, der pflichtbewusste Arsch, seine Schulter gepackt und ihn geschüttelt und etwas von einem Arzt gefaselt, und darauf hatte Vollsuff sich plötzlich gerade aufgesetzt und sie aus blutunterlaufenen Augen angestarrt.

»Ihr feigen Ärsche«, fauchte er. »Wo bleibt der Applaus?«

Danach war alles wieder gewesen wie immer. Zum Mittagessen hatte Lindberg etwas davon gefaselt, dass niemand mehr als einen Schnaps trinken solle, schließlich waren für den Nachmittag Besprechungen angesetzt, aber da hatte der alte Vollsuff, der nun wirklich wieder so war wie immer, ihm befohlen, die Fresse zu halten und seinen Mund zum Essen zu benutzen. Danach hatte er mit Bäckström angestoßen. Zuerst hatte er ihn nur wie

üblich angeglotzt, dann hatte er plötzlich gegrinst und sein Glas gehoben.

»Prost, Bäckström«, sagte Vollsuff. »Mehr Glück beim nächsten Mal, wie wir bei der Fahne gesagt haben.«

Über den alten Vollsuff kann man sagen, was man will, aber er ist hart im Nehmen, dachte Bäckström, der schon beim vierten Glas angekommen war und ein wenig sentimental wurde.

»Prost, Chef«, sagte Bäckström, »ich bin keiner, der sich beklagt.«

Offenbar war das die richtige Antwort gewesen, denn Vollsuff hatte gegrinst wie ein alter Schlagbär und ihn zum fünften eingeladen.

Als sie in Helsinki ankamen, schlich Bäckström sich von der restlichen Gesellschaft davon. Er rief einen finnischen Kollegen an, der über gute Kontakte verfügte und in der richtigen Branche tätig war. Sie hatten eine Bar besucht, wo sie zwei Estinnen aufgerissen hatten, und waren dann zu viert zu diesem Kollegen gegangen. Bäckström hatte es seinem Exemplar so richtig besorgt. Es war eine kleine fette Brünette mit großen Titten und ziemlichem Tempo in ihrer kleinen Ratte. Sie und ihre Freundin hielten sich illegal in Finnland auf, weshalb sie keine großen Schwierigkeiten machten, als es um den Preis ging und nachdem Bäckström und der Kollege ihnen erzählt hatten, was sie von Beruf waren. Beim Abschied hatte die Frau Bäckström sogar gefragt, ob sie sich nicht wiedersehen könnten, in Stockholm vielleicht?

Davon kannst du nur träumen, du geiles Schweinchen, dachte Bäckström, als er lange vor der Abfahrtszeit an Bord taumelte. Aus purer Neugier hatte er auch im Seminarraum vorbeigeschaut, und dort saß Lindberg und spielte Seminarleiter, zusammen mit Krusberg, noch so ein pflichtbewusster Arsch, und zwei von den jüngeren Talenten, die wohl keine große Auswahl hatten. Bäck-

ström setzte sich ein Weilchen dazu, um seine müden Füße auszuruhen, während Lindberg sich über eine sinnlose Statistik verbreitete, die kein echter Polizist ausfüllen würde. Danach ging er zu den anderen, die sich in der Bar versammelt hatten, um sich vor der Abfahrt aufzuwärmen. Und danach war alles wieder wie immer.

Als sie am Tag vor dem Luziafest wieder auf der Wache waren, nahm der alte Vollsuff Bäckström beiseite und fragte, ob er sich nicht um die praktischen Details für die Luziafeier kümmern könnte, damit die Sache nicht allzu teuer würde. Bäckström wusste genau, was gemeint war, und obwohl es wirklich in letzter Minute war, hatte er doch einen Kontaktmann bei der Hafenpolizei erreicht, und der hatte einen weiteren Kontaktmann aktiviert, der seinerseits einen Karton gemischte Leckereien zu einem anständigen Preis besorgt hatte.

»Man will ja nicht die gesamte Altenpflege bezahlen müssen, nur um sich ein Tröpfchen zu gönnen«, sagte Vollsuff zufrieden, als Bäckström nach ausgeführtem Auftrag seine Beute anbrachte.

Danach hatte man Luzia gefeiert, wie die guten alten Traditionen es verlangten, und Bäckström hatte während des Wochenendes dann auch nicht Dienst zu schieben brauchen. Vollsuff, der alte Ehrenmann, hatte ihm einen Spezialauftrag verpasst und alle Überstundenbescheinigungen ausgeschrieben, die er brauchte, um seinen müden Kopf auszuruhen und mit gutem Gewissen das Wochenende zu genießen.

Auch der Montag hatte nicht schlecht angefangen. Er hatte kaum einen Fuß auf die Wache gesetzt, als eins der jüngeren Talente atemlos hereingestürzt war und einen Doppelmord draußen in Bromma gemeldet hatte, der Bäckströms sofortigen und professionellen Einsatz erforderte.

Leider war es viel weniger nett gewesen, als es sich angehört hatte. Trotz der feinen Adresse hatte es sich um einen schnöden Kanakenmord gehandelt. Ein durchgeknallter Iraner hatte seine Frau und seine kleine Tochter erschossen. Die Frau war zwar eine Schwedin, aber was zum Teufel erwartete sie denn, wenn sie zuerst so einen heiratete und dem Arsch dann auch noch mitteilte, sie wolle sich scheiden lassen? Wie blöd kann man sein?, fragte sich Bäckström.

Als der Kameltreiber seine Alte und das Gör abgemurkst hatte, hatte er sich offenbar auch gleich selber erledigen wollen, aber dabei hatte er kein Glück gehabt. Wie es in solchen Fällen häufig vorkam, hatte ihn sein Mut im Stich gelassen, als sein eigenes Wohlbefinden auf dem Spiel stand. Zuerst hatte er versucht, sich in den Kopf zu schießen, aber natürlich hatte er den verfehlt und sich einfach einen Mittelscheitel gezogen, und als die Kollegen von der Bereitschaft eingetroffen waren, saß er in der Küche und sägte mit einem alten Brotmesser an seinen Handgelenken herum. Ein ganz normaler Kanakenmord also, und das Empörendste daran war wohl, dass der Arsch einen Waffenschein für zwei Gewehre hatte, einen Elchstutzen und ein Schrotgewehr. Offenbar hatte er seine Jagdprüfung bestanden, und diese haltlosen Kollegen beim Ordnungsamt hatten ihm daraufhin die Jagdwaffen gestattet. Wieso kann so ein Mistkerl eine Jagderlaubnis bekommen? Und das noch dazu in Schweden, überlegte Bäckström.

Der Rest war reine Routine gewesen. Glücklicherweise hatte er den kleinen Schwulen Wiijnbladh von der Spurensicherung da- zuholen können, deshalb hatten sie die Untersuchung des Tatortes bald hinter sich gebracht, den Kanaken hatten sie mit besten Empfehlungen dem jüngeren Kollegen überlassen, der leichte Fälle zum Üben brauchte, ehe er mit einem Ernstfall konfrontiert

wurde, und an dieser Stelle ging dann natürlich alles schief. Wie immer, wenn keine echten Profis in der Nähe waren. Der jüngere Kollege hatte ganz einfach gewaltig gepatzt, und der Onkel Doktor hatte den Arsch sofort dermaßen mit Medikamenten abgefüllt, dass er nicht mehr ansprechbar gewesen war. Wie verdammt blöd kann man eigentlich sein?, überlegte Bäckström. Hier hatte der Kollege die besten Aussichten darauf gehabt, dem Kerl ein richtiges Geständnis abzupressen, aber jetzt lag der mit schielenden Augen und Schläuchen in allen Armen auf der Intensivstation.

»Du hast nicht zufällig vor, zur Stadtmission überzuwechseln?«, fragte Bäckström und starrte den bescheuerten kleinen Mistkerl an, als der aus dem Krankenhaus zurückkehrte und nun in Bäckströms Zimmer stand und sich darüber beschwerte, dass er seine Arbeit nicht hatte tun können.

Der Onkel Doktor war offenbar so ein mündiger Bürger, der sich schrecklich ernst nahm, und das wirklich zu jeder Gelegenheit. Er hatte den Mörder in die Psychiatrie gesteckt, und da lag er nun und hielt ganz einfach die Fresse. »Zutiefst deprimiert, nicht ansprechbar und mit dem klaren Risiko eines langwierigen psychotischen Zustandes«, wie auf dem Fax stand, das Höchstderselbe als Antwort auf Bäckströms freundliche Bitte um ein Gespräch mit dem Arsch geschickt hatte. Die wollen mir den Kanaken klauen, diese Wichser, und ihn zu Ostern als geheilt entlassen, und dann ist er plötzlich frei wie ein Vogel und gesund wie ein Ochse, dachte Bäckström, der so was nicht zum ersten Mal erlebte. Aber das wollen wir doch erst mal sehen, dachte er und ging zu Vollsuff, um sich ein wenig Schützenhilfe zu holen.

Leider hatte er keinen glücklichen Zeitpunkt erwischt. Sein geehrter Chef war offenbar von seinem Kater eingeholt worden, was wohl nur bewies, dass nicht einmal ein

Suffkopp wie er die vor Weihnachten angesetzten Saufereien unbeschadet überstehen konnte. Vollsuff war ausgesprochen sauer gewesen und hatte Bäckström für alles verantwortlich gemacht, obwohl der nun wirklich nichts dafür konnte. Von weiteren Sonderaufträgen konnte vor Weihnachten nicht mehr die Rede sein. Dagegen hatte er sich ausführlich darüber verbreitet, dass Bäckström die Möglichkeit vermasselt hatte, mit einem Geständnis aus dem Krankenhaus zurückzukommen.

»Wie verdammt blöd kann man eigentlich sein?«, brüllte Vollsuff auf seine mitfühlende Art und knallte die Faust auf den Schreibtisch.

Also hatte Bäckström zu Kreuze kriechen, seine Siebensachen zusammenraffen und persönlich zum Krankenhaus fahren müssen, um den Kanaken zu verhören. Es war natürlich am späten Abend, denn da konnte er sicher sein, dass dieser verdammte Arzt zu Hause saß und zusammen mit den übrigen Rotweinlinken seinen Sieg über die Gerechtigkeit feierte. Darauf ist erst mal geschissen, dachte Bäckström, als er neben dem Bett sein Tonbandgerät aufbaute. Der Kanake spielte das Irrenhausspiel und starrte aus leeren, braunen, tränenblanken Augen die Decke an, und seine Hände umklammerten die Decke, als habe er mit dem Fall eigentlich nichts zu tun und sei nur ein ganz normaler Psychoheini in einem großen Haufen von Unschuldigen.

Das wird klasse, dachte Bäckström entzückt. Schaltete das Tonbandgerät ein, sagte den üblichen einleitenden Spruch auf und musterte den Kanaken freundlich, während er ihm das mitgebrachte Foto vor die Nase hielt.

»Ich kann ja verstehen, dass es dir nicht so gut geht«, sagte Bäckström begütigend und klopfte ihm auf die Schulter. »Aber ich glaube, dass du dich sehr viel besser fühlen wirst, wenn du erst einmal dein Herz erleichtert hast.«

Es war kein schlechtes Foto, es war natürlich eine Farbaufnahme, und alle Details waren klar zu sehen, und es tat dann auch wunderbar seine Wirkung. Die zweijährige Tochter hatte offenbar geschlafen, als der kleine Kanakenpaps hereingekommen war, um ihr noch einmal richtig gute Nacht zu sagen. Sie trug einen weißen Schlafanzug mit großen Schweinchen-Schlau-Figuren, und einem anderen Foto zufolge, das Bäckström am Tatort in einem Album gesehen hatte, war sie richtig niedlich gewesen, wie kleine Kanakenkinder das eben so sind.

Jetzt sah sie nicht mehr so niedlich aus. Ihr liebender Vater hatte offenbar den Lauf seines Elchstutzens durch die Gitterstäbe ihres Bettchens geschoben, die Mündung an ihren Schädel gehalten und abgedrückt. Die Kugel war durch ihren Körper nach unten gejagt worden und am Bauch wieder ausgetreten. Unterwegs hatte sie das gesamte Dünndarmpaket mitgenommen, das wie ein dekoratives blassrosa Knäuel auf ihrem Schlafanzug lag und mindestens anderthalb Schweinchen Schlaus verdeckte. Es war kein schlechtes Foto, wie gesagt, und der Kanake hatte nur ein braunes Ziegenauge darauf richten müssen, um dermaßen ansprechbar zu werden, dass man eigentlich diesen Scheißarzt wegen seiner unhaltbaren Diagnose hätte anzeigen müssen.

Sein Mundwerk hatte wie eine Nähmaschine losgerattert, während Tränen und Schweiß nur so strömten. Er sprach natürlich mieses Schwedisch, über lange Strecken hinweg war er total unbegreiflich, und anfangs hatte er natürlich alle Schuld auf seine Frau schieben wollen, aber Bäckström hatte sein Ziel doch erreicht. Er hatte sich am Tonbandgerät zwar abmühen müssen wie ein Galeerensklave, wenn er sein Verhörsobjekt gerade nicht im Bett hatte festhalten müssen, wo der Kanake doch liegen musste, wenn er wieder gesund werden wollte. Es hatte nur eine Stunde gedauert, alle Details aus ihm

herauszuholen. Danach hatte die Schwester hereinkommen dürfen, um dem Arsch zur Belohnung eine dicke Spritze zu verpassen, und als Bäckström gegangen war, hatte er ihm natürlich noch ein paar Worte mit auf den Weg gegeben.

»Ich bin sicher, dass es dir viel besser gehen wird, jetzt, wo du dich ausgesprochen hast«, sagte er freundlich, streichelte den Arm des anderen und lächelte die Krankenschwester traurig an. Ach, ach, wie Leid mussten manche Leute einem doch tun!

Sie hatte ihm offenbar die richtige Menge verpasst, denn als Bäckström ging, starrte der Kanake wieder nur die Decke an. Wie eine Stunde zuvor.

Aber Undank ist der Welten Lohn. Am folgenden Tag war Vollsuff in Bäckströms Zimmer gestürzt und hatte rumgeschrien und sich nicht im Geringsten dankbar gezeigt. Der Kanake hatte nachts, nachdem Bäckström gegangen war, offenbar Selbstmord begangen, obwohl er ja wirklich jede Möglichkeit gehabt hatte, sein bedrücktes Herz zu erleichtern. Also musste Bäckström nun doch Wochenenddienst schieben, und wenn er daran dachte, wie leer seine Kasse nach den Saufereien der letzten Tage war, dann blieb ihm keine andere Wahl, als sich über Weihnachten und Neujahr auf der Wache den Hintern platt zu sitzen. Was für eine Scheißwelt, dachte Bäckström düster. Was für Scheißmenschen es doch gibt, und was für ein Scheißleben sie haben.

Wiijnbladh war schwer beschäftigt gewesen, er hatte dem Festkomitee vorgestanden, und als er nun so langsam alle Einzelheiten in den Griff bekam, hatte dieser fette Großkotz Bäckström angerufen und davon gefaselt, dass er Hilfe bei einem Doppelmord brauchte. Nett, wie er war, war Wiijnbladh natürlich eingesprungen, obwohl er wichtigere Dinge auf dem Programm hatte. Es handelte sich um eine tragische Familiengeschichte. Ein

Ehepaar war in Streit geraten, der Mann hatte offenbar eine neue Frau gefunden und wollte sich scheiden lassen, und in ihrem verstörten und verworrenen Zustand hatte die Frau sich seinen Elchsstutzen geschnappt, war in den ersten Stock gegangen und hatte zuerst ihre kleine Tochter und dann sich selbst erschossen. Normalerweise war es ja umgekehrt, ja, da brachte der Ehemann Frau und Kinder um, aber Wiijnbladh fand ja doch, dass die technischen Spuren ihre deutliche Sprache sprachen, auch wenn Bäckström sich auf diesem Ohr taub stellte. Und da er weder Zeit noch Lust hatte, um den Tag mit Diskussionen zu vergeuden, begnügte er sich damit, sich um seine Arbeit zu kümmern, um sich dann seiner eigentlichen Aufgabe zu widmen, den Feiern zum sechzigsten Geburtstag des Chefs.

Der Chef, der Holger Blenke hieß, war in der Kriminaltechnik sozusagen legendär. Er hatte als Offizier bei der Kavallerie angefangen, das war gegen Ende des Zweiten Weltkriegs gewesen, aber gleich nach Kriegsende hatte er sich dann bei der Polizei beworben. Er hatte sich in der Streife hochgedient wie alle anderen, aber endlich war er dann doch bei der Spurensicherung gelandet, denn er war ein geschickter Mensch, der nicht nur mit Pferden gut umgehen konnte, sondern der ganz allgemein gern mit allerlei Details herumpusselte.

Blenke hatte schon zur Zeit des alten Chefs hier gearbeitet, als die technische Abteilung gegründet worden war, er hatte sich bei dem Alten die ersten Sporen verdient. Man könnte schon sagen, dass es der alte Chef war, der das Terrain urbar gemacht hatte, während Blenke danach die vom Chef umgegrabenen forensischen Schollen verwaltete, dachte Wiijnbladh und notierte diese geniale Formulierung sofort auf seinem Zettel. Denn mitten in allem anderen musste er ja auch noch die Rede zu Ehren des Chefs halten. Leider war der Lebensa-

bend des alten Chefs nicht so harmonisch verlaufen. Im Gegenteil, alles wies darauf hin, dass er im Suff und absolut vorsätzlich im Zusammenhang mit einem ganz alltäglichen Einbruch seinen ältesten Sohn umgebracht hatte, doch da Blenke die Untersuchung vor Ort geleitet hatte, hatte die Sache sich am Ende dann doch in Wohlgefallen aufgelöst. Die Sache war als Unfall abgeschrieben worden, und solche Einsätze zeigten natürlich ganz klar, dass Blenke der selbstverständliche Nachfolger des Alten war. Aber es war natürlich ganz und gar unmöglich, in einer Geburtstagsrede solche wenig launigen Details zur Sprache zu bringen, und Wiijnbladh hatte schon längst beschlossen, sich auf die allgemeineren Ereignisse in der Geschichte der Abteilung zu beschränken. Die waren ja schließlich grundsätzlich interessant, während es sich bei den anderen nur um ganz normalen Klatsch handelte.

Die Vorbereitungen für den großen Tag waren leider nicht ganz reibungslos verlaufen. Unterschiedliche Auffassungen und gegensätzliche Wünsche hatten allenthalben ihren Tribut in Form von Kompromissen gefordert, und zwischendurch hatte Wiijnbladh alles diplomatische Geschick aufbieten müssen, das er überhaupt nur besaß, damit es überhaupt weiterging. Zuerst hatten sie sich wegen des Geschenks gestritten, für das gesammelt werden sollte. Olsson, der sich keine Gelegenheit zum Stänkern entgehen ließ, hatte vorgeschlagen, zu Ehren des Chefs ein Reisestipendium einzurichten, aber beim Gedanken an den möglichen Betrag war diese Idee einfach nur albern. Das Geld würde höchstens für einen Tag in Växjö oder Hudvall reichen, abgesehen davon, dass man an diesen Orten wohl kaum kriminaltechnische Kenntnisse erwerben konnte.

Deshalb hatte Wiijnbladh betont, dass in solchen Fällen selbstverständlich ein persönliches Geschenk ange-

sagt sei und dass es da nur natürlich sei, sich an den Interessen und Hobbys des Chefs zu orientieren. Weshalb man sich zu guter Letzt für eine Motorsäge entschieden hatte. Der Chef besaß nämlich ein kleines Sommerhaus auf Muskö im Süden Stockholms, und in seiner Freizeit fällte er auf seinem Grundstück Bäume.

Danach hatten sie sich an die Planung des eigentlichen Festes gemacht, und nun waren die Mitglieder des Festkomitees erst richtig aneinander geraten. Zuerst hatte Olsson, der sich immer treu blieb, die höchst seltsame Idee entwickelt, man solle den ganzen Tag mit Vorträgen und Diskussionen verbringen, bei denen kriminaltechnische Probleme und Methoden zur Sprache gebracht wurden, aber ein ansonsten einstimmiges Festkomitee hatte ihn glücklicherweise augenblicklich überstimmt, auch wenn der eine oder andere – im Hinblick auf den Zusammenhang – sich nicht so ganz glücklich ausgedrückt hatte.

»Der Rußwurm scheißt doch wohl auf diesen neumodischen Kram«, so hatte einer der richtig alten Füchse in der Abteilung die Sache zusammengefasst.

Rußwurm war der Spitzname des Chefs, auch wenn er nie offen so genannt wurde. Der Name war ihm verpasst worden, weil er immer ein warmer Fürsprecher der alten klassischen Technik gewesen war, Fingerabdrücke mit Hilfe von Pinsel und Kohlenstaub sicherzustellen. Fingerabdrücke überhaupt waren Blenkes große Leidenschaft. Er wurde nur dann richtig leidenschaftlich und aufgewühlt, wenn er auf das zu sprechen kam, was er den Großen Verrat nannte, nämlich den traurigen Umstand, dass man zu Beginn des Jahrhunderts und offenbar in der gesamten westlichen Welt die Kohlenstaub-Technik aufgegeben hatte, um stattdessen eine Menge anderer geheimnisvoller Pulver, Flüssigkeiten, Lichtstrahlen oder sogar Gase zu verwenden, die auf die gesuchten

Abdrücke chemisch reagierten und die für einen normalen Menschen einfach unbegreiflich waren.

»Gas hier und Gas da, das einzige Gas, das wir bei der Polizei, brauchen, ist ja wohl Tränengas«, wie Blenke so treffend die Debatte beendete, als die Frage einmal bei der Morgenbesprechung der Abteilung zur Sprache gebracht wurde.

Und wie immer war es natürlich dieser Arsch Olsson, Dr. Olsson, wie die Kollegen ihn nannten, obwohl er doch wie alle anderen nur die Grundschule besucht hatte, der vorschlug, sich doch einmal etwas näher mit diesen neuen Methoden zu beschäftigen. Und wer sollte das tun, wo doch alle Bücher zum Thema auf Ausländisch waren? Gute Kontakte schien Olsson aber immerhin zu haben, das hatte sich erst kürzlich gezeigt, als der Ombudsmann ihn trotz seiner betrüblichen Fehlleistungen im Zusammenhang mit den Morden an den drei türkischen Drogendealern vor jeglicher Strafe bewahrt hatte, und dabei hatte Wiijnbladh sich doch alle Mühe gegeben, um für die dazugehörigen Ermittlungen wirklich vollständige Unterlagen zu liefern.

Aber offenbar hatte dieser Streber Johansson, der Chef des Landskriminalamtes, es vorgezogen, die Sache zu bagatellisieren, und deshalb ein erstaunlich schlaffes Gutachten verfasst, das der Ombudsmann sich offenbar zu Herzen genommen hatte.

Das Ganze ist einfach unerklärlich, dachte Wiijnbladh. Was kann ein Streber wie Johansson, der bekannt dafür ist, dass er im Notfall auch über die Leichen von Kollegen geht, für einen Nutzen daraus ziehen, dass er einem Stümper wie Olsson den Rücken deckt? Wahrscheinlich kam darin nur die allgemeine Arroganz und Leichtfertigkeit zum Ausdruck, die Leute wie Johansson kennzeichnete, den Schlächter aus Ädalen, wie gewisse Kollegen bei der Bereitschaftspolizei ihn nannten. Wiijnbladh

selbst war bisher nur ein hochrangiger Beamter in der Truppe begegnet, der die moralische Rechtschaffenheit, das Wissen und die Fähigkeit zu praktischem Handeln besaß, die man von allen Personen auf diesem Niveau doch erwarten konnte. Und das war der Leitende Polizeidirektor Claes Waltin von der Sicherheitspolizei, dachte Wiijnbladh voller Wärme. Ein Mann, der ihn noch dazu schon mehrmals aufgesucht hatte, um ihn in technischen Fragen, die die interne Abteilung interessierten, um seinen Rat zu bitten.

Wenn das nur möglich wäre, dann würde er ihn persönlich zu diesem Essen für Blenke einladen, aber aus Kostengründen musste die Menge der nicht zur Abteilung gehörenden Gäste auf ein Minimum reduziert werden. Und wenn er an das Lokal und die übrigen Feierlichkeiten dachte, die die Mehrzahl im Festkomitee gegen seinen ausdrücklichen Willen durchgesetzt hatte, dann war es sicher nur gut so. Waltin auf einer Finnlandfähre, dachte Wiijnbladh erschauernd.

Für allzu viele seiner Kollegen war die Grenze zwischen Fest und Seminar leider sehr beweglich. Ein Seminar war ein Fest, das der Arbeitgeber bezahlte, und die mit Abstand beliebtesten Seminare der Stockholmer Polizei fanden auf der Finnlandfähre statt, die leider – mitten im Ausbruch von Sauferei, Kauforgie und allgemeiner Sittenlosigkeit, die doch der Sinn der Sache war – außerdem noch Seminarräume anbieten konnte. Als eine Art Alibi, dachte Wiijnbladh, und ab und zu konnte der Kummer, den er dabei dann immer empfand, in Ohnmacht und Verzweiflung umschlagen.

Offenbar waren die Kollegen außerdem schon hinter seinem Rücken tätig geworden und hatten sich an das Reisebüro gewandt. Da die technische Abteilung seit vielen Jahren eine feste Kundin der Reederei war, war es auch kein Problem gewesen, allerlei Vergünstigungen zu

erwirken, wo doch immerhin der Geburtstag des Chefs gefeiert werden sollte. Ehefrauen, Verlobte, Mitbewohnerinnen und ganz normale Freundinnen durften deshalb gratis mitkommen, Blenke selbst wurde die Reedersuite zur Verfügung gestellt, der Preis für Essen und Trinken war gewaltig gedrückt worden, und alles war schon unter Dach und Fach. Mit meiner Frau auf die Finnlandfähre, dachte Wiijnbladh, und die Hoffnungslosigkeit, die ihn plötzlich erfüllte, kannte keine Grenzen.

Eine Woche zuvor waren sie losgefahren. Die gesamte Abteilung samt Partnerinnen von überaus unterschiedlichem zivilrechtlichen Status sowie dem Geburtstagskind mit Gattin und einem. halben Dutzend ihm nahe stehender Personen, insgesamt waren sie an die sechzig Gäste gewesen, und anfangs war alles nach Programm verlaufen. Zuerst gab es einen Sektempfang, den die Reederei spendiert hatte, einige kürzere Reden und das Überreichen der Geschenke. Blenke hatte sich übrigens sehr über seine Motorsäge gefreut, und so weit war also alles schön und gut gewesen.

Aber dann war alles wieder so gekommen wie sonst auch. Zuerst hatten die Gäste die Zeit bis zum abendlichen Festmahl frei gestalten können, und allzu viele von ihnen hatten, genau wie Wiijnbladh befürchtet hatte, ihre Zeit auf die übliche Weise verbracht, und das aus den üblichen Gründen. Und als dann die Zeit für das von Wiijnbladh seit Monaten bis ins Detail vorbereitete Festmahl gekommen war, waren alle so laut, dass nur die, die ganz vorne saßen, auch nur ein Wort seiner Rede verstehen konnten. Nach dem Essen war seine Frau verschwunden, wie immer und aus den üblichen Gründen, wie üblich unklar, mit wem und wohin. Und als sie spät in der Nacht in ihre kleine Kabine zurückgekehrt war, hatte er sich schlafend gestellt – wie immer.

Ich bring sie um, dachte Wiijnbladh, während sie kichernd und beschwipst, stinkend vor Schnaps, Schweiß und Geschlecht, sich auszog, sich in ihre Koje legte, sofort einschlief und bald laut schnarchte. Aber auch er selbst musste irgendwann eingeschlafen sein, denn als er erwachte, lag das Schiff bereits im Hafen. Das verrieten ihm Geräusche und Stimmen und das Wasser, das nicht mehr gegen die Schiffswand schlug.

Ich muss mal nach dem Wetter sehen, dachte er und zog sich so leise, wie er konnte, an, um sich an Deck zu schleichen. Es war grau und bewölkt und sehr kalt, obwohl Schnee in der Luft lag. Er empfand keine Trauer mehr, sondern nur noch Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. Ohnmacht natürlich auch, da er einer war, der es nicht einmal schaffte, seine eigene Frau umzubringen. Nicht einmal sie würde er jemals ermorden!

*

Je mehr es auf Weihnachten zuging, umso fester zogen sich die Wolken über Bergs Haupt zusammen. Bei der letzten Besprechung des Jahres – zwischen Weihnachten und Neujahr wurde immer eine Pause eingelegt, da alle ohnehin frei hatten und nie etwas Besonderes passierte – hatte er abermals die Frage nach der persönlichen Sicherheit und dem Sicherheitsbewusstsein des Ministerpräsidenten aufgreifen müssen. Nichtvorhandenes Sicherheitsbewusstsein, dachte Berg, aber das hatte er natürlich nicht gesagt, und zum wievielten Mal er darüber geschwiegen hatte, hatte er glücklicherweise vergessen.

Die alte Bedrohung gegen den Ministerpräsidenten war noch vorhanden. Außerdem gab es nun neue Bedrohungen und Schreckensszenarien. Die von den Medien hochgekochte Harvardaffäre schien die Besserwisser des Landes in absolute Alarmbereitschaft versetzt zu haben,

und nicht ein Tag verging, ohne dass neue Narren gemeldet wurden, die sich dieser Fronde angeschlossen hatten.

»Ich will ja nicht den Teufel an die Wand malen«, sagte Berg mit unerwarteter Offenherzigkeit, »und ich will keinesfalls behaupten, dass diese Figuren mit dem Schakal oder anderen Berufsterroristen und professionellen Mördern verglichen werden könnten …« Berg legte eine Pause ein, dann fügte er hinzu: »Aber wir dürfen doch nicht vergessen, dass die meisten Attentate gegen hochrangige Politiker und ähnliche Personen normalerweise vom so genannten Durchschnittsirren ausgeführt werden. Von einem einfachen Mann, der mit einfachen Mitteln arbeitet und der leider unangenehme Ergebnisse erzielen kann.«

»Ich habe erfahren, dass mein verehrter Chef an den Feiertagen keinerlei Bewachung haben will«, sagte der Sonderbeauftragte hinter halb gesenkten Augenlidern und mit seinem üblichen spöttischen Lächeln.

»Ja«, sagte Berg kurz. »Er will seine Ruhe haben und Weihnachten und Neujahr mit seiner Familie und einigen guten Freunden feiern.«

»Die gesegnete Weihnachtszeit«, sagte der Sonderbeauftragte und nickte im Schutze seiner halb gesenkten Augenlider und seines spöttischen Lächelns.

»Was mir am meisten Sorgen bereitet«, sagte Berg jetzt, denn er wollte sich nicht einfach abservieren lassen, »ist, dass er offenbar fast eine Woche in Harpsund verbringen will.«

»Ich weiß, ich weiß, denn auch mir ist in Form einer kleinen Einladung die Gnade erwiesen worden«, seufzte der Sonderbeauftragte.

»Harpsund ist ein sicherheitspolizeilicher Albtraum«, sagte Berg und nickte allen Anwesenden nachdrücklich zu.

»Du denkst an diese schreckliche Köchin«, sagte der Sonderbeauftragte. »Ja, die ist wirklich ein Albtraum. Wenn ich die Einladung annehme, dann frage ich mich, ob ich mir nicht ausreichend Proviant mitnehmen sollte.«

»Ich denke nicht an die Köchin«, sagte Berg, der durchaus nicht zum Scherzen aufgelegt war. »Ich denke an einen oder mehrere Angreifer, und so, wie es da unten aussieht, brauchen sie nicht einmal besonders qualifiziert zu sein.«

»Auch darüber habe ich mit meinem lieben Chef gesprochen«, sagte der Sonderbeauftragte. »Der Leiter deiner Leibwächter ist einfach ungeheuer einfältig, und am Ende hab ich dann aufgegeben. Also hab ich mit dem Chef gesprochen, aber der will einfach seine Ruhe haben, in letzter Zeit war schrecklich viel los, könnte man sagen, und wenn ich indiskret sein und ihn selbst zitieren will, dann glaubt er nicht, dass die für die kommenden Feiertage in der Gemeinde Flens zu erwartenden Verbrechen das große Problem in seinem Leben darstellen, im Moment jedenfalls nicht. Er will ein paar Tage frei haben, Frau und Kinder, Geschenke und Weihnachtsbaum, Friede und Freude, keine Leibwächter, überhaupt keine Polizei, nicht einmal Wächter in rotem Kostüm, die unten am Zaun herumlungern.« Der Sonderbeauftragte lachte belustigt.

»Auch ich hatte auf ein paar ruhige Tage gehofft«, sagte Berg ernst.

»Ja, das tun wir doch alle«, sagte der Minister und klang ungewöhnlich engagiert. »Ich werde mit meiner alten Mutter Weihnachten feiern, und wenn man bedenkt, dass sie sich der Hundert nähert, so danken wir wirkli …«

»Kannst du es so arrangieren, dass er sie nicht im Haus zu haben braucht?«, fiel der Sonderbeauftragte ihm ins Wort.

»Ja«, sagte Berg. »Das kann ich. Ich kann sogar dafür sorgen, dass sie ihm nicht einmal unter die Augen kommen.« Auch wenn das mehr als doppelt so viel an Mitteln verschlingen wird, dachte er.

»Dann ist das abgemacht«, sagte der Sonderbeauftragte. »Ich werde den Chef schon mal vorwarnen, damit er nicht zu seinem Elchsstutzen greift und sie aus Versehen über den Haufen schießt, wenn sie in seinem Garten umherschleichen.«

»Das wäre wirklich praktisch«, sagte Berg.

»Aber ich kann nicht versprechen, dass er nicht versuchen wird, sie zu Punsch und Pfefferkuchen einzuladen«, sagte der Sonderbeauftragte. »Mein Chef wird um diese Jahreszeit leicht sentimental, und wir wollen doch seine Anpassungsfähigkeit nicht unterschätzen oder … wie nennt ihr Polizisten das noch? … seine Begabung dafür, sich mit der Lage abzufinden.«

»Pfefferkuchen und Punsch, das geht sicher gut«, sagte Berg.

»Aber natürlich keine Mengen«, sagte der Sonderbeauftragte und hob abwehrend die Hand.

Nach der Besprechung hatten sie in Rosenbad zu Mittag gegessen, auch das war nun seit vielen Iahten schon Brauch. In der bürgerlichen Zeit war es oft richtig gemütlich gewesen, sie hatten reichlich zugelangt, und die Gespräche waren offenherzig und fröhlich verlaufen. Und man brauchte sich auch nicht die ganze Zeit den Kopf darüber zu zerbrechen, was die anderen eigentlich meinten, wenn sie etwas sagten, dachte Berg. Aber auch das hier war kein schlechtes Essen gewesen. Alle außer Berg, der danach wieder ins Büro musste, hatten Schnaps zu dem als Vorspeise servierten kleinen Weihnachtsteller getrunken. Der Minister hatte zwei genommen, der Sonderbeauftragte sogar drei, indem er sein Glas heimlich wieder gefüllt hatte, als er sich unbeobachtet wähnte,

während der Staatssekretär sich mit einem begnügt hatte, um zu betonen, dass auch er dazu gehörte.

Beim Kaffee hatten der Minister und der Staatssekretär um Entschuldigung gebeten, sie hatten noch dringende Termine, der Sonderbeauftragte aber hatte mit Berg unter vier Augen sprechen wollen.

»Verdammt, Erik«, sagte er. »Wenn man bedenkt, dass bald Weihnachten ist und überhaupt. Darf ich dich zu einem Cognac einladen?« Plötzlich hatte er ganz anders ausgesehen. Fast wie ein Junge, der nicht weiter wusste und einen Erwachsenen um Rat bitten wollte.

»Aber nur zu einem kleinen«, sagte Berg und lächelte. »Wenn du auch einen nimmst.«

»Aber sicher doch«, meinte der Sonderbeauftragte und wirkte wieder wie immer. »Vielleicht sogar zwei, aber das entscheide ich später.«

»Ich höre«, sagte Berg, nickte freundlich und ließ sich im Sessel zurücksinken.

Vielleicht wird es ja trotz allem auch dieses Jahr wieder Weihnachten, dachte er.

»Kennst du einen Kriminaldirektor namens Lars Johansson?«, fragte der Sonderbeauftragte. »Großer, grober Norrländer, mein Alter, leitet das Landeskriminalamt. Stellvertretend, glaube ich, wird nach Neujahr wohl Bürochef.«

Ob ich Lars Martin Johansson aus Näsäker kenne?, dachte Berg. Was soll ich denn darauf antworten?

»Ja«, sagte Berg.

»Wie ist er?«, fragte der Sonderbeauftragte neugierig und beugte sich vor.

Berg nickte nachdenklich und trank einen großen Schluck Cognac, um sich seine Antwort überlegen zu können.

»Wie er ist? Wie meinst du das?«

»Wie er als Kriminalpolizist ist, meine ich.«

»Er ist der Beste«, sagte Berg. Denn das ist er doch, dachte er überrascht, so wie er es gesagt hatte.

»Was kann er gut?« Der Sonderbeauftragte nickte ihm auffordernd zu.

»Er kann sehr gut eine Lage peilen«, sagte Berg. »Es ist fast schon ein bisschen unheimlich. Manchmal kriegt man das Gefühl, dass er so einer ist, der um die Ecke schauen kann«, fügte er lächelnd hinzu.

Was für eine Frage, dachte er dann. Es muss ja trotz allem schon an die zehn fahre her sein.

»Das klingt fast, als könne er auf dem Wasser gehen«, sagte der Sonderbeauftragte.

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass er das nicht kann«, sagte Berg. Und er träumt bestimmt auch nicht davon. Nicht Lars Martin Johansson.

»Gibt es sonst noch Dinge, die er gut kann?«

»Er ist verschwiegen«, sagte Berg begeisterter, als er beabsichtigt hatte.

»Keine Plaudertasche also«, sagte der Sonderbeauftragte.

»Wenn er beschlossen hat, etwas nicht zu sagen, dann erfährt es auch niemand«, sagte Berg und nickte nachdrücklich. »Das Problem ist wohl eher, dass er genau das tut, was er für richtig hält.« Worauf willst du hinaus?, überlegte er.

»Klingt wie ein denkender Mensch«, sagte der Sonderbeauftragte und seufzte leicht. »Hat er keine Fehler oder Mängel wie wir gewöhnlichen Sterblichen?«

»Na ja«, sagte Berg. »Ich glaube, wenn er erst einmal die Lage gepeilt hat, dann ist alles andere für ihn weniger wichtig.« Zum Glück, dachte er.

»Dass die Gerechtigkeit ihren Lauf nehmen muss und so?«

»Ungefähr so könnte man es vielleicht ausdrücken«, sagte Berg. »Suchst du für mich einen Nachfolger?«, fügte er dann hinzu und lächelte schwach.

»Das nun wirklich nicht«, sagte der Sonderbeauftragte und schien fast ein wenig schockiert zu sein. »Habe ich das denn nicht gesagt? Mein hoher Chef und ich sind mit deinen Leistungen außerordentlich zufrieden. Von uns aus kannst du gern bis zu deinem Lebensende weitermachen.«

Und wenn dieser Johansson so ist, wie du sagst, dann ist er der Letzte, den wir einstellen würden, dachte er insgeheim.

»Schön zu hören«, sagte Berg und lächelte. »Wenn ich ganz aufrichtig sein darf, dann war das nicht immer mein Eindruck.«

»Ich weiß, ich weiß«, sagte der Sonderbeauftragte und wirkte fast ein wenig schuldbewusst. »Das war immer schon mein Problem. Du solltest mal hören, wie meine Exfrauen und meine Kinder mich beschreiben. Es ist einfach grauenhaft. Aber wir arbeiten daran. Es ist das Einzige, woran Ulla-Karin und ich arbeiten.«

»Ulla-Karin ist deine neueste Frau?«, sagte Berg mit einem gewissen Zweifel, da er nur vage Erinnerungen an die in dieser Hinsicht ziemlich lebhafte Personalakte des Sonderbeauftragten besaß.

»Nein, zum Teufel«, sagte der Sonderbeauftragte mit Inbrunst. »Ulla-Karin ist meine Psychiaterin, meine Therapeutin, großartige Frau, Dozentin an der Uni, klug wie ein Pudel, oder sogar wie eine ganze Pudelzucht.«

»Schön zu hören«, sagte Berg neutral. Ob er sich wohl über mich lustig macht?, überlegte er.

»Meine Frauen waren immer total verrückt«, sagte der Sonderbeauftragte und lachte vor sich hin. »Vollkommen verrückt.«

»Das war sicher nicht leicht«, sagte Berg mitfühlend.

»Was heißt schon leicht«, sagte der Sonderbeauftragte vage. »Wer hat schon behauptet, dass man es leicht haben soll, verdammt noch mal.«

Ia, wer hat das behauptet?, dachte Berg und schielte diskret auf seine Armbanduhr.

»Aber um das Thema zu wechseln«, sagte jetzt der Sonderbeauftragte. »Dieser Waltin, der macht mir wirklich Sorgen.«

Und jetzt sah er aus wie immer, wenn auch ohne die mindeste Andeutung eines Lächelns.

An Gründen zu der Unruhe, die der Sonderbeauftragte nicht zum ersten Mal zum Ausdruck brachte, gab es vier. Da war erstens Waltin als Mensch. Einfach und zusammenfassend, ohne ihm begegnet zu sein, ohne genauer sagen zu können, warum oder wer ihn dazu veranlasst hatte, so hatte er kein Vertrauen zu Waltin.

»Ich verstehe, was du meinst«, sagte Berg und stellte fest, dass er sich vager anhörte, als gut war.

Musste jemand wie er denn seinen engsten Mitarbeiter nicht verteidigen?

»Waltin ist ja nicht gerade ein typischer Polizist, wenn man das mal so sagen darf«, fügte er hinzu.

»Schön zu hören«, grunzte der Sonderbeauftragte.

»Aber ich kann doch immerhin sagen«, erklärte Berg, und damit erfüllte er wohl seine Fürsorge als Chef, »dass ich in all den Jahren unserer Zusammenarbeit noch nie einen Grund gehabt habe, ihn wegen seiner Dienstauffassung auf irgendeine Weise zu kritisieren.«

»Denk noch mal nach«, sagte der Sonderbeauftragte.

Der zweite Grund bezog sich auf die so genannte externe Tätigkeit. Der Sonderbeauftragte hatte darüber nachgedacht und war zu dem Schluss gekommen, dass es keine gute Lösung für die an sich ganz legitime Forderung der Sicherheitspolizei war, ihre eigenen Aktionen zu kontrollieren. Ob der Chef dieser Tätigkeit ein guter

oder schlechter Mensch war, war im Grunde eigentlich weniger interessant, doch wenn es um Waltin ging, dann konnte das schiefgehen.

»Du würdest das nicht gern ein wenig genauer sagen?«, hakte Berg nach und gab sich Mühe, seine Stimme ganz neutral klingen zu lassen.

»Ich dachte, das könnten wir nach Neujahr besprechen«, sagte der Sonderbeauftragte. »Und das denke ich eigentlich immer noch.«

Das denkst du also, dachte Berg, den plötzlich eine altbekannte Müdigkeit überfiel.

Der dritte Grund hatte mit der Krassner-Affäre zu tun. Egal, ob Krassner nun Selbstmord begangen hatte – als alter Mathematiker wusste der Sonderbeauftragte nur zu gut, dass der Zufall bisweilen eine absolut unerwartete Ernte einfahren kann –, so war es doch eine Geschichte, die ihn mit Verwunderung und bösen Vorahnungen erfüllte. In Krassners nachgelassenen Papieren stand ja nur verwirrter Unfug, aber ganz abgesehen davon, dass er wohl kaum ein angehender Pulitzerpreisträger gewesen war, wies doch wohl nichts in seiner Geschichte darauf hin, dass er dermaßen verwirrt und untauglich gewesen sein könnte? Und wo fanden sich übrigens Spuren seines Onkels, der viele Jahre hindurch beim amerikanischen Nachrichtendienst eine wichtige Position bekleidet hatte? Und das noch dazu an der Botschaft in Stockholm. Denn die hatte er ja unleugbar eingenommen, auch wenn er in Krassners hinterlassenen Papieren vor allem durch Abwesenheit glänzte.

»Keine Spur von dem alten Arsch. Nirgendwo«, sagte der Sonderbeauftragte gefühlvoll.

»Es besteht leider die Gefahr, dass er Unterlagen seines Onkels irgendwo anders aufbewahrt hat«, gab Berg zu, der auch schon über diese Frage nachgedacht

hatte. »Ich bin mir ziemlich sicher, dass sie sich noch in den Staaten befinden.«

»Es besteht nicht die Gefahr, dass sie unterwegs verschwunden sein könnten?« Der Sonderbeauftragte musterte ihn mit ernster Miene.

»Das glaube ich wirklich nicht«, sagte Berg mit einem gewissen Nachdruck. »Auch wenn ich jetzt in eigener Sache spreche, so glaube ich das nicht. Wir achten auf diese Details immer sehr.«

»Hm«, sagte der Sonderbeauftragte und schien angestrengt nachzudenken.

Der vierte Grund hatte mit einer wenig erfreulichen Geschichte zu tun, und wenn sie zutraf, dann hatte Berg an seinem Busen eine Natter genährt.

Glücklicherweise war die Geschichte zugleich so konkret, dass man sie mühelos überprüfen können sollte. Wenn etwas dran war, dann waren Waltins Tage zumindest bei ihm gezählt. Die einzige Frage, die dann noch blieb, war, was in dem Fall von allen übrigen zu halten war.

»Du willst nicht verraten, woher deine Informationen stammen?«, fragte Berg.

»Ich will einen Mann von deinen intellektuellen Fähigkeiten doch nicht beleidigen«, sagte der Sonderbeauftragte und lächelte.

»Ich danke für das Kompliment«, sagte Berg. Das Militär, dachte er. Wer sonst?

»Eine letzte Frage«, sagte der Sonderbeauftragte und betonte, dass es wirklich die letzte war, indem er seine Kaffeetasse beiseite schob und zum Aufstehen ansetzte.

»Ich höre«, sagte Berg.

»Waltin und dieser Johansson«, sagte der Sonderbeauftragte. »Es besteht nicht die Möglichkeit, dass sie unter einer Decke stecken?«

»Nein«, sagte Berg. »Das halte ich für absolut ausgeschlossen.«

»Wieso denn? Wieso ist das ausgeschlossen?«

»Ich weiß nicht so recht, wie ich es ausdrücken soll«, sagte Berg nachdenklich. »Ich sage es mal so. Wenn du glaubst, dass das, was du über Waltin gehört hast, stimmt, dann ist Johansson doch der Letzte, mit dem er sich zusammentun würde. Dann hätte Johansson schon längst dafür gesorgt, dass er im Knast landet.«

»Und wenn es nicht stimmt? Wäre es dann denkbar?«

»Ich weiß, dass sie sich im Dienst einige Male begegnet sind«, sagte Berg. »Und ich bin so sicher, wie das überhaupt nur möglich ist, dass sie sich privat nie gesehen und auch nie auch nur miteinander geredet haben. Nein«, sagte Berg und schüttelte den Kopf. »Ich glaube, das kannst du vergessen.«

»Wieso denn?«, beharrte der Sonderbeauftragte.

»Johansson ist ein echter Polizist«, sagte Berg. »Der würde nicht im Traum privat mit Waltin was zu tun haben wollen.«

Wie Persson, dachte der Sonderbeauftragte. Oder wie ich selbst.

»Aber was ist dann mit Waltin? Ich habe gehört, dass der Kerl absolut bezaubernd sein kann, wenn er es gerade mal will?«

»Waltin kann echte Polizisten nicht leiden«, sagte Berg ernst. Das stimmt doch, dachte er, er selbst hatte das schon früh erkannt. »Wir sind ihm wohl nicht fein genug«, sagte Berg und lächelte kurz.

»Interessant«, sagte der Sonderbeauftragte und sah plötzlich glücklich aus. »Er hält euch richtige Polizisten wohl für mieses Pack, so eine Art Kehrmännchen des Justizsystems«, erklärte der Sonderbeauftragte mit offenkundiger Begeisterung.

»Ungefähr so«, sagte Berg. Meine Güte, wieso freust du dich denn so?, überlegte er.

Auf dem Rückweg ins Büro überlegte er sich die Sache plötzlich anders und bat seinen Fahrer, ihn nach Hause zu bringen. Um der Geschichte über Waltin nachgehen zu können, die der Sonderbeauftragte ihm erzählt hatte, brauchte er mehr Ruhe und Frieden, als an seinem Arbeitsplatz zu haben waren. Und dann musste er sich über diese seltsame abschließende Frage Gedanken machen, die der Sonderbeauftragte gestellt hatte. Dass Johansson und Waltin irgendetwas gemeinsam unternahmen, was auch immer, war einfach unvorstellbar. Das ging einfach nicht, weil sie eben keine Gemeinsamkeiten hatten, niemals gehabt hatten und auch niemals haben würden.

Der Sonderbeauftragte war aber kein Dummkopf. Wenn man den Testergebnissen in seiner persönlichen Akte Glauben schenken wollte, dann war er so wenig ein Dummkopf, wie das für einen Menschen statistisch überhaupt nur möglich war. Ganz abgesehen davon hatte er aber diese Frage gestellt. Er musste also etwas gehört und falsch verstanden haben, dachte Berg, Und das erst vor kurzer Zeit. Auf diesem Seminar über Totalverteidigung, überlegte Berg. Denn dort war ihm Johansson begegnet. Womit konnte Johansson den Sonderbeauftragten dermaßen nervös gemacht haben, dass der sich an Berg um Hilfe wandte? Es muss etwas über Krassner gewesen sein, dachte Berg, und kaum hatte er das gedacht, da erschien seine gesamte Schlussfolgerung ihm als unlogisch. Was in aller Welt könnte denn einer wie Johansson über einen wie Krassner wissen?, dachte Berg.

Kaum hatte Berg die Tür seiner Villa in Bromma hinter sich zugeschlagen, als er auch schon seinen getreuen Mitarbeiter Persson anrief. Berg hatte diesmal gleich zwei Aufträge für ihn.

»Und wenn du dich herbemühen kannst, dann kriegst du sogar einen Bissen zu essen«, sagte Berg mit der groben Fürsorge, die sich ganz natürlich einstellte, wenn man längere Zeit den Vordersitz eines Streifenwagens geteilt hatte.

»Du hast mir soeben ein Angebot gemacht, das ich einfach nicht ausschlagen kann«, sagte Persson, und zwanzig Minuten später stand er bei Berg auf der Matte.

Berg schlug vor, dass er und Persson sich in Bergs Arbeitszimmer zurückzogen, um bei Kaffee und Cognac in Ruhe weiterzureden. Zuerst hatte Berg die Geschichte von Waltin erzählt, die er von dem Sonderbeauftragten hatte und die vermutlich vom militärischen Nachrichtendienst stammte. Das war in weniger als zehn Minuten geschehen, und Persson hatte nicht eine einzige Notiz in seinem kleinen schwarzen Buch gemacht. »Na«, sagte Berg. »Was glaubst du?«

»Was Waltin angeht, da glaub ich einfach alles«, sagte Persson. »Aber das weißt du sicher schon.«

»Ja«, sagte Berg und lächelte ein wenig. »Das hatte ich schon verstanden.«

»Ich werd mich kundig machen. Aber du hattest noch mehr«, sagte Persson.

»Ja«, sagte Berg. »Es geht um diesen Arsch Krassner. Zumindest bilde ich mir das ein.« »Den Selbstmörder?«, sagte Persson. »Genau«, sagte Berg. »Ich höre«, sagte Persson.

Aus irgendeinem Grund brauchte Berg fast eine halbe Stunde, um die Schlüsse zu erklären und zu belegen, die er gezogen hatte, nachdem der Sonderbeauftragte ihn gefragt hatte, ob irgendein Zusammenhang zwischen Johansson und Waltin bestehen könnte. Persson hatte die ganze Zeit geschwiegen, und er schwieg weiter, als Berg fertig war. »Na«, sagte Berg. »Was meinst du?«

»Ich denke …«, sagte Persson und hielt ihm sein Glas hin. »Könnte man vielleicht noch einen Cognac bekommen?«

Als Persson seinen Cognac bekommen hatte, hatte er zwei weitere Minuten geschwiegen und dabei nicht einmal an dem kostbaren Nass genippt. Er hatte einfach nur dagesessen, in sich zusammengesunken mit in sich gekehrtem Blick. Am Ende hatte er den Kopf geschüttelt, Berg angesehen und sein Glas gehoben.

»Nee«, sagte er. »Das habt ihr missverstanden, du und dieser Sozi aus der Kanzlei. Ich glaube, wir können das vergessen.«

»Wie meinst du das?«, fragte Berg mit kurzem Lächeln.

»So einer wie Johansson würde so einen wie Waltin nicht mal mit der Zange anfassen«, sagte Persson. Johansson ist ein echter Polizist, dachte Persson, aber das sagte er nicht. Und ein anständiger Kerl, dachte er, aber auch das sagte er nicht, denn Berg konnte sich das sicher auch allein ausrechnen.

»Wenn Johansson also etwas über Krassner gesagt hat, dann hat er das auf jeden Fall nicht von Waltin gehört«, sagte Berg.

»Das können wir einfach vergessen«, sagte Persson. »Ob er nun etwas gesagt hat … denn das ist doch bloß Spekulation von deiner Seite.« Er lächelte und nickte Berg zu. Du brauchst Urlaub, dachte er.

»Du glaubst nicht, dass er von Jarnebring etwas gehört haben kann?«, beharrte Berg. »Die kleben doch sicher noch immer zusammen wie Pech und Schwefel.«

»Was könnte er denn schon von ihm gehört haben?«, fragte Persson. Anständiger Bursche, dieser Jarnebring, dachte Persson. Und ein echter Polizist, genau wie ich und Johansson oder wie Berg, als er noch jung war. Ehe

er Chef wurde und unter seinem eigenen Bett nach Gespenstern Ausschau hielt, die nie dort versteckt waren.

»Du findest also, wir sollten den Fall abschreiben«, sagte Berg und lächelte. Seltsam, dachte er. Plötzlich war er ruhig und gelassen, allen Sonderbeauftragten und seltsamen Kollegen mit Rolex, die sein Dasein störten, zum Trotz.

»Ich glaube nicht einmal, dass wir einen Fall haben«, sagte Persson. »Wenn du mir nicht glaubst, dann schlage ich vor, dass du Johansson fragst, ob er diesem Sozi aus der Regierungskanzlei etwas über diesen Krassner erzählt hat. Du solltest vielleicht sowieso mit allen Dreien mal reden. Mit Johansson, Jarnebring und dem Sozi. Viel Glück«, sagte er und lachte.

»Ich gebe auf«, sagte Berg. »Da war ich wohl auf dem Holzweg.«

Persson zuckte mit seinen fetten Schultern.

»Etwas kann er doch gehört haben«, sagte er. »So viel Scheiß, wie die Kollegen im Moment reden. Etwas kann er zu diesem Sozi gesagt haben. Und sei es nur, um ihn zu testen«, sagte Persson. Ich habe gehört, dass er genauso gemein sein kann wie sein Chef, dachte er insgeheim.

»Prost«, sagte Berg und hob sein Glas. »Und fröhliche Weihnachten übrigens.« Und Friede für Groß und Klein, dachte er.

*

Berg und Johansson hatten eine gemeinsame Geschichte, und hoffentlich war Johansson so beschaffen, dass er trotz seiner bisweilen unheimlichen Fähigkeit, um die Ecke sehen zu können, von der Sache keine Ahnung hatte.

Fast zehn Jahre zuvor war Johansson, der damals in der zentralen Ermittlungsabteilung der Stockholmer Polizei gearbeitet hatte, ein Verdacht gegen einen Kollegen von der Leibwächtertruppe der Sicherheitspolizei gekommen. Johansson zufolge, denn dessen alter Waffenträger und bester Freund Bo Jarnebring hatte wohl vor allem als Reisegesellschaft fungiert, sollte also einer von Bergs Mitarbeitern, wenn auch einer, der in Bergs hoher Pyramide ganz unten angesiedelt war, im Zusammenhang mit einem Einsatz ein Postamt ausgeraubt haben. Und als wäre das nicht schon schlimm genug, hatte er danach angeblich seine Spuren durch den Mord an zwei Zeugen vertuscht, die ihn erkannt hatten.

Kurz gesagt, es war eine absolut haarsträubende Geschichte, und wie Johansson, der doch nicht grundlos als »echter Polizist« bekannt war, überhaupt in dermaßen unkollegialen Bahnen denken konnte, war das pure Mysterium. Möglicherweise spielte auch hier seine Fähigkeit mit, um die Ecke zu schauen. Aber egal, leider wies allerlei darauf hin, dass er im Grunde Recht gehabt hatte. Das musste sogar Berg zugeben, obwohl ihn das noch immer jedes Mal schmerzte, wenn er daran dachte. Die Ermittlungen waren sehr bald eingestellt worden, der besagte Kollege war nicht einmal vernommen worden und hatte auch nichts von dem gegen ihn gerichteten Verdacht erfahren. Er war auch nicht gefeuert worden, wie immer das auch möglich gewesen war, aber nach einigen weiteren Jahren war er aus freien Stücken aus der Truppe ausgeschieden, und statt in den offenen Einsatz zurückzukehren, hatte er bei der Polizei gekündigt. Was danach aus ihm geworden war, wollte Berg lieber nicht wissen.

Seine eigene Rolle in diesem traurigen Drama war keine, auf die er stolz gewesen wäre, aber er hatte sie doch für seinen Bereich vorteilhaft nutzen und damit die

Katastrophe verhindern können, die eingetreten wäre, wenn sie Johansson seinen Willen gelassen hätten. Eigentlich ging es ja auch um viel wichtigere Dinge als einen Polizisten, der niemals hätte Polizist werden dürfen. Es ging um die große Welt, die Berg beschützen sollte, und dafür konnte der Preis niemals zu hoch sein, egal, was passierte. Aber dennoch, der einzige, der mit intakter Ehre aus der Sache herausgekommen war, war Johansson, und das, obwohl ihm doch, wenn man objektive und juristische Maßstäbe anlegte, alles ganz und gar fehlgeschlagen war.

In den folgenden Jahren hatte Berg sich oft Sorgen um Johansson gemacht. Würde der jetzt wie ein tollwütiger Hund durch die Gegend rennen und allen seine Geschichte erzählen, ob sie nun zuhören mochten oder nicht? Würde er, wie so viele Kollegen vor und nach ihm und ganz egal, ob sie im Recht oder im Unrecht waren, die Medien um Hilfe bitten?

Johansson hatte sich genau als der erwiesen, der er nun einmal war, als echter Polizist. Er hatte nie auch nur ein Wort über die Angelegenheit verloren. Er hatte den Mund gehalten und weitergemacht, als ob nichts geschehen wäre. Er hatte in der Organisation Karriere gemacht, die ihn im Stich gelassen hatte. Seine Karriere konnte sich durchaus sehen lassen, und die Art, wie er sie angegangen war, passte sehr gut zu dem Ruf, der ihm schon immer angehangen hatte. Man mochte über Lars Martin Johansson aus Näsäker denken, wie man wollte, aber niemand würde auch nur auf den Gedanken kommen, er sei kein »echter Polizist«. Und es gab viele, die auf schmerzhafte Weise zu dieser Erkenntnis gelangt waren.

Und niemals würde Berg so denken, denn auch er war ein »richtiger Polizist«. Zumindest war er einer gewesen, bis die Bürokratie, die er nun leiten sollte, angefangen

hatte, ihn von innen heraus aufzuzehren. Er hatte sich in Bezug auf Johansson alle Mühe gegeben, so weit das im Verborgenen eben möglich gewesen war. Er hatte versucht, zu Johanssons heimlichem Mentor zu werden, seinem »Rabbi«, seinem »Padre«, seinem »Paten«, wie die ausländischen Kollegen solche Beziehungen nannten. Warum gibt es auf Schwedisch eigentlich kein passendes Wort dafür?, überlegte Berg. Weil das Ganze natürlich unschwedisch war und auf jeden Fall nichts, worüber laut gesprochen wurde. Vor allem nicht in solchen Zeiten.

Aber bei Waltin war alles viel einfacher, denn was immer er nun sein mochte, ein »echter Polizist« war er nicht. Berg und Waltin hatten ebenfalls eine gemeinsame Geschichte. Die reichte sogar noch weiter zurück als seine einseitig verborgenen Kontakte zu Johansson. In letzter Zeit hatten sie sich nun leider zum Negativen hin entwickelt, und schon am Tag nach seinem Treffen mit Persson beschloss Berg, es sei nun höchste Zeit, etwas dagegen zu unternehmen. Es ging ja schließlich auf Weihnachten zu.

»Ja, ja, hier sitzen wir wie zwei Vögelchen auf einem Zweig«, sagte Waltin und lächelte verbindlich, während er im Vorübergehen die Bügelfalte seiner neuen Hose aus englischem Tweed zu- zurechtzupfte. Und du wirst immer nur trister und grauer, dachte er und nickte seinem Chef zu.

»Es gibt da so einiges, worüber wir reden müssen«, sagte Berg.

Ein angenehmes Gespräch war es dann aber nicht geworden. Die Themen, die Berg angeschnitten hatte, ließen das einfach nicht zu.

Zuerst hatte er den Fall Krassner zur Sprache gebracht. Er schien von diesem Arsch nicht loszukommen, obwohl Krassner sich doch umgebracht hatte. Obwohl die versteckte Hausdurchsuchung nur ein unglücklicher, zeitli-

cher Zufall gewesen war. Obwohl sie nur das getan hatten, was von ihnen erwartet wurde und was ihr Arbeitgeber mit Fug und Recht von ihnen verlangen konnte. Und was er tatsächlich auch von ihnen verlangte, obwohl der Sonderbeauftragte das nicht schriftlich hinterlegt hatte.

»Was ich zu sagen versuche«, sagte Berg, »ist, dass wir uns allerlei Probleme hätten sparen können, wenn du meinem Rat gefolgt wärst und einen normalen Drogeneinsatz angeordnet hättest. Ich will nicht ausschließen, dass er einen Selbstmordversuch begangen hätte, sowie er aus dem Knast entlassen worden wäre, aber das wäre uns dann nicht so auf die Füße gefallen, wie das jetzt der Fall ist.«

Ich traue ja wohl meinen Ohren nicht, dachte Waltin. Der ist offenbar neuerdings genauso bescheuert wie dieser Alte Forselius.

»Mit allem Respekt, in meiner Erinnerung sieht das etwas anders aus«, sagte Waltin mit freundlichem Lächeln. »Ich möchte dich daran erinnern, dass ich genau das vorgeschlagen habe, dass du davon aber nichts hast hören wollen.« Und warum du dich gesperrt hast, habe ich nie erfahren, dachte er.

»Dann fürchte ich, dass unsere Erinnerungen nicht übereinstimmen«, sagte Berg und grub aus dem Stapel auf seinem Schreibtisch ein Papier hervor. »Ich habe hier eine Erinnerungsnotiz vom Tag nach unserem Gespräch, es war am Donnerstag, dem 21. November, um sechzehn Uhr null fünf nachmittags, und ich hatte dich angerufen …«

Das kann doch nicht wahr sein, dachte Waltin, hielt aber den Mund. Er begnügte sich mit einem Lächeln und einem Nicken, denn wenn Berg das eben so sehen wollte, dann musste er gute Miene zum bösen Spiel machen »Und nach meinen Notizen«, sagte Berg jetzt, »hast du mir erzählt, dass du am nächsten Tag einen Dro-

geneinsatz starten wolltest. Ich habe außerdem notiert, dass mir das recht war.«

»Sicher, sicher«, sagte Waltin. »Aber damals hatte Forselius noch nichts von sich hören lassen, und nachdem er sich dann spätabends gemeldet hatte, sind wir zu unserem ursprünglichen Plan zurückgekehrt.«

Berg zuckte bedauernd mit den Schultern.

»Darüber habe ich keine Notiz«, sagte er. »Warum hast du mich nicht angerufen, um mir von deinen geänderten Plänen zu berichten?«

Meine geänderten Pläne, dachte Waltin. Das kann doch wohl nicht wahr sein, verdammt noch mal.

»Ich bilde mir ein, dass du zu den Deutschen gefahren warst«, sagte Waltin.

»Das war erst einen Tag später«, sagte Berg. »Und selbst wenn, dann hättest du ja wohl anrufen können, oder nicht?«

»Ja«, sagte Waltin und lächelte, obwohl ihm das jetzt ziemliche Mühe bereitete. »Irgendwo scheint eine Kommunikationsstörung aufgetreten zu sein.«

»Ja, so sieht es leider aus«, sagte Berg. »Und dann ist da noch etwas anderes«, fügte er hinzu.

Danach beschrieb er, wie das Ministerium die externe Tätigkeit sah, und gab zu, dass er sich nicht gegen eine Untersuchung sperren würde, wenn eine verlangt wurde. Es rüttelte zwar noch niemand an der Klinke, aber irgendwann im Frühjahr würde die Sache sicher aktuell werden.

»Wir sollten wohl ein paar Tage abzweigen und alle Unterlagen durchsehen«, sagte Berg. »Irgendwann zu Beginn des neuen Jahres.«

»Fine with me«, sagte Waltin und erhob sich.

Er lächelt nicht mehr, dachte Berg.

Was wohl Persson macht?, dachte er dann und ließ sich in seinen Sessel zurücksinken, als er allein in seinem

Zimmer war. Der einzige Lichtstrahl an meinem Horizont, dachte er, aber das stimmte nicht, denn es gab noch einen, der in der Ferne schwach glitzerte wie der Stern der Hoffnung. Der Hoffnung, Kudo und Bülling endlich loszuwerden.

Der Polizeichef von Stockholm und Kudo und Bülling hatten einander gefunden. In polizeilichen Zusammenhängen konnte die Sache fast schon als leidenschaftliche Affäre bezeichnet werden. Nicht dass sie miteinander ins Bett gegangen wären oder überhaupt nur ein wenig gemenschelt hätten, denn sie waren allesamt absolut waschechte Homohasser, auf diesen Teil ihrer Beziehung fiel also keinerlei Schatten, trotz der geheimen literarischen Neigungen des Polizeichefs, Kudos wiederholten Wichtelbeobachtungen und Büllings allgemeinen Verschrobenheiten. Was jedoch vorlag, war eine überaus starke, fast übersinnliche geistige Gemeinschaft von der Art, wie sie nur dort entstehen kann, wo hoch begabte Menschen durch ein gemeinsames Interesse vereint werden, das sogar noch größer ist als sie selbst.

»Die Kurden«, sagte der Polizeichef und betonte alle drei Silben auf schicksalsschwangere Weise. »Meine Herren«, fügte er dann feierlich hinzu und nickte seinen beiden Besuchern zu. »Wir sprechen hier von der derzeit gefährlichsten Terrororganisation in der gesamten westlichen Hemisphäre. Also gebt mir einen weisen Rat. Was machen wir?«

Endlich, dachte Kudo. Endlich eine Führergestalt, die den Ernst der Lage erfasst hat. Not kennt kein Gebot, dachte er anschließend, denn das hatte er irgendwo gelesen, und rein konkret entstand die Not aus den unbegreiflichen Geheimhaltungsregeln der Sicherheitspolizei, und dann erzählten er und Bülling ihrem neuen Alliierten alles, doch zuerst hatten sie ihm natürlich die notwendigen Hintergrundinformationen geliefert.

Zu allererst hatte er den Code der Kurden geschildert, in dem es um Hochzeiten und andere Begebenheiten ging, um Sänger und um Lämmer, die geschlachtet werden mussten. Um Torten und Gebäck und Frikadellen, und das viele Kopfzerbrechen, das die Entschlüsselung dieser Codes nun einmal mit sich brachte.

»Wir halten Hochzeit, wir schlachten ein Lamm, wir brauchen zwei Sänger, Torten, Gebäck und Frikadellen …« Der Stockholmer Polizeichef nickte genüsslich und kostete jedes Wort aus.

»Genau wie mir selbst ist den Herren sicher die starke ethnische Prägung dieses Codes aufgefallen.«

»Genau«, sagte Kudo. »Genau.«

»Genau«, sagte Bülling und nickte dem frisch gebohnerten Boden des Polizeichefs zu.

»Es kann also kaum ein Zufall sein, dass sie sich für ihre Operationen hier im Westen für diesen Code entschieden haben«, stellte der Polizeichef fest. »Erzählt«, sagte er dann und rieb sich erwartungsvoll die Hände. »Erzählt, wie ihr dieses ethnisch orientierte Problem gelöst habt.«

Es war Kudo, der von ihrem neuen Gewährsmann erzählte. Es handelte sich dabei um einen Kurden. Politischer Flüchtling, wie alle Kurden, aber anders als ihre anderen Gewährsleute hatte er sich freiwillig gemeldet. Außerdem war er Bäcker und hatte einen Bruder, der Schlachter war, und zusammen hatten sie einen kleinen Cateringservice aufgezogen, der fast ausschließlich kurdische Kundschaft versorgte. Seit vielen Jahren belieferten sie zahllose kurdische Hochzeiten, Bestattungen und Feste.

In einem solchen Zusammenhang war dieser Hintergrund doch einfach unschlagbar, hatte Bülling gedacht, als er die vorbereitende Analyse vorgenommen hatte. Ihr neuer Gewährsmann wusste schließlich alles darüber,

welche Waren und welche Arrangements zu einer echten Hochzeit gehörten, einer normalen Bestattung oder einem regulären Fest. Auf Grund seiner besonderen Kenntnisse konnte er sofort sehen, ob etwas nicht stimmte, wenn das Ermittlungsobjekt seine Aktivitäten plante, und damit saß es in der Falle, dachte Bülling. Einen politischen Mord auf Grund der Bestellung zu planen, die für eine wirkliche Hochzeit angesagt war, war natürlich unmöglich. Und damit war die gesamte Operation zum Scheitern verurteilt.

Außerdem verfügte der Bursche noch über eine weitere Eigenschaft, und dass sein bester Freund und engster Kollege Kudo die entdeckt hatte, war eigentlich kein Wunder, wenn man bedachte, dass Kudo dasselbe Talent besaß: Der neue Gewährsmann war außerdem ein Seher. Er konnte Zusammenhänge, Verbindungen und Ereignisse sehen, die normalen Menschen verborgen blieben, und dabei spielte es keine Rolle, ob sie schon geschehen waren oder noch in der Zukunft lagen. Zuerst hatte Bülling sich der bloßen Vorstellung widersetzt, dass solches möglich sein könnte. Wenn man bedachte, welche Qualitäten dieser Gewährsmann sonst noch besaß, war es fast zu schön, um wahr zu sein, und Büllings kritische Veranlagung und sein analytischer Auftrag ließen ihn derartige Möglichkeiten eher skeptisch betrachten. Deshalb hatte Kudo einen wissenschaftlichen Test vorgeschlagen, den Bülling dann entwickelt und durchgeführt hatte. Bis ins Detail und um keine denkbare Erklärung auszulassen.

Zuerst hatte er etliche Fälle herausgesucht, die er und Kudo geklärt hatten und über die ihr neuer Gewährsmann nun wirklich nichts wissen konnte. Ausgehend von diesen Fällen hatte er an die zwanzig konkrete Fragen formuliert, die ihm und Kudo monatelanges Kopfzerbrechen bereitet hatten, bis sie dann auf die Lösung gekommen waren. Ihr neuer Gewährsmann hatte nur eine knappe

Stunde gebraucht, um die Antworten auf sämtliche Fragen zu finden, und seine Antworten waren allesamt korrekt gewesen.

Ehe sie dem Polizeichef von ihrer neuen Waffe im Kampf gegen den kurdischen Terrorismus berichtet hatten, hatten sie darüber diskutiert, ob sie dem Chef gleich erzählen sollten, dass der neue Gewährsmann auch ein Seher war, dass er diese Gabe besaß. Es war ja leider so, dass manche Menschen aus primitiven Gefühlsgründen diese Möglichkeiten nicht wahrhaben wollten und dass ihr Weltbild riskierte zusammenzubrechen, wenn sie dann doch damit konfrontiert wurden. Die ganze Sache hatte eine natürliche und selbstverständliche Lösung gefunden. Gegen Ende der Besprechung hatte Kudo ihrem neuen Bündnispartner zugenickt, und als er den Blick in dessen Augen sah, in diesen milden, klugen, Grenzen überschreitenden Augen, hatte er es einfach gesagt. Ganz offen.

»Außerdem besitzt er die Gabe«, sagte Kudo. »Er sieht das, was andere nicht sehen.«

Der Stockholmer Polizeichef hatte zuerst nur genickt. Eher an sich selbst gerichtet, wie es aussah. Danach sah er sie mit tiefem Ernst und großer Aufrichtigkeit an.

»Das sind die Besten«, sagte er. »Und die Allerschwersten.«

Danach schilderten sie ihr neuestes und dringlichstes Ermittlungsprojekt. Das geplante Attentat auf einen »hochrangigen und namentlich nicht weiter erwähnten schwedischen Politiker«.

»Er hat uns den Namen genannt«, sagte Kudo.

»Ich höre«, sagte der Polizeichef.

»Der Ministerpräsident«, sagte Kudo.

Als Kudo und Bülling ihn verlassen hatten, entschied der Polizeichef, dass er den Ministerpräsidenten warnen müsse. Er war schließlich schon lange mit ihm befreun-

det, und er war außerdem der einzige Polizist, auf den der Ministerpräsident sich verlassen konnte. Er hatte ihm schon früher geholfen, sogar schon zu der Zeit, als er noch nicht Ministerpräsident gewesen war. Und vor allem: Wenn der Ministerpräsident einem politischen Attentat zum Opfer fiel, dann war es die persönliche Verantwortung des Polizeichefs, die Sache aufzuklären und den Täter vor Gericht zu bringen.

Ich muss ihn rechtzeitig warnen, dachte der Polizeichef. Ehe etwas passiert, fügte er hinzu, als Erinnerung für sich selbst und um jede Möglichkeit eines Irrtums auszuschließen.

*

Wenn Kudo und Bülling und der Stockholmer Polizeichef nun das Licht gesehen hatten, dann herrschte in der Welt, in der Göransson und Martinsson sich derweil aufhielten, um so tiefere Finsternis. Zuerst war da diese unerklärliche Dienstreise nach Petrozavodsk gewesen, mitten in einem klirrendkalten russischen Winter, wo sie sich fast den Hintern abgefroren hätten. Als sie nach Hause kamen, folgte eine Reihe von ausgekühlten und sinnlosen Überwachungseinsätzen, von denen einer den nächsten zu ergeben schien und die einfach kein Ende nehmen wollten.

Die Mitteilung, dass sie gleich nach Neujahr wieder dem offenen Einsatz zugeteilt werden sollten, kam deshalb fast wie eine Befreiung. Sie hatten natürlich keinen Grund für diese Weisung erfahren, aber in der Abteilung wurde über eine weitere Umstrukturierung getuschelt. In der Woche vor Weihnachten waren sie der Reihe nach, Göransson als Dienstälterer zuerst, zum Laufburschen des hohen Chefs bestellt worden, zu Kommissar Persson, und wie das in solchen Zusammenhängen üblich war,

war der Jurist der Kammer zugegen gewesen. Dort hatten sie die übliche Papiere unterschreiben müssen, die geheime Gerichtsverhandlungen, mehrjährige Gefängnisstrafen, finanziellen Ruin und persönliche Schande verhießen, wenn sie auch nur ein Wort über ihre Zeit beim geschlossenen Einsatz verlauten ließen. Beängstigender als diese Papiere jedoch war Kommissar Persson selbst, und ehe Martinsson ihn verlassen hatte, hatte er ihm ein Wort mit auf den Weg gegeben:

»Du hast verdammtes Schwein gehabt, Alter. Wenn ich zu bestimmen hätte, dann hätten wir aus dir Leim gekocht.«

Scheiß drauf, du kannst mich kreuzweise, du Fettsack, hatte Martinsson gedacht, und am Abend war er in seine Stammkneipe gegangen und hatte sich erst mal richtig volllaufen lassen.

Natürlich handelte es sich dabei um die übliche alte Tränke unten in der Kungsgatan, und so kurz vor Weihnachten fehlte es dort durchaus nicht an Kollegen. Die Warteschlange erreichte sogar die Vasagatan, zwei Typen von den Streifenwagen hatten es so eilig gehabt, dass sie noch immer ihre Uniformhosen trugen, und als er endlich im Lokal stand, war es so voll, dass Boden, Wände und Decke bebten. Aber obwohl er am Ende voll gewesen war wie eine Haubitze, hatte die richtige Stimmung sich nicht einstellen wollen. Nach einer Weile hatte er den jungen Oredsson entdeckt, der mit zwei Frauen in einer Ecke saß, und da sie ungewöhnlich nüchtern wirkten, hatte er sich zu ihnen gesetzt.

Er hatte Oredsson im Sommer kennen gelernt. Sie besuchten dasselbe Fitness-Center und waren beim Training aufeinander gestoßen. Gestemmtes Eisen und gemeinsame Sauna und männliche Gemeinschaft, und eins hatte zum anderen geführt, und ziemlich bald hatten beide erfasst, was vom anderen zu halten war. Da er

selbst häufiger mit der Beobachtung der Kollegen aus Norrmalm beauftragt wurde, hatte er seinen Chef auf Oredsson hingewiesen. Das sei ein angehender Kollege, der sicher keine Probleme damit haben würde, in die Kreise einzudringen, die man im Visier hatte. An Oredsson war eigentlich nicht viel auszusetzen, dachte Martinsson. An seinen Ansichten im Grunde auch nicht, denn die waren meist nur recht und billig und gehörten zur polizeilichen Alltagskost. Als Infiltrator wäre er also perfekt gewesen, doch als sie ihm schon das Angebot machen wollten, hatte der Chef plötzlich alles abgeblasen, und wie üblich hatte Martinsson den Grund nicht erfahren. Und wenn er daran dachte, was ihm widerfahren war, dann war das wohl auch besser so.

Als er auf dem Klo stand und seine Blase erleichterte, kam Oredsson herein und stellte sich neben ihn.

»Wie sieht's denn aus, Pille?«, sagte Oredsson und klang besorgt. »Du scheinst nicht ganz gut drauf zu sein.«

»Ist schon gut«, sagte Martinsson und schüttelte den Kanonenkönig, ehe er ihn wieder in seiner Hose verstaute. Mit nur einer Hand, dachte Martinsson, denn auf so was achtete er.

»Was ist eigentlich aus dem Job geworden, den du im Sommer erwähnt hast?«, fragte Oredsson. »Danach hast du nie wieder von dir hören lassen.«

»Das hat sich erledigt«, sagte Martinsson. Und dafür solltest du Gott danken, dachte er.

»Schade«, sagte Oredsson. »Das mit der Säpo klang spannend.«

»Ich hab aufgehört bei denen«, sagte Martinsson.

»Ist was passiert?«, fragte Oredsson und packte ihn am Arm.

»Verdammte Fünftekolonnisten«, sagte Martinsson und zog Oredsson in eine Klozelle. Schloss die Tür ab

und erzählte ihm genau, was Berg und die anderen Wichser so trieben.

Danach fühlte er sich sehr viel besser. Oredsson hatte zwei Bier ausgegeben, und sie hatten in stummem Einverständnis miteinander angestoßen. Und dieses Scheißpapier kann der kleine Persson sich in seinen fetten Arsch stecken, dachte Martinsson.

Bäckström hatte im Dienst Weihnachten gefeiert. Es war nicht das erste Mal und sicher auch nicht das letzte, vor allem nicht jetzt, so lange der alte Vollsuff in dieser miesen Stimmung war, aber im Grunde war es gar nicht so schrecklich gewesen. Die Gewerkschaft hatte offenbar einen Sieg errungen, denn es war ein weiterer Ruheraum eingerichtet worden. Nicht, dass das für Bäckström irgendeine Rolle gespielt hätte. Er verzog sich ins Dezernat für Gewaltverbrechen, wenn er eine Pause brauchte, denn dort ging es um einiges ruhiger zu, aber der Betriebsrat war stolz wie ein Pfau, und weil er ein blöder Trottel war, hatte Bäckström ihm so nebenbei denn auch einen Stich versetzt.

»Ich dachte, wir sind hier, um zu arbeiten, und nicht, um zu pennen«, sagte er. »Aber du kannst mir ja Bescheid sagen, wenn ich mich irre.«

Der Arsch hatte ihn nur angeglotzt, obwohl doch Weihnachten war und alle froh sein sollten, und danach hatte der Gesundheitsbeauftragte das Wort ergriffen und sich eine Viertelstunde lang über diese neue Krankheit Äädees verbreitet. Geht mich nichts an, dachte Bäckström, denn er stand weder auf Arschficker noch auf Neger oder Junkies, und wenn er welche anfassen musste, dann konnte er vorher ja immer noch Klempnerhandschuhe überstreifen.

Die Fälle waren der übliche Scheiß gewesen. Allesamt unter der Würde eines echten Profis wie ihm. Fast nur Diebstähle und Suff am Steuer, wen interessierte das

schon? Nicht Bäckström jedenfalls, und deshalb hatte er sich für ein paar Stunden aufs Ohr gehauen. Immerhin hatte es doch den einen oder anderen Lichtblick gegeben, obwohl das Weihnachtsessen im Pausenzimmer schon bald zur Neige gegangen war. Drei Scheißfinnen waren in ein Schuhgeschäft im Sveavägen eingebrochen und hatten das Schaufenster um fünfzig Paar linke Schuhe erleichtert, es waren richtige Idioten aus Karelien, und als eine Streife mit Blaulicht anrückte, hatte einer sich fast die Kehle aufgeschlitzt, als er durch das eingeschlagene Fenster fliehen wollte. Weshalb nur zwei auf der Wache abgeliefert worden waren, Kleinvieh, dachte Bäckström, als er die beiden in ihre Gitterlöcher einschloss.

Dann brachte ein Einsatzkommando einen Zigeunerknaben, der oben im Karlsbergvägen Benzin abgepumpt hatte. Es war das Kommando des fiesen Adolf, geliebter Kollege hat viele Namen, und er und seine Jungs waren stocksauer, weil der restliche Stamm entwischt war. Es war ein witziger kleiner Wicht, fand Bäckström. Mit Goofystiefeln, einen halben Meter zu langen Hosen, wo immer er die geklaut haben mochte, und der Mütze des Stammeshäuptlings auf seinem Lockenkopf. Er krümmte sich wie ein Haken und jammerte, er habe Benzin in seinem Bäuchlein und müsse ins Krankenhaus gebracht werden, und deshalb hatte Bäckström auch ihn in einem Gitterloch verstaut. Ganz hinten sicherheitshalber, damit er die anderen Insassen nicht störte.

Aber dann hatte der Chef wegen des Alters des Zigeunerknaben herumgenervt und behauptet, es sei vielleicht besser, ihn in ein normales Zimmer zu stecken, bis die Weibsbilder von der Jugendfürsorge vorbeischauen könnten.

»Kein Problem«, sagte Bäckström. »Ich habe mir seine Finger angesehen, und die sind verdammt lang.«

Aber der Chef, der einer Pfingstgemeinde angehörte, war ein humorloser Arsch, und deshalb blieb er auf diesem Ohr taub, und für einen Moment sah die Lage richtig kritisch aus. Doch dann tauchte der Stammeshäuptling höchstpersönlich auf, mit der halben Sippe, um den Kleinen loszueisen, denn Papa Taikon behauptete, der Sohnemann sei erst dreizehn, und dann folgte der pure Zirkus. Denn sie hatten wohl übersehen, dass der fiese Adolf und seine Mannen noch in der Nähe waren. Weshalb sie plötzlich sechs Volkstänzer im Knast hatten, statt nur einen. Wie im Schlussverkauf, dachte Bäckström.

Außerdem waren natürlich auch allerlei Weibsbilder aufgetaucht, die ihre wohlverdienten Weihnachtsprügel abbekommen hatten. Eine war gar nicht so schlecht. Im Gesicht sah sie zwar aus wie ein Veilchenbeet, aber sie hatte ziemlich fesche Möpse und war nur halb so alt wie die anderen Suffweibsen, die Senge bezogen hatten. Höchste Zeit, sich mal einzuschalten, entschied Bäckström, führte sie in ein Verhörszimmer und schaltete die rote Lampe ein, um nicht gestört zu werden.

Zuerst kam das übliche Geflenne, aber Bäckström hatte Papierservietten zur Hand, das war also kein Problem.

»Ich kann ja verstehen, dass es sehr schwer für Sie ist«, sagte er so mitfühlend, wie er nur konnte. »Fangen Sie doch mit dem Anfang an und lassen Sie sich Zeit. Hier haben Sie übrigens meine Karte, damit Sie wissen, mit wem Sie sprechen.« Und dann kannst du deine kleine Ratte geschmiert kriegen, sowie du wieder aussiehst wie ein Mensch, dachte Bäckström.

Einige Stunden zuvor war sie auf die geniale Idee verfallen, ihren Verflossenen zu besuchen, um ihm ein Weihnachtsgeschenk zu überreichen. Sie hatte Schluss gemacht, weil er gesoffen und sich mit anderen Frauenzimmern herumgetrieben hatte und ganz allgemein ziem-

lich bescheuert war, aber ein kleines Weihnachtsgeschenk sollte er eben doch bekommen, und als er es bekommen hatte, hatte er offenbar Ärger gemacht und als Zugabe auch noch eine Nummer verlangt. Wie verdammt blöd kann man eigentlich sein?, dachte Bäckström, denn in der Anzeige, die die Kollegen von der Bereitschaft eingereicht hatten, stand kein Wort von Vergewaltigung.

»Sie können nicht zufällig seinen Namen und seine Adresse nennen?«, fragte Bäckström, beugte sich vor und streichelte tröstend ihren Arm. Hinaus in die Kälte, dachte er düster, und aus nächster Nähe waren die Möpse auch nicht mehr so toll, wer zum Teufel fuhr schon auf die Ohren eines Dackels ab? Ich wüsste ja gern, ob ich meine Karte zurückverlangen kann, dachte Bäckström.

Zuerst hatte er mit dem Chef gesprochen und die von den Kollegen übersehene Vergewaltigung gemeldet, und da der Chef so war, wie er eben war, hatte er sich ziemlich aufgeregt, und Bäckström fürchtete schon, er könne ihm den großen polizeilichen Verdienstorden verpassen.

»Schön, ein paar Leute zu haben, die nicht von gestern sind«, sagte der Chef und nickte. »Gut, Bäckström, gut«, wiederholte er. »Ich kümmere mich um das Opfer und sorge dafür, dass ein Arzt sich die Sache ansieht, während du dir den Täter schnappst.«

Wie ist es auf dieser Welt bloß um die Gerechtigkeit bestellt?, dachte Bäckström eine Viertelstunde darauf düster. Das Opfer hatte eine Nummer bekommen und konnte sich jetzt auf einer warmen Krankenstation ausruhen. Der Täter hatte ein Geschenk und eine Nummer bekommen und saß jetzt wohl zu Hause in der warmen Stube und ließ sich volllaufen. Er selber dagegen saß am eiskalten Heiligen Abend in einem wackeligen Dienstwagen, zusammen mit diesem vergrätzten Kollegen von der Gewerkschaft, um einen Trottel zu holen, der weit draußen in den südlichen Vororten brütete, und wenn er über-

haupt noch zu Hause war, würde Bäckström sicher mit einem Messer im Bauch im Krankenhaus Weihnachten feiern können.

Und dann war da noch der Kollege, der die ganze Zeit herumbrabbelte, sie brauchten Verstärkung von der Bereitschaftspolizei, ehe sie die Wohnung betraten.

»Wir sollten vielleicht zuerst mal nachsehen, ob er überhaupt zu Hause ist«, sagte Bäckström müde. »Oder was meinst du?«

Der Kollege hatte sich mit einem Nicken begnügt. Er war zwar sauer, aber gescheit genug, die Fresse zu halten. Das Zielobjekt war zu Hause. Bäckström horchte am Briefschlitz und hörte den Fernseher und die Klospülung. Und da er schon mal da war, klingelte er, und der Täter ließ sie eintreten und bot ihnen etwas zu trinken an. Eine Tasse Kaffee oder so? Schnaps könne er leider nicht bieten, damit habe er aufgehört. Hier stimmt doch was nicht, dachte Bäckström.

Es war ein dunkler, ziemlich kräftiger Kerl von Mitte dreißig, stocknüchtern, so weit Bäckström das beurteilen konnte. Seine Wohnung war klein und weder sauber noch schmutzig. Auf dem Bett im einzigen Zimmer lag eine Tagesdecke, aber das wirkte durchaus nicht arrangiert. Der Fernseher vor dem Sofa lief, offenbar hatte der Mann davor gesessen, als Bäckström geklingelt hatte. Es lief nichts weiter Aufregendes, ein Hollywoodfilm.

Das Einzige, was ein wenig optimistisch stimmte, waren die vielen Bücher und die Plakate an der Wand, die durchaus politisch waren, auch wenn sie sich nicht gerade auf den Vorsitzenden Mao bezogen. Ob der wohl Kommunist ist?, überlegte Bäckström, während ihr Gastgeber, der Gewalttäter, Kaffee kochte und Bäckström sich ein wenig umsah. Und dabei entdeckte er das Dartboard an der Badezimmertür. Ja, Scheiße, dachte Bäckström. Das ist ja unser geliebter Ministerpräsident, mit

Hakennase und allem. Verdammt saubere Arbeit dazu, das Bild war direkt auf das Brett gedruckt, und die meisten geworfenen Pfeile waren voll im Rüssel des Arschs gelandet.

Hier stimmt was nicht, dachte Bäckström, denn Kommunist kann er ja wohl nicht sein.

»Verdammt tolles Dartboard«, sagte Bäckström, als sie auf dem Sofa saßen und Kaffee tranken. »Wo kann man so was kaufen?«

»Sie meinen den Landesverräter«, sagte ihr Gastgeber. – Hier stimmte also garantiert etwas nicht. – »Das können Sie gern haben. Ich kann mir ein neues besorgen.«

»Das ist nicht nötig«, sagte Bäckström, denn dieser verdammte Kollege verzog schon missbilligend den Mund. »Wir wollten eigentlich aus einem anderen Grund mit Ihnen sprechen.«

Und das hatten sie dann gemacht, und wie so oft stellte sich heraus, dass die kleine Nutte sich alles aus den Fingern gesogen hatte. Die beiden waren zusammen gewesen, doch darüber hinaus stimmte nicht ein Wort. Er hatte sie verlassen, vor gut einem halben Jahr, denn er hatte ihre ewige Sauferei nicht mehr ausgehalten, wo er doch selber damit aufhören wollte. Plötzlich war sie dann am Heiligen Abend bei ihm aufgetaucht und hatte eine Flasche Whisky und zwei Gläser mitgebracht.

Sie hatte sich auf dem Sofa niedergelassen und sich ins Trinken vertieft, sie hatte ihn angepöbelt, weil er nichts abhaben wollte, und weil er sich durchaus nach Alkohol sehnte, war er plötzlich wütend geworden. Hatte die Flasche genommen, den restlichen Inhalt ins Spülbecken gegossen und sie zum Gehen aufgefordert. Darauf hatte sie sich auf ihn gestürzt und ihn mit einer Vase schlagen wollen, worauf er sie gepackt hatte und es ihm schließlich gelungen war, sie vor die Tür zu setzen.

»Und Sie haben nicht mit ihr gevögelt?«, fragte Bäckström, der sich über dieses kleine Detail gern Klarheit verschaffen wollte. Deshalb saß er ja schließlich hier und vergeudete sein junges Leben.

Natürlich hatte er mit ihr gevögelt, wenn auch seit einem halben fahr nicht mehr, seit damals, als er sie verlassen hatte, denn vorher hatte er sie so ungefähr sechsmal pro Tag rangenommen. Vielleicht auch noch häufiger, am Wochenende, wenn es besonders hoch hergegangen war.

Aber, aber, dachte Bäckström, bei dem in dieser Hinsicht seit diesem kleinen estnischen Luder mit den dicken Titten tote Hose war und der jetzt im Schritt eine gewisse Spannung verspürte.

»Warum haben Sie ihr dann eine reingesemmelt?«, fragte Bäckström, der gern sofort zur Sache kam, wenn er damit Zeit sparen konnte.

»Ich hab sie nicht geschlagen, verdammt noch mal«, sagte der Gastgeber und schaute ihn aus ehrlichen blauen Augen an.

»Hören Sie doch auf«, sagte Bäckström. »Ich habe vor einer halben Stunde mit ihr gesprochen, und da sah ihr Gesicht aus wie ein Veilchenbeet.«

»Das hatte sie schon, als sie herkam«, sagte der Gastgeber, »ich habe sie auch danach gefragt, aber sie wollte nicht darüber sprechen. Fragen Sie doch meinen Nachbarn. Der hat mir dabei geholfen, sie aus der Wohnung zu schaffen.«

Sie sprachen mit dem Nachbarn, und danach bedankten sie sich für die Auskünfte, stiegen ins Auto und fuhren zurück auf die Wache.

»Verdammt, was gibt es doch für miese Luder«, sagte Bäckström inbrünstig. »Ich würde ihr gern auch noch eine reinsemmeln.«

»Überleg dir, was du sagst«, sagte sein Kollege empört. »So was gehört sich nicht für einen Polizisten.«

»Reg dich ab, du verdammter Moralheini«, sagte Bäckström, denn das hatte er ihm schon lange sagen wollen, und als er auf die Uhr schaute, war es schon Viertel nach zwölf, und für diesmal hatte er genügend Weihnachten gefeiert.

*

Am frühen Morgen des Heiligen Abends hatte Berg sich in ein Taxi setzen und nach Rosenbad fahren müssen, um den Sonderbeauftragten über eine Botschaftsangelegenheit zu informieren, die eine überraschende Wende genommen hatte. Der Sonderbeauftragte schien trotz der frühen Stunde in hervorragender Laune zu sein. Er bot Kaffee an, und die Unterredung selber verlief schnell und schmerzlos.

»Ja, ja«, sagte Berg und wollte sich erheben. »Dann wünsche ich dir fröhliche Weihnachten und hoffe, dass ich dich in diesem Jahr nicht noch einmal zu stören brauche.«

»Ganz meinerseits«, sagte der Sonderbeauftragte. »Und viel Glück bei der Umstrukturierung. Das ist doch für dich sicher seit vielen Jahren das schönste Weihnachtsgeschenk.« Dabei sah er ungewöhnlich fröhlich aus.

Wie meint er das nur?, überlegte Berg und ließ sich wieder aufs Sofa sinken.

»Das verstehe ich jetzt nicht«, sagte er.

»Dann weißt du auch nicht, dass die Kurden den Ministerpräsidenten ermorden wollen«, sagte der Sonderbeauftragte und goss beiden neuen Kaffee ein.

Der Stockholmer Polizeichef hatte zwei Tage zuvor angerufen und um jeden Preis mit dem Ministerpräsi-

denten sprechen wollen. Da das nicht zum ersten Mal geschah und der Ministerpräsident wichtigere Sachen zu erledigen hatte, hatte er sich mit dem Sonderbeauftragten begnügen müssen. Und das, was er zu erzählen hatte, lief in aller Kürze darauf hinaus, dass er »über sichere Informationen aus einer zuverlässigen Quelle wusste, dass die PKK den Ministerpräsidenten ermorden will«.

»Also hab ich mich für den Tipp bedankt«, sagte der Sonderbeauftragte, »und in Gedanken habe ich dir dazu gratuliert, dass du diese beiden endlich los bist.«

»Ich fürchte, die sind immer noch da«, sagte Berg und seufzte. Und so hab ich mir das Ganze eigentlich nicht vorgestellt, dachte er.

»Das findet sich schon«, sagte der Sonderbeauftragte und hob seine Kaffeetasse.

Danach war Berg mit dem Taxi zu seiner Frau und zur Villa in Bromma zurückgefahren. Sie hatten mit seiner Schwester und seinem Schwager zusammen zu Mittag gegessen, und danach waren sie zu viert nach Roslagen gefahren, um mit seinen alten Eltern gemeinsam Weihnachten zu feiern. Ein ruhiges und angenehmes Familienfest, dachte Berg, als er wieder in Bromma war und er und seine Frau mit den Büchern, die sie einander zu Weihnachten geschenkt hatten, im Bett lagen. Danach schlief er ein, und aus irgendeinem Grund träumte er von dem Kind, das sie nie bekommen hatten, und gegen drei Uhr nachts musste er wie immer aufstehen und Wasser lassen.

*

Oredsson und seine Kameraden hatten auf dem Land Weihnachten gefeiert. Eine richtige Mittwinterfeier nach uraltem schwedischem Brauch. Sie hatten eine ganze Feriensiedlung mit einem großen Saal oben in Hälsing-

land mieten können, und obwohl sie fast zwanzig Personen gewesen waren, hatten sie Platz genug gehabt. Zuerst hatte Berg, ihr Anführer, eine Vollversammlung einberufen, bei der Oredsson mitteilen konnte, was er vom Kollegen Martinsson erfahren hatte.

»Wie ihr sicher wisst«, sagte Berg und schaute mit ernster Miene in die Runde, »ist dieser Verräter bei der Säpo mein eigener Onkel, und wenn das hier irgendwem Probleme macht, dann möchte ich das jetzt ausdiskutieren. Ich kann mich für die Verwandtschaft nur entschuldigen.«

Niemand hatte irgendein Problem. Im Gegenteil, alle brachten ihr Mitgefühl zum Ausdruck und betonten ihre Loyalität.

»Gut«, sagte Berg. »Und was machen wir jetzt? Hat irgendwer einen guten Vorschlag? Durch Oredsson sind wir ja gewarnt und damit gerüstet.« Sie hatten beschlossen, sich bis auf weiteres bedeckt zu halten.

»Wir halten uns bedeckt, wir schließen die Reihen, und wir halten Augen und Ohren offen«, fasste Berg die Lage zusammen, und danach hatten sie ein Schwein gebraten und allerlei Bier getrunken.

In den frühen Morgenstunden hatte Berg Oredsson beiseite genommen und ihm für seinen guten Einsatz gedankt. Danach hatte er von seinem Vater erzählt, der ebenfalls bei der Polizei gewesen und im Dienst verunglückt war, als Berg selbst noch ein Kind gewesen war. Während einer Autojagd hatte er die Kontrolle über sein Fahrzeug verloren, war im Wasser gelandet und ertrunken. Dienstwagen mit schlechten Bremsen, zwei Verbrecher in einer gestohlenen Karre, die fliehen konnten und niemals gefasst wurden, ein im Dienst ums Leben gekommener Polizist. So kann es gehen, dachte Oredsson und war von Bergs Bericht tief ergriffen. Zwei Brüder, einer starb den Heldentod, der andere endete als Verräter.

*

Oredssons Kollege Stridh hatte sich über die Feiertage frei genommen. Den Heiligen Abend hatte er bei seiner Schwester verbracht, seiner einzigen lebenden Verwandten und einem durch und durch anständigen Menschen. Sie war ebenfalls allein stehend, arbeitete als Buchhalterin in einer kleineren Werbeagentur und interessierte sich für Bücher und gutes Essen.

Eigentlich schade, dass sie meine Schwester ist, dachte Stridh, als er sich noch einmal von ihrem selbst eingelegten Hering nahm. Denn sonst hätten wir heiraten können.

*

Bo Jarnebring hatte zu zweit Weihnachten gefeiert, Nummer zwei war seine neue Freundin. Neu war übrigens übertrieben, sie waren seit dem Sommer zusammen, und die Sache war immer besser geworden. Zwei Wochen zuvor hatten sie beschlossen, sich zu Silvester zu verloben, aber aus Gründen, die ihm selbst nicht richtig klar wurden, hatte er Johansson nichts davon erzählt, obwohl er schon lange nicht mehr so viele Gelegenheiten zu Geständnissen gehabt hatte.

Warum?, fragte Jarnebring. Weil du ein Feigling bist, dachte er dann.

»Liebling«, sagte Jarnebring und ging in die Küche, wo sie mit roten Wangen am Herd stand. »Ich hab mir da was überlegt.«

»Du hast Hunger«, sagte sie und lächelte. »Das Essen ist gleich fertig.«

»Nein«, sagte Jarnebring und schüttelte den Kopf. »Ich habe an das mit unserer Verlobung gedacht.«

»Du willst doch lieber nicht?«, sagte sie und nahm einen Kochtopf von der Gasflamme.

Sieht sie nicht ein wenig beunruhigt aus?, überlegte Jarnebring und grinste wie ein Wolf.

»Nein«, sagte Jarnebring. »Aber was sagst du dazu, wenn wir es gleich machen?«

»Jetzt?«, sagte sie und kicherte. »Du meinst, jetzt … jetzt?«

»Yes«, sagte Jarnebring, legte ihr den linken Arm um die Taille und zog sie an sich, während er mit der rechten Hand den Herd ausdrehte.

»Was machst du da? Wir wollen doch essen!«

»Jetzt machen wir das hier auf der Stelle«, sagte Jarnebring. »Zuerst ziehen wir uns aus, damit das neue Gold zu seinem Recht kommt, danach tauschen wir Ringe, dann besiegeln wir das, und dann können wir essen. Und danach bekommst du dein Geschenk, aber auch das wird eine Überraschung.«

»Na gut«, sagte sie und zog sich die Bluse über den Kopf.

Und nachher rufe ich Johansson an und erzähle ihm alles, dachte Jarnebring. Was bin ich für ein Feigling.

*

Am 23. Dezember brachte das Svenskan eine große Anzeige, in der das Warenhaus Ählens Sonderangebote anpries: TIEFSTPREIS FÜR REIZWÄSCHE! TANGA, BODY UND NETZSTRÜMPFE FÜR NUR 99,-.«

Das Svenskan wird wirklich kühn, dachte Waltin mit leichtem Widerwillen, während er sein Frühstücksei mit einem geübten Knicken der rechten Hand enthauptete.

»Vorhanden in Rot, Schwarz und Weiß«, las Waltin, seufzte und nippte an seinem Frühstückstee. Schwarz für normale Menschen, rot für die Unterklasse und die Par-

venüs, weiß für die, die sich nicht trauen, was muss man sich nicht alles auf nüchternen Magen gefallen lassen, dachte Waltin und seufzte noch einmal.

Am nächsten Morgen hatte er bei Ählens gehalten, als er ohnehin in der Nähe war. Er kaufte ein halbes Dutzend Dessous in unterschiedlichen Größen, alle natürlich schwarz, und die Verkäuferin bedachte ihn mit einem Lächeln, das nur haarscharf von einer überaus unprofessionellen Einladung entfernt war.

»Soll ich sie getrennt verpacken?«, fragte sie und lächelte neckisch.

»Nein«, sagte Waltin mit gelassenem Lächeln. »Stecken Sie sie einfach in eine Tüte.« Und wenn du dich nicht anständig benimmst, dann leg ich dich übers Knie, dachte er.

Mit der notwendigen Stapelware in einer Tüte unter dem Arm, abgelenkt von der Verkäuferin und mit seinen Gedanken ganz woanders, war ihm ein Fehler unterlaufen, den sich jemand wie er einfach nicht leisten konnte. Beim Verlassen des Warenhauses war er Wiijnbladh und der fetten, rothaarigen Sau, mit der dieser verheiratet war, geradewegs in die Arme gelaufen.

»Der Polizeidirektor, welche Ehre«, sagte der kleine Trottel und hätte sich vor Begeisterung fast überschlagen. »Darf ich meine Frau vorstellen?«

»Wie reizend«, sagte Waltin und lächelte mit allen weißen Zähnen, während er zugleich die rasche Veränderung in ihren Augen und ihr geheimnisvolles, abwartendes Lächeln registrierte.

Die sagt nichts, dachte er und streckte seine sehnige, braun gebrannte Hand aus.

»Claes«, sagte er und ließ seine weißen Zähne blitzen. »Nett, Sie kennen zu lernen, und ansonsten fröhliche Weihnachten.«

»Lisa Wiijnbladh«, sagte sie, als sie ihm die Hand reichte. Und danach besaß das kleine Luder doch wirklich die Frechheit, ihren rosa Fingernagel über seine Handfläche zu ziehen.

»Wäre nett, sich mal richtig zu treffen«, sagte sie, und der kleine Idiot, mit dem sie verheiratet war, verstand natürlich nur Bahnhof. Aber das ist ja klar, dachte Waltin, während er weiterhin lächelte, seine Hand zurückzog und spürte, wie sein Schritt sich zusammenkrampfte.

Das muss irgendwann im Frühling gewesen sein, dachte Waltin, als er mit raschen Schritten in der Hamngatan verschwand. Große, fette, weiße Brüste mit Sommersprossen und ziemlich kleinen Brustwarzen. Ich muss mal in meinen Aufzeichnungen nachsehen, entschied er.

*

»Das war ein Kollege von dir«, sagte Wiijnbladhs Frau mit neutralem Tonfall, irgendwo zwischen Frage und Feststellung.

»Ein hochrangiger Mann bei der Säpo«, Wiijnbladh nickte und versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. »Wir kennen uns schon sehr lange«, fügte er mit wichtiger Miene hinzu.

Wie nett für dich, Männlein, dachte Lisa Wiijnbladh und spürte, wie die vertraute Verachtung in ihr aufwallte. Ich dagegen habe nur mit ihm geschlafen.

»Wie heißt er denn noch gleich?«, fragte sie.

*

Wenn sein innerer Druck zu groß wurde, suchte er nach Möglichkeit entfernt gelegene Orte auf, um sich zu erleichtern. Das gelang ihm nicht immer, seine vielen Dienstverpflichtungen verhinderten es. In einigen Fällen

hatte er Risiken eingehen müssen. Das war ihm zum Beispiel im Frühjahr passiert, als er an Wiijnbladhs Frau geraten war, ohne auch nur zu ahnen, dass sie einen Mann hatte, der noch dazu Polizist war, und ohne dessen Namen je zuvor gehört zu haben.

*

»Aber du hast doch nie bei der Säpo gearbeitet«, sagte seine Frau plötzlich, als sie viel später mit der U-Bahn zu ihrer Schwester fuhren. Denn was sollten die wohl mit so einem wie dir, dachte sie.

»Nein«, sagte Wiijnbladh und versuchte sich so geheimnisvoll zu geben, wie das überhaupt nur möglich war. »Nicht offiziell jedenfalls.«

Dann bist du also Geheimagent, dachte sie. Dann können die doch nicht klar bei Verstand sein.

*

Er hatte ein schlichteres Lokal in der Stadt besucht. Einfache Klientel, viele einsame Frauen mittleren Alters oder auf dem besten Weg dorthin, schon darüber hinaus oder auf dem absteigenden Ast. Resigniert, verletzlich, suchend, verzweifelt auf der Jagd nach etwas Besserem oder zumindest nach einigen Stunden Gesellschaft. Er hatte sie in der Bar gefunden, wo sie allen, die hinschauen mochten, ihr großzügiges Dekolleté zeigte. Angesichts der Konkurrenz war sie die Schönheit des Abends, rothaarig, weißhäutig, großbusig, mit zehn Kilo Übergewicht, grell geschminkt, angetrunken, und Waltin war von einem unwiderstehlichen Drang erfasst worden, ihr etwas anzutun.

*

Bist du deshalb so nervös, dass du ihn nie hochkriegst?, dachte Lisa Wiijnbladh und spürte dabei, wie die Bewegungen des Wagens sich bis zu den Innenseiten ihrer Oberschenkel fortpflanzten.

»Was bist du geheimnisvoll, Männlein«, sagte sie. Lächelte, beugte sich vor und streichelte seine Wange.

»Najaaa«, sagte Wiijnbladh und war plötzlich glücklich und verlegen. »Über gewisse dienstliche Dinge kann ich eben nicht reden.« Sie hat mich angefasst, dachte er.

»Ihr habt euch privat getroffen«, sagte seine Frau und versuchte ein freches Lächeln. Dass du nicht reden kannst, ist ja wohl nicht das Problem, dachte sie.

»So könnte man es vielleicht sagen«, sagte Wiijnbladh und nickte. »Wir haben uns privat getroffen.«

»Wo wohnt er denn?«, fragte seine Frau.

*

Waltin war mit ihr zu einer der Tarnadressen gegangen, die er aus Dienstgründen besaß, und er hatte sich gerade für diese entschieden, weil es hier keine Nachbarn und dafür im Schlafzimmer ein Bett mit kräftigen Bettpfosten gab. Alles andere, was er brauchte, hatte er bei sich.

*

»Du bist ja vielleicht neugierig«, sagte Wiijnbladh ausweichend. Was hatte er nur damals gesagt, als er zu ihm ins Büro gekommen war?, fragte er sich nervös. Er hatte es so nebenbei erwähnt.

»Gib zu, dass du keine Ahnung hast«, sagte seine Frau und sah genauso aus wie immer.

»Norr Mälarstrand«, sagte Wiijnbladh, denn plötzlich war es ihm eingefallen.

*

Zuerst hatte er sie aufs Bett gedrückt, hatte ihre Hände und Füße an die Bettpfosten gebunden und wie immer seine Lederriemen benutzt. Hatte ein wenig zugelegt, weil sie ziemlich betrunken war, weil sie es brauchte, vor allem aber, weil er Lust dazu hatte. Hatte ihr Bluse und BH über den Kopf gestreift, hatte den Rock bis zur Taille hochgezogen und ihre Unterhose zerrissen. So war es einfacher, und er machte es gern, hörte gern das Geräusch und hatte das Gefühl, kurz vor dem Bersten zu stehen, als er in sie eindrang.

*

»Norr Mälarstrand«, wiederholte seine Frau. Warum sollte so einer einen kleinen Scheißer wie dich zu sich einladen, dachte sie.

»Fantastische Wohnung«, sagte Wiijnbladh und nickte. »Hatte eine ganz fantastische Kunstsammlung«, fügte er hinzu und nickte noch einmal. Was hatte Waltin nur gesagt, als er ihm diese Matissefälschung gezeigt hatte?

*

Nicht, dass sie nicht mitgespielt hätte. Sie war dabei, sie gehörte dazu. Die fette Sau genoss die Sache sogar, und obwohl sie so betrunken war, hatte sie plötzlich einen Orgasmus, schrie einfach los und richtete sich in seinem Bett gespannt wie ein Bogen auf. Und er war sofort herabgesunken. Alle Kraft hatte ihn ganz einfach verlassen.

*

»Ich wusste ja gar nicht, dass du dich für Kunst interessierst«, sagte Lisa Wiijnbladh sauer.

»Kunst ist doch nett«, sagte Wiijnbladh ausweichend. Jetzt ist sie wieder wie immer, dachte er.

*

Er hatte sie geknebelt und ihr die Augen verbunden und die Fesseln noch fester angezogen. Aber auch das hatte nicht geholfen. Daraufhin hatte er sie zwischen den Beinen rasiert, denn das brachte es sonst immer, doch ihr kam es dabei schon wieder.

Und dann hatte er aufgegeben.

*

»Du solltest vielleicht selbst anfangen zu malen«, sagte Lisa Wiijnbladh. »Wie dieser Zorn.« Hieß der nicht so?

»Na ja«, sagte Wiijnbladh und schaute verstohlen auf die Uhr. »Wie sollte ich dazu wohl Zeit finden?« Sind wir nicht bald da?, überlegte er.

*

Als sie danach auf dem Sofa saßen, hatte er ihr ein großes Glas eingeschenkt. Das brauchte sie, denn sie sah einfach schrecklich aus. Die Schminke in ihrem Gesicht war überall verlaufen, dazu die großen weißen Hängebrüste, der um die Taille zerknüllte Rock und die gespreizten Beine, so dass sie ihr rasiertes Geschlecht sehen konnte. Plötzlich waren ihr die Tränen gekommen.

»Was hast du gemacht?«, jammerte sie. »Was soll ich meinem Mann sagen?«

»Das kann doch eine nette Überraschung für ihn sein«, sagte Waltin gelassen, und plötzlich hatte das vertraute Gefühl sich wieder eingestellt. Du hast einen Mann, dachte er.

*

»Oder nackte Frauen zeichnen«, beharrte seine Frau. »Wie heißt das noch, weißt du, wo die Leute nackte Frauen zeichnen?« Aber das würdest du sicher auch nicht schaffen, dachte sie. »Croquis«, sagte Wiijnbladh sauer, denn das hatte er bei der Arbeit gelernt. »Es heißt Croquis.«

*

»Herrgott«, nuschelte sie. »Was soll ich meinem Mann sagen?« letzt strömten ihre Tränen nur so, und sie wirkte plötzlich untröstlich.

»Dir fällt sicher etwas ein«, sagte Waltin hilfsbereit. Sonst helfe ich dir eben, dachte er, denn jetzt war das Gefühl wieder da, ebenso stark wie beim ersten Mal. Ehe sie es nicht geschafft hatte, sich so zu verhalten, wie es sich gehörte.

»Er wird mir doch nie glauben«, schluchzte sie. »Er ist bei der Polizei.«

Polizei, dachte Waltin. Das ist zu schön, um wahr zu sein, dachte er, und er hatte das Gefühl, bersten zu müssen, als er sie hochzog und über die Sofalehne zwang. Danach drang er von hinten in sie ein, und sie schrie die ganze Zeit wie ein gestochenes Schwein, und ehe er sie nach Hause fuhr, band er sie noch einmal bäuchlings am Bett an und verpasste ihr eine ordentliche Runde mit seinem Gürtel.

*

»Du findest das vielleicht ganz toll«, seine Frau ließ nicht locker. »Jede Menge nackte Frauen. Die zu zeichnen kann doch nicht so schwer sein.«

»Wir sind da«, sagte Wiijnbladh abweisend und stand auf. »Wir müssen aussteigen«, sagte er. Eigentlich müsste ich dich umbringen, dachte er.

*

Da er ihre Handtasche durchwühlt hatte, als sie zur Toilette gegangen war, und da er nun ihren Namen kannte, hatte er nur einen Blick in die Personallisten der Stockholmer Polizei zu werfen brauchen, um ihn zu finden.

Kriminalinspektor Göran Wiijnbladh von der Spurensicherung. Den muss ich kennen lernen, dachte Waltin und fühlte sich fast so munter wie damals, als er gesehen hatte, wie sein Mütterchen mit der Rolltreppe am Östermalmtor zur U-Bahn hinunterfuhr.

*

Der Sonderbeauftragte des Ministerpräsidenten hatte mit seinem alten Freund, Lehrer und Mentor Professor Forselius zusammen Weihnachten gefeiert. Beide hatten zwar eine Anzahl von geschiedenen Frauen, noch mehr Kinder und in Forselius' Fall eine fast unwahrscheinliche und rasch anwachsende Schar von Enkelkindern, aber wenn es um Weihnachten ging, hatten sie aus allerlei Gründen nur einander, und das war nun schon seit Jahren so.

Dass sie sich immer beim Sonderbeauftragten trafen, war auch nicht weiter verwunderlich. Forselius aß entweder Konserven, oder er begab sich in seinen Herrenclub, während der Sonderbeauftragte über alle Dinge verfügte,

die sein geheimes Leben zu bieten hatte. Wenn man ins Telefonbuch schaute, dann stand er dort, mit Vor- und Nachnamen, aber ohne Rang, und er hatte eine absolut bescheidene Adresse in Söder, wo er aber nur seine Post holte, und der dortige Telefonanschluss war vom ersten Tag an mit der großen Villa in Djursholm verbunden gewesen, wo er wirklich wohnte. Außerdem hatte er eine Haushälterin, einen Weinkeller, ein Parteibuch und mehrere Millionen, die er mit all der Fürsorge, deren nur Leute wie er und Forselius mächtig waren, im Ausland vergraben hatte. Das Seltsamste daran war, dass er sein ganzes Geld selbst verdient hatte, und das noch vor seinem dreißigsten Lebensjahr.

Forselius liebte ihn mehr als seine eigenen Kinder, während die Gefühle, die der Sonderbeauftragte Forselius entgegenbrachte, schon gemischter waren. Er liebte seine Kinder doch mehr, dachte er oft, denn eigentlich war Forselius nur ein quengeliger Greis, der wirklich unvergleichlich ich-bezogen sein konnte. Aber eine seiner Eigenschaften war kaum zu überbieten. Forselius war der einzige, mit dem er über Dinge sprechen konnte, die sonst niemand verstand, und da Fragen dieser Art sein Dasein mehr oder weniger bestimmten, lag die Antwort ja auf der Hand.

Und wer zum Teufel will sich am Heiligen Abend in einem Rasierspiegel zuprosten?, dachte der Sonderbeauftragte und trank seinem einzigen und altgedienten Gast zu.

»Prost, Professor«, sagte der Sonderbeauftragte. »Und fröhliche Weihnachten.«

»Prost, junger Mann«, sagte Forselius und nippte an seinem Wein. »Und auch dir fröhliche Weihnachten.«

»Na«, sagte der Sonderbeauftragte und musterte ihn neugierig.

»Petrus«, sagte Forselius. »1945.«

»Mein Geburtsjahr«, sagte der Sonderbeauftragte.

»Ein großes Jahr in Bordeaux«, sagte Forselius.

»Ein großes Jahr auch anderswo«, sagte der Sonderbeauftragte großzügig und dachte an seine eigene Entstehung.

»Hab ich dir von dem Polacken erzählt?«, fragte Forselius. »Das war auch in dem Jahr.«

»Der, den ihr umgebracht habt?«, sagte der Sonderbeauftragte und lachte so sehr, dass sein Schmerbauch nur so hüpfte.

»Na ja«, sagte Forselius. »Was hatten wir denn für eine Wahl?«

Vorspeise, Hauptgericht, Käse und Dessert, aber kein Heringsschwanz, keine Scheibe Schinken und kein Weihnachtspudding, so weit das Auge reichte. Eine magere, schwarz gekleidete Frau mittleren Alters, die wie gehetzt zwischen Küche, Flur und dem riesigen Esszimmertisch hin und her rannte und nie auch nur ein Wort sagte. Jetzt stand sie in der Tür zwischen Speisesaal und Bibliothek und wechselte mit dem Herrn des Hauses einen Blick.

»Ich glaube, Kaffee und Cognac warten«, sagte der Sonderbeauftragte, legte seine Damastserviette weg, schob den Stuhl zurück und erhob sich mit einer gewissen Mühe.

Forselius nickte, räusperte sich, zwinkerte viel sagend und beugte sich vor.

»Ist diese Person stumm?«, flüsterte er. »Ist sie wirklich stumm?«

»Das weiß ich eigentlich gar nicht«, sagte der Sonderbeauftragte. »Sie hat noch nie etwas gesagt.«

Zu Kaffee und Cognac tauschten sie immer Weihnachtsgeschenke. Es war immer die gleiche Art von Geschenken, aber es waren doch immer andere als im vergangenen Jahr. Jeder bekam einen zusammengefalte-

ten Zettel, den er dann öffnete und las. Auf beiden Zetteln stand eine beängstigend lange Ziffernfolge, unterschiedliche Ziffern. Gerunzelte Stirnen. Forselius' Stirn glättete sich als erste, und sein zerfurchtes Greisengesicht öffnete sich zu einem zufriedenen Grinsen.

»Ich habe wieder gewonnen«, sagte er glücklich.

»Du und deine verdammten Primzahlen«, sagte der Sonderbeauftragte sauer. »Ich muss schließlich auch noch meinen Job machen. Außerdem bin ich sicher, dass du mit dem Zentralrechner des Militärs herumpfuschst«, fügte er verärgert hinzu.

»Warum glaubst du das?«, fragte Forselius listig. »Ich denke vielleicht einfach besser als du.«

»Haa, haa«, sagte der Sonderbeauftragte, der ein elender Verlierer und ein absolut unerträglicher Gewinner war.

Danach spielten sie Billard und tranken die halbe Nacht lang Cocktails, bis Forselius am frühen Morgen des ersten Weihnachtstags ins Gästezimmer im Obergeschoss wankte. Dort schlief er dann ein, sowie er die Schuhe abgestreift und sich trotz seines hohen Alters auf die Bettdecke hatte fallen lassen.

*

Waltin hatte sich sorgfältig vorbereitet. Zuerst hatte er alles in Erfahrung gebracht, was es über diese fette rothaarige Sau und ihren jämmerlichen Ehegatten zu wissen gab. Keine besondere Herkunft, kein Geld, keine Schulen, aber das hatte ja wohl auch niemand erwartet, dachte er zufrieden. Triste Dreizimmerwohnung im Vorort, keine Kinder, die Sau arbeitete offenbar bei einer Telefongesellschaft und war ansonsten bekannt dafür, dass sie sich mehr unter anderen Männern abstrampelte als unter dem ihr angetrauten. Hat sicher als so eine alt-

modische Telefonistin angefangen, die die ganze Zeit Stöpsel in kleine Löcher schiebt, und seither macht sie aus alter Gewohnheit eben so weiter, dachte er und kicherte glücklich.

Wenn er sich langweilte, griff er immer zu den Bildern, auf denen sie gefesselt und geknebelt dalag, und einige Zeit hindurch hatte er ernstlich mit dem Gedanken gespielt, die besten Bilder als Lesereinsendung an eine dieser elenden Pornozeitschriften zu schicken, die man inzwischen an fast allen Orten fand, die von den Männern der Unterklasse aufgesucht wurden, aber nach reiflicher Überlegung hatte er davon abgesehen. Ich brauche sie ja vielleicht noch mal, dachte Waltin, denn das mit ihrem Männlein sprach ihn nun wirklich an.

Er hatte ihn einige Monate nach seiner Begegnung mit der Sau angerufen, und als er seinen Namen genannt hatte, hatte der traurige keine Scheißer sich so geschmeichelt gefühlt, dass Waltin schon bereute, das Gespräch nicht auf Band aufgenommen zu haben.

»Wie gesagt«, sagte Waltin, »ich würde gern mein technisches Wissen auffrischen, ohne das dem gesamten operativen Büro auf die Nase zu binden.«

»Sicher, sicher«, sagte Wiijnbladh diensteifrig. »Dann schlage ich den Samstagvormittag vor, denn dann habe ich Dienst und bin meistens allein hier auf der Abteilung«, sagte Wiijnbladh freundlich. Wer ihm wohl meinen Namen genannt hat? Das kann noch große Folgen haben, dachte er und sah sich schon als Chef der sagenumwobenen und geheimen technischen Abteilung der Sicherheitspolizei.

»Fine with me«, sagte Waltin. »Sagen wir, am Samstag um zehn?« Ob er wohl Englisch versteht?, überlegte er.

»Diskretion Ehrensache«, sagte Wiijnbladh, als der ahnungslose Zuhälter, der er nun einmal war.

Wiijnbladh hatte ihn in weißem Kittel mit Gürtel empfangen, ihm fehlte eigentlich nur noch ein Stethoskop. Und die Ausbildung natürlich, aber insgesamt war er besser, als Waltin sich das in seinen feuchtesten und geheimsten Träumen hatte vorstellen können. Danach waren sie durch die Abteilung gegangen, und Wiijnbladh hatte vorgeführt und demonstriert und wie eine kleine Mühle geplappert, während Waltin die ganze Zeit verstohlen vor sich hingrinste.

»Hier haben wir zum Beispiel einen Matisse, der letzte Woche eingelaufen ist«, sagte Wiijnbladh und zeigte auf ein Bild, das jemand auf einen Arbeitstisch gelegt hatte. »Eine Fälschung natürlich«, sagte er und seufzte als der Kunstkenner, der er bestimmt war.

Was du nicht sagst, dachte Waltin. Ich dachte schon, er hätte das mit den Füßen gemalt.

»Ich habe selbst zwei Stück«, erklärte Waltin mit der Selbstsicherheit des Mannes von Welt. »Schön zu hören, dass ihr euch auch mit solchen Dingen beschäftigt.«

Die offizielle Anrede hatten sie natürlich aufgegeben, sowie sie einander die Hände geschüttelt hatten. Das war doch das halbe Vergnügen. Danach hatte Waltin unterwegs so allerlei Stichwörter geliefert, wenn sich gerade eine Gelegenheit ergab.

»Es ist wirklich entsetzlich, dass jemand einem Kind so etwas antun kann«, sagte Waltin und schüttelte besorgt den Kopf, während Wiijnbladh eine kleine Unterhose hochhielt, auf der irgendein im forensischen Weinberg tätiger Kollege von Wiijnbladh offenbar Spermaflecken hatte sicherstellen können.

»Himmel, ja«, sagte Wiijnbladh.

»Du hast ja selbst Kinder«, sagte Waltin, mehr als Feststellung denn als Frage, denn die Antwort kannte er ja schon.

»Leider«, sagte Wiijnbladh, »haben meine liebe Frau und ich in dieser Hinsicht kein Glück gehabt.«

Und in anderer Hinsicht auch nicht, wie mir scheint, obwohl ihr ja niemand vorwerfen kann, dass sie sich nicht alle Mühe gibt, dachte Waltin und gab sich alle Mühe, um eine neutrale und angemessen mitfühlende Miene zu zeigen.

»Ich habe nicht einmal eine Frau an meiner Seite«, sagte Waltin und schüttelte den Kopf. Ich schaff es ja kaum, die aller anderen flachzulegen, dachte er.

»]a«, sagte Wiijnbladh und schien plötzlich mit seinen Gedanken weit weg zu sein. »Aber auch die Ehe kann so ihre Seiten haben.«

Was du nicht sagst, dachte Waltin. Das hier ist fast zu schön, um wahr zu sein.

Als Letztes hatte Waltin ihm die Waffenkammer gezeigt: Hunderte von Waffen aller erdenklichen Fabrikate und Größen. Militärische und zivile Maschinenpistolen, Kugelgewehre und Schrotgewehre, mit vollständigem oder abgesägtem Lauf, Revolver und Pistolen, Schusswaffen, die als Spazierstöcke oder Federhalter getarnt waren, Bolzenpistolen, Zündnadelpistolen und sogar eine Schlachterpistole.

»Die meisten Beschlagnahmungen machen wir im Zusammenhang mit Einbrüchen jeder Art«, sagte Wiijnbladh. »Aber wir kaufen auch allerlei, um es in unserer Waffenbibliothek vorrätig zu haben«, fügte er erklärend hinzu.

Ja, denn lesen könnt ihr sicher nicht, dachte Waltin. Was für ein schreckliches Chaos. Waffen an den Wänden in Regalen, in Schubladen und Schränken. In einem alten Schuhkarton Waffen und Waffenteile, die offenbar jemand zu sortieren begonnen hatte, ohne mit dieser Arbeit fertig zu werden. Waffen und Waffenteile auf Tischen und Bänken, und sogar ein auseinander genom-

menes und abgesägtes Schrotgewehr, das jemand auf einen Stuhl gelegt hatte, um dann zu verschwinden, unklar, zu welchem Einsatz.

»Das ist ja wirklich nicht wenig«, sagte Waltin und nickte, während im Hintergrund das Telefon klingelte.

»Wir haben hier auf der Abteilung an die tausend Waffen. Entschuldige mich einen Moment«, sagte Wiijnbladh.

»Sicher«, sagte Waltin, und kaum hatte er gehört, wie der andere im Vorraum den Hörer abnahm, und ohne zu begreifen, wie es passierte oder warum er es tat, griff er in eine halb herausgezogene Schublade, fischte einen Revolver mit kurzem Lauf heraus und verstaute ihn in seiner allertiefsten Tasche.

»Verzeihung«, sagte Wiijnbladh, als er zurückkam, »aber das war der Wachhabende der Kriminalpolizei.«

»Macht doch nichts«, sagte Waltin. »Wenn überhaupt, dann sollte ich um Entschuldigung bitten, schließlich halte ich dich ja von wichtigeren Aufgaben ab. Ich danke dir sehr für die Führung. Das war ungeheuer lehrreich.«

Und wie gesagt fast so gut wie damals, als er gesehen hatte, wie sein Mütterchen ihr Haus verließ und mit Hilfe ihrer Stöcke und mit ihrem üblichen Affentheater zur U-Bahn-Station losgehumpelt war.

*

Wiijnbladh und seine Frau hatten wie immer bei seiner Schwägerin, deren halb alkoholisiertem Mann und dem vierzehnjährigen Sohn im Reihenhaus in Sollentuna Weihnachten gefeiert. Es war genauso trist zugegangen wie immer. Zuerst hatten sie gegessen, dann hatten sie sich vor den Fernseher gesetzt, schließlich hatten sie Weihnachtsgeschenke ausgetauscht, und danach hatten sie wieder ferngesehen.

Dann war der Schwager nach dem üblichen Konsum von Bier, Wein, Schnaps, Kaffee und Avec und Gin Tonic auf dem Sofa eingeschlafen. Den Kopf im Winkel von neunzig Grad gegen das Sofa gelehnt, den Mund sperrangelweit aufgerissen und heftig schnarchend. Die Hausfrau und ihre Schwester waren in der Küche verschwunden, wo sie hinter geschlossener Tür kicherten und Wein tranken. Der Sohn blieb sitzen und starrte Wiijnbladh unter seinem Pony hinweg böse an, wenn er sich unbeobachtet wähnte. Seine Blicke verrieten, dass er geistig zurückgeblieben und außerdem tückisch war, fand Wiijnbladh, aber es war immerhin ein Trost, dass der Knabe bald fünfzehn wurde, und dann könnte Wiijnbladh im Personen- und Vorstrafenregister nachsehen, um festzustellen, was er eigentlich trieb, wenn er in der Schule oder zu Hause über seinen Aufgaben brüten sollte.

»Wir sollten vielleicht an die Heimfahrt denken«, sagte Wiijnbladh, und als er die Küchentür öffnete, verstummten Gattin und Schwägerin sofort. Die Gattin hatte gerade etwas erzählt, das hatte er gehört, und offenbar hatte sie dabei Tränen gelacht.

»Ich glaube, dein lieber Mann möchte eine Nummer … auch er«, sagte die Schwägerin nach einer Kunstpause, und danach lachten sie beide Tränen.

Ich sollte sie alle beide umbringen, dachte Wiijnbladh.

*

Kaum hatte Waltin seine Wohnung in Norr Mälarstrand erreicht, da entschloss er sich, die kleine Jeanette anzurufen.

»Ich habe meine Pläne geändert, Geliebte«, sagte er. »Ich glaube, wir müssen in der Stadt Weihnachten feiern. Im Job ist so viel los, dass ich erreichbar sein muss«, erklärte er.

»Wann soll ich denn kommen?«, fragte Jeanette. Klasse, dachte sie. Dann kann man zwischen den Jahren vielleicht normal sitzen.

Ob sie wohl versuchen wird, Kontakt zu mir aufzunehmen, überlegte Waltin. Oder ob ich mich an sie wenden sollte? Und plötzlich erregte das alles ihn dermaßen, dass er sich die Fotos schnappen musste, die er im Frühling von ihr gemacht hatte, um ins Badezimmer zu gehen und sich von seinem Druck zu befreien.

Was zum Teufel soll das denn?, dachte Jeanette erstaunt. Zuerst Champagner und russischer Kaviar, dann Gänseleber und dieser süße französische Wein, den sie liebte, dann Seezunge und noch mehr Champagner. Jetzt aßen sie gerade Sorbet von schwarzen Johannisbeeren, die zweite Flasche Champagner war schon mehr als halb getrunken, und sie war noch immer vollständig angezogen. Und er war so zärtlich, reizend und unterhaltsam wie beim ersten Mal. Und sah besser aus denn je, obwohl er die ganze Zeit verdammt gut ausgesehen hatte.

»Prost, meine Geliebte«, sagte Waltin und hob sein Glas. »Ich habe übrigens ein Geschenk für dich.«

Es war ein bodenlanger Nerzmantel mit Kapuze. Wann soll ich den wohl anziehen?, fragte sie sich. In einem anderen Leben. Was der wohl gekostet hat? Ein oder zwei von meinen Jahresgehältern, vor Abzug der Steuern, dachte sie.

»Es soll ja einen kalten Winter geben«, sagte Waltin lächelnd. »Und du sollst mir doch nicht frieren.«

Was soll das bloß?, dachte Kriminalassistentin Jeanette Eriksson, die bald achtundzwanzig Jahre alt werden würde.

Ich muss auch Hedberg erwischen, dachte Waltin, während er die kleine Jeanette ansah, die neben ihm im Bett schlief. Ungestraft, nach etwas zu viel Champagner nicht in den Schlaf gewiegt und mit ihrem Weihnachtsge-

schenk als einziger Decke über ihrem schmächtigen Körper. Und dann muss ich Berg irgendwie beruhigen, dachte er. Und sei es auch nur zu seinem eigenen Besten.

*

Unmittelbar vor Mitternacht fasste Jarnebring sich ein Herz und rief seinen besten Freund an.

»Ich habe mich verlobt«, sagte Jarnebring.

»Wie heißt sie?«, fragte Johansson und hörte sich ungewöhnlich fröhlich und munter an und hatte sicher schon das eine oder andere intus. »Kenn ich sie vielleicht zufällig?«

»Hör auf, Lars«, sagte Jarnebring, der sich seinen großen Tag von solchen Sprüchen nicht verderben lassen wollte.

»Herzlichen Glückwunsch, Bo«, sagte Johansson, »und euch beiden fröhliche Weihnachten. Und pass auf dich auf. Und auf sie auch«, fügte er hinzu und hörte sich plötzlich schrecklich ernst an.

Du sentimentaler Scheißlappe, dachte Jarnebring, als er den Hörer auflegte. Verdammt, offenbar hab ich was ins Auge gekriegt, dachte er und rieb sich mit dem Fingerknöchel den linken Augenwinkel.

»Hat er sich gefreut?«, fragte seine Verlobte.

»Hmm«, sagte Jarnebring und nickte.

*

Ich muss Hedberg erwischen, dachte Waltin, aber dann war er wohl endlich eingeschlafen, denn als er wieder hochschaute, wurde es vor seinen Schlafzimmerfenstern schon hell.

XV

Und alles, was blieb, war die Kälte des Winters

Sundsvall, über Weihnachten und Neujahr

Johanssons ältester Bruder wohnte einige Dutzend Kilometer von Sundsvall entfernt am Meer, in einem großen alten Holzpalast, der in den goldenen Jahren um die Mitte des 19. Jahrhunderts von einem reichen Handelsbaron als Sommerhaus errichtet worden war. Und seit Johanssons Bruder hier eingezogen war, war das Haus nicht kleiner geworden.

Mal sehen, dachte Johansson, der über ein gutes Gedächtnis verfügte. Er hat die Auffahrt asphaltiert, hat den Parkplatz erweitert und seiner Frau ein neues Auto gekauft.

Am Morgen des Heiligen Abends hatten sie auf einer Insel im Meer Hasen gejagt. Das war eine alte Tradition, die sie vom elterlichen Hof bei Näsäker mitgebracht hatten, und das einzige Problem früher war gewesen, dass ihr Schweißhund sich meistens verirrt hatte und dass Mama Elna wütend auf sie gewesen war, wenn sie endlich nach Hause kamen, egal, ob sie nun einen Hasen mitbrachten oder nicht.

Diesmal lief alles besser. Das Meer war offen, weshalb weder Hündin noch Hasen etwas anderes übrig blieb, als auf festem Boden zu verbleiben. Die Hündin allerdings war noch gewaltig mit Jagen beschäftigt, als sein Bruder auf die Uhr schaute und mitteilte, sie müssten jetzt aufbrechen, wenn sie nicht zu spät zum Mittagessen kommen wollten.

»Aber was machen wir mit der Hündin?«, fragte Johansson, der gerne noch geblieben wäre, um einen weiteren Hasen zu schießen.

»Darum kümmert sich der Jagdhelfer«, sagte sein Bruder und nickte zu dem bewaldeten Hang hinüber, an dem sein Hundeführer schon vor einer Stunde Posten bezogen hatte.

»Ich hatte ja keine Ahnung, dass es hier draußen auf den Inseln so viele Hasen gibt«, sagte Johansson und nickte zu den drei kreideweißen Leichen hinüber, die auf der Heimfahrt unten im Boot lagen.

»Hier draußen gibt's verdammt noch mal keine Hasen«, sagte sein Bruder und nickte.

»Und wo kommen die dann her?«, fragte Johansson, der einen geschossen hatte und einen weiteren fast erwischt hätte.

»Die hat der Junge vorige Woche ausgesetzt«, sagte sein Bruder grinsend. »Wofür hältst du mich eigentlich?«

Schön zu hören, dass du noch der Alte bist, dachte Johansson.

Das Mittagessen am Heiligen Abend war bei Johanssons ältestem Bruder nicht nur der Auftakt zu den Weihnachtsfeierlichkeiten, sondern auch ihr Höhepunkt, und gegessen wurde immer in der Küche. Indem er die Wände zur Vorratskammer, der ursprünglichen Küche, der Anrichtekammer und dem alten Speisesaal des Holzbarons eingeschlagen hatte, hatte sein Bruder einen Riesenraum geschaffen, der für den modernen Wikingerhäuptling, der er eben war, durchaus ausreichte. Der Tisch war schon zur Selbstbedienung gedeckt, um unnötige Rennerei zu vermeiden, das Feuer loderte im hohen offenen Kamin, und Johanssons großer Bruder saß wie üblich auf dem Hochsitz am Tischende, seine Eltern saßen rechts und links von ihm, alle seine Kinder an den Längsseiten, und seine Frau und Lars Martin ihm gegenüber an der zweiten Querseite.

»Ein gesegnetes Weihnachtsfest«, sagte Johanssons großer Bruder, lächelte mit seinen kräftigen gelben Pferdezähnen und hob sein beschlagenes Schnapsglas.

Du bist immer noch der Alte, dachte Johansson.

Papa Evert und Mama Elna, sieben Kinder, drei Schwiegersöhne, drei Schwiegertöchter, zweiundzwanzig

Enkelkinder, fünf Urenkelkinder. Nicht einmal die Riesenküche des großen Bruders hätte ausgereicht, wenn alle gekommen wären. Aber obwohl seit Generationen zu Hause in Näsäker jedes Jahr Familientreffen abgehalten wurden, wollte die Mehrheit der großen Familie Johansson doch lieber anderswo und auf eigene Faust Weihnachten feiern, wie immer, wenn das Sippengefühl abkühlte, wenn andere Gefühle und Unternehmungen sich dazwischen schoben und ohne dass tiefere Gegensätze oder gar Streitigkeiten eine Rolle gespielt hätten.

Aus denselben selbstverständlichen, historisch gegebenen Gründen feierten Johanssons Eltern bei ihrem ältesten Sohn Weihnachten, seit sie selbst zu alt waren, um die ganze Familie bei sich zu versammeln. Und deshalb saß Papa Evert nun zur Linken seines ältesten Sohnes, er war jetzt nur noch halb so groß wie »Klein-Evert«, und mit jedem Weihnachtsfest sah er eher aus wie etwas, das in der Sauna zu Hause auf dem Familienhof im Norden von Näsäker zum Trocknen aufgehängt worden war.

Nach dem Mittagessen hatten sie im Wohnzimmer, dem weitere Wände zum Opfer gefallen waren und das einen weiteren offenen Kamin und selbst für die Nichterschienenen noch Sofa, Sessel und Stühle aufwies, die Geschenke verteilt. Johansson hatte wie üblich den Weihnachtsmann gespielt, er hatte eine rote Mütze getragen, sich aber im Hinblick auf den lodernden Kamin, allzu viele Schnäpse und die entscheidende Tatsache, dass der jüngste Teilnehmer an diesem Fest fünfzehn Jahre alt und alt genug war, um seinen Apfelsaft mit mehr als einem Bier aufzupeppen, wenn er sich von seinen Eltern unbeobachtet glaubte, geweigert, eine Maske zu tragen. Aber Letzteres hatte er natürlich nicht gesagt. Denn es

war doch Weihnachten, und ihn ging das außerdem wirklich nichts an.

Am Ende aber war alles vorüber, und zwar genau in dem Augenblick, in dem das viele Essen und alle Getränke ihren Tribut forderten. Das letzte Geschenk aus dem letzten geflochtenen Bastkorb wurde überreicht, wie immer an die Frau des Hauses, vom Herrn des Hauses und ohne Mitwirkung des Weihnachtsmanns. Wie immer teurer als alles andere zusammen, und wie immer wurde es herumgereicht, damit alle ihre Bewunderung für die Freigebigkeit des Gastgebers, sein warmes Herz und seine großartige Finanzlage zum Ausdruck bringen konnten.

»Das ist wirklich nicht schlecht«, sagte Johansson, um seinem Bruder eine Freude zu machen, und hielt das funkelnde Halsband hoch. Und es ist bestimmt lang genug, um ihr bis an die Taille zu gehen, dachte Johansson und lachte seine durchtrainierte und, egal zu welcher Jahreszeit, immer sonnengebräunte Schwägerin beifällig an.

»Ja, verdammt, wir Reichen haben es doch gut«, lachte sein Bruder genüsslich und schwenkte seine dicke Weihnachtszigarre, während er zugleich seinen jüngsten Bruder in eine Rauchwolke hüllte.

Sieh dich vor, dachte Johansson, sonst schicke ich dir die Steuerfahndung auf den Hals, und dann zog er sich in eine Ecke zurück, um sich in aller Ruhe mit seinem alten Vater zu unterhalten.

»Wir geht’s dir, Papa?«, fragte Johansson mit lauter Stimme und streichelte behutsam die Hand des Alten.

»Schrei nicht so, Junge, ich bin ja nicht taub«, sagte Papa Evert und grinste seinen Lieblingssohn freundlich an, während er ihm mit der freien Hand in den Bauch boxte. »Du scheinst ja wirklich keine Not zu leiden«, stellte er mit einem Blick auf Johanssons schwellende Taille zufrieden fest.

»Dir geht’s offenbar auch nicht schlecht«, sagte Johansson in normaler Lautstärke und mit tiefer Fürsorge in der Stimme.

»Nein, verdammt«, sagte Papa Evert und schüttelte den Kopf. »Es ist doch schon eine Weile her, seit ich so was getrieben habe, und es ist außerdem nichts, worüber man mit seinen Kindern spricht«, sagte der Vater, der das hörte, was er hören wollte. »Aber ich bin gesund und klar im Kopf, das schon, trotz allem Dreck, den man im Radio hört und in der Zeitung liest.«

Bald neunzig, fast taub, nur halb so groß wie in seinen guten Zeiten und mager wie ein Zaunpfahl. Aber gesund, dachte Johansson, es könnte einem wirklich schlechter gehen.

Danach war Papa Evert auf sein Lieblingsthema zu sprechen gekommen. Auf die wachsende Kriminalität, die jetzt auch immer häufiger auf Näsäker und die umliegenden Gemeinden übergriff. In der Schule war eingebrochen worden, und irgendwer hatte sich eine der Waldfräsen der Genossenschaft gekrallt.

»Aber das mit der Schule, das war garantiert dieser kleine Teufel von Marklunds, auch wenn er sich da sonst nie blicken lässt«, sagte Papa Evert.

Das mit der Waldfräse dagegen war schon schlimmer, und wenn man bedachte, dass so ein Gerät mehrere hunderttausend Kronen kostete – fast neu war es noch dazu gewesen –, dann wäre es schon gut, wenn Lars Martin ein paar gute Burschen von der Landespolizei in Stockholm hochschicken könnte. Am liebsten Norrländer, aber das Beste wäre es natürlich, wenn er persönlich anrücken könnte.

»Du kannst ja deinen Bruder fragen, ob er dir seine Hündin leiht, und dann kannst du gleich auch noch ein bisschen auf Hasenjagd gehen«, sagte Papa Evert, der gern das Angenehme mit dem Nützlichen verband.

Er selbst hatte sich zu seinem achtzigsten Geburtstag von seinen Jagdhunden getrennt.

»Die scheint ja eine gute Jägerin zu sein«, sagte Evert, sozusagen als Argument, und nickte seinem jüngsten Sohn zu.

Seufz, dachte Johansson, und nicht nur aus Sehnsucht nach einem anderen Leben als dem, das er jetzt führte, aber ehe er sich in eine Diskussion verwickelte, der er lieber aus dem Weg ging, schalteten sich zwei der Kinder seines Bruders ein, und er setzte sich zu seiner Mutter.

Vom Regen in die Traufe, dachte Johansson fünf Minuten darauf, denn Mama Elna war nicht nur mager, klein, gesund und nicht im Geringsten schwerhörig, sie machte sich außerdem Sorgen.

»Du siehst nicht gesund aus, Lars«, sagte sie und legte den Kopf schief. »Du kommst mir überarbeitet vor, und ich finde außerdem, dass du seit dem letzten Mal gewaltig abgenommen hast.«

Immerhin, dachte Johansson und fühlte sich fast ein wenig aufgemuntert, aber dann kam seine Mutter auf ihre persönliche Lieblingssorge zu sprechen, nämlich auf den kleinen Lars Martin.

»Du hast nicht zufällig jemanden kennen gelernt?«, fragte Mama Elna und bewegte den Kopf von links nach rechts, um zu zeigen, wie besorgt sie war.

»Du meinst ein Frauenzimmer, Mama«, sagte Johansson und lächelte wie ein braver Sohn.

»Ja, was sollte ich denn sonst meinen?«, sagte Mama Elna misstrauisch.

»Irgendeine trifft man ja immer«, sagte Johansson ausweichend, denn er hatte nicht die geringste Lust, seiner Mutter von dem Schwärm aus zweien zu erzählen, in dem er sich in der vergangenen Woche gewälzt hatte wie ein Knorpelhai.

»Du weißt, was ich meine, Lars«, sagte Mama Elna, die nicht so leicht locker ließ. »Ich meine, etwas Festes, etwas Dauerhaftes, etwas … ja, wie Papa und ich.«

Nein, dachte Johansson, nicht wie Papa und du, denn so was gibt's bestimmt nicht mehr.

Später entschuldigte Johansson sich, wünschte schöne Weihnachten und gute Nacht, nahm seine Weihnachtsgeschenke – vor allem Bücher, von denen einige durchaus lesenswert aussahen – und ging auf sein Zimmer, um vor dem Einschlafen noch ein wenig zu lesen. Aus Gründen, die ihm selbst nicht richtig klar waren, dachte er auch an die Frau, die er vor fast einem Monat im Postamt im Körsbärsvägen gesprochen hatte. Pia, dachte Johansson. Pia Hedin, so hatte sie geheißen. Tut sie vielleicht immer noch, dachte Johansson, dann schlief er ein.

Das stille Leben auf dem Lande, dachte Johansson einige Tage später. Und aus Gründen, die ihm ebenfalls nicht ganz klar waren, und ohne mehr über dieses Thema zu wissen, wanderten seine Gedanken jetzt zum Leben auf dem russischen Dorf. Zu dem Leben, das zur Zarenzeit geführt wurde, vor der Revolution, und zwar von wenigen Begüterten. Sicher hab ich das irgendwo gelesen, dachte er. Sicher lag es an den Birkenhängen am Wasser, an der Stille, an der Muße, in der er seine Bücher las, lange Spaziergänge machte, aß und schlief und zusah, wie sein Bruder losfuhr und nach Hause kam, nachdem er seine vielen kleinen Geschäfte erledigt hatte, deren genaueren Charakter er lieber gar nicht wissen wollte. Keine Schlittenfahrten mit lodernden Fackeln natürlich, aber auch keine in der Winternacht heulenden Wölfe. Keine Bälle mit Champagner und tief dekolletierten Frauen, die wild hinter ihren geöffneten Fächern flirteten, um die Kälte auf Distanz zu halten. Aber auch keine Angst, dass die Erkältung, die man sich dabei

zugezogen hatte, das ohnehin schon kurze Leben noch weiter verkürzen könnte.

Die Tage kamen und gingen, er selbst war nur ein normaler stellvertretender Kriminaldirektor, der bald Bürochef sein würde und bis dahin seine Batterien auflud. So musste man die Sache sehen. Am Samstag, dem 28. Dezember, wurde der Stockholmer Polizeichef in den großen Abendzeitungen als Geburtstagskind gefeiert, und da Johansson ihm häufiger begegnet war, hatte er beim Spazierengehen fast eine Viertelstunde über diesen Geburtstag nachgedacht. Unschuldige Kinder, dachte Johansson. Was immer man von dem Kerl auch halten mag und auch wenn er in diesem Punkt seine festen Ansichten hatte, unschuldig war er ja wohl wirklich nicht. Weder im ursprünglichen Sinn des Wortes noch im übertragenen, herabsetzenden, den es in neuerer Zeit angenommen hatte. Es ist sicher noch schlimmer, fürchte ich, dachte er und ging schneller. Und auf jeden Fall war es wohl das spannendste Ereignis dieses Tages.

Zu Silvester hatten Bruder und Schwägerin ein großes Fest veranstaltet, mit Champagner, gemietetem Personal und allerlei weiblichen Gästen mit Dekolleté und männlichen im Smoking.

»Das wollte ich noch sagen«, sagte Johanssons Bruder. »Hier ist Smoking angesagt, aber du kannst meinen alten leihen. Schlimmstenfalls knöpfst du ihn eben nicht zu.«

Wie gut, dachte Johansson. Dann brauche ich immerhin keinen zu mieten.

Er hatte ihn dann doch schließen können. Obwohl das Jackett doppelreihig geknöpft wurde, saß es noch immer locker, und als Johansson sich auf seinem Zimmer im Spiegel betrachtete, sah er aus wie jeder Autohändler mittleren Alters.

»Verdammt, Brüderchen, du siehst ja fast so aus wie ein anständiger Mensch«, sagte sein Bruder zufrieden, als Johansson eine Weile später das Wohnzimmer betrat.

»Schade, dass du so kurze Beine hast«, sagte Johansson. »Sonst säße er jetzt perfekt.«

»Du kannst ihn behalten«, sagte sein Bruder großzügig. »Ich habe noch andere.«

»Du kennst nicht zufällig einen Zwerg, der klein und dick genug ist?«, fragte Johansson.

»Verdammt, Brüderchen«, sagte Johanssons großer Bruder, legte ihm den Arm um die Schultern und zog ihn an sich. »Heute Abend wollen wir Spaß haben. Wir werden fressen und saufen und tanzen und die Frauenzimmer umschwärmen. Hab ich übrigens schon gesagt, dass ich eine Überraschung für dich habe?«

Johanssons Überraschung traf ungefähr in der Mitte des Zustroms an Gästen ein, was absolut in Ordnung war, wenn man bedachte, wer sie war und wer die anderen Gäste waren. Außerdem war sie dekolletiert, was sie bei ihrer letzten Begegnung, als sie in seinem Stammlokal gegessen hatten, nicht gewesen war.

»Lars«, sagte sie und hörte sich erfreut und überrascht an. »Was machst du denn hier?«

»Ich wohne hier«, sagte Johansson.

Da Johanssons großer Bruder keiner war, der irgendetwas dem Zufall überließ, schon gar nicht dann, wenn er mit Mama Elna unter einer Decke steckte, hatten sie beim Essen natürlich nebeneinander gesessen und ausgiebig über alles Mögliche geplaudert.

»Du hast nie von dir hören lassen, obwohl du es versprochen hattest«, sagte Johanssons Tischdame und klang fast ein wenig verletzt.

Und was ist mit dir?, dachte Johansson, sagte es aber nicht. Er sah sie nur aus seinen ehrlichen blauen Augen an und belog sie.

»Habe ich wohl. Ich hab dich in der Woche angerufen, als ich aus den USA zurückgekommen war, und in eurer Zentrale haben sie versprochen, dir Bescheid zu geben«, sagte Johansson, der aus Erfahrung wusste, wie überzeugend diese Erklärung war.

»Die sind einfach hoffnungslos«, sagte seine Tischdame mit echter Resignation.

»Und seither hatte ich schrecklich viel zu tun«, sagte Johansson. Was immerhin schon ein wenig mehr der Wahrheit entsprach. »Woher kennst du übrigens meinen Bruder?«

Sie hatten sich offenbar bei einem Rotary-Treffen kennen gelernt, wo über die Polizei gesprochen worden war, und schon wenige Wochen darauf hatte die Post die Einladung gebracht.

Du musst ja wohl etwas mehr gesagt haben, dachte Johansson.

»Und da mein damaliger Freund und ich endlich beschlossen hatten, von nun an getrennte Wege zu gehen, da … ja, hier bin ich jedenfalls«, sagte sie und lächelte auf eine kaum misszuverstehende Weise.

Gegessen und getrunken hatte er, und zwar mehr als nur reichlich, und dann hatte er getanzt, und zumeist hatte er mit seiner Tischdame getanzt, und mehrmals war ihm im Gewimmel hinter ihrem Rücken das wissende Grinsen seines großen Bruders aufgefallen. Um Punkt zwölf hatte er sie umarmt und von ihr einen Kuss bekommen, aber statt den zu erwidern, hatte er sie mit dem Wolfsgrinsen bedacht, das sein bester Freund Frauen zukommen ließ, wenn er Zeit zum Überlegen brauchte.

»Ich dachte, bei Rotary sind Frauen nicht zugelassen«, sagte Johansson.

»Rotary?«, fragte seine Tischdame verwirrt und mehr als nur ein wenig beschwipst. »Rotary? Du denkst sicher an die Freimaurer.«

Danach war in der großen Küche ein Abschiedsimbiss serviert worden, und obwohl sie keinen Fächer hatte, waren ihre Absichten deutlich gewesen. Was zum Teufel mache ich jetzt?, dachte Johansson, der plötzlich nicht das geringste Interesse mehr verspürte. Schon gar nicht bei seinem ältesten Bruder und dessen pfefferkuchenfarbener Frau.

»Wann bist du denn wieder in Stockholm?«, fragte Johansson ablenkend und löste seine Hand aus ihrer nur halb so großen. Die beim FBI gekaufte Baseballmütze kann ich schließlich auch anderweitig verschenken, überlegte er.

Aber am Ende fand sich alles, und ihr Abschiedskuss, ehe sie mit einigen anderen Gästen im Taxi verschwand, war kühl genug, um ihm zu verstehen zu geben, dass Reue hier keinen Zweck mehr hätte.

»Verdammt, Lars«, sagte sein Bruder übellaunig, als sie allein im großen Wohnzimmer saßen, mitten in dem von den vielen Gästen hinterlassenen Chaos. »Du baust ab.«

»Ich steh nicht auf magere Frauenzimmer«, sagte Johansson, der seinen Bruder kannte und wusste, dass seine Schwägerin schon ins Bett gegangen war.

»Was glaubst du, was ich meiner Frau immer wieder sage?«, sagte sein Bruder leidenschaftlich. »Magere Frauenzimmer sind eine Schande. Aber glaubst du, sie hört auf mich? Mitnichten.«

»Prost«, sagte Johansson, und dann konnte er endlich schlafen gehen.

Am Neujahrstag saßen er und sein Bruder nach dem Abendessen vor dem Fernseher, sie schauten träge in die Glotze, tranken Cocktails und plauderten, wie man das manchmal macht, wenn man einander gut kennt und fast alles bereits gesagt ist. In den Nachrichten gab es ein längeres Live-Interview mit dem Ministerpräsidenten. Der

eigentlich wenig Besorgnis erregenden Ankündigung zufolge sollte es dabei um die Ereignisse des vergangenen und des kommenden Jahres gehen, aber schon ziemlich bald wurde nur noch über den Ministerpräsidenten selbst und sein privates Tun und Lassen gesprochen, und natürlich ging dann alles auf eine Weise schief, die sicher von Anfang an geplant gewesen war. Der Interviewer riss und zerrte am Hosenbein des Ministerpräsidenten wie ein wütender Terrier, während sein Opfer versuchte, sich mit seiner üblichen arroganten Beredsamkeit zu retten, ohne offenbar begriffen zu haben, dass dies gerade der Sinn der Sache war.

Die können ein Wort wie Weihnachtsfriede wohl nicht mal buchstabieren, die Mistkerle, dachte Johansson, der Journalisten ebenso innig liebte wie alle echten Polizisten, aber sein Bruder schien das alles ungeheuer komisch zu finden.

»Das arme Schwein«, lachte er. »Dass er es nie lernt.«

»Du wählst die Sozis doch gar nicht mehr«, sagte Johansson unschuldig.

»Stell dich nicht so an, Lars«, erwiderte sein Bruder gutmütig, streckte die Hand nach der Fernbedienung aus und drückte auf den Ausknopf. »Ich hatte einmal einen Verkäufer, der ähnelte diesem Gnom, den sie immer fertig machen müssen, so wie er sich in der Glotze zeigt, wie ein Ei dem anderen.«

»Ach«, sagte Johansson. »Wie meinst du das?«

»Er war bestimmt der reizendste Arsch auf diesem Ufer des Dalälv«, sagte Johanssons Bruder, lachte bei dieser Erinnerung und schenkte sich Whisky nach.

»Reizend?«

»Ja, er schaffte es kaum, die Motorhaube des Autos zu öffnen, das er verkaufen sollte, ehe er ihnen schon auf den Leib gekrochen war. Plapperte wie ein Wasserfall über Familie und Wetter und bot Kaffee an und über-

schlug sich fast, um allen zu gefallen. Aber die wollten doch nur ein Auto kaufen. Er war total unschlagbar, der Arsch.«

Klingt aber irgendwie anders, dachte Johansson. »Du musst schon entschuldigen«, sagte er. »Das liegt sicher an dem vielen Weihnachtsessen, aber ich komme nicht mit. Ich versteh's nicht.«

»Was verstehst du nicht, Brüderchen?«, fragte Johanssons großer Bruder nachsichtig.

»Die klingen nicht gerade ähnlich«, sagte Johansson. »Dein Verkäufer und der Ministerpräsident, meine ich.«

»Er war verdammt nochmal genau wie der Ministerpräsident, nur umgekehrt«, erklärte Johanssons Bruder. »Die waren sich ähnlicher als ein Ei dem anderen.«

»Ich versteh das immer noch nicht«, beharrte Johansson.

»Und du willst Polizist sein«, seufzte der große Bruder. »Die können keine Distanz halten«, erklärte er. »Dieser verdammte Verkäufer war so klebrig wie ein verdammtes Lutschbonbon, ohne auch nur darum gebeten worden zu sein, und der arme Wicht, den wir eben mit seinem gut geschmierten Mundwerk im Fernsehen erlebt haben, kann lebenslange Feindschaft mit irgendeinem Giftpilz riskieren, wenn er dafür nur das letzte Wort behält. Während er doch klug genug sein sollte, einfach die Klappe zu halten und zu nicken und zuzustimmen, wo ja ohnehin alle wissen, dass er es besser weiß.«

Endlich, dachte Johansson.

»Ich verstehe, was du meinst«, sagte er. »Hat er denn Autos verkauft?«

»Das eine oder andere sicher«, sagte Johanssons Bruder und zuckte mit den Schultern. »Ich habe ihn gefeuert. Geht verdammt noch mal nicht anders, wenn man davon leben muss«, fügte er hinzu und trank einen großzügigen

Schluck. »Da braucht man solche, die nicht so ähnlich sind, meine ich.«

Ich verstehe genau, dachte Johansson, der einen Kurs gemacht und dort dasselbe gehört hatte, wenn auch anders ausgedrückt.

Krassner, dachte er. Ich muss irgendwas mit diesem Arsch Krassner machen.

»Ich müsste zwei Tage arbeiten«, sagte Johansson. »Hast du hier irgendwo einen freien Schreibtisch?«

»Du kannst ins Gartenhaus gehen«, sagte Johanssons Bruder. »Da stört dich niemand.«

Wenn man schon etwas machen muss, dann macht man es lieber gleich richtig, dachte Johansson oft, und so hielt er es auch diesmal, obwohl er mit gemischten Gefühlen und ohne sonderliche Motivation an die Sache heranging. Am zweiten Januar hatte er Krassners Papiere ins Gartenhaus gebracht, und als er sie endlich in seine Tasche packen konnte, war der Dreikönigstag schon vorbei, und es war höchste Zeit für die Rückkehr nach Stockholm.

Viel Freizeit hatte er zwischen seinen Sitzungen an dem geliehenen Schreibtisch auch nicht gehabt. Er hatte zwar an jedem Tag einen längeren Spaziergang unternommen, war aber in Gedanken die ganze Zeit mit Krassner und dessen Papieren beschäftigt gewesen. Bei den gemeinsamen Mahlzeiten war er immer einsilbiger geworden, und als sein Bruder plötzlich geschäftlich für zwei Tage verreisen musste, hatte er das fast als Befreiung erlebt, obwohl sie einander sonst so selten sahen.

Zweimal hatte er nach Sundsvall in die Bibliothek fahren müssen, und er hatte mehrmals in Stockholm angerufen, dreimal hatte er mit einem immer verwirrteren Wiklander telefoniert. Aber am Tag nach Dreikönig war er so weit, er hatte sogar eine längere Aktennotiz über seine Sicht der Dinge geschrieben. Was mache ich hier

eigentlich?, überlegte Johansson. Von einer regulären Ermittlung konnte ja nicht die Rede sein, auch wenn er inzwischen davon überzeugt war, dass Krassner ermordet worden war, und wenn er glaubte, eine überaus reizende Vorstellung davon zu haben, warum und wie es so weit gekommen sein konnte. Er hatte allerlei über den Ministerpräsidenten erfahren, das auch. Er wusste ungefähr so viel über ihn wie über die Täter und Opfer, deren Leben er in seiner Zeit als Ermittler untersucht hatte. Und außerdem wusste er jetzt noch allerlei, das nur wenigen bekannt war.

Das Problem ist wohl nur, dachte Johansson, dass der Ministerpräsident im Bezug auf Krassner weder Opfer noch Täter war, egal, wie er die Sache auch drehte und wendete. Abgesehen von ihm selbst, vom Täter und von wahrscheinlich wenigen schemenhaften Figuren, deren Existenz er nur ahnen konnte, waren alle anderen unwissend, nicht nur, was dieses Detail anging, sondern im Hinblick auf die ganze Geschichte. Das findet sich schon, dachte er dann, denn er hatte bereits eine Vorstellung davon, wie er sich von Krassner und dessen Papieren befreien konnte.

Am ersten Tag hatte er Krassners Manuskript und die übrigen Unterlagen studiert, die ihm zur Verfügung standen. Um sich einen Überblick zu verschaffen und weil er das immer so machte. Es war der allerfrustrierendste Tag von allen gewesen, und besonders ärgerte er sich über den Schreibstil des Autors. Mit Ausnahme des ersten Kapitels wurde jeder Abschnitt von einem Text eingeleitet, in dem der Autor ausführlich, in tiefem Ernst und mit unerschütterlichem Glauben an seine eigene Bedeutsamkeit, seine Gedanken und Gefühle in Bezug auf Tatsachen und Umstände darlegte, die er hernach schilderte. Und auch im folgenden Fließtext gab es solche eingeschobenen Überlegungen und Passagen. Und was für

eine schreckliche Sprache, dachte Johansson genervt. Als traditioneller Leser und getragen von der Überzeugung, dass ein Sachverhalt sich am besten mit Tatsachen beschreiben lässt, allein mit Tatsachen, je härter, desto besser. Schwallbacke, dachte Johansson vergrätzt.

Am folgenden Tag hatte er sich dann endlich mit den eigentlichen Sachfragen beschäftigen können. Von allem, was er gelesen hatte – was stimmte, was war falsch, was war zweifelhaft? Krassners Manuskript begann mit einer Räuberpistole, die sich angeblich im März 1945 in Stockholm zugetragen hatte. Es handelte sich um eine detaillierte Beschreibung, die Namen, Orte, Zeitpunkte und mehrere in die Ereignisse verwickelte Personen nannte. Das lässt sich immerhin überprüfen, dachte Johansson.

Ganz bestimmt hatte Krassner für die Wahl dieser Einleitung mehrere Gründe gehabt. Er konnte auf diese Weise Appetit auf den folgenden Text machen, und es war eine einfache und wirkungsvolle Vorstellung der beiden Hauptpersonen im Buch, seines eigenen Onkels John C. Buchanan und eines schwedischen Mathematikprofessors namens Johan Forselius. Sein wirkliches Ziel jedoch war sicher ein anderes, nämlich zu beschreiben, wie der schwedische militärische Nachrichtendienst gegen Ende des Krieges so eng mit seinen Kollegen aus den USA zusammengearbeitet hatte. Und wie es dazu gekommen war.

Die Hauptperson in dieser Geschichte war ein polnischer Kapitän namens Leszek Matejko. Als sein Land im September 1939 von Deutschland überfallen worden war, diente Matejko als Fähnrich bei der ruhmreichen polnischen Kavallerie, die innerhalb weniger Tage von den deutschen Panzern im wahrsten Sinne des Wortes zerschmettert wurde. Matejko war mit dem Schrecken und einem blutigen Kopfverband davongekommen, und als

die polnische Niederlage zur Tatsache geworden war, hatte er sich nach England retten können, um den Kampf von dort aus fortzusetzen. In London angekommen, wurde er als einer der ersten polnischen Offiziere für die »freien bewaffneten polnischen Truppen« angeworben.

Deren Bedarf an Kavalleristen war zwar begrenzt, doch da Fähnrich Matejko ein begabter junger Mann war, war er bald zum Nachrichtenoffizier ernannt worden und hatte in dieser Eigenschaft fast den gesamten Krieg in London verbracht. Und hier hatte er seinen anglisierten Spitznamen »Les« erworben. Im Herbst 1944, als die Russen die Deutschen schon ein gutes Stück aus seiner alten Heimat vertrieben hatten, wurde Kapitän Les Matejko als Verbindungsoffizier an die britische Botschaft in Stockholm versetzt, und man »brauchte ja wohl kaum Militär zu sein, um zu verstehen, warum«. Aber klar, dachte Johansson und nickte, denn das verstand er, obwohl er sich immer für einen überzeugten Zivilisten gehalten hatte. Was er dagegen nicht verstand, war, warum Krassner den angefangenen Bericht nicht beendet hatte. Das hätte doch richtig gut werden können, dachte Johansson und nickte enttäuscht.

Zu ungefähr demselben Zeitpunkt war Major John C. Buchanan an der US-Botschaft in Stockholm aufgetaucht, um dort fast sofort und offenbar auch total ungehindert eine Zusammenarbeit mit seinen »Kollegen« vom schwedischen Nachrichtendienst in die Wege zu leiten. Einer der Schweden, mit denen er dabei zu tun hatte und die er später auch privat traf, war der Mathematikprofessor Johan Forselius. Dem schreibenden Neffen zufolge, der sich nicht gerade rücksichtsvoll ausdrückte, lag das vor allem daran, dass sie neben ihrem Interesse an der nachrichtendienstlichen Tätigkeit auch noch ein weiteres gemeinsames Hobby hatten, nämlich den Alkohol. Eine Ware, zu der der an der US-Botschaft

akkreditierte Buchanan, anders als sein trockengelegter schwedischer Waffenbruder, freien und unbegrenzten Zugang genoss.

Noch ein Suffkopp, dachte Johansson, und ehe er weiterlas, sah er abermals die Flaschenpyramide in Buchanans Kohlenkeller vor sich. Forselius scheint ein interessanter Typ gewesen zu sein, dachte er dann und machte sich eine Notiz.

Geboren 1907, Mathematiker und offenbar auch kein schlechter, da er bereits mit siebenundzwanzig Jahren promoviert und mit nur dreiunddreißig an einen Lehrstuhl in Uppsala berufen worden war, ungefähr zu der Zeit, als Deutschland Dänemark und Norwegen besetzt hatte. Forselius war als dienstpflichtiger Reservesoldat einberufen und als Analytiker der Nachrichtenabteilung des Verteidigungsstabes zugeteilt worden. Bei seinem Ausscheiden bei Kriegsende 1945 bekleidete er den schlichten Rang eines Obergefreiten. Bei Codeknackern in aller Welt dagegen war er bereits zur Legende geworden.

Wieso nur Obergefreiter?, rätselte Johansson und machte sich noch eine Notiz. Ein schwedischer Obergefreiter als Saufkumpan eines Majors aus den USA, dazu Mathematikprofessor, weltberühmter Codeknacker …

Und wird als Obergefreiter entlassen? Hier stimmt doch was nicht, dachte Johansson, der ebenfalls seinen Wehrdienst abgeleistet und es sogar zum Feldwebel gebracht hatte.

Frühjahr 1945 in Europa. Der deutsche Adler ist mit gebrochenem Flügel zu Boden gestürzt. Die USA, Großbritannien und ihre sowjetischen Bundesgenossen teilen jeweils aus ihrer Richtung die entscheidenden Schläge aus, während ihr strategisches Denken schon viel weiter ist. Wie sollen sie sich auf die bevorstehende Auseinandersetzung vorbereiten, die bald und mit der Notwendig-

keit der militärischen Logik ausgefochten werden muss? Nämlich die zwischen den westlichen Demokratien und Stalins Diktatur in der Sowjetunion.

Spätwinter in Stockholm, 1945, die westlichen Agenten scharen sich umeinander, und sie scheinen allesamt schon ihre Wahl getroffen zu haben, denn Forselius und Buchanan und Matejko und alle ihre Kumpane auf der richtigen Frontseite verkehren freundschaftlich miteinander und reden währenddessen über ihren neuen großen und gemeinsamen Kummer, den gewaltigen Nachbarn im Osten. Und nun nehmen die Ereignisse ihren Lauf.

Offenbar hatte Buchanan Alarm gegeben. Trotz seines Spitznamens gab es Hinweise der OSS darauf, dass Kapitän Leszek »Les« Matejko eine andere Wahl getroffen hatte und dass sein Herz anderswo schlug, nämlich bei dem russischen Waffenbruder, der in der entscheidenden Auseinandersetzung zwischen Gut und Böse schon bald genug zum Hauptfeind werden sollte. Wenn man an Matejkos Herkunft und Hintergrund dachte, im Hinblick auf die übergreifende strategische Situation, dann stand man vor keinem einfachen Problem.

Als Erstes wurde beschlossen, die Briten außen vor zu halten und das Ganze zu einer rein schwedisch-amerikanischen Operation werden zu lassen.

Forselius sollte die Falle stellen, was er auf sehr listige Weise tat, indem er den diversen Verdächtigen unterschiedliche kodierte Mitteilungen zukommen ließ, um sie dann durch die übliche Funküberwachung wieder aufzuschnappen und festzustellen, welche Wege sie einschlugen.

Der Verdacht gegen Matejko wuchs, aber die ihm gestellte Falle war noch längst nicht zugeschnappt, und mehrere Kollegen brachten nicht nur ihre Zweifel vor, sondern setzten sich auch ganz offen für ihn ein. Zug-

leich rannte ihnen die Zeit davon. Es waren Informationen eingelaufen, nach denen Matejko sich in seiner alten Heimat hinter der russischen Front in Sicherheit bringen wollte. In dieser Situation hatte man auf Nummer Sicher gehen wollen, und so begab sich am Abend des 10. März 1945 eine äußerst seltsame Expedition vom geheimen militärischen Büro am Stockholmer Karlaplan zu Matejkos im zweiten Stock gelegener Wohnung in der Pontonjärsgatan in Kungsholmen.

Der Auftrag der Expedition blieb lange im Unklaren. Wer sie geschickt hatte, war ins Dunkel gehüllt, und die Zusammensetzung war gelinde gesagt seltsam, dann es handelte sich doch um eine mutmaßliche Spionageaffäre, wobei sich der Verdacht noch dazu gegen eine Person mit diplomatischem Status richtete. Im Hinblick darauf, wer er nun eben war, hätte man sich Matejko so behutsam nähern sollen, wie es überhaupt nur möglich war. Man hätte versuchen sollen, seine Absichten und Sympathien zu ergründen, man hätte sich seiner Person versichern sollen und so weit wie möglich nur friedliche Mittel anwenden dürfen. Und wer diesen Beschluss überhaupt gefasst hatte, ging aus Krassners Manuskript nicht hervor. Er schien das Problem nicht einmal begriffen zu haben.

Fünf Männer hatten an der Expedition teilgenommen. Der Professor und Obergefreite a. D. Johan Forselius, der Major John C. Buchanan, beide in Zivil, außerdem der Fähnrich Freiherr Casimir von Wrede, der Fähnrich Carl Fredrik Björnstjerna und der Rittmeister Graf Adam Lewenhaupt, die letzteren Offiziere in der Sicherheitssektion des Nachrichtendienstes, sie trugen ihre Uniformen und waren bewaffnet mit ihren Dienstpistolen Modell 40. Die ganze Gesellschaft benutzte einen mit Benzin betriebenen schwarzen Buick Baujahr 1941, Buchanans ihm von der Botschaft zur Verfügung gestell-

ten Dienstwagen, und Buchanan fuhr. Was die anderen möglicherweise nicht wussten, war, dass er zudem seinen »einzigen Freund in diesem Leben« bei sich führte, einen Colt Kaliber 45 der US-Armee.

Nachdem sie eine Viertelstunde durch das entvölkerte und verdunkelte Stockholm gefahren waren, erreichten sie Matejkos Privatadresse in Kungsholmen, gingen die Treppe hoch, klopften an und wurden eingelassen. Buchanan informierte kurzgefasst auf seine »übliche gelassene Weise« Matejko vom Grund dieses Besuches, worauf Matejko – als polnischer Kavallerieoffizier und Gentleman, der er eben war – sie bat, sich zum Teufel zu scheren und ihn in Ruhe zu lassen. Danach war es in der kleinen Wohnung zu einem Tumult gekommen, als die Fähnriche von Wrede und Björnstjerna versucht hatten, Matejko zu beruhigen. Schläge und Tritte waren ausgeteilt worden. Rittmeister Lewenhaupt hatte seine Dienstpistole gezogen und sich in die Türöffnung gestellt, worauf Matejko, der nur einen Schlafrock und einen Schlafanzug getragen hatte, aus dem Fenster im zweiten Stock gesprungen und auf dem Boden des Hinterhofs aufgeprallt war.

Anders als der Unglücksrabe Krassner war er mit einem verstauchten Fuß davongekommen und hinaus auf die Straße gehinkt. Seine Verfolger waren die Treppe hinunter gestürzt, und als sie die Straße erreichten, hatte sich der hinkende, fluchende und schreiende Matejko schon einen ziemlichen Vorsprung in Richtung der relativen Sicherheit der Hantverkargatan verschafft. Worauf Major John C. Buchanan seinen Colt zog, auf der Straße in die Knie ging, die Waffe mit beiden Händen packte, zielte und Matejko in den Rücken schoss.

Das hatte die Verwirrung nicht kleiner werden lassen. Aber auf jeden Fall war der wütend fluchende und nun auch noch stark blutende Matejko in den Wagen

geschleppt, auf den Rücksitz gedrückt und fortgeschafft worden. Danach war es zu wilden Auseinandersetzungen darüber gekommen, wo man ihn hinbringen sollte. An seiner Beredsamkeit war zwar nichts auszusetzen, aber es bestand kein Zweifel daran, dass er schwer verletzt war. In der Nähe lagen zwei zivile Krankenhäuser, Serafen und St. Erik, aber aus allerlei Diskretions- und Geheimhaltungsgründen wurde Matejko ins Lazarett der Marine gefahren, das vor der Stadt bei der Festung Waxholm lag.

Die Stimmung im Auto war nicht gerade glänzend gewesen. Matejko war nicht gerade munter, und als sie den Norrtäljevägen erreicht hatten, brachte Rittmeister Graf Lewenhaupt gewisse Zweifel daran zum Ausdruck, ob Buchanan sie überhaupt nach Waxholm begleiten sollte. Buchanan, Offizier, aber kein Gentleman, sagte, er solle die Klappe halten und er könne ihn sonst wo, und ungefähr zu diesem Zeitpunkt hörte Matejko auf zu fluchen, gab seinen Geist auf und verschied.

Was bei den übrigen Anwesenden natürlich zu einer gewissen Verstimmung führte. Sie hielten bei der Abfahrt nach Waxholm, um einen kürzeren Kriegsrat abzuhalten, und beschlossen dann, in die Stadt zurückzufahren und den Rest der Operation Major Buchanan zu überlassen. Buchanan setzte seine Kameraden am Valhallavägen ab und fuhr allein mit der Leiche weiter. Unklar, wohin, aber sein Neffe und Biograf behauptete, er und seine Kollegen aus der US-Botschaft hätten sich »nach den üblichen Regeln und Vorgehensweisen« um den Leichnam gekümmert.

Hört sich an wie irgendeine Wasserleiche, dachte Johansson. Auf seinem Block notierte er vier Nachnamen in alphabetischer Reihenfolge, Björnstjerna, Forselius, Lewenhaupt und von Wrede, danach rief er Wiklander im Büro an.

Himmel hilf, dachte Johansson, als er sich im Schreibtischsessel zurücksinken ließ, um seine Gedanken zu sammeln. Denn wenn sie Krassner Glauben schenken wollten, dann waren es offenbar die beiden Narren Forselius und Buchanan gewesen, die aus seinem eigenen Ministerpräsidenten einen Agenten gemacht hatten.

Die Hauptperson im Stück zögerte ihren ersten Auftritt bis ins zweite Kapitel von Krassners Manuskript hinaus, und abgesehen von der Einleitung hätte Johansson diesen Abschnitt sehr gut auch selber schreiben können. Eine ziemlich kurz gefasste Darstellung seiner Herkunft, seiner Kindheit und Jugend stimmte mit der mehr oder weniger offiziellen Darstellung überein, die Johansson von anderer Stelle kannte.

Feine Herkunft, feine Familie, feine Kindheit, feine Schule besucht und dort das Abitur mit Glanz bestanden. Dass alles so überaus fein gewesen war, betonte Krassner ganz besonders. Der Ministerpräsident sei nämlich kein normaler Landesverräter, den der Autor einfach nur »zum Kotzen« fand, sondern diese gastro-intestinalen Beschwerden hatten noch einen weiteren Grund. Anders als die üblichen Landesverräter, die einfach nur ihr Land verrieten – und möglicherweise auch noch grundlegende menschliche Freiheiten und Rechte, vorausgesetzt, diese stammten aus dem Westen und nicht aus dem Osten –, zog der landesverräterische Ministerpräsident noch ganz andere Register. Er hatte nämlich außerdem seine Klasse, seine Herkunft und seine Familie verraten und sich zu allem Überfluss an seiner »natürlichen Persönlichkeit« und dem besonderen »Ethos« vergriffen, das nach Krassners Ansicht einen Menschen wie ihn kennzeichnete, das heißt, nicht den Ministerpräsidenten, sondern den Menschen, der er hätte sein können, wenn er nicht zum Verräter geworden wäre.

Johannsson begnügte sich mit einem tiefen Seufzer angesichts dieser erbärmlichen Charakterzüge, die die höchste politische Leitung des Landes angeblich prägten, und verhärtet, wie er war, blätterte er zwei Seiten weiter, denn jetzt wurde die Sache wirklich interessant. Im selben Monat, in dem der spätere Ministerpräsident seinen Wehrdienst bei der Kavallerie antrat, endete der Krieg. Die Deutschen hatten die Nase voll, fackelten ihren Führer, der ohnehin schon Selbstmord begangen hatte, im Führerbunker in Berlin ab und kapitulierten bedingungslos. Die Sieger setzten zur Aufteilung des europäischen Kontinents an, und ein achtzehn fahre alter schwedischer Kavallerist begann, sein Leben aufzubauen.

Zuerst sechzehn Monate militärische Grundausbildung, entlassen als Obergefreiter, natürlich mit hervorragenden Zeugnissen, dann auf geradem Weg zur Universität, um auch einen akademischen Einsatz zu leisten. Knapp zwei Semester später kehrte er dann zum Militär zurück und machte eine sechs Monate lange Ausbildung zum Reserveoffizier, und irgendwann zu dieser Zeit waren offenbar die heimlichen Anwerber des militärischen Nachrichtendienstes auf ihn aufmerksam geworden. Am 5. Juli 1947 hatte Professor Forselius seinem Waffenträger Buchanan einen Brief geschickt. Dieser Brief war mit einer Maschine mit ungleichem Tastendruck verfasst worden, einzelne Typen waren bereits abgenutzt, und das »a« neigte sich nach links. Es war ein ziemlich kurzer Brief in englischer Sprache, knapp eine DIN-A4-Seite, und schon aus den einleitenden Zeilen, die die sommerliche Dürre in Stockholm und die »anhaltende Rationierung« beschrieben, konnte man ahnen, dass der Empfänger, »Dear John«, sich in den USA aufhielt.

Nach kurzem maskulinen Geplauder und den üblichen Grußfloskeln war der Briefschreiber zur Sache gekom-

men. »Ich habe ziemlich viel über unser Gespräch über den intellektuellen Teil unserer Offensive draußen in Europa nachgedacht, und das hat mich noch mehr in unserer gemeinsamen Überzeugung gestärkt, dass es sich um eine Frage von äußerstem strategischen Gewicht handelt, und ich bin zu dem Schluss gekommen, dass wir möglichst bald zur Tat schreiten müssen. Ich glaube auch, eine Person gefunden zu haben, die bei der Durchführung der Operationen vor Ort von großem Wert für uns sein kann.«

Forselius hatte zwei Monate zuvor durch einen seiner Kontakte beim schwedischen Nachrichtendienst von dieser Person gehört und sich inzwischen ein genaueres Bild von ihr verschafft. Offenbar war dieses Bild zu seiner vollsten Zufriedenheit ausgefallen, und der Brief endete mit seinen wärmsten Empfehlungen: »Er ist zwar ein kleiner schmaler Wicht, aber er scheint ein verdammt großes Herz zu haben und ein Teufelskerl zu sein, wenn es wirklich darauf ankommt.«

Und als wäre das nicht schon genug, so war er noch dazu »hoch begabt, weit über dem Durchschnitt seiner Offizierskameraden«, mit einer »stabilen konservativen Grundhaltung«, er sprach »mehrere Sprachen fließend«, schien »die perfekte mentale Veranlagung für die erwähnte Art von Arbeit« zu besitzen und hatte außerdem vor, »schon im Herbst in die USA zu reisen, um zwei Semester an einer dortigen Universität zu studieren«, was eine »von Gott geschenkte Möglichkeit gibt, zur Tat zu schreiten«, wie ein überaus zufriedener Forselius feststellte.

Ende August desselben Jahres nahm der spätere Ministerpräsident sein Studium an einer der vornehmeren Universitäten im Mittleren Westen auf, und als »Professor John C. Buchanan« einige Monate später plötzlich dort auftauchte, um eine Reihe von Gastvorlesungen zum

Thema »Europa nach dem Zweiten Weltkrieg, die sowjetische Besatzungspolitik und die Gefahr eines Dritten Weltkriegs« zu halten, war dieses Thema offenbar so verlockend, dass sich ein einundzwanzig Jahre alter späterer Ministerpräsident in die Hörerliste eintrug.

Forselius hatte die »mentale Veranlagung« des Ministerpräsidenten offenbar richtig beurteilt, denn kurz vor Weihnachten hatte Buchanan ihm geschrieben und ihm für seine Hilfe bei der erfolgreichen Rekrutierung für die »intellektuelleren Operationen« des US-amerikanischen Nachrichtendienstes CIA auf »dem europäischen Feld« zu danken.

»Nur einige kurze Zeilen, um dir für deine Hilfe in Bezug auf Pilgrim zu danken. Wir haben vorige Woche zusammen zu Mittag gegessen, nachdem er vom einführenden Training zurückgekehrt war, und ich muss sagen, dass er sich auf eine Weise entwickelt, die meine wildesten Träume sogar noch übertrifft.« Die Fotokopie dieses handgeschriebenen Briefes lag zwischen den übrigen Unterlagen.

Ja, ja, und einen geheimen Namen hast du auch bekommen, dachte Johansson, und danach hatte er sein Studium von Krassners intellektueller Hinterlassenschaft unterbrochen, um sich aus den Resten von Weihnachten und Neujahr, die seine pfeffer- kuchenfarbene Schwägerin aufgetischt hatte, ein angenehmes Mittagessen zu gönnen. Nach dem Essen hatte er sich eine Stunde ausgeruht, denn sie hatte ihm Bier und zwei Schnäpse aufgezwungen, sie selbst hatte sich mit Mineralwasser begnügt, und als er danach erwachte, machte er in der dichten Dämmerung einen raschen Spaziergang, um einen klaren Kopf zu bekommen, ehe er sich wieder an den Schreibtisch setzte. Verdammt, das wird ja richtig spannend, dachte Johansson, als er sich vor dem Gartenhaus seines Bruders den Schnee von den Füßen trat.

Im Spätsommer des folgenden Jahres war Pilgrim nach Schweden zurückgekehrt, natürlich versehen mit überaus guten amerikanischen Zeugnissen, hatte sein Universitätsstudium wieder aufgenommen und zugleich eine Karriere innerhalb der studentischen Politik angestrebt, und diese Karriere war, gelinde gesagt, dermaßen erfolgreich gewesen, dass der neue Vorsitzende von Schwedens Vereinigtem Studentenverband, dem SFS, ihn nur wenige Monate später auf eine längere Studienreise nach Westdeutschland schickte, und abgesehen davon, dass er offenbar ein »hoch begabter junger Mann« war, war diese Karriere doch für Lars Martin Johansson mit seiner eher traditionellen polizeilichen Veranlagung ein wenig zu rasch verlaufen, und es war Krassner, der seinen Verdacht jetzt weiter schürte.

Krassner zufolge hatte das neutrale Schweden nämlich, sowie allen klar geworden war, wie der Hase lief, eine militärische Zusammenarbeit mit den USA in die Wege geleitet. Dabei war man so weit gegangen, wie es bei solchen geheimen Unternehmungen überhaupt nur möglich ist und ohne Abstriche an der offiziellen Haltung der »weiter bestehenden strikten schwedischen Neutralität« zu machen. Ansonsten legte man einfach los, und ganz korrekt und wesentlich hatte es sich um militärische nachrichtendienstliche Operationen gehalten, die sich gegen die Sowjetunion richteten, Schwedens Erbfeindin und die frühere Verbündete der USA.

Die USA versorgten das schwedische Militär mit Geld und technischer Ausrüstung, während Schweden seine strategische geographische Lage und das für die eigentlichen Einsätze nötige Personal zur Verfügung stellte. Krassner widmete diesem Umstand nur zwei Seiten, auf denen er – fast im Vorübergehen, wie es schien –, die Zusammenarbeit an sich und einige erstaunliche Einzel-

ereignisse dieser, gelinde gesagt, inoffiziellen schwedischen Außenpolitik schilderte.

Dies alles mochte aussehen wie eine vor allem defensive militärische Zusammenarbeit. Die Kehrseite der Medaille war die eher offensive und intellektuelle Tätigkeit, für die Forselius, Buchanan und ihre übrigen Gesinnungsbrüder innerhalb der Nachrichtenorgane der westlichen Welt schwärmten. Für Forselius und Buchanan war der Grundgedanke einfach und selbstverständlich und natürlich axiomatisch und elitistisch, und ein denkender Mensch mit stabilen konservativen Werten brauchte darüber nicht weiter nachzudenken.

Europas Zukunft würde dadurch entschieden werden, welche Wege die junge heranwachsende Elite in politischer Hinsicht einschlug, und da der Versuch, diese Richtung zu beeinflussen, wie bei jeder übergeordneten und wesentlichen menschlichen Arbeit, am besten in organisierten Formen und mit ebenfalls organisierten Aufgaben und Zielen in die Tat umgesetzt werden sollte, wurden die studentischen Organisationen zu den neuen Armeen des Kalten Krieges und zu dem Schlachtfeld, auf dem der Kampf geführt werden würde.

Vor diesem Hintergrund war es dann auch kein Wunder, dass das US-amerikanische militärische Hauptquartier in Frankfurt am Main sich in jeder Hinsicht um Pilgrim kümmerte, als dieser sein »Studium aufnehmen« und seine »ersten internationalen Kontakte knüpfen« wollte.

Das war bestimmt eine interessante Zeit, dachte Johansson, der Dagermans Betrachtungen über die frühe Nachkriegszeit in Deutschland als eines seiner absoluten Lieblingsbücher betrachtete. Pilgrim war offenbar kein schlechter Fang gewesen. Kaum war er trocken hinter den Ohren, war er auch schon wie ein Weberschiffchen hinter dem soeben herabgelassenen Eisernen Vorhang

hin und her geschnellt: DDR, Polen, Tschechoslowakei, internationale Symposien, Vortragsreisen, Studienbesuche, Debatten und ganz normale Treffen wechselten mit nächtlichen Besprechungen, geschmuggelten Mitteilungen, Agenten, die rekrutiert werden sollten, und Sympathisanten, die es für die gerechte Sache zu gewinnen galt. Aber es ging auch um solche, bei denen man keinen Erfolg gehabt hatte, die in Verdacht geraten und entlarvt worden waren oder die die gute Sache im Stich gelassen hatten. Es ging sogar um den einen oder anderen, der verschwunden war oder tot.

Und während dieser ganzen Zeit hatte Buchanan seine väterliche Hand schützend über seinen jungen Favoriten Pilgrim gehalten. Sie hatten per Brief und Telefon und auf allen geheimen Wegen engen Kontakt gehabt. Es kam vor, dass Buchanan einfach auftauchte, Pilgrim zunickte und mit ihm in die Kneipe ging, egal, ob diese Kneipe nun in Stockholm, Frankfurt am Main, Berlin, London oder Paris lag. Niemals lag sie jedoch in Warschau, niemals in Prag, niemals in Frankfurt an der Oder.

Er war eine ungemein großzügige Vaterfigur, die über schier unerschöpfliche Mittel zu verfügen schien, wenn man Krassners Gekritzel und den Unterlagen seines Onkels Glauben schenken wollte. Pilgrim hatte fast fünf Jahre für die CIA bei europäischen Studentenorganisationen als Agent gearbeitet, vom Herbst 1948 bis zum Sommer 1953, und während der ganzen Zeit hatte Buchanan die Spendierhosen getragen und seine Brieftasche sperrangelweit aufgerissen. Unter Krassners Papieren gab es eine ordentliche handschriftliche Aufstellung über die Summen, die in diesen Jahren an »Pilgrim and/or Pilgrim Operations and/or Pilgrim Operatives« geflossen waren: Buchanans Handschrift, die übliche Art von Kopie, die Höhe der Beträge, ob Scheck, Postanweisung oder Barzahlung, sowie Datum und Jahreszahl der Aktion.

Außer dieser Übersicht gab es an die zwanzig Kopien von schwedischen und ausländischen Schecks und Postanweisungen, die entweder blanko oder auf den »Inhaber« oder »Einreicher« ausgestellt waren, und keiner davon war von der CIA oder irgendeiner anderen offiziellen, halb offiziellen oder geheimen Behörde in den USA unterzeichnet. Stattdessen stammte das Geld von amerikanischen Stiftungen, der Ford Foundation, der Rockefeller Foundation, von Beacon, Borden, Edsel, Preis und der Schuheimer Foundation. Zumeist von letzterer, von der auch die höchsten Beträge geflossen waren.

Großzügiger Typ, dachte Johansson, und diese Einschätzung wurde offenbar von Krassner geteilt, der in seinen hingesauten und teilweise handschriftlichen Fußnoten festgehalten hatte, dass »Bartlett K. Schuheimer ein wahrer Amerikaner und Patriot« gewesen sei, der »sein gesamtes Vermögen für den Kampf gegen die Rote Gefahr« gestiftet habe, während er zugleich seinen »guten Freund und Waffenbruder Col. lohn C. Buchanan mit der Verwaltung und Verteilung der Stiftungsgelder beauftragte«.

Das Ganze hatte in ziemlich bescheidenem Maßstab begonnen. Im November und Dezember 1948 hatte Pilgrim 1248 Dollar und 50 Cent für »Unterhalt, Reisekosten und Spesen« erhalten.

Da hat er wohl kaum Not gelitten, dachte Johansson, der Dagermans Buch noch in guter Erinnerung hatte.

Wie auch immer, schon im folgenden Jahr hatte Pilgrim offenbar ungeahnte Tätigkeiten entfaltet, wenn man von den Summen ausgehen durfte. Insgesamt hatte Buchanan mehr als dreißigtausend Dollar oder an die einhundertfünfzigtausend schwedische Kronen gebucht. Einen Betrag, der dem durchschnittlichen Jahresgehalt von fünfzig schwedischen Industriearbeitern jener Zeit entsprach. Das wusste Johansson, denn er hatte eben erst

mit Hilfe eines in der Bibliothek in Sundsvall ausgeliehenen Buchs sein sozialgeschichtliches Wissen aufgefrischt.

In den folgenden zwei Jahren war es noch besser gelaufen, an die sechzigtausend Dollar im Jahre 1950, an die siebzigtausend im folgenden Jahr. Aber danach musste mit Pilgrim oder seiner Tätigkeit oder der Branche insgesamt etwas passiert sein, denn nur ein Jahr später waren die Zahlungen auf fünfundzwanzigtausend Dollar zurückgegangen, und 1953 waren sie dann mehr oder weniger wieder am Anfang angekommen, für das ganze Jahr waren schnöde 9 085 Dollar und 25 Cent verzeichnet.

Krassner zufolge war die Erklärung bei Pilgrim selbst zu suchen. Er hatte andere und wichtigere Dinge zu tun gehabt und angefangen, sein Engagement als Studentensprecher und seine Tätigkeit als Geheimagent auszubauen. Die von ihm in die Wege geleiteten Tätigkeiten sollten anderen überlassen werden, und zu allem hatte Buchanan übrigens gute Miene gemacht.

Höchste Zeit, Feierabend zu machen, dachte Johansson, denn die Uhr in seinem Bauch schrie schon nach dem Abendessen, und die an seinem Handgelenk ließ keine Einwände hören.

Sein Bruder war von seinen Geschäften zurückgekehrt, und nach dem Essen hatten sie vor dem Wohnzimmerkamin gesessen und vor dem Schlafengehen noch ein Glas geleert.

»Na«, sagte Johanssons großer Bruder auffordernd und neugierig. »Wie geht’s denn so?«

»Wie meinst du das?«, fragte Johansson mit freundlichem Lächeln.

»Ich höre von meiner Frau, dass du den ganzen Tag allein vor dich hinbrütest«, sagte sein Bruder. »Bist du mit irgendwelchen Geheimnissen beschäftigt?«

»Nein«, sagte Johansson und schüttelte den Kopf. »Ich lese einfach nur ein Buch.«

»Ich wusste nicht, dass Bücher neuerdings als Loseblattsammlung herausgegeben werden«, sagte sein Bruder und lachte.

»Es ist noch nicht gedruckt«, sagte Johansson.

»Ich habe durch das Fenster geschaut, ehe ich gestern Morgen gefahren bin«, erklärte sein Bruder. »Aber du hast offenbar nichts gesehen. Steht da denn was Interessantes drin?«

»Na ja«, sagte Johansson. »Erinnerst du dich an die DC 3, die die Russen draußen über der Ostsee abgeschossen haben, als ich noch klein war?«

»Ja«, sagte sein großer Bruder und nickte. »Das weiß ich noch, denn da hat unser Vater den Elchstutzen einsatzbereit gemacht, obwohl es noch fast drei Monate bis zur Elchjagd waren. Haben die nicht auch noch mehr abgeschossen?«

»Eine Catalina, die die DC 3 suchen sollte«, sagte Johansson. »Das war am 16. Juni 1952. Das mit der DC 3 war drei Tage früher, am dreizehnten.«

»Daran kann ich mich noch erinnern«, sagte Johanssons großer Bruder und grinste. »Papa Evert war außer sich, und wenn du bedenkst, was für ein mieser Schütze er war, dann können wir von Glück sagen, dass die Russen uns danach nicht weiter genervt haben.«

»Die Russen haben sie abgeschossen, weil es Spionageflugzeuge in amerikanischem Auftrag waren«, sagte Johansson.

»Du solltest solchen Scheiß nicht lesen«, sagte sein großer Bruder und seufzte resigniert. »Du warst schon als Kind so, das weiß ich noch. Du hast jede Menge Scheiß gelesen und zu allem Überfluss auch noch alles geglaubt. Zwischendurch habe ich wirklich gedacht, dass mit dir irgendwas nicht stimmt.«

»Das sollte ein Witz sein«, sagte Johansson. »Prost übrigens.«

»Du sollst nicht solchen Scheiß lesen«, sagte sein Bruder noch einmal. »Sieh mich an. Ich habe, seit ich mich selbst verteidigen kann, weder Brei gegessen noch ein Scheißbuch gelesen, und ich schwöre jeden Scheißeid darauf, dass ich in einem Monat so viel verdiene wie du in einem Jahr. Prost übrigens.«

Sicher, dachte Johansson und hob zustimmend sein Glas. Genau darum geht es hier.

Am folgenden Morgen, als er sich gerade zur täglichen Runde Krassner-Papiere hingesetzt hatte, rief Wiklander ihn an, obwohl Samstag war.

»Ich habe die Nummer von deinem Bruder bekommen«, erklärte er. »Es geht um diese Grafen und Barone, die dich neuerdings interessieren.«

»Bist du an einem Samstag im Büro?«, fragte Johansson. Aus Wiklander kann noch was werden, dachte er.

»Ich muss Dienst schieben«, erklärte Wiklander. »Wollte eigentlich im Januar auf die Kanarischen Inseln fliegen, aber diese Feiertage blasen einem doch die Kohle aus der Brieftasche.«

»Ich höre«, sagte Johansson, der in seinem ganzen Leben noch nicht auf den Kanarischen Inseln gewesen war und auch nicht hinwollte, obwohl er ein echter Polizist war.

Sogar Wiklander hatte eine Weile suchen müssen, denn keiner der Gesuchten tauchte in den Registern oder Archiven der Polizei auf, und er hatte fast schon geglaubt, außer Haus Hilfe suchen zu müssen, doch dann war ihm plötzlich ein Gedankenblitz gekommen.

»Dann ist mir Kollegin Söderhjelm von unserer Betrugsabteilung eingefallen«, erklärte also Wiklander, »und dann ging mir auf, dass die doch selber eine ist.«

»Was für eine?«

»Ja, adlig eben«, erklärte Wiklander. »Und die wissen doch immer alles übereinander.«

Johansson konnte sich nur vage an die jüngere Kollegin erinnern. Durchtrainiert und nett, ohne sich auf irgendeine Weise einzuschmeicheln, eine Kombination, die in der Welt, in der er aus freien Stücken sein Leben zubrachte, nur allzu selten war.

»Ich höre«, sagte Johansson.

»Ja, die wissen offenbar alles übereinander«, wiederholte Wiklander. »Sie ist entfernt mit diesem von Wrede verwandt. Sie hat mir ein Gespräch mit jemandem von Riddarhuset vermittelt. Das ist so ein Verein für Adelige«, erklärte er seinem offenbar ahnungslosen Chef.

»Ich höre«, sagte Johansson. Komm endlich zur Sache, dachte er und verspürte eine leichte Irritation, als er die Papierstapel auf seinem Tisch betrachtete.

»Die sind tot«, sagte Wiklander. »Alle, bis auf diesen Mathefrosch. Aber der ist ja offenbar nicht von Adel. Irgendeine alte Pastorensippe aus Västergötland, meint die Söderhjelmsche. Sozusagen halbfein.«

Alle in die Sache verwickelten Adligen waren also tot, und wenn Kollege Wiklander Recht hatte, dann waren sie allesamt eines natürlichen Todes gestorben. Als Erster Rittmeister Graf Lewenhaupt, der schon 1948 einer Tropenkrankheit erlegen war, die er sich auf einer Safari in Afrika geholt hatte.

»Irgend so ein komischer Wurm, der unter seine Haut gekrochen ist und sich in seiner Leber niedergelassen hat. Er ist im Londoner Tropenkrankenhaus gestorben«, teilte Wiklander mit.

Bilharzia, dachte Johansson, der kein gewöhnlicher Polizist war und alles Mögliche wusste.

Fähnrich Freiherr von Wrede war 1961 bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Wiklander

zufolge war er mit seinem Sportcoupe gegen eine Stallwand auf seinem Landgut gebrettert.

»Angeblich war er sternhagelvoll und hatte sich mit seiner Frau gestritten«, sagte Wiklander, der ein echter Polizist und normaler war als Johansson.

»Und Björnstjerna?«, fragte Johansson. »Wann, wo und wie ist der gestorben?«

»Scheint auch ein ganz normaler Todesfall gewesen zu sein«, sagte Wiklander und klang fast ein wenig enttäuscht. »1964 im Sofiaheim, Krebs. Auch er war noch nicht gerade alt. Jahrgang 1923.«

»Und Forselius?«, beharrte Johansson. »Was hast du über den?«

»Der lebt noch«, teilte Wiklander mit. »Aber er ist um einiges älter als die anderen. Scheint ein interessanter Typ zu sein. Er steht sogar im Lexikon. Ich hab in der Stadtbücherei vorbeigeschaut. Und mir ein paar Bücher angesehen, die er geschrieben hat.«

»Stand da was Interessantes?«, fragte Johansson freundlich.

»Natürlich«, sagte Wiklander. »Aber für mich waren das alles böhmische Dörfer, und dazu gab es eine Menge Ziffern, die ich nun überhaupt nicht beurteilen kann.«

»Interessanter Typ?«

»Wenn ich das richtig verstanden habe, dann hat er ziemlich viel für die Kollegen von der Säpo gearbeitet«, sagte Wiklander. »Auch in jüngster Zeit noch, obwohl er inzwischen alt ist wie Methusalem. Wenn ich das nicht ganz falsch verstanden habe, dann hat er wohl dieses Computerprogramm für Codes und Chiffrierung und so hergestellt, mit dem die jetzt arbeiten.«

»Du hast nicht mit irgendwem geredet?«, fragte Johansson, und aus irgendeinem Grund verspürte er eine leichte Unruhe.

»Ist nicht meine Art«, wehrte Wiklander ab. »Das hab ich selbst rausgefunden.«

»Du vergisst Kollegin Söderhjelm«, sagte Johansson freundlich.

»Sie ist wie ich und zählt deshalb nicht«, sagte Wiklander kurz.

»Wie gut«, sagte Johansson. »Was hast du sonst noch am Wochenende vor?«, fügte er kollegial hinzu, als passenden und versöhnlichen Abschluss.

»Gleich nach Dienstschluss wollte ich Kollegin Söderhjelm zum Essen einladen«, sagte Wiklander. »Wirklich ein nettes Mädchen.«

Schön zu hören, dass er normal ist, dachte Johansson und schaute seinen von Papier überwucherten Schreibtisch an.

»Eins wüsste ich ja gern«, sagte Wiklander und klang ein wenig zögerlich. »Wenn der Chef entschuldigt.«

»Shoot!«, sagte Johansson. »Ich höre«, fügte er erklärend hinzu.

»Worum geht es hier eigentlich?«, fragte Wiklander. »Ist das etwas, das ich wissen müsste?«

»Na ja«, sagte Johansson. »Wenn es unter uns bleibt.«

»Natürlich«, sagte Wiklander.

»Es ist nämlich so, dass ich einen Krimi schreibe«, sagte Johansson. »Ich brauchte bloß ein paar Typen.«

»Ach so«, sagte Wiklander, der sich plötzlich überaus zögerlich anhörte. »Schade, dass sie schon tot sind.«

»Man kann nicht alles haben«, meinte Johansson gelassen, bedankte sich ausgiebig für die Hilfe und beendete das Gespräch.

In einem normalen Krimi sind früher oder später alle tot, dachte er, als er den Hörer auf die Gabel legte, und man kann nicht alles haben. Oder etwa doch? Und aus irgendeinem Grund musste er an die Frau denken, mit der

er in dem kleinen Postamt oben im Körsbärsvägen gesprochen hatte.

Im Jahre 1953 hatte der Ministerpräsident eine Veränderung in seinem Leben vorgenommen. Nichts Dramatisches, sondern eher eine kleine Kurskorrektur, und sein Interesse an geheimen Aktivitäten hatte er offenbar nicht nur behalten, sondern auch noch in eher nationaler und herkömmlicher Weise erweitert. Und Krassner zufolge hatte Buchanan das nicht nur gebilligt, sondern ihm sogar herzlich dazu geraten.

Zuerst hatte der Ministerpräsident sein studentenpolitisches Engagement heruntergefahren, um seinen Blick auf größere politische Ziele zu richten. Seine Tätigkeit bei der CIA hatte, unter anderem als natürliche Folge dieser Entscheidung, bereits kräftig nachgelassen, und nach dem Sommer 1953 wies in Krassners Text oder in Buchanans Dokumentation wirklich nichts darauf hin, dass er überhaupt auf deren Rechnung irgendwelche Aufträge ausgeführt hatte. Dagegen, schrieb Krassner, hatte er weiterhin engen Kontakt zu Buchanan gehalten, bis zum Frühjahr 1955, als er seine seltsame und poetisch formulierte Mitteilung geschickt hatte, nach der sein Leben zwischen der Sehnsucht des Sommers und der Kälte des Winters nunmehr als gewesen zu betrachten sei.

Im selben Jahr hatte er außerdem eine feste Stelle angetreten, sogar zwei feste Stellen. Im Frühsommer 1953 war er von der Nachrichtenabteilung des Verteidigungsstabs als »Analytiker« eingestellt worden, und nur wenige Monate später hatte er seine Arbeit als Assistent des damaligen Ministerpräsidenten aufgenommen. Keine schlechte Position für einen hoch begabten Mann mit großem Ehrgeiz und kein schlechter Arbeitgeber. Schon gar nicht, da seine berufliche Beziehung zu dem fünfundzwanzig fahre älteren Ministerpräsidenten einer erstaun-

ten Umgebung bald als fast klassische Vater-Sohn-Beziehung erschien.

Der Ministerpräsident als junger Mann, Pilgrim, Johanssons Ministerpräsident, schien sich ehrlich für Sicherheitsarbeit und Nachrichtendienste interessiert zu haben. Seine Arbeit als »Analytiker« war offenbar von der offiziellen Definition dieses Postens gehemmt gewesen, aber ob dadurch der böse Feind verwirrt werden sollte oder ob das nur zeigte, dass er ein freier Agent war, entzog sich Johanssons Beurteilung, und auch Krassner konnte nichts weiter dazu sagen. Aber sicher hat kaum jemand versucht, dem persönlichen Assistenten des damaligen Ministerpräsidenten auf der Nase herumzutanzen, dachte Johansson.

Für den Anfang, und laut Krassner, wenn auch ohne genaue Details oder Beweise in Form von Dokumenten, war er angeblich im Rahmen der normalen militärischen Zusammenarbeit zwischen dem schwedischen und dem US-Nachrichtendienst eingesetzt worden, er sollte die sicherheitspolitischen Bedürfnisse ermitteln und dafür sorgen, dass die Personen, die Dienste und das Material ausgetauscht wurden, die zu diesem Zweck nötig waren. Dabei hatte er sich offenbar mehrmals um Rat an Buchanan gewandt, aber worin dieser genau bestanden hatte, blieb unklar. Krassner wies auch darauf hin, dass Buchanan in einem anderen Bereich des CIA tätig war und dass er deshalb vor allem Kontakte vermittelt und ganz allgemein als eine Art Türöffner und persönlicher Garant dafür fungiert hatte, dass Pilgrim ein »guter Bursche« und vom »richtigen Schlag« war.

Über die angebliche Rolle des Ministerpräsidenten beim Aufbau des IB hatte Krassner nicht viel zu sagen, abgesehen davon, was im Zusammenhang mit der öffentlichen Debatte in Schweden gesagt oder angedeutet worden war. Krassner fasste die allgemein bekannten und

eindeutigen Tatsachen kurz zusammen, aber das war auch alles. Pilgrim hatte beim Aufbau der geheimen Organisation, die vor allem die politischen Gegner der Sozialdemokraten im Auge behalten sollte, eine zentrale Rolle gespielt, und demselben Gewährsmann zufolge hatte er in einem Gespräch mit Buchanan bereits im Herbst 1954 klargestellt, dass er seine sozialdemokratischen Arbeitgeber als die »natürliche staatstragende Partei Schwedens« betrachtete.

Solche Ansichten hatten Buchanan natürlich beunruhigt. Vor allem, wenn sie von einem »hoch begabten jungen Mann« mit einer »stabilen konservativen Grundhaltung« stammten. In seinem Nachlass befand sich auch eine Kopie einer Gesprächsnotiz, die er nach dieser Unterhaltung mit Pilgrim angefertigt hatte. Nach Handschrift und Kopie zu urteilen, schien sie anscheinend unmittelbar danach geschrieben worden zu sein, aber als Beweisstück war es doch zweitrangig, da es ja im Grunde nur Buchanans Version wiedergab. Und außerdem war die Notiz schwer zu deuten und stellenweise unklar.

Scheiß drauf, dachte Johansson, denn auch Pilgrim zeigte nun deutlich, dass seine Leidenschaft für nachrichtendienstliche Arbeit im Abklingen begriffen war. Jetzt rückten seine politische Tätigkeit und seine Ambitionen in den Vordergrund, und jetzt ging es mit seiner Karriere erst richtig aufwärts. Seine politischen Aufträge nahmen turmhohe Ausmaße an, und bei seinem eigentlichen Job hatte er mehr und mehr zu sagen, sogar in rein formaler Hinsicht. Zu Beginn der sechziger Jahre war er zum Leiter der Staatskanzlei befördert worden, und nur zwei Jahre später trat er sein erstes Regierungsamt an. In den folgenden Jahren wechselte er von einem Ministersessel in den anderen und rückte immer weiter zum Tischende vor, und als sein Chef Ende der sechziger Jahre in Pension ging, war es so weit: Er wurde zum Ministerpräsi-

denten ernannt, obwohl er zu den allerjüngsten Regierungsmitgliedern gehörte und als Sozialdemokrat fast als artfremd gelten musste, wenn man seinen Hintergrund, seine Kindheit und seine Ausbildung betrachtete.

Ja, ja, dachte Johansson und schaute auf die Armbanduhr. Die Uhr in seinem Magen tickte jetzt schon seit einiger Zeit sehr laut, was wohl vor allem daran lag, dass es bis zum Abendessen noch einige Stunden dauern würde, während er sich gewaltig nach Bewegung sehnte. Kein Spaziergange dachte Johansson, denn dann wird der Kohldampf noch schlimmer. Ich fahre in die Stadt, beschloss er, und bring das Buch über Sozialgeschichte zurück, das ich mir in der Bücherei ausgeliehen habe.

Und als er schon einmal dort war, konnte er auch ein paar eigene Nachforschungen anstellen, und obwohl es sich nur um die Stadtbücherei von Sundsvall handelte, stolperte er so mehr oder weniger über eine Auskunft, die sich auf den geheimnisvollen Forselius bezog und die Wiklander offenbar entgangen war. An sich kein Wunder, dachte Johansson, wenn man bedachte, was er wusste und was Wiklander nicht wusste.

Zuerst hatte er ein Buch mit dem Titel »Große schwedische Namen aus der Mathematik« gefunden, in dem Sonja Kowalewska erwähnt wurde, obwohl sie Russin gewesen war, und Professor Forselius, dessen Geheimdienstaktivitäten schweigend übergangen wurden, während seine hier beschriebenen Leistungen Johanssons Horizont überstiegen. Rechnen konnte er zwar, aber höhere Mathematik ließ ihn kalt. An seinen Augen dagegen war nichts auszusetzen, und schon sehr bald fiel ihm auf, dass Forselius offenbar einen Lehrling gehabt hatte, der auch nicht von Pappe gewesen war. Außerdem trug er denselben Namen wie der Sonderbeauftragte des Ministerpräsidenten und war ungefähr im selben Alter.

So ist das also, dachte Johansson, und dann fuhr er zu seinem Bruder zurück, um zu Abend zu essen.

In der Nacht lag Johansson lange wach und dachte über sein Wissen über den Ministerpräsidenten nach, und aus irgendeinem Grund stieg dabei seine Laune fast ein wenig. Das ist wohl kaum der, der in der bürgerlichen Presse beschrieben wird, dachte Johansson und lächelte im Bett vor sich hin. Eher schon eine westliche Heldengestalt aus irgendeiner Nummer von Reader's Digest, die er als junger Mann jeden Monat überflogen hatte, Humor in Uniform, eine Art Musketier des Kalten Krieges, aber keine Lettres de Cachet, denn hier ging es wohl eher um mit unsichtbarer Tinte geschriebene Mitteilungen, und keine Pferde mit wehenden Mähnen, sondern ein alter Buick V 8, der sich durch dunkle und stürmische Nächte schleppte, und wenn es Falltüren gab, dann fielen die den Leuten wohl auf den Kopf. Aber die hohlen Eichen, in denen allerlei versteckt werden konnte, waren sicherlich immer noch da. Eichen konnten nämlich unendlich alt werden.

Es gab bestimmt sehr viel, über das man hätte schreiben sollen, dachte Johansson, denn auch das hatte er in Reader's Digest gelesen. Zumindest die Schurken aus dem Osten besaßen Kugelschreiber, die in Wirklichkeit Pistolen waren, Regenschirme mit vergifteten Spitzen und unschuldige Spazierstöcke, die sich durch eine rasche Drehung des Handgelenks in funkelnde Degen mit rasierklingenscharfen Schneiden verwandeln ließen. Aber was hatte Pilgrim eigentlich gehabt, abgesehen von edlen Zielen und einer guten Sache?

Er hätte einen großen Bruder gebraucht, dachte Johansson. Einen etwas schlichteren Kumpanen als meinen großen Bruder mit seinem schlauen Kopf und seinen gewaltigen Fäusten und seiner ganz unsentimentalen Fähigkeit, allen und jedem eins auf die Fresse zu

geben, sowie sich dazu eine Gelegenheit ergab. Oder wie Jarnebring vielleicht? Der war zwar nicht so schlau wie Johanssons Bruder, ganz im Gegenteil, aber in einem gediegenen Handgemenge war er unschlagbar. Nicht einmal James Bond würde mit ihm fertig werden, denn Jarnebring hätte ihn am Schlafittchen gepackt und ihm dermaßen eine reingesemmelt, dass nur noch ein leeres Jackett und eine schlotternde Hose irgendeines Schneiders aus der Bond Street übrig geblieben wären und … und ungefähr an dieser Stelle schlief er ein, und als er am Morgen aufwachte, umspielte noch immer dasselbe Lächeln seine Lippen.

Himmel hilf, dachte Johansson und lachte in seiner Einsamkeit. Pilgrim und Jarnis, was für ein Paar.

Höchste Zeit, den Sack zuzumachen, je eher, desto besser, überlegte Johansson, da nun Sonntag war, der Tag nach Dreikönig und der Tag vor der Heimreise. Er hatte sich mit einer kurzen Dusche und einem noch kürzeren Frühstück begnügt und schon um halb sieben hinter dem großen Schreibtisch des Gartenhauses gesessen.

Die Papierstapel vor ihm hatten abgenommen, und er hatte das meiste aussortieren können. An Dokumenten blieben nur noch ein Umschlag mit einem Brief und eine Beileidskarte mit schwarzem Rand und dreizeiligem Gedicht. Aber es handelte sich um Originaldokumente, nicht um Kopien, sie waren mit der Hand geschrieben, und Krassner zufolge stammten sie vom Ministerpräsidenten, Pilgrim, als er diesen Posten errungen hatte, und laut Krassner hatte er sie im Mai 1974 verfasst. Sie waren in Stockholm Ban. abgestempelt und per Express an Buchanans Postfach in Albany geschickt worden.

Fast zwanzig Jahre nach seinem Abschiedsbrief, dachte Johansson. Eigentlich ein ganzes Leben, wenn

man bedenkt, was inzwischen alles passiert war und was er mitgemacht hatte. Seltsam, überaus seltsam.

Das müsste man doch überprüfen können, dachte er mechanisch, als er nacheinander Brief, Beileidskarte und Umschlag zwischen Daumen und Zeigefinger hielt und sie zugleich drehte und wendete. Vielleicht gibt es ja auch Fingerabdrücke. Die Techniker in den USA hatten schon Fingerabdrücke sichern können, die Dutzende von Jahren alt waren, das hatte er im Monatsjournal des FBI gelesen, und fast immer waren das auf Papier hinterlassene Abdrücke gewesen. Aber woher sollte ich seine Fingerabdrücke nehmen?, überlegte Johansson.

Zuerst der Brief: Er war kurz, in Pilgrims charakteristischer, expressiv vornüber gebeugter Schrift gehalten. Wie eine Kavallerieattacke auf dem Papier, dachte Johansson und lächelte wieder. Das Briefpapier war dick und sicher teuer gewesen. Als er es ins Licht hielt, sah er das Wasserzeichen der Papiermühle Lessebo.

Fionn,

habe gestern von Ravens tragischem Tod gehört. Ich hoffe wirklich, dass ihr die Ärsche (i. e. bastards) erwischt, die dahinter stecken. Da ich annehme, dass du zu seiner Beerdigung gehen wirst, wäre ich dir dankbar, wenn du meinen beigefügten letzten Gruß übermitteln könntest. Frag mich nicht, warum, aber Raven hat die isländischen Sagas sehr geliebt. Pass auf dich auf (i. e. Take Care!) Pilgrim

Dann die Beileidskarte, die im selben Umschlag gesteckt hatte.

Wenn das hier Snorri ist, dann bin ich Japaner, dachte Johansson, als er die in schwedischer Sprache geschriebenen drei Zeilen auf der Karte las:

»Der Tod ist schwarz wie eine Rabenschwinge, die Trauer ist kalt wie die Mittwinternacht, so lang, und so ausweglos.«

Bestimmt hat Pilgrim das selbst geschrieben, dachte Johansson. Vielleicht war das etwas, das nur er und Raven verstehen konnten und das jetzt als letzter Gruß dienen musste. Was hatte diese überaus begabte Frau noch gesagt, die ihm vor ungefähr einem Monat begegnet war? Ein Mann mit poetischer Veranlagung oder poetischem Ehrgeiz?

Johansson ließ sich im Schreibtischsessel zurücksinken, während er den Rücken reckte und die Finger im Nacken verschränkte, um besser denken zu können. Aber diesmal half das nichts. Also nahm er sich Krassners Manuskript vor und las weiter. Es blieb nur noch ein knappes Drittel, ein dünner Stapel, der sich in der Hand wie nichts anfühlte und dessen Inhalt nur wenig Neues verhieß. Krassner zufolge hatte Buchanan in seiner aktiven Zeit fast hundert Agenten für den Kampf um Europas junge, heranwachsende Elite rekrutiert. Er hatte zwei Favoriten gehabt, und sein Neffe behauptete, im Grunde hätten nur diese beiden ihm etwas bedeutet. Der eine war Pilgrim, der andere Raven. Der erste hatte ihn im Stich gelassen, der zweite war ihm getreu bis in den Tod geblieben.

Raven hatte eigentlich Salomon »Sal« Tannenbaum geheißen und war in Pilgrims Alter gewesen. Geboren und aufgewachsen in New York, in einer wohlhabenden intellektuellen jüdischen Familie, und dem »Iren« Krassner zufolge war eine feinere Herkunft in der internationalen Nachrichtenwelt kaum denkbar, egal, ob man »seine braunen Augen« in Moskau, Warschau, London oder New York aufschlug.

Muss an deinem deutschen Papa liegen, dachte Johansson gehässig und starrte dann weiter den spärlichen Text an.

Seinen Agentennamen Raven verdankte er Buchanan, es war eine selbstverständliche und einfache Entschei-

dung, da er aussah wie ein Rabe und klug war wie zwei. Nach seinem Jurastudium in Harvard und einem frühen Engagement in der amerikanischen Studentenbewegung hatte er Buchanan kennen gelernt, war als Agent für die CIA angeworben worden und nach Europa gereist, um einen ersten Vorstoß bei den kommunistischen Studentenorganisationen zu versuchen.

In Frankfurt am Main war Raven im November 1948 Pilgrim begegnet. Nicht unerwartet waren sie einander sympathisch gewesen.

Ravens Einsatz an der europäischen Front war jedoch nur von kurzer Dauer gewesen. Er war in die USA zurückgekehrt und hatte als Anwalt gearbeitet, für ungefähr jedes tapfere und politisch korrekte Ziel, das sich in diesem großen Land im Westen überhaupt auftun ließ. Sal Tannenbaum hatte die Bürgerrechtsbewegung vertreten, die schwarzen Panther, die mexikanischen Landarbeiter, die Indianer und sogar die Inuit. Er hatte sich für Rassenintegration engagiert, für Gewerkschaftsrechte, für Frieden in Vietnam und natürlich auch für den Weltfrieden. Er hatte gegen das organisierte Verbrechen und gegen die Ausbeutung der farbigen Unterklasse durch das Kapital gewettert. Fast immer hatte er auf sein Honorar verzichtet – »pro bono« und Krassner zufolge war er an die zwanzig Jahre lang der erfolgreichste Infiltrator der CIA in den »radikalen, sozialistischen und kommunistischen Bewegungen« an der amerikanischen Heimatfront gewesen.

Himmel hilf, dachte Johansson. Wenn das wirklich stimmt, dann hat er es bestimmt nicht leicht gehabt.

Im Mai 1974 hatte ein Mann, vermutlich im jüngeren mittleren Alter, vermutlich weiß, vermutlich gekleidet in einen Anzug und von alltäglichem Aussehen, Tannenbaums Kanzlei betreten. Still und unbemerkt ging er an der Rezeptionistin vorbei, die wie üblich gerade tele-

fonierte, öffnete die Tür zu Tannenbaums Zimmer und schoss ihm eine Kugel in den Kopf. Danach verschwand er, und wenn man bedachte, wer das Opfer war und wie wenig die Zeugen gesehen hatten, war das Ganze ein polizeilicher Albtraum. Es muss doch vor Motiven und möglichen Tätern nur so gewimmelt haben, dachte Johansson. Und wenn Krassner Recht haben sollte und noch andere zu demselben Schluss gekommen waren, dann konnte man die wohl auch noch mit zwei multiplizieren.

Krassner zufolge war alles ganz einfach. Der Mord an Raven war ein Auftragsmord gewesen. Und zwar bestellt von Pilgrim, dem die neuen Herren, denen er diente, bei der praktischen Ausführung geholfen hatten, nämlich die Sowjetunion und deren militärischer Nachrichtendienst. Deshalb auch der Titel des Buches: Der Spion, der nach Osten ging. Krassners Erklärung war lang, verwickelt und fadenscheinig. Handfeste Beweise gab es nicht, stattdessen hatte die Krassnersche Logik Oberhand gewonnen. In seinen zwanzig Jahren bei der Polizei hatte Johansson eine Unzahl schwedischer Variationen dieses Themas gehört, sie wurden in allen polizeilichen Pausenräumen eifrig zu Gehör gebracht. Aber etwas, das sich auch nur entfernt mit dieser Geschichte hier messen konnte, hatte er noch nie gehört.

Denn Recht soll Recht bleiben, dachte Johansson und sah zugleich die rabiatesten Figuren unter seinen ehemaligen Kollegen vor sich, die alle die Gemeinsamkeit aufwiesen, dass sie bei der Polizei einfach nichts zu suchen hatten. Russischer Spion? Ja, denn das »wussten alle«. Mörder? Nein, und das hatte auch niemand behauptet. Er selbst hatte das alles immer, und egal, wen er gewählt hatte, denn auch das hatte sich im Laufe der Jahre geändert, für puren Blödsinn gehalten. Dass der Ministerpräsident für die Sowjetunion spionieren sollte, kam ihm

so unwahrscheinlich vor, wie er es jetzt glaubhaft fand, dass dieser Mann in seinen jungen Jahren einige Zeit als CIA-Agent tätig gewesen war. Das nehme ich euch ab, dachte Johansson. Aber den Rest könnte ihr vergessen.

Als er in seinen Überlegungen so weit gekommen war, wurde er davon unterbrochen, dass das Telefon klingelte, obwohl es erst acht Uhr am Sonntagmorgen war. Es war Wiklander, und wie alle echten Polizisten hatte er etwas herausgefunden. Nämlich, dass der geheimnisvolle Professor Forselius nicht nur hochrangige Personen bei der Sicherheitspolizei kannte, sondern auch mit dem Sonderbeauftragten des Ministerpräsidenten befreundet war, dem Mann, der ebenfalls für den Ministerpräsidenten und die Regierung betreffende Sicherheitsfragen zuständig war.

»Interessant«, log Johansson. »Woher weißt du das?«

»Kollegin Söderhjelm«, sagte Wiklander. »Ich hab doch wohl erwähnt, dass wir gestern zusammen essen gehen wollten?«

Dabei hatte wohl eins das andere ergeben, und ohne ins Detail gehen zu wollten, war Wiklander etwas später vor Kollegin Söderhjelms wohl gefülltem Bücherregal gelandet, der Hinterlassenschaft eines literarisch interessierten Onkels übrigens, und dort war sein Blick zufällig auf ein Buch über große schwedische Namen in der Mathematik gefallen, und da er Forselius in frischer Erinnerung hatte, hatte eins das andere ergeben.

»Purer Zufall«, sagte Wiklander verlegen.

»Wie war denn das Essen?«, fragte Johansson ablenkend.

Nett, sagte Wiklander, sogar so nett, dass er schon mit dem Gedanken spielte, die Kanarischen Inseln sausen zu lassen und lieber mit Kollegin Söderhjelm auf eine dreiwöchige Tauchsafari nach Thailand zu reisen.

»Klingt gut«, sagte Johansson neutral. »Grüß sie von mir, und vielen Dank für die Hilfe.«

Ich bin doch ihr Chef, dachte er, als er den Hörer aufgelegt und sich wieder dem Arsch Krassner und dem abschließenden und wirrsten Teil von dessen ohnehin schon chaotischem Manuskript zuwandte. Und da er beim ersten Lesen spontan alles angezweifelt hatte, was dort stand, beschloss er, jetzt ganz besonders genau hinzusehen.

Im Takt seines politischen Aufstiegs hatte Pilgrim auch internationalen Ehrgeiz entwickelt, und schon Ende der sechziger Jahre hatte er so ungefähr jede USA-feindliche Bewegung und jeden Konflikt, der sich auf der politischen Landkarte nur ausfindig machen ließ, seiner Unterstützung versichert. Zuerst hatte er sich gegen den Kampf der USA für Frieden und Freiheit in Vietnam ausgesprochen, dann hatte er sich für Castro auf Kuba und allerlei süd- und mittelamerikanische Aufrührer eingesetzt, und als Krönung des Ganzen hatte er sich auf die Seite von Arafat und dessen palästinensischen Terroristen gestellt.

Krassner zufolge hatte er das getan, weil er inzwischen und schon seit langem der Sowjetunion als Infiltrator diente, seine mögliche politische Überzeugung hatte er mit keinem Wort erwähnt, und auf jeden Fall hatte er seinen alten Waffenbrüdern Buchanan und Raven damit gewaltig das Leben vergällt. Am Empörtesten war Raven, der nicht das war, wofür alle ihn hielten, sondern ein hart arbeitender und wahrer amerikanischer CIA-Agent. Als Juden erboste ihn vor allem die Unterstützung Palästinas und Arafats.

Raven wollte zurückschlagen und Pilgrims Vergangenheit an den Tag bringen. Buchanan zögerte. Er kannte sich aus mit Zweiflern, Renegaten, normalen Verrätern und Doppelagenten, wozu man in seiner Branche leicht

wurde, und egal, welche Gründe das auch haben mochte, so war es doch immer »Bad for Business«, solche Leute an den Pranger zu stellen. In dieser Situation – Raven, der drängt und sich an Pilgrim rächen will, Buchanan, der versucht, ihn zurückzuhalten, und nach anderen Lösungen fahndet – hatte dann alles ein Ende gefunden. Anfang Mai 1974 durch den »vermutlich weißen«, »vermutlich mit einem Anzug bekleideten«, »vermutlich im jüngeren Mittelalter befindlichen« und ganz sicher »alltäglichen« Mann, der in Ravens Kanzlei eingedrungen war und ihn über den Haufen geschossen hatte.

»Auf den üblichen unergründlichen Wegen, auf denen sich die Nachrichtenagenten der Welt bewegen«, hatten Pilgrims russische Genossen offenbar Lunte gerochen, und Pilgrims Freund und Führungsoffizier, der russische KGB-General Gennadi Renko, Mitglied des Politbüros, Mitglied des Zentralkomitees, hatte in Pilgrims Vergangenheit rasch aufgeräumt. Daraufhin hatte Buchanan seinen Entschluss gefasst. Egal, ob er damit sein Leben, seine Pension und seinen guten Ruf aufs Spiel setzte, er wollte jedenfalls nicht klein beigeben, und am meisten ärgerte er sich darüber, dass Pilgrim die Frechheit besessen hatte, den Hinterbliebenen des von ihm ermordeten Mannes auch noch eine Beileidskarte zu schicken. Deshalb hatte er seinem »Neffen, jungen Freund und getreuen Waffenträger« die ganze Geschichte erzählt und ihm das »heilige Versprechen« abgenommen, dafür zu sorgen, »dass Gerechtigkeit geschaffen und der vielleicht größte Verräter der europäischen Nachkriegsgeschichte seiner verdienten Strafe zugeführt« würde.

»Und das ist der einzige, schlichte und selbstverständliche Grund, aus dem ich dieses Buch schreibe«, so beendete Krassner sein Manuskript. Den Schluss des allerletzten Satzes hatte er dann offenbar gestrichen, möglicherweise aus falscher Bescheidenheit oder weil er sich

zusammengerissen hatte, denn da er es nur achtlos mit Kugelschreiber hingekritzelt hatte und die letzte Seite, ebenso wie die vorletzte, ein Original war und keine Fotokopie, konnte Johansson den ursprünglich mit Maschine geschriebenen Text auf der Rückseite des Blattes lesen:

»… obwohl mir natürlich klar ist, dass ich damit das beträchtliche Risiko eingehe, ebenfalls ermordet zu werden.«

Am Tag nach Dreikönig war Johansson mit einem von seinem Bruder geliehenen Auto nach Stockholm zurückgefahren, um es bei einem Autohändler in der Surbrunnsgatan abzugeben, mit dem er eine vage polizeiliche Erinnerung verband, an die er jetzt nicht denken wollte. Stattdessen dachte er an andere Dinge und vor allem an Krassner und dessen Hinterlassenschaft. Er war die ganze Zeit ungewöhnlich gut gelaunt und grübelte vor allem über ein kleines Detail in Pilgrims Abschiedsbrief, für das Krassner ihm keine Erklärung geliefert hatte, nicht einmal die Andeutung einer Erklärung. Die Sache mit dem freien Fall wie im Traum.

Was ist damals eigentlich passiert?, dachte Johansson. Und vor sich, im Dämmerland seiner Fantasien, sah er einen umgebauten Lancashirebomber mit schallgedämpften Motoren, der sich im Schutze der Dunkelheit unter dem polnischen Radar hindurchschlich. Die Sprungluke war schon geöffnet, und da stand Pilgrim in schwarzem Overall und eng sitzender Ledermütze, aus der nur seine Habichtsnase hervorragte. Jeder Muskel war angespannt, als er sich an einem Draht am Dach festhielt. Jetzt, jetzt kam das Klarsignal, und nach einem entschiedenen Nicken trat er vor, ließ den Draht los und fiel frei wie in einem Traum, durch alles Schwarze, zu allem Unbekannten dort unten.

Was für eine Vorstellung, ein richtiger Schriftsteller hätte Krassners Material zu fassen bekommen, seufzte Johansson. Was hätte das für eine Geschichte werden können. Es brauchte nicht einmal wahr zu sein.

XVI

Und alles, was blieb, war die Kälte des Winters

Stockholm, Januar bis Februar

Waltin hatte nicht versucht, Hedberg zu erreichen. Er war einfach sauer gewesen, weil die Tage vergingen, ohne dass er etwas Vernünftiges ausrichten konnte. Er hatte sogar die Schulung der kleinen Jeanette unterbrechen müssen, obwohl er erst jetzt wirklich Zeit gehabt hätte, die Sache ernsthaft anzugehen. Er hatte sich einfach nur den Kopf über alle Idioten zerbrochen, die ihn umgaben und die offenbar nur den einen Gedanken hatten, nämlich, wie sie ihm den größtmöglichen Ärger bereiten könnten.

Berg zum Beispiel, der ganz offensichtlich versuchte, ihm die Schuld dafür zuzuschieben, dass dieser bescheuerte Junkie Krassner aus seinem Fenster gepurzelt war. Und was dieser verrückte Forselius da mit seinen vielen Freunden aus der Staatskanzlei trieb, daran wollte er lieber gar nicht erst denken. Und dann waren da noch die rothaarige Sau und ihr trister Ehemann – so musste man ihn ja wohl nennen, obwohl von Mann ja kaum die Rede sein konnte –, die Sau, die ihn am Heiligen Abend mehr oder weniger angegrabbelt hatte. Daran, was sie wohl gerade ausheckte, wollte er lieber nicht denken.

Er hatte natürlich einen großen Bogen um sein Büro gemacht, das war der Vorteil der externen Tätigkeit, denn auf Umwegen hatte er gehört, dass Bergs fetter Laufbursche, dieser Kommissar Persson, durch die Gegend schlich und blöde Fragen stellte. Wenn er irgendwem nicht begegnen wollte, dann diesem Persson. Der war primitiv und brutal und ganz und gar gewissenlos, absolut im Stande dazu, wirklich alles zu finden, wenn sein Herrchen auch nur mit den Fingern schnippte, jeder, aber bloß nicht Persson, dachte Waltin.

Zwei Tage lang hatte er versucht, sich Linderung zu verschaffen, indem er sich mit seinen Sammlungen

beschäftigte. Er hatte Hunderte von Polaroidbildern und außerdem einige normale Großaufnahmen, die er sicherheitshalber im Ausland hatte entwickeln lassen. Dazu kamen fast ebenso viele Stunden Videofilme und Tonbandaufnahmen, er konnte also davon ausgehen, die umfassendste private Sammlung im ganzen Land zu besitzen, aber seine Kollektion wies dennoch auch ärgerliche Mängel und Schönheitsfehler auf.

Da waren zum Beispiel die Bilder von der fetten rothaarigen Sau, die er ja zeitweise als »Leserbeitrag« an eine der vielen pornografischen Hausorgane der Arbeiterklasse hatte einsenden wollen, aber bei genauerer Überlegung hatte er sich die Sache dann doch anders überlegt, weil man ja nicht sehen konnte, dass die Bilder eben diese Person darstellten. Eine fette rothaarige Sau, die an die Bettpfosten gefesselt war, vor und nach dem Verlust eines Stück roten Busches – das sah man ja immerhin, und für viele mochte das gut genug sein, aber man sah eben nicht, dass sie es war, und darum ging es doch eigentlich, wenn man Bilder veröffentlichte. Da sie dermaßen teuflisch gezappelt hatte, war der von ihm so sorgfältig angebrachte Knebel verrutscht und bedeckte ihr halbes Gesicht, und leider hatte er bei den Aufnahmen vergessen, diesen kleinen Mangel zu korrigieren. Überarbeitet und gestresst von der Arbeit, wie er durch Berg und dessen ewige paranoide Fantasien eben gewesen war.

Am Ende hatten Müßiggang und Aufenthalt zu Hause ihn fast in den Wahnsinn getrieben, und da er sich fast zu Tode gewichst hatte, nur um ein wenig Ruhe zu finden, hatte er keine Wahl gehabt. Obwohl durchaus ein Risiko vorhanden war, denn das war es immer, und wenn er an das Pech dachte, das ihn in letzter Zeit verfolgt hatte, war wohl kaum anzunehmen, dass die Gefahren geringer geworden waren, hatte er doch beschlossen, sich wieder

ins Feld zu begeben. Komme, was wolle, dachte Waltin, aber ich muss irgendeine sinnvolle Beschäftigung finden.

Zuerst hatte er mit dem Gedanken gespielt, ihr Telefon überwachen zu lassen, solche Aktionen hatte er schon häufiger gestartet, und es war nicht gerade schwer, eine zusätzliche Telefonnummer in die monatlich abzuliefernden Listen einzutragen, doch da dieser Hirni Persson derzeit irgendwo auf Waltins eigenem Terrain sein Unwesen trieb, hatte er sich nicht getraut. Also hatte er seine Ermittlungen selber durchgeführt, das hatte er auch früher schon gemacht, und zwar besser als viele andere, das Problem war nur, dass es so verdammt langweilig war. Nur Polizisten und sonstige Gehirnamputierte mochten stundenlang auf dem Vordersitz eines Autos sitzen und eine Haustür anstarren, während das Ermittlungsobjekt zu Hause im Bett saß und mit sich selber spielte oder sich ein Video reinzog oder Pizza mampfte, und deshalb hatte er dasselbe gemacht wie immer. Er hatte ein wenig improvisiert und war Risiken eingegangen, um die Zeit totzuschlagen, und auf irgendeine Weise wurde am Ende ja doch immer alles gut. Diesmal allerdings nicht.

Statt den ganzen Tag vor ihrem Arbeitsplatz zu sitzen, hatte er eine halbe Stunde vor Dienstschluss bei ihr angerufen, nur um sich davon zu überzeugen, dass sie noch dort war, und als sie sich meldete, hatte er einfach aufgelegt, sich ins Auto gesetzt und vor dem Ausgang ihrer Arbeitsstelle eine passende Position bezogen. Schon nach einer Viertelstunde stand sie dann plötzlich auf der Straße, mit offenem Mantel, trotz der Kälte, damit kein armer überarbeiteter Wicht, der nur nach Hause ins Vorortelend wollte, den Anblick ihrer fetten Brüste unter ihrem eng sitzenden gelben Pullover verpassen konnte. Diese fette Sau stellt sich wirklich zur Schau, dachte Waltin und kicherte, als er sie vor sich sah, wie sie sich den ganzen

Tag auf dem Stuhl sitzend rieb und dabei Stöpsel in kleine Löcher steckte.

Aber statt in Richtung U-Bahn zu verschwinden – er hatte vor, sie vor dem Zebrastreifen anzusprechen –, blieb sie einfach stehen. Sie stand da, dann schaute sie auf die Uhr, und plötzlich verspürte er die vertraute Erregung. Die, die sich immer einstellte, ehe er etwas über jemanden erfuhr, etwas, aus dem er später Nutzen ziehen konnte. Sie wartet auf jemanden, dachte Waltin.

Und in diesem Moment klopfte überraschenderweise jemand an die Fensterscheibe, zog die Tür auf und hielt ihm einen polizeilichen Dienstausweis unter die Nase.

»Rutsch mal rüber«, sagte Kriminalinspektor Berg und nickte mit zusammengekniffenen Augen zum Beifahrersitz hinüber.

Bergs Neffe, dachte Waltin. War der nicht wegen dieser Misshandlungsgeschichte vom Dienst beurlaubt worden? Jeans und Jacke wiesen darauf hin, aber warum hatten sie ihm dann nicht auch den Dienstausweis weggenommen?

»Worum geht's denn?«, fragte Waltin kurz angebunden. Obwohl er das schon wusste, denn aus dem Augenwinkel sah er die fette Sau, die auf der anderen Straßenseite vor Begeisterung geradezu auf und ab hüpfte. Mit dem hat sie natürlich auch gevögelt, dachte er. Garantiert hat sie mit der ganzen Bande gevögelt.

»Hörst du schlecht, oder soll ich dir helfen?«, drängte Berg.

Und da es, seinem Blick nach zu urteilen, ernst war, hatte Waltin trotz dieser absolut unwahrscheinlichen Lage getan, wie ihm geheißen, und sich auf den Beifahrersitz hinüber bemüht.

»Ich werde mich kurz fassen«, sagte Berg. »Lisa ist eine gute Freundin von mir. Also lass sie in Ruhe, sonst werd ich dir ganz schönen Ärger bereiten.«

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst«, sagte Waltin und steckte die Hand in die Tasche, um seinen eigenen Dienstausweis zu zücken und dem anderen den Ernst der Lage klarzumachen. Einen Leitenden Polizeidirektor der Sicherheitspolizei bedroht man nicht, dachte Waltin.

»Hör auf, Lisa zu verfolgen, sonst sorge ich dafür, dass sie dich anzeigt, und behaupte gar nicht erst, du wärst im Dienst«, sagte Berg und wischte Waltins Hand mit dem Dienstausweis beiseite.

»Ich weiß wirklich nicht, wovon du redest«, sagte Waltin. Der Kerl ist doch total verrückt, dachte er. Das sieht man ihm schon an den Augen an.

»Das wissen wir beide«, sagte Berg. »Sie zeigt dich an, ich und meine Kollegen haben dich gesehen und melden uns als Zeugen. Haben wir uns verstanden?«

»Ich muss dich dazu auffordern, meinen Wagen unverzüglich zu verlassen«, sagte Waltin. Verrückt, dachte er. Restlos verrückt.

»Das ist nicht dein Wagen, der gehört der Truppe, nur damit du's weißt«, sagte Berg und öffnete zugleich die Tür, um auszusteigen.

Waltin schwieg dazu, denn die Drohung in Bergs Augen kam unmissverständlich rüber. Dann war er einfach sitzen geblieben und hatte wütend zugesehen, wie Berg zu der fetten Sau gegangen war und sich bei ihr eingehakt hatte, und dann waren sie beide am Ende der Straße verschwunden. Erst dann fuhr er los. Ich bring sie um, dachte Waltin.

*

Nachdem Berg Lisa zur U-Bahn gebracht hatte, traf er sich mit seinen Kameraden. Diese Begegnung hatten sie schon an den Weihnachtstagen geplant, als sie auch ihre Taktik entwickelt hatten, mit der sie den Verräter finden

wollten, der sich bei ihnen eingeschlichen hatte. Sie hatten schon einen Verdacht, deshalb brauchten sie nur noch die Falle zu stellen und abzuwarten, ob der Richtige hineintappte.

Lisa ist schon in Ordnung, dachte er. Noch dazu eine tolle Nummer, ein solches Stück Ungeziefer wie diesen Waltin sollte man einfach totschlagen. Offenbar reichte es ja aus, ihn streng anzusehen, und schon machte er sich in die Hose, so schwer konnte das also nicht sein, dachte Berg.

Bei dem Treffen hatte er die Versammlung mit einigen gut vorbereiteten, leicht angeröteten Ansichten »überrascht«, die er und seine Kameraden sich zurechtgelegt hatten, und genau der Kollege, auf den sie die ganze Zeit getippt hatten, hatte sofort wütend dagegen argumentiert. Meine Güte, der übertreibt ja vielleicht, dachte Berg, dich werden wir bald haben. Danach hatten sie Kaffee getrunken, und er hatte mit seinen Kameraden nur einen Blick zu wechseln brauchen, um zu verstehen, dass sie das genauso sahen wie er. Der Verräter hatte sich wie ein Wilder abgeplagt, um sich anzubiedern und zu provozieren und die Leute dazu zu bringen, unkluge Dinge zu sagen, aber das hatte ihm natürlich nichts genutzt.

*

An seinem ersten Tag auf seinem neuen Posten hatte Johansson einen Zeitungsausschnitt entdeckt, der neben der Garderobe am Schwarzen Brett hing. Es war der alljährliche Neujahrsgruß, den der Stockholmer Polizeichef an sein getreues Personal richtete, und irgendwer hatte ihn ausgeschnitten und mit Filzstift mit einem dicken schwarzen Rahmen versehen.

Es war kein normaler Neujahrsgruß, schon gar nicht für die Polizei, und natürlich hatte Johansson schon lange

die Gerüchte über die literarischen Ambitionen des Polizeichefs gehört, aber das hier hatte er nun doch nicht erwartet. Es war einfach nicht üblich, sich dermaßen in aller Öffentlichkeit gehen zu lassen, überlegte Johansson, während er sich durch die sieben Strophen des Gedichts hindurchmurmelte. Eine kannte er übrigens aus irgendeinem anderen Zusammenhang, den er vergessen hatte, und im Grunde spielte es ja auch keine Rolle.

»Schwarzer Asphalt, funkelndes Neon, der Uringestank von den Fliesen der U-Bahn, im Klo des Hauptbahnhofs stirbt ein Junkie an einer Überdosis, Stockholm, Stadt der Städte, eine Taube schlägt auf meine Fensterbank, es gibt Hoffnung!«

Unter das Gedicht des Polizeichefs hatte jemand, ebenfalls mit schwarzem Filzstift, geschrieben: »So spricht ein echter Polizist aus Ädalen«, und als Johansson diese kurze Mitteilung sah, rührte sich etwas in seinem norrländischen Herzen. Schön zu wissen, dass man willkommen ist, dachte Johansson.

Ungewöhnlich viele Poeten in letzter Zeit, dachte er, als er über den langen Flur zu seinem Zimmer ging. Der Ministerpräsident, der Polizeichef und Gott weiß, wer noch. Vielleicht sollte ich auch was schreiben, dachte er, aber da diese Vorstellung mehr als absurd war, verdrängte er sie sofort wieder. Ein echter Polizist schreibt keine Gedichte, Johansson hatte als Jüngling damit aufgehört. Lange übrigens, bevor er zur Polizei gegangen war.

*

Bürochef Berg stellte sich die schwedische Verteidigung gern als Käse vor, als einen ungewöhnlich durchlöcherten Käse vom klassischen Schweizer Modell, und das vor allem, weil man in den stabilen und widerstandsfähigen

Felsgrund, auf dem die Nation ruhte, Löcher bohren konnte, Löcher, in die man Dinge stopfen konnte. Dagegen brachte er dem Igel, mit dem die Militärs selbst sich so gern verglichen, große Skepsis entgegen, und wenn sie ab und zu den Schwedischen Tiger aus den Tagen des heißen Krieges zur Sprache brachten – als die Mahnung »ein Schwede schweigt«, damit der Feind nichts erfährt, durch die das auf Schwedisch fast gleich lautende hübsche Bild des schwedischen Tigers umschrieben worden war schaltete er sich ganz einfach aus der Debatte aus. Ein schwedischer Tiger? Ein Schwede schweigt? Die bloße Vorstellung war idiotisch, fand Berg, denn wenn die Schweden wirklich schwiegen, würden Leute wie er nicht so dringend gebraucht. Berg aber wurde gebraucht, aus gutem Grund, eben weil manche zu viel redeten, so einfach war das.

Der durchlöcherte Käse war ein besseres Bild als Igel oder Tiger, denn dort wurden alle Dinge gelagert, die im Krieg notwendig wurden, von Kaffee und kurzen Unterhosen bis hin zu Treibstoff und Waffenschmiere, und dazu das eine oder andere Artilleriegerät, das man eben brauchte, wenn man sich wehren wollte. Der gute schwedische Felsgrund, der von vielen Meilen geheimer Gänge durchkreuzt wurde und Millionen Quadratmeter an geheimen Sälen umfasste, in denen alles verwahrt werden konnte, das man im Falle eines Falles vielleicht brauchen würde.

Die praktischen Probleme bei dieser Wahl der Strategie hingen vor allem mit der Notwendigkeit von Heizung, Ventilation, Luftfeuchtigkeit und Luftentfeuchtung zusammen, und es war wohl kaum ein Zufall, dass die schwedische Industrie in diesem Bereich weltweit führend war. In Schweden gab es zwei multinationale Firmen, die alles herstellten und verkauften, von Ventilatoren und Pumpen bis hin zu Klima- und Entfeuch-

tungsanlagen, und die Kundschaft in aller Welt belieferten, unabhängig davon, ob deren Bedürfnisse nun ziviler oder militärischer Natur waren.

Die in Schweden hergestellten Produkte wurden also auf einem offenen Markt verkauft und wie üblich durch Patente und Lizenzen geschützt, und dabei waren keine Spione vonnöten. Doch sobald die Waren in militärischen Anlagen untergebracht werden sollten, sah die Lage anders aus. Um das Material an Ort und Stelle zu schaffen und in Gang zu bringen, mussten die Anlagen, in denen sie eingesetzt werden sollten, ausreichend bekannt sein, denn auf Grund dieses Wissens wurden mehrere interessante Variablen berechnet: Lage, Größe und Anwendungsbereich, Material typ und Menge an diversen Waren und Produkten, aus denen sich dann auch alles ergab, was militärische Kapazität, strategische Richtung und Haltbarkeit betraf. Je nach Kunde konnte eine ganz normale industrielle Lüftungsanlage sehr bald in einen Spionageauftrag erster Güte verwandelt werden.

Etwa anderthalb Jahre zuvor hatten die Ermittler der Säpo im Zusammenhang mit einer Routinebeobachtung eines Angestellten der sowjetischen Handelsdelegation einen bisher unbekannten Schweden entdeckt, der sich nach den üblichen Kontrollen als Verkaufschef der kleineren und schneller wachsenden der beiden multinationalen schwedischen Unternehmen in der Branche erwiesen hatte. Als der Alarm ausgelöst wurde, war Berg gerade im Urlaub, seinem ersten richtigen seit mehreren Jahren, und wurde von Waltin vertreten. Als er zurückkehrte, war die Sache bereits vom Tisch, und so sehr Berg auch seine Erinnerung bemühte, er konnte keinerlei Spuren davon finden.

»Und du bist ganz sicher, dass es im Juni vor zwei Jahren war?«, fragte Berg.

»Ganz sicher«, sagte Persson. »Waltin hat die Sache übernommen, sowie die Meldung eingelaufen war. Das war am sechsten Juni, also am Nationalfeiertag. Und abgeschlossen wurde sie knapp einen Monat später, am ersten Juli.«

»Und was hat er gemacht?«, fragte Berg. »Waltin, meine ich«, fügte er als Erklärung hinzu. Während Marja und ich in Österreich waren, dachte er.

»Na ja«, sagte Persson. »Der Betreffende hörte fast sofort auf. Wir können also davon ausgehen, dass er Kontakt zur Firmenleitung aufgenommen hat. Wir hier im Haus scheinen jedenfalls nicht eingegriffen zu haben.«

»Das klingt ja wie ein Märchen«, sagte Berg. »Warum um Himmels willen hat er das getan?«

»Ich kann mir nur einen Grund vorstellen«, sagte Persson.

»Ja?«

»Ihr absolut größter Exportmarkt sind die USA. Was glaubst du, wie die Yankees auf die Nachricht reagiert hätten, dass die Firma auf Spionage hin durchleuchtet wird? Noch dazu auf russische Spionage.«

»Aber warum in aller Welt könnte Waltin so etwas getan haben?«

»Da kann es wohl nur einen Grund geben«, sagte Berg und sah plötzlich ziemlich zufrieden aus.

»Ja?«

Persson hob seine rechte Hand, kehrte Berg den Handrücken zu und rieb mit dem Daumen über Zeigefinger und Mittelfinger.

»Er wollte sich vielleicht eine neue Uhr kaufen«, grunzte Persson zufrieden. »Was denkst du denn?«

Ich traue meinen Ohren nicht, dachte Berg.

»Wir müssen mit ihm reden«, sagte Berg.

In der dritten Januarwoche fand die erste Besprechung des neuen Jahres statt. Keine der Fragen, die Berg dabei zur Sprache brachte, war besonders wichtig oder dringlich. Das Sicherheitsbewusstsein des Ministerpräsidenten erwähnte er erst gar nicht.

Vermutlich lag das daran, dass er sich so langsam an die Vorstellung gewöhnte, mit den Gegebenheiten leben zu müssen.

Als das operative Büro über die Themen beraten hatte, die Berg den Regierungsvertretern gegenüber zur Sprache bringen sollte, hatten Kudo und Bülling wie üblich eine große Menge Fragen »von größter Bedeutung für die Sicherheit des Reichs« aufgeworfen, er selbst hatte sich dann aber mit der Mitteilung begnügt, dass an der Kurdenfront alles ziemlich ruhig zu sein schien. Anders als sonst hatte der Justizminister auf seine üblichen einfältigen Fragen verzichtet und einfach nur zustimmend genickt.

Die meiste Zeit hatte er den Untersuchungen über die rechtsextremen Elemente bei Militär und Polizei gewidmet, aber auch in diesem Punkt hatte er beruhigende Aussagen machen können. Den Gewährsleuten des operativen Büros zufolge schienen diese Gruppen ihre Aktivitäten eher gedrosselt zu haben. Aber ob das daran lag, dass sie sich über Weihnachten überfressen hatten, musste die Zukunft zeigen.

Es blieben also nur noch die abschließenden sonstigen Fragen, und da dieser Punkt normalerweise als eher munteres Plauderstündchen genutzt wurde, war es für Berg eine Überraschung gewesen, als der Justizminister plötzlich Fragen nach überaus sensiblen Führungs- und Kontrollproblemen im Zusammenhang mit der Arbeit der Sicherheitspolizei stellte. Es war ein fast empörender Verstoß gegen die Etikette, aber offenbar bestand kein Interesse an einer Diskussion über gutes Benehmen.

»Ich sollte wohl gleich zur Sache kommen«, sagte der Justizminister, der plötzlich ein ganz anderer Mensch zu sein schien als der, an den Berg sich gewöhnt hatte. »Es ist nämlich leider so, dass uns die so genannte externe Tätigkeit doch allerlei Sorgen macht.«

Danach ergriff der Staatssekretär das Wort. Ausgerechnet der Staatssekretär, der sonst nie den Mund aufkriegt, dachte Berg. Aus den Unterlagen, mit denen dieser jetzt raschelte, und aus dem, was er dann sagte, konnte Berg zwei Dinge entnehmen: dass der Staatssekretär keiner war, der ins Blaue hinein redete, und dass er offenbar schon lange ein Hühnchen mit Berg und dessen Aktivitäten zu rupfen gehabt hatte.

»Um es zusammenzufassen«, sagte der Staatssekretär mit zundertrockener Stimme und wie an ein Kind gerichtet, »so ist der geschäftliche Aspekt der externen Tätigkeit unvereinbar mit den von der Regierung erteilten Anweisungen. Ganz abgesehen davon, dass die ganze Konstruktion als Kontrollinstrument insgesamt recht zweifelhaft wirkt.«

»Als dieser Punkt unter der vorherigen Regierung erstmals zur Sprache kam«, wandte Berg ein, »hatte ich den Eindruck, dass man mit uns in jeder Hinsicht übereinstimmte und dass nur die Frage offen blieb, welcher Deckmantel die eigentliche Tätigkeit schützen sollte. Und wie die Herren vielleicht noch wissen, haben wir auch die parlamentarische Führung davon informiert.«

Ihre Mienen verrieten ihm zwei Dinge: dass sie in dieser Hinsicht die Ansicht der vorherigen Regierung nicht teilten und dass keiner sich aus seiner eigenen Oppositionszeit an irgendwelche diesbezüglichen Informationen erinnern konnte.

»Da ihr Geschäfte mit privaten und öffentlichen Auftraggebern macht, geht es hier doch, juristisch gesehen, einwandfrei um Tätigkeiten, die mit euren Instrukti-

onen absolut unvereinbar sind«, wiederholte der Staatssekretär.

»Das schon«, sagte Berg und fluchte in Gedanken über seinen kleinlauten Tonfall. »Aber das liegt doch in der Natur der Dinge. Wie sollten wir denn sonst eine glaubwürdige Fassade aufrechterhalten?«

»Es scheint aber höchste Zeit zu sein, diese Art der Fassade aufzugeben«, meinte der Sonderbeauftragte trocken. »Ich kann mich übrigens vage daran erinnern, dass wir schon einmal über diese Angelegenheit gesprochen haben.«

Ach so, dachte Berg.

»Es ist natürlich bedauerlich, dass die Juristen der vorherigen Regierung diese kleine Komplikation übersehen haben«, stellte der Staatssekretär zufrieden fest. »Wenn du mich gefragt hättest, hätte ich dir erzählen können, dass das ganze Arrangement von Anfang an undenkbar war.«

»Wir verlangen natürlich nicht, dass du alles sofort abwickelst«, sagte der Justizminister freundlich. »Die Kontrollfunktion muss natürlich erhalten bleiben, und wir haben jegliches Verständnis dafür, dass ihr vielleicht eine gewisse Übergangszeit braucht, um … wie soll ich es ausdrücken … eine korrektere juristische Form für das Ganze zu finden.«

»Bis Montag, das reicht«, sagte der Sonderbeauftragte und lachte so sehr, dass sein Schmerbauch auf und ab hüpfte.

»Na ja«, sagte der Justizminister verärgert, schließlich war er hier das Regierungsmitglied, und da konnte er vom Vertrauten des Ministerpräsidenten wohl ein Minimum an Manieren erwarten.

»Ihr braucht sicher etwas mehr Zeit, aber wenn wir bis zur nächsten Besprechung oder vielleicht sogar bis zur übernächsten deine Ansichten über die praktische Durch-

führung haben könnten, wäre ich dir dankbar.« Der Justizminister nickte freundlich.

Wie großzügig von dir, dachte Berg. Nicht genug, dass ich mir den rechten Arm abhacken soll. Ich darf auch noch entscheiden, wann, wo und wie. Wenn es nur schnell geht, natürlich.

In dieser Situation beschloss er, von einer anderen Seite anzugreifen, eine Entscheidung, die er später bereuen sollte. Ich hätte es besser wissen müssen, dachte er. Bestimmt hatten seine Widersacher sich mit aller Sorgfalt vorbereitet, die für einen erfolgreichen Angriff aus dem Hinterhalt nun einmal nötig ist.

»Ich habe Andeutungen gehört«, sagte Berg zögernd und vorsichtig, »dass die Regierung eine neue parlamentarische Übersicht über die gesamte interne Tätigkeit plant … es liegt mir natürlich fern, das zu beurteilen«, fügte er ebenso vorsichtig hinzu, wie er begonnen hatte, »aber soll ich aus dem, was hier gesagt wurde, nun entnehmen, dass ihr auf eine umfassende Untersuchung verzichten wollt?«

»Das durchaus nicht«, sagte der Justizminister so liebenswürdig, als gelte es, Geschenke zu verteilen. »Wirklich nicht«, wiederholte er. »Als wir im engeren Regierungskreis darüber gesprochen haben, sind wir einfach dahin gehend übereingekommen, dass diese Frage erledigt werden kann, ehe wir uns an die größere Untersuchung machen.«

»Wir wollen die Opposition nicht in Schwierigkeiten bringen«, erklärte der Sonderbeauftragte mit seinem üblichen spöttischen Grinsen.

»Nein, wirklich nicht«, betonte der Minister herzlich. »So einfach politisch zu punkten, wollen wir anderen überlassen.«

Da kann ich also keine Hilfe erwarten«, sagte Berg. »Ich werde so bald wie möglich einen Vorschlag unter-

breiten«, sagte er und nickte kurz. »Wenn das alles war …«

Aus dem zufriedenen Kopfnicken der anderen entnahm er, dass sie fanden, er habe für dieses Mal genug einstecken müssen.

*

Trotz wiederholter Versuche hatte Waltin Hedberg nicht erreicht. Nach diesem empörenden Angriff, den ihm die fette rothaarige Sau und Bergs missratener Neffe verpasst hatten, müsste er den Kerl eigentlich anzeigen, aber er wollte doch Gnade vor Recht ergehen lassen und das Problem zuerst mit Hedberg diskutieren, der immer gute Ideen hatte, wenn es darum ging, Dinge mit Zinseszins zurückzuzahlen, und deshalb wählte er spät- nachts noch Hedbergs Geheimnummer. Es klingelte und klingelte, aber niemand nahm ab, und schließlich trank er zwei üppige Maltwhiskys und ging zu Bett.

Die Erklärung für Hedbergs Abwesenheit kam am nächsten Morgen mit der Post. Auf der Fußmatte unter dem Briefschlitz lag eine einsame Ansichtskarte, blauer Himmel und blaues Meer, weißer Sand und grüne Palmen. Als er die Karte umdrehte und das eine Wort las, das dort stand, war ihm alles klar. »Tauche«, las Waltin und lächelte. Hedberg besuchte offenbar seinen Lieblingsurlaubsort und widmete sich seinem Lieblingshobby, und wie jedes Mal würde er bald aus Java in die relative Zivilisation und in sein kleines Haus auf Nord-Mallorca zurückkehren, in dem er sich schon vor vielen Jahren niedergelassen hatte, als er seiner Heimat und der Sicherheitspolizei, für die er arbeitete, überdrüssig geworden war.

Hedberg, nickte Waltin zustimmend, wie immer, wenn er an den Bruder dachte, den sein immer krankes Mütter-

chen ihm verweigert hatte, und dabei kam ihm plötzlich eine hervorragende Idee, wie er ihn nutzen könnte, um seinen tristen und paranoiden Chef zum Schweigen zu bringen. Denn es war doch Berg, der Hedberg damals vor fast zehn Jahren den Rücken gedeckt hatte, als diese Idioten von der Stockholmer Polizei ihn wie die Bluthunde gehetzt hatten. Wir haben alle eine Geschichte, und ich werde dafür sorgen, dass du deiner nicht entkommst, dachte Waltin zufrieden.

Es musste an die zehn Jahre her sein. Die so genannten Kollegen in Stockholm hatten Hedberg wegen eines Postüberfalls und zweier Morde hochnehmen wollen. Die ganze Geschichte war dermaßen absurd und typisch für große polizeiliche Denker wie diesen norrländischen Penner Johansson und seinen gewaltgeilen Busenfreund Jarnebring, der die ganze Sache losgetreten hatte.

Zuerst sollte Hedberg seinen Job als Leibwächter des damaligen Justizministers vernachlässigt haben, als der sich auf einer etwas feineren Prostituierten müde hopste, um dann ein ganz in der Nähe dieses Liebesnestes gelegenes Postamt zu überfallen. Danach hatte er angeblich zwei Zeugen umgebracht, die ihn erkannt hatten und ihn deshalb erpressen wollten. Den ersten hatte er einfach mit seinem Wagen überfahren, den anderen hatte er auf eine eher etwas altmodische und ehrsame Weise totgeschlagen und den Leichnam dann auf dem Skogskyrko-Friedhof hinterlegt. Es handelte sich um einen schnöden alten Penner, und eigentlich war dieses Vorgehen also nur pietätvoll und praktisch gewesen, aber das gemeine Polizeikorps hatte sich natürlich eingemischt, obwohl es doch zum Besten der Gesellschaft gewesen wäre, diese Angelegenheit unter den Teppich zu kehren und die ganze Sache zu vergessen. Hedberg sollte hopsgenommen werden, und damit basta.

Aber dann hatte sich der Justizminister eingeschaltet und seinem Leibwächter ein Alibi verpasst. Hedberg sei während des ganzen Tages nicht einen Millimeter von seiner Seite gewichen. So sah es aus, worauf die ganze so genannte Beweisführung wie ein Kartenhaus in sich zusammenfiel. Hedberg war nicht einmal vernommen worden, und Berg hatte alle Unterlagen zur weiteren Verwertung erhalten. Wo die wohl gelandet sind?, dachte Waltin zufrieden.

Es war eine interessante und lehrreiche Geschichte über die Vorzüge der Nichteinmischung, und sie hatte außerdem eine einwandfrei humoristische Note. Man konnte Hedberg nicht frei herumlaufen lassen, aber er war leider von der Sorte, die man im Büro kaum ertragen konnte. Vor allem, wo auch inhäusig ziemlich über die Sache geredet wurde.

Berg hatte also ein kleines Problem, und wie schon so oft hatte Waltin es für ihn gelöst. Undank ist der Welten Lohn, dachte Waltin und fühlte sich zugleich beschwingter denn je. Und da Hedberg offenbar einen widerspenstigen Justizminister, der längst in Vergessenheit geraten und aus der Politik verschwunden war, zur Raison gebracht hatte, konnte man damit Berg jetzt sicher ins Glied zurückpfeifen.

Als Hedberg damals aufhören wollte und Berg fast in eine akute Phase seiner ständigen Kontrollneurose gerutscht wäre, hatte Waltin angeboten, Hedberg zu übernehmen, um ihn in ruhigen und geordneten Formen bei Laune zu halten und ihn als so genannten externen Berater zu nutzen. Berg hatte diesen Vorschlag nicht nur angenommen, er hatte sich auch herzlich dafür bedankt, und da Waltin, anders als sein so genannter Chef, kein blöder Holzkopf war, hatte er sich diesen Dank natürlich schriftlich geben lassen. Alles wird gut, dachte Waltin, und in diesem Moment klingelte es an der Tür.

Es war Bergs Laufbursche, das sah Waltin durch den Spion, aber im Moment wirkte der andere eher fett denn beängstigend, fand Waltin, während er rasch seine Morgenkleidung im Dielenspiegel überprüfte und die Tür öffnete.

»Je früher der Tag, desto feiner die Gäste«, sagte Waltin gelassen und ließ den Fettsack seinen teuren Teppich betreten. »Womit kann ich dem Kommissar behilflich sein?«

»Berg will mit dir reden«, sagte Persson kurz angebunden. Stell dich nicht so an, du Arschgesicht, dachte er.

»Was will er denn?«, fragte Waltin. Wo er doch seinen fetten Leibsklaven schickt.

»Das kannst du mit ihm selbst besprechen«, sagte Persson. Du mieser kleiner Kacktopf, dachte er.

»Hat er vergessen seine Telefonrechnung zu bezahlen?«, fragte Waltin unschuldig.

»Keine Ahnung«, sagte Persson. »Wieso willst du das wissen?«

»Weil er den Kommissar schickt«, sagte Waltin verbindlich. »Zu dieser frühen Stunde.«

»Gehen wir«, sagte Persson. Oder soll ich dich rausschleifen? Aber das wird mir wohl nicht vergönnt sein.

»Erklär ihm, dass wir uns in einer Stunde sehen«, sagte Waltin und hielt die Tür auf eine Weise, die selbst so einer wie Persson begreifen musste.

Das tat der andere offenbar auch, denn er grunzte nur, machte auf dem Absatz kehrt und verschwand.

»Du hast dich für eine vorbeugende Herangehensweise entschieden, sagst du«, meinte Berg und schaute den Mann an, der auf der anderen Seite seines ziemlich strapazierten Schreibtisches saß und an seinen ewigen Bügelfalten zupfte.

»Nicht die Spur eines Verdachts auf ein Verbrechen, Produkte, die auf dem offenen Markt frei verkäuflich sind und die sogar die Russen vielleicht brauchen … also habe ich beschlossen, die Firmenleitung zu informieren und zu einer Anzahl von vorbeugenden Maßnahmen zu raten«, erklärte Waltin. Statt unserem Export zu schaden, dachte er.

»Diese verbrechensvorbeugenden Maßnahmen«, sagte Berg. »Woraus bestanden die?« Der scheint ja nicht im Geringsten nervös, dachte er und hörte im selben Moment die Alarmglocken in seinem Kopf. Leise zwar, aber immerhin.

»Dass es wohl das Beste wäre, diesen Angestellten zu versetzen, und sei es nur in seinem eigenen Interesse. Daraufhin habe ich ihnen den Kontakt zu einem unserer externen Berater vermittelt, der ihnen eine Analyse und ein Sicherheitsprogramm erstellt hat, es ging einfach um zukunftsgerichtete vorbeugende Maßnahmen. Ich kann mich an die Einzelheiten nicht mehr erinnern, aber ich gehe davon aus, dass sie wie üblich gebucht und fakturiert wurden, und ich weiß bestimmt, dass die Firmenleitung mit unserem Einsatz überaus zufrieden war.« Du hättest mal den Scheck sehen sollen, den sie mir überreicht haben, dachte er.

»Ein externer Berater«, sagte Berg, obwohl die Alarmglocken in seinem Hinterkopf immer lauter wurden.

»Du kannst dich doch sicher an Hedberg erinnern, den ich dir vor einigen Jahren auf deinen Wunsch hin abgenommen habe«, sagte Waltin und lächelte freundlich. »Ein außerordentlich fähiger Mann, wie sich herausgestellt hat, auch wenn ich damals ein wenig skeptisch war. Was seine früheren Probleme anging, meine ich«, sagte Waltin mit dem passenden traurigen Lächeln. »Was hatte

ich mich da geirrt, und wie Recht du doch hattest«, sagte Waltin und ließ seine sorgfältig manikürten Finger sehen.

Hedberg, dachte Berg, und jetzt dröhnten die Glocken in seinem Kopf.

»Hedberg«, Waltin ließ sich den Namen auf der Zunge zergehen wie edlen Wein. »Da bin ich dir großen Dank schuldig, wenn ich daran denke, wie sehr uns dieser Mann in all den Jahren geholfen hat.« Nicht zuletzt in der Krassneraffäre, dachte er und hätte fast laut gekichert, als er Bergs Mienenspiel sah. Das mit der Krassneraffäre erwähn ich lieber noch nicht, beschloss er.

Jetzt reicht's, dachte Berg. Was genug ist, ist genug.

»Über die Sache ist ziemlich viel geredet worden, weißt du«, sagte Berg und gab sich Mühe, ein wenig zögerlich zu klingen.

»Ja, das kann ich mir vorstellen«, sagte Waltin mitfühlend, »und wenn man bedenkt, dass Hedberg doch unschuldig war, ich weiß noch, dass du mir erzählt hast, der damalige Justizminister habe persönlich für ihn gebürgt, dann ist das doch eigentlich ziemlich schrecklich.« Lass sie doch reden, dachte er, denn das Geld, das ich bekommen habe, wirst du nicht finden, und sonst auch niemand.

»Ich hoffe, du nimmst mir das nicht übel«, sagte Berg. Wenn das hier die Falle war, dann ist sie jetzt offenbar zugeschnappt, dachte er. Eine Woche, höchstens vierzehn Tage, dann würde er Waltin mitteilen müssen, dass seine Tätigkeit beendet war. Und Waltin würde sicher nicht eine Sekunde lang zögern, zurückzuschlagen und Hedberg und dessen Geschichte gegen ihn zu verwenden.

»Wirklich nicht«, sagte Waltin inbrünstig und lächelte breit. »Ich fand deine Fragen absolut legitim, und wenn ich daran denke, wie sehr dein alter Schützling Hedberg uns schon geholfen hat, dann verstehst du doch hoffentlich, dass alles in den besten Händen ist.« Denn jetzt ist

die Scheiße endlich im Ventilator gelandet, und in diesem Zusammenhang war das wohl ein ungewöhnlich treffendes Bild, fand Waltin. jetzt reicht es, dachte Berg. Und die Glocken machten einen solchen Lärm, dass er nicht einmal mehr klar denken konnte.

»Ich verstehe, was du meinst«, sagte Berg. Was mach ich jetzt bloß?, überlegte er.

*

Eine gute Woche im neuen)ob, und Johansson hatte sich in seinem gesamten Berufsleben noch nicht so frustriert gefühlt. Dass er nicht mehr als Polizist arbeiten würde, war ihm ja die ganze Zeit klar gewesen. Das war der Preis, den man bezahlen musste, wenn man bei der Polizei Karriere machen wollte, und Johansson konnte sich ein Leben als hoher Bürokrat durchaus vorstellen. Er schaffte es, dafür zu sorgen, dass andere sich wohlfühlten, er konnte sich durchsetzen und selbst bei der Polizei Ordnung schaffen. Aber leider war er eben nicht damit beschäftigt. Das war ihm schon nach einigen Tagen klar geworden, und nichts wies auf eine andere und bessere Zukunft hin.

In der Woche, die inzwischen vergangen war, hatte er mit Hilfe ihrer fantastischen Zeugnisse untaugliche Polizisten auf höhere Posten versetzt und dafür gesorgt, dass gute Polizisten vorzeitig aus dem Dienst ausschieden, weil sie die Nase einfach voll hatten. An einen konnte er sich aus seiner Zeit bei der Ermittlung noch erinnern. Es war ein fünfzehn Jahre älterer Kollege, der ein echter Polizist war und damals sein Wissen gern mit dem jungen und unerfahrenen Lars Martin geteilt hatte. Johansson hatte ihn angerufen und zum Mittagessen eingeladen. Und sei es nur, um ihn wiederzusehen und zu erfahren,

was passiert war, und – falls nichts passiert war – ihn zum Bleiben zu überreden.

»Lange nicht mehr gesehen«, sagte Johansson und nickte seinem älteren Kollegen herzlich zu. Der sieht verdammt noch mal viel fitter aus als ich, dachte er neidisch.

Der Kollege sah das offenbar genauso, denn ihr Essen wurde mit den seit langer Zeit üblichen Witzen über die vielen Chefmuskeln eingeleitet, die sich um Johanssons Taille gebildet hatten.

»Du bist kürzlich über meinen Schreibtisch gewandert«, sagte Johansson. »Sag bloß, du willst aufhören.«

»Und da hast du es dir in den Kopf gesetzt, mich zum Bleiben zu überreden«, erwiderte der ältere Kollege.

»Ja, da siehst du's«, sagte Johansson lächelnd. »Trotz deines hohen Alters scheinst du noch klar bei Verstand und gut in Form zu sein.«

»Das ist nicht das Problem«, sagte sein Essensgast und schüttelte den Kopf. »Weißt du, warum ich zur Polizei gegangen bin?«

»Weil du wusstest, dass du ein guter Polizist sein würdest«, sagte Johansson, der schon ahnte, was kommen würde.

»Weil ich Gauner in den Knast bringen wollte, damit anständige Leute in Frieden leben könnten.«

»Wer will das nicht«, sagte Johansson, und seine Stimmung war plötzlich düsterer als seit langem.

»Verdammt noch mal, ich bin nicht zur Polizei gegangen, um den ganzen Tag lang Formulare auszufüllen, die dann in einen Ordner gestopft werden«, erklärte der ältere Kollege mit einer gewissen Glut.

Ich auch nicht, dachte Johansson. Ich bin zur Polizei gegangen, weil ich Polizist werden wollte, nicht um im Personalbüro des Landespolizeiamtes zu versauern.

»Wie sieht es denn übrigens bei dir aus?«, fragte sein Gast.

»Du hast doch sicher bald mehr Ordner zu füllen als alle anderen auf diesem sinkenden Schiff.«

Und danach hatten sie wieder über alte Erinnerungen geredet.

Der einzige Lichtblick in Johanssons Leben war die lebhafte Debatte, die am Schwarzen Brett des Personalbüros ausgebrochen war, da der Stockholmer Polizeichef nunmehr mit offenem Visier seine Feder schwenkte. Als er von seiner missglückten Essensmission zurückkehrte, sah er sich die neuesten Beiträge an.

Es fand sich so ungefähr alles, von Kommentaren und Vorschlägen, was die problematische Wohnsituation des Polizeichefs betraf, bis hin zu gemischten literarischen Gesichtspunkten: »So zu wohnen ist sicher ungeil«, stellte »ein besorgter Kollege« fest, während der Beitrag von »Schwarzmaklern in der Truppe« deutlich und konstruktiv war: »Ich kann dir ein Zimmer im Hospiz für nur fünfundzwanzig Kröten besorgen, dann brauchst du nicht auf der Fensterbank zu knacken.«

Der polizeiliche Humor ist grob, aber nicht gerade herzlich, dachte Johansson und ging zum literarischen Teil über: »Der Nobelpreisträger des Jahres?«, spekulierte die Signatur »Schreib auch in freien Stunden«, während die »Poetin in blauer Uniform« deutlicher wurde: »Schreib mehr! Befrei mich von meiner Sehnsucht«, lösch meinen Durst!« Und sogar ein ganz unschuldiger Johansson kam in einer Ecke zu Wort, als »alter Ädaler«, und zwar mit einer norrländischen Warnung an bereits etablierte Konkurrenten: »Jetzt macht unser Heimatdichter Pelle Molin sich garantiert in die Hose!«

Na, das mit Molins Hose wird sich schon finden, dachte Johansson und seufzte, als er sich hinter seinen noch größeren Schreibtisch setzte, obwohl der vorherige schon mehr als groß genug gewesen war.

Um ihn selber stand es dagegen gar nicht so gut. Rein formal gesehen war er noch immer Polizist, und wenn ihm in dieser Hinsicht Zweifel kämen, brauchte er nur seinen Dienstausweis aus der Tasche zu ziehen und ihn sich anzusehen. Das kleine gelb und blau gehaltene Staatswappen, das Wort »Polizei« in roten Blockbuchstaben. Das Einzige, was einen Verbrecher verwirren könnte, war vielleicht der überaus suspekte Rang »Bürochef«. Aber andererseits schaute man nie so genau hin, und wann würde er den Ausweis überhaupt vorzeigen können. Denn eigentlich entsprang der doch nur einer freundlichen Geste seiner Arbeitgeber, durch die Johansson und seinesgleichen bei Laune gehalten werden sollten.

Da bin ich nun zum Objekt sozial therapeutischer Maßnahmen geworden, dachte Johansson, und in diesem Moment fasste er seinen Entschluss. Höchste Zeit, die Sache mit Krassner zu Ende zu bringen, dachte er und zog die Telefonliste der Regierungskanzlei aus dem Regal. Ziemlich weit oben auf der ersten Seite musste es sein. »Außerordentlicher Sonderbeauftragter zur Verfügung des Ministerpräsidenten« las er, während er die Nummer wählte.

Es überraschte ihn nicht, dass sich die Sekretärin des Sonderbeauftragten meldete.

»Mein Name ist Lars Johansson«, sagte Johansson. »Ich bin Bürochef bei der Landespolizeileitung. Ich hätte gern Ihren Chef gesprochen.«

»Ich werde mal nachsehen, ob er da ist«, sagte die Sekretärin neutral. »Einen Moment.«

Tu das, dachte Johansson und seufzte in Gedanken. Sieh sicherheitshalber auch noch nach, ob er sich nicht unter dem Schreibtisch versteckt hat, doch in diesem Moment antwortete der Sonderbeauftragte.

»Wir sind uns nur kurz begegnet«, sagte Johansson, »aber ich müsste dich noch einmal sprechen.«

»Ich erinnere mich, ich erinnere mich«, sagte die Stimme in Johanssons Telefon, und er sah den anderen vor sich, wie er lässig im Sessel lungerte, mit den schweren Augenlidern auf Halbmast. »Wir hatten wirklich eine interessante Diskussion.«

»O ja«, sagte Johansson. Und du wirst heute nicht glücklicher sein als damals, dachte er.

»Du willst nicht verraten, worum es geht?«

»Es geht um allerlei Unterlagen, die ich gern loswerden möchte«, sagte Johansson. »Es ist eine lange Geschichte, und ich rufe in der Dienstzeit an.«

»Jaa?«

»Es geht um deinen Chef«, sagte Johansson. Aber du kannst natürlich sagen, ich soll den Kram den Kollegen von der Säpo überlassen, dachte er.

»Es fällt dir schwer, am Telefon zu reden?«, fragte der Sonderbeauftragte.

»Nein«, sagte Johansson, »aber es wäre mir doch lieber, wenn wir das unter vier Augen erledigen könnten.«

»Da bin ich ja richtig neugierig«, sagte der Sonderbeauftragte. »Du willst nicht …«

»Es geht um Grüße, die Fionn deinem Chef ausrichten lässt«, fiel Johansson ihm ins Wort.

»Moment mal«, sagte der Sonderbeauftragte. »Nur eine Sekunde.«

Es dauerte dann länger, so an die zwei Minuten, aber danach war alles sehr schnell gegangen, und eine knappe Stunde später saß Johansson dem Sonderbeauftragten in dessen Dienstzimmer im siebten Stock von Rosenbad gegenüber.

Der ändert sich nicht, dachte Johansson. Aber sein Lächeln war doch freundlicher als beim letzten Mal.

»Es geht um diese Unterlagen«, sagte Johansson und schob ihm den Stapel mit Krassners Manuskript zu.

»Ich habe sie bekommen, ohne darum gebeten zu haben«, sagte Johansson. »Es ist eine lange und komplizierte Geschichte, auf die ich eigentlich gar nicht weiter eingehen will.«

Wieder nickte der Sonderbeauftragte.

»Ich habe sie natürlich gelesen«, sagte Johansson. »Es geht darin um deinen Chef. Einiges hat er sogar selbst geschrieben, und da ich die Sachen nicht im Dienst erhalten und keinen Grund habe, ihn irgendeines Verbrechens zu verdächtigen, dachte ich, du könntest sie ihm aushändigen. Ich finde, das geht mich alles nichts an.«

»Du willst eine Sorge loswerden«, sagte der Sonderbeauftragte verständnisvoll.

»Da es nicht meine Sorge ist«, sagte Johansson. »Wenn jemand anders sich Sorgen machen will, will ich mich nicht einmischen.«

»Ich verstehe«, sagte der Sonderbeauftragte und nickte.

»Ich habe eine kleine Aktennotiz zu der Sache gemacht«, sagte Johansson und überreichte die kurze Zusammenfassung, die er auf der Schreibmaschine seines Bruders geschrieben hatte, unterzeichnete sie jedoch nicht.

Farbband und Kugelkopf hatte er natürlich weggeworfen, die elektrische Schreibmaschine seines Bruders könnte also keine Hilfe bieten, sollte jemand auf diese Idee kommen.

»Wenn du Fragen hast, dann kann ich warten, bis du es gelesen hast«, sagte Johansson.

»Wenn dir das nichts ausmacht«, sagte sein Gastgeber freundlich. »Möchtest du übrigens noch Kaffee?«

Als geübter Leser hatte er nur fünf Minuten gebraucht, und danach wusste er zwei Dinge besonders genau. For-

selius hatte offenbar die ganze Zeit Recht gehabt, und Bergs Urteil über Johansson traf in jedem Punkt zu.

»Bist du sicher, dass die Säpo ihn umgebracht hat?«, fragte der Sonderbeauftragte.

»Nicht die Säpo«, sagte Johansson und schüttelte den Kopf. »Ich glaube, ihr Mann vor Ort ist in eine Lage geraten, von der er überfordert war, und deshalb hat er ihn umgebracht und seine Probleme danach durch einen fingierten Selbstmord gelöst.«

»Das wäre ja entsetzlich«, sagte der Sonderbeauftragte gelassen. »Dann hätten sie sich doch eines Mordes schuldig gemacht«, fügte er hinzu.

»Nicht sie, sondern er«, sagte Johansson, »aber meine Kollegen haben es als Selbstmord abgeschrieben, und zwar, weil sie davon überzeugt sind. Und wenn der Mann vor Ort nicht aus freien Stücken alles gesteht, dann weiß ich wirklich nicht, wie wir eine Untersuchung einleiten könnten. Denn alle eventuellen Gegenbeweise sind leider längst verschwunden.«

Und was du von mir bekommen hast, reicht leider nicht, dachte er.

»Weißt du, wer dieser Mann vor Ort war?«, fragte der Sonderbeauftragte.

»Nicht die geringste Ahnung«, sagte Johansson. Danach musst du die Kollegen von der Säpo fragen. Und sorg dafür, dass sie dir Antwort geben, dachte Johansson.

»Sag Bescheid, wenn ich mich irre«, sagte der Sonderbeauftragte. »Deine Kollegen haben den Fall als Selbstmord abgeschrieben, aus Überzeugung, sagst du, und es gibt keinen Beweis für das Gegenteil, es gibt nicht den geringsten Grund, eine Untersuchung einzuleiten. Habe ich dich da richtig verstanden?«

»Ganz richtig, ich könnte es nicht klarer formulieren.«

»Verzeihung, wenn ich offenbar schwer von Begriff bin«, sagte der Sonderbeauftragte. »Aber du bist doch offenbar davon überzeugt, dass es Mord war.«

»Ja«, sagte Johansson. »Er ist mit Sicherheit ermordet worden.«

Das geht mich nichts mehr an, dachte er eine Viertelstunde später, als er vor Rosenbad in die Wintersonne hinaustrat, und seine Erleichterung war sogar dem Wetter anzumerken. Ob ich wohl Jarnebring anrufen sollte? Mit ihm essen gehen und fragen, was sie sich zur Hochzeit wünschen? Wenn sie ihrem neuen Verlobten überhaupt Ausgang gibt, und aus irgendeinem Grund dachte er erneut an die dunkle Frau, mit der er vor nur zwei Monaten in dem kleinen Postamt im Körsbärsvägen gesprochen hatte. Eigentlich sollte ich sie aufsuchen, dachte er. Jetzt, wo ich ein freier Mann bin.

Kaum hatte Johansson den Namen Fionn erwähnt, da hatte der Sonderbeauftragte sich entschuldigt, war zu seiner Sekretärin gegangen und hatte Forselius angerufen, und erstaunlicherweise hatte Forselius sich sofort gemeldet und sogar nüchtern geklungen, obwohl es doch schon später Vormittag war.

»Wer ist Fionn?«, fragte der Sonderbeauftragte.

»Fionn, Fionn«, wiederholte Forselius. »Warum willst du das wissen, junger Mann? Das war lange vor deiner Zeit.«

»Du musst schon entschuldigen«, sagte der Sonderbeauftragte, »aber das ist jetzt nicht das Thema.«

»Fionn alias John C. Buchanan«, sagte Forselius.

»Buchanan war Fionn?«, sagte der Sonderbeauftragte, um alle Missverständnisse auszuschließen.

»Fionn war Buchanans Codename, einer davon«, sagte Forselius, »und das sage ich am Telefon nur, weil er tot ist. Nicht, weil du danach fragst.«

»Danke für die Hilfe«, sagte der Sonderbeauftragte.

»Ich würde ja nicht im Traum über die Codenamen deines Chefs sprechen«, sagte Forselius selbstzufrieden. »Egal, was ich von dem Mann halte.«

»Darüber reden wir später«, sagte der Sonderbeauftragte.

Als der seltsame Norrländer gegangen war, hatte der Sonderbeauftragte seiner Sekretärin mitgeteilt, er wolle zwei Stunden nicht gestört werden, und dann hatte er sich sicherheitshalber eingeschlossen, für den Fall, dass sein Chef angestürzt käme, was er gern machte, wenn er etwas Wichtiges besprechen oder ganz einfach nur Gesellschaft haben wollte.

Mit Hilfe der erhaltenen Aktennotiz, seinem Lesetempo und der mentalen Kapazität, die ein freigebiger Schöpfer ihm in einem gut gelaunten Moment geschenkt haben musste, hatte er die Unterlagen in nur zwei Stunden durchgesehen. Wie lange er wohl gebraucht hat?, überlegte er und blätterte in Johanssons Aktennotiz, die an sich absolut interessant war, da er vor einem ganz anderen Problem stand: dass er nicht einmal einen vagen Einwand gegen das vorbringen konnte, was in diesen Unterlagen stand. Berg hatte Recht gehabt. Der Mann hatte Ecken und Kanten. War nur zu hoffen, dass auch das mit der Verschwiegenheit stimmte.

Ich muss nachdenken, entschied der Sonderbeauftragte, und danach muss ich überlegen, wie ich vorgehen werde. Im Moment wusste er nur eins mit Sicherheit. Auf jeden Fall würde er seinem Chef nichts sagen. Was er nicht weiß, macht ihn nicht heiß, dachte er, und das bezog sich natürlich auch auf die Tatsache, dass er jetzt Dinge über seinen Chef wusste, die ihm vorher unbekannt gewesen waren.

Der Einsatzmann der Sicherheitspolizei hatte nicht nur Krassner erschlagen. Um einen glaubwürdigen Selbstmord arrangieren zu können, hatte er auch noch Krass-

ners Papiere durchsehen und zumindest alles mitnehmen müssen, was in irgendeiner Hinsicht die Glaubwürdigkeit von Krassners Abschiedsbrief gefährden konnte. Wahrscheinlich, dachte der Sonderbeauftragte, war er auf ein mehr oder weniger fertiges Manuskript gestoßen. Das, was auf unklaren Wegen an Johansson gelangt war, und die Teile, die Krassner während seines Aufenthaltes in Schweden geschrieben hatte und die hoffentlich nicht ebenso empörend waren wie das, was sein Onkel ihm überlassen hatte.

Zugleich schien es ihm nicht sonderlich glaubhaft, dass Krassner irgendwelche Unterlagen von der Art gehabt haben sollte, die Johansson vorgelegen hatten. Einerseits, weil er sie für seine Arbeit in Schweden nicht benötigt hatte, andererseits, weil er ja offenbar fast schon paranoid gewesen war, weshalb er seine Unterlagen sicher nicht mit sich herumgeschleppt hatte. Vermutlich hatte er ein mehr oder weniger vollendetes Manuskript gehabt, genauer gesagt, was er dafür hielt, aber aller Wahrscheinlichkeit nach keine Unterlagen, so fasste der Sonderbeauftragte die Lage zusammen.

Bei den Unterlagen, die Johansson an sich gebracht hatte, handelte es sich vor allem um Kopien, sicher aus dem einfachen Grunde, dass Buchanan seinem Neffen nichts anderes hatte geben können. Die wenigen Originalunterlagen waren direkt an Buchanan geschickt worden, und er hatte sie, sicher absolut unvorschriftsmäßig, bei sich behalten. Die wahrscheinliche Schlussfolgerung war andererseits, dass Buchanans Arbeitgeber, die CIA, die Originale zumindest der meisten Kopien besaß, die Buchanan, sicher ebenfalls unvorschriftsmäßig, kopiert und danach seinem Neffen überlassen hatte.

Auf irgendeine geheimnisvolle Weise, zu der Johansson sich nicht näher äußern wollte, nach der er selbst nicht gefragt hatte und die er auch nicht erraten konnte,

waren diese Papiere nach Krassners Tod an Johansson gegangen, und der hatte sie nun ihm ausgehändigt. Damit er sie an seinen Chef weiterreichte? In diesem Punkt war Johansson nicht sonderlich deutlich oder hartnäckig gewesen, vermutlich war es also einfach so, wie er gesagt hatte. Dass er die Unterlagen loswerden wollte, was dann auch gegen die Möglichkeit sprach, dass er Kopien davon angefertigt hatte. Dass er noch weitere Originale besaß, war ebenfalls nicht gerade wahrscheinlich. Nicht zuletzt, wenn man das altertümliche Aussehen der Kopien bedachte, deshalb hatte er wohl wirklich Originale hergegeben, die ursprünglich vom Ministerpräsidenten zu Papier gebracht worden waren.

Man soll sich keine unnötigen Probleme machen, dachte der Sonderbeauftragte, zu dessen philosophischen Lieblingen schon seit seiner Schulzeit William von Ockham gehörte. Vergessen wir also Johansson, dachte er. Und vermutlich konnte er auch die CIA vergessen. Dass sie irgendwo in ihren Archiven gewisse Unterlagen hatten, bedeutete nicht, dass sie tatsächlich bewusst Kenntnis über das Tun und Lassen des Ministerpräsidenten vor fast vierzig Jahren besaßen. Schwierig, dachte der Sonderbeauftragte. Sie können etwas wissen, aber es muss nicht so sein.

Sollten sie etwas wissen, dann war die Sache gleich einfacher. In Anbetracht der sicherheitspolitischen Situation in Nordeuropa musste es ihnen eigentlich am Herzen liegen, dass Buchanans geistige Hinterlassenschaft nicht an die Öffentlichkeit gelangte. Während des Vietnamkrieges wäre das vielleicht anders gewesen, beim damaligen gereizten Tonfall, aber jetzt wohl kaum, wo die angeschlagenen Beziehungen zwischen Schweden und den USA viele Jahre der Genesung hinter sich hatten und sogar die Narben langsam verblassten. Und sie mussten ja auch an sich denken. Man durfte sich einfach nicht wie

Buchanan aufführen, egal, wie wütend man auf einen ehemaligen Agenten war. Bad for Business, dachte der Sonderbeauftragte.

Deine Probleme liegen hier zu Hause, sagte er sich dann, und der Mann vor Ort, der an allem die Schuld trug, war vermutlich noch die geringste Quelle der Besorgnis. Krassners so genannter Abschiedsbrief war kaum etwas, worüber dieser Mann in der Zeitung lesen wollte. Denn dann würde sich nicht nur Johansson ausrechnen können, was wirklich passiert war.

Wenn man also jetzt die Sense schwenkte, würde nicht nur der Mörder davon getroffen werden. Er würde unterwegs jede Menge Gesellschaft bekommen, aber während er und Berg und Waltin und wohl auch noch andere, die er gar nicht kannte, wohl nur ihre Jobs verlieren und von den Medien in der bekannten Weise Prügel beziehen würden, würde der Mörder lebenslänglich erhalten, und auch wenn Fallhöhe in gesellschaftlichen Zusammenhängen etwas Relatives war, so war das wohl kaum erstrebenswert. Im Gegenteil wies der so geschickt und kaltblütig vorgetäuschte Selbstmord doch wohl eher darauf hin, dass der Mörder absolut nicht in den Knast wollte und dass er sein Bestes gegeben hatte, um sich davor zu bewahren.

Sein geliebter Chef würde natürlich zurücktreten müssen, obwohl er keine Ahnung von Krassners Existenz oder davon haben konnte, dass seine jugendlichen Überzeugungen ihn jetzt eingeholt hatten. Denn im Fall der Fälle war Unwissenheit wohl noch schlimmer als aktive Einmischung. Die politische Empörung würde gewaltige Wellen schlagen, und Nation, Partei und Opposition würden ihre Begeisterung durchaus in den Griff bekommen. Manche würden sich natürlich köstlich amüsieren, aber so war es wohl immer.

Aber daran denken wir jetzt nicht, so schlimm muss es ja nicht kommen, entschied der Sonderbeauftragte und wandte sich wieder Berg und Waltin zu. Diese beiden Finsterlinge hatten diese überaus missratene Geschichte ja schließlich angezettelt und durchgeführt und trugen dafür die Verantwortung. Wussten sie überhaupt, was wirklich passiert war? Vermutlich nicht, dachte er. Davon, dass Berg nichts wusste, war er fast schon überzeugt. Waltin war ihm ja nie begegnet, aber wenn Forselius' Beschreibung zutraf, dann war er wohl kaum der zuverlässigste Arbeiter im sicherheitspolizeilichen Weinberg. Vermutlich wissen oder ahnen die gar nichts, dachte der Sonderbeauftragte. Und wenn doch, dann muss es in ihrem Interesse liegen, alles zu verschweigen. Aus reinem Selbsterhaltungstrieb.

Dann durfte er ihnen jetzt nicht auf die Pelle rücken und sie in die Enge treiben, dass sie sich nicht mehr rational verhielten, sondern nur noch wild um sich schlugen. Hier haben wir wirklich ein kleines Problem, dachte der Sonderbeauftragte, da er ja die treibende Kraft hinter dem geheimen politischen Entschluss gewesen war, die so genannte externe Tätigkeit einzustellen oder zumindest gewaltig zu reduzieren und nebenbei Berg und seine Mitarbeiter Männchen machen zu lassen, indem sie deren Leben mit einer weiteren parlamentarischen Untersuchung der Sicherheitspolizei verdüsterten. Was für ein Glück, dass dieser Johansson rechtzeitig aufgetaucht war. Der Sonderbeauftragte fühlte sich fast ein wenig beschwingt bei der Vorstellung, wie er nun seine Umwelt von der Notwendigkeit überzeugen konnte, die notwendigen Reformen unverzüglich durchzuführen.

Forselius, dachte er. Was mache ich mit dem? Beim Gedanken an das, was er jetzt wusste, bereute er schon, ihn angerufen und nach Fionn gefragt zu haben. Der Alte ging zwar auf die achtzig zu und soff wie ein Loch, aber

an seinem Kopf war nichts auszusetzen. Ich sollte ihn vielleicht zum Essen einladen, dachte der Sonderbeauftragte, schlimmstenfalls kann ich seine Portion ja vergiften.

Der Sonderbeauftragte hatte Tage, Monate und Jahre seines Lebens mit Überlegungen zu der Frage verbracht, wie man die von Schweden in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg in aller Heimlichkeit geführte Sicherheitspolitik politisch desavouieren könnte. Zusammen mit Forselius hatte er sogar Seminare arrangiert, auf denen dieses Thema analysiert und diskutiert worden war. Nur wenige waren dazu eingeladen worden, man hatte höchstens zu siebt am Tisch gesessen, und alle Teilnehmer hatten die übliche Schweigeverpflichtung unterschreiben müssen.

Natürlich hatte man Persönlichkeiten eingeladen, die mit dem Stand der Dinge bereits vertraut waren, und auf diese Weise keine Zeit mit Erklärungen vergeuden müssen. Politiker und Militärs waren natürlich in der Mehrzahl, aber es gab auch Historiker, Presseleute und Firmenchefs, die sich auf irgendeine Weise die entsprechenden Kenntnisse verschafft hatten, eben die übliche Minderheit von denkenden Menschen, die durch ihr Denken die Lage durchschaut hatten. Man hatte natürlich nicht alle einladen können, das wäre kontraproduktiv und dysfunktional gewesen und hätte den angestrebten Zielen widersprochen, aber da der Sonderbeauftragte und Forselius beide nur mit Leuten zu tun haben wollten, die etwas Wesentliches zu sagen hatten und außerdem ihre Ansichten teilten, war die Anzahl der Eingeladenen kein Problem gewesen.

Was Schweden betraf, so ließen sich die jähre seit Ende des Zweiten Weltkriegs in sicherheitspolitischer Hinsicht am ehesten mit einer Wanderung über dünnes Eis vergleichen. Was mochte der große Nachbar im

Osten gerade aushecken? Allem zu Grunde lag eine fast vierhundertjährige Geschichte ständiger Kriege und politischer Auseinandersetzungen mit dem russischen Erbfeind. Einem Land, das bei Kriegsende von Josef Stalin geleitet wurde und das in geografischer Hinsicht dem schwedischen Territorium noch nie so nahe gewesen war. Die Russen standen in Finnland, in den Baltischen Ländern, in Polen, in Deutschland und sogar auf den dänischen Ostseeinseln. Wohin man sich auch wandte, man sah nur den russischen Bären, der seine gewaltigen Tatzen bereits zur tödlichen Umarmung erhoben hatte.

Wohin sollte man sich wenden? Falls von Flucht die Rede wäre, könnte man nur im geschundenen Norwegen Zuflucht suchen, aber wenn man die Form der skandinavischen Halbinsel betrachtete, könnte diese Flucht ein baldiges Ende nehmen. Es kam auch nicht in Frage, sich dem Westen in die Arme zu werfen. Erstens hatte der Westen daran kein Interesse, man hatte wichtigere Dinge zu erledigen, und die schwedische Zusammenarbeit mit Nazideutschland hatten allzu viele noch in zu schlechter Erinnerung. Zweitens hätten die Russen einen solchen Schritt natürlich niemals zugelassen, und man brauchte nicht einmal den Krieg zu erklären, um den Westmächten klarzumachen, dass diese Hinwendung ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Das hatten sie bereits begriffen, und auf dem europäischen Kontinent standen um einiges größere Werte als Schwedens Unversehrtheit auf dem Spiel. Man brauchte sich ja bloß anzusehen, wie es Polen ergangen war, obwohl dieses Land sich doch bereits vor dem Krieg mit Großbritannien und Frankreich verbündet hatte.

Den Plan zu einer nordischen Verteidigungsallianz hatte man ebenfalls bereits früh aufgegeben, und da weder Norwegen noch Dänemark einen Trost bieten könnten, wenn das Unwetter erst einmal losbräche,

konnte man mit diesem Verzicht durchaus leben. Finnland wäre da schon besser gewesen, aus historischen Gründen und überhaupt, aber dieses Land hatten die Russen sich ja schon längst gekrallt. In dieser Lage blieb also nur das politische Doppelspiel: den Russen freundlich mit dem Schild »strikte schwedische Neutralität« zuzuwinken – und zwar notfalls auch, bis die Arme vor Ermüdung abfielen – und zugleich heimlich mit dem US-Militär unter einer Decke zu stecken. Alle Hilfe anzunehmen, die man annehmen konnte, ohne entdeckt zu werden. Denn was hatte man schon für eine Wahl?

Nach und nach hatten sich draußen in Europa die Verhältnisse dann normalisiert. Die neuen Grenzen setzten sich im Bewusst- sein der Menschen fest. Zwischen den beiden großen Machtblöcken hatte sich ein Gleichgewicht eingependelt. Die Menschen in Europa fingen an, an den Frieden zu glauben und sich damit abzufinden, dass der ohne die neuen Zustände unmöglich wäre. Stalin und Beria waren tot, und über ihre Nachfolger mochte man glauben, was man wollte, aber es wirkte nicht mehr ganz so plausibel, dass die sowjetischen Herren kleine Kinder zum Frühstück verspeisten.

In der Welt der rational bestimmten Politik gab es keinen Platz für Gefühle, und sowie der Druck von Osten nachgelassen hatte, erschien es an der Zeit, auch die Bindungen an den Westen zu lockern und auf diese Weise die kritischsten Taue zu kappen. Mit der Zeit hatte man dann auch begonnen, sich der Neutralitätspolitik zu nähern, von der man im vergangenen Jahrzehnt so laut geredet hatte. Wenn der Zeitpunkt, zu dem der Ministerpräsident seinen Brief an Buchanan geschrieben hatte, der April 1955, ein durch seine private Situation entstandener Zufall gewesen war – diesen Eindruck konnte der Brief ja durchaus vermitteln –, dann war der Zufall jedenfalls zum passenden Zeitpunkt eingetreten.

Die Behauptung, die geführte Politik sei »strikt«, war natürlich der pure Unsinn für das Publikum auf den hinteren Plätzen. Kein vernünftiger Politiker ließ sich von Gefühlen leiten, aber nur reine Toren versuchten, strikt zu sein.

Mitte der fünfziger Jahre war es höchste Zeit, einen neuen Spielplan zu erstellen. Die schwedische Gesellschaft war in raschem Tempo amerikanisiert worden, auf eine für die USA Vertrauen erweckende Weise. Ein Land, in dem die Jugend Coca Cola trank, Elvis hörte und ihre ersten sexuellen Erfahrungen auf dem aus Vinyl gefertigten Rücksitz eines offenen Chevy aus Detroit machte, musste doch einfach ein gutes Land sein. Und auf schwedischer Seite war natürlich nichts zu befürchten. Die USA lagen in sicherer Entfernung, und nicht einmal Schwedens Kommunistenchef Hilding Hagberg glaubte in vollem Ernst an einen möglichen Angriff aus dieser Richtung. Er behauptete das einfach nur, ehe er nach Moskau reiste, um sich neue Unterstützung zu holen – dass der schwedische militärische Nachrichtendienst ihn Jahr um Jahr gewähren ließ, beruhte einfach darauf, dass seine Aktivitäten der schwedischen Sicherheit und der politischen Stabilität auf der skandinavischen Halbinsel dienten.

Jetzt war man dreißig Jahre weiter, und da der Sonderbeauftragte in seiner Zeit lebte und wirkte, waren seine Probleme nicht von geschichtlicher Art. Das ständige Falschspiel der Nachkriegszeit im Schutze der feuchten Wolldecke der Neutralität war eine gegebene Tatsache. Ihm ging es darum, wie man sich von dieser Geschichte befreien konnte, ohne die Neutralitätspolitik zu gefährden, die mit jedem Tag als eine immer bessere und billigere Alternative erschien.

Allein um dieses Problem hatte sich auch seine und Forselius' Seminartätigkeit gedreht. Das andere wusste

man ja ohnehin schon, warum also damit noch seine Zeit vergeuden? Stattdessen hatten sie ihre gesamte Kraft dem Versuch gewidmet, die Voraussetzungen zu schaffen, die nötig waren, um die seit Kriegsende geführte Politik offen zu diskutieren.

Ungeachtet der Tatsache, dass die geheime schwedische militärische und politische Zusammenarbeit mit den USA und den anderen Westmächten dreißig Jahre auf dem Buckel hatte und im Wesentlichen bereits zwanzig Jahre zuvor zu Ende gegangen war, besaß das Thema doch weiterhin eine ziemliche politische Sprengkraft. Den russischen Bären als immer mottenzerfressener darzustellen, war das eine. Die Frage war noch, ob seine Arme nicht kräftiger waren denn je, jetzt, wo gewisse Teddybären in ihrem eigenen Bau opponierten und sehnsüchtig gen Westen schauten, so wie der Wind von dort kam, und ob ihn das alles nicht nur noch reizbarer gemacht hatte.

Die Liberalisierung in der Sowjetunion, die immer offenere Opposition und die deutlichen Anzeichen einer beträchtlichen Wirtschaftskrise hatten dem Sonderbeauftragten immer häufiger schlaflose Nächte bereitet. Als Denker und Stratege, der vor die Wahl zwischen einer stabilen Diktatur und einer demokratischen Veränderung gestellt war, zog er natürlich die stabile Diktatur vor, da das Problem dann viel leichter zu berechnen und zu lösen war. Was die Menschen, die in dieser Diktatur lebten, dachten und empfanden, ließ ihn kalt. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn sie gar nichts gedacht hätten. Für diese Menschen wäre es das Beste, wenn sie das Denken ihm und seinesgleichen überließen.

Natürlich lebten weder er noch Forselius in dem Irrglauben, sie hätten den militärischen Nachrichtendienst der Sowjets an der Nase herumführen können. Der hatte die politischen Führer schon längst über das schwedische

Doppelspiel informiert. Die Russen wussten, der Sonderbeauftragte und seinesgleichen wussten, dass die Russen wussten, die Russen wussten natürlich, dass der schwedische Nachrichtendienst wusste, dass auch sie wussten. Alle, die irgendetwas wussten, wussten alles, was sie zu wissen brauchten, und natürlich wusste man auch, dass dieses Wissen im Grunde ein wirkungsloses Mittel war, um politischen Druck auszuüben, so lange dem Wissen von der Gegenseite mit totaler Verleugnung begegnet werden konnte. Und so lange die Bevölkerung eben wusste, auf wen sie sich zu verlassen hatte.

Die kritischen Faktoren waren das öffentliche Wissen und die öffentlichen Zweifel eben in Schweden. Einfach gesagt, war es die schwedische Bevölkerung, die im Zentrum des Interesses stand. Wenn sie entdeckte, dass die eigenen Führer sie hinters Licht geführt hatten, könnte der Gegner das Wissen, das er die ganze Zeit besessen hatte, hervorholen und in eine scharf geschliffene politische Waffe verwandeln. Von Krassner über die schwedischen Medien zu den Bürgern des Landes … dachte der Sonderbeauftragte.

Eine Voraussetzung dafür, das Problem auf eine für das Land und seine Bürger risikolose Weise lösen zu können, war wichtiger als alles andere zusammen. Zuerst musste der russische Bär unschädlich gemacht werden. Daran, ihn einfach zu erschießen, war jetzt nicht mehr zu denken, die Möglichkeit bestand seit fast fünfzig Jahren nicht mehr, und wenn die Schweden damals selber zum Gewehr gegriffen hätten, hätte es sie wohl auch nie gegeben, und sie hätten nur auf die Zeit warten können, da er aus anderen Gründen so alt, schwach und zahnlos geworden wäre, dass er keine Gefahr mehr darstellte.

Erst dann würde man damit beginnen können, Schwedens geheime Geschichte der Nachkriegszeit ans Licht zu bringen. Man könnte es selbst machen, könnte dafür sor-

gen, dass es auf kontrollierte Weise und langsam geschah. Man könnte durchaus von neuerer historischer Forschung ausgehen, könnte Diskussionen im Feuilleton entfachen und alte Politiker, deren Namen niemand mehr kannte, strategisch passende Memoiren veröffentlichen lassen. Man könnte sogar die eine oder andere kühne und von jugendlichem Engagement getragene journalistische Entlarvung servieren.

Aber daran war im Moment noch nicht zu denken, und die Kombination aus jugendlichen Abenteuern des Ministerpräsidenten als Geheimagent und Krassners um einiges späteren Ambitionen als investigativer Journalist ergab eine Zeitzünderbombe, die unter dem Sofa tickte, auf dem der Sonderbeauftragte so gern lag, wenn er versuchte, seine Probleme zu lösen.

*

»Wie geht's denn so, Bo?«, fragte Johansson und nickte in Richtung des breiten Goldrings an Jarnebrings Ringfinger, während er sich von der reichhaltigen Platte mit Antipasti bediente. »Ich hätte ja erwartet, dass sie dir einen mit einem Totenkopf kauft.«

»Wie früher«, sagte Jarnebring, lächelte und zuckte seine breiten Schultern. »Verdammt tolle Frau übrigens. Die mit Totenkopf waren ausverkauft, und deshalb mussten wir ganz normale glatte nehmen«, sagte Jarnebring und spreizte die Finger.

»Schön zu hören, wenn man bedenkt, dass ihr heiraten wollt«, sagte Johansson. »Dass sie eine tolle Frau ist, meine ich.«

»Na ja«, sagte Jarnebring ausweichend. »Das natürlich, aber wir machen es ja nicht schon morgen.«

»Du versuchst, Zeit zu gewinnen«, tadelte Johansson. »Prost übrigens.«

»Nein«, sagte Jarnebring mit einem gewissen Nachdruck, sowie er Tante Jennys Glas hingestellt hatte. »Aber natürlich wird das eine gewisse Umstellung.«

»Hast du nicht gesagt, alles sei wie früher?«, fragte Johansson.

»Was ist denn in dich gefahren, Lars?«, fragte Jarnebring. »Hast du Probleme bei der Arbeit, oder ist das hier ein Verhör?«

»Ich bin wahrscheinlich nur neidisch«, sagte Johansson und seufzte. Vielleicht sollte ich doch mal in diesem Postamt vorbeischauen, dachte er.

»Und ich dachte, du wärst eifersüchtig«, sagte Jarnebring, zwinkerte ihm zu und zeigte sein übliches Wolfsgrinsen. »Selber Prost übrigens.«

Danach war alles wieder wie immer gewesen. Ein wenig zu viel Schnaps vielleicht, was Johansson nicht ganz gut tat, während es Jarnebring wie üblich nicht zu beeinflussen schien, dazu die üblichen Geschichten in alten und neuen Schläuchen und der Durchgang der Ereignisse, die sich seit ihrer letzten Begegnung zugetragen hatten.

»Wie macht sich denn der neue Job?«, fragte Jarnebring.

»Du willst eine ehrliche Antwort?«, seufzte Johansson.

»Natürlich«, sagte Jarnebring voller Überzeugung. »Was sollte denn werden, wenn Leute wie du und ich anfingen, einander zu belügen?«

»Das ist wohl der ödeste Scheißjob, den ich in meinem Leben je gehabt habe«, sagte Johansson, und als es heraus war, ging ihm auf, dass er schon lange kein so wahres Wort mehr gesprochen hatte.

»Dann hör doch auf«, sagte Jarnebring. »Geld hast du doch genug. Und du könntest bei der Ermittlung anfangen. Einer von den alten Uhus werden.«

»Ja, das könnte ich«, sagte Johansson. »Aber das ist nicht das Problem.«

»Was ist dann das Problem?«, fragte Jarnebring neugierig. »Müssen die den Laden dicht machen, wenn du aussteigst?«

»Nein«, sagte Johansson. Nein, dachte er. Die würden sicher einen anderen finden.

»Weißt du was?«, sagte Jarnebring und strich über seinen Arm. »Du kriegst jetzt ein paar gute Ratschläge.«

»Ich höre«, sagte Johansson und nickte. Das tue ich wirklich, dachte er.

»Hör auf zu quengeln, denn nur alte Weiber quengeln, und das steht dir nicht«, sagte Jarnebring. »Und überleg dir lieber gründlich, was du willst, und danach brauchst du nur noch dafür zu sorgen, dass du es auch bekommst. Schreib es auf einen Zettel und kleb ihn dir an den Spiegel, damit du nicht vergisst, was du dir selbst versprochen hast.«

Zuerst entscheidet man, was man will, dann sorgt man dafür, dass man es auch bekommt, dachte Johansson. Klingt eigentlich ziemlich selbstverständlich.

»Klingt gut«, sagte Johansson und nickte, denn er meinte es tatsächlich so. »Ich werd's mir durch den Kopf gehen lassen. Wirklich«, betonte er.

»Das reicht nicht, Lars«, sagte sein bester Freund und schüttelte den Kopf. »Du denkst ohnehin schon zu viel. Folg meinem Rat, dann geht alles wie von selbst.«

»Ich werde deinem Rat folgen«, sagte Johansson und nickte. »Aber auf das mit dem Zettel scheiße ich.«

Es wird höchste Zeit, dachte er.

*

Es gab eine schlichte Mahlzeit mit Hummerbrühe, Lammfilet und Mangosorbet. Dazu einen Chablis, der

leider ziemlich schwer ausfiel, einen hervorragenden Chambertin und einen guten Portwein Jahrgang 1934. Durchaus nicht das köstlichste Mahl, das sie zusammen genossen hatten, doch ihr Gespräch war wie üblich von ziemlich hohem Niveau.

»Hast du gewusst, dass Böglund für die Russen spioniert hat?«, fragte der Sonderbeauftragte und schnupperte an seinem Rotweinglas. Apfelsine, dachte er. Apfelsine und der Duft der Vergänglichkeit.

»Haben Türken braune Augen?«, schnaubte Forselius. »Ich warne sie jetzt seit fast vierzig Jahren vor diesem verdammten Schwulen, aber glaubst du, irgendwer hört mir zu?«

Böglund stammte nicht aus Dänemark. Er war ein schwedischer Diplomat, der gerade nach langer und überaus erfolgreicher Karriere in Pension gegangen war. Außerdem war er homosexuell, aber anders als die meisten hatte er diesen Umstand niemals verheimlicht. Bei Sicherheitspolizei und militärischem Nachrichtendienst galt es als offenes Geheimnis, dass er schon von Anfang an seine diplomatische Karriere mit seinem Spionage-Einsatz für die Russen in Schwung gebracht hatte. Natürlich hieß er auch nicht Böglund, also Schwulenhain, so heißt schließlich kein Mensch in Schweden. Es war sein Codename bei allen, die vergeblich versucht hatten, ihm sein Spiel zu verderben, und als Namenswahl möglicherweise nicht besonders gut, da auch Böglund selbst gern und oft mit diesem Spitznamen angab.

Böglund tauchte in Krassners Buch nur kurz auf, seine Spiona- getätigkeit und seine sexuelle Veranlagung wurden dokumentiert sowie die Folgen, die diese mit sich bringen konnte – »a sitting duck for the KGB call-boys« –, aber anders als alle anderen konnte Krassner auch erklären, warum er niemals überführt worden war. Er sei

der Gesandte des Ministerpräsidenten bei den Russen und stehe damit unter Naturschutz.

»Ich wüsste wirklich gern, warum er nie aufgeflogen ist«, sagte der Sonderbeauftragte mit Unschuldsmiene und richtete seine halb geschlossenen Augen auf einen fernen Kristalllüster. »Wenn er es so lange gemacht hat, meine ich.«

»Bah«, grunzte Forselius. »Leute wie der stehen doch unter Naturschutz.«

Na gut, dachte der Sonderbeauftragte. Hier kann ich also keinen Stich machen.

Danach war er auf ein anderes Thema übergewechselt, und erst, als der Portwein serviert wurde und Forselius mit Weinen aus Burgund durch und durch abgefüllt war, warf der Sonderbeauftragte Köder und Haken ein weiteres Mal aus.

»Ich dachte an diesen Polen, von dem du mir erzählt hast«, sagte er mit derselben Unschuldsmiene. »Den, den ihr zwei Tage vor meiner Geburt umgebracht habt.«

»Da kannst du ganz ruhig sein, junger Mann«, kicherte Forselius. »Mit deiner Mutter hatte das nichts zu tun, das kann ich dir versichern.«

Du mich auch, du alter Arsch, dachte der Sonderbeauftragte, der es durchaus nicht schätzte, wenn über seine Mutter auf solche Weise gesprochen wurde.

»Ich bilde mir ein, du hast mir erzählt, dass er aus dem Fenster gefallen und sich bei diesem Fluchtversuch das Genick gebrochen hat? Krieg ich übrigens den Portwein?«

»Ja, wieso?«, fragte Forselius, kniff misstrauisch die Augen zusammen und stellte den Portwein in sichere Entfernung von seinem Gastgeber.

»Ich habe gehört, er sei erschossen werden. Kann ich bitte etwas mehr Portwein haben?«

»Ach, das hast du also gehört«, sagte Forselius listig und schob widerwillig die Karaffe hinüber.

»Ja«, der Sonderbeauftragte nickte und goss sich Portwein in sein Glas und auf die Tischdecke. »Dein alter Kumpel Buchanan hat ihn in der Pontonjärsgatan in Kungsholmen in den Rücken geschossen.«

Forselius sackte in seinem Sessel ein ganz klein wenig in sich zusammen, stellte sein Glas weg, faltete seine von Adern überzogenen Greisenhände auf seinem Bauch und schaute seinen Gastgeber forschend an.

»Meinen Glückwunsch«, sagte er und nickte beifällig. »Woher hast du Krassners Manuskript?«

»Woher hast du es denn?«, konterte der Sonderbeauftragte.

Forselius schüttelte langsam den Kopf und tippte sich mit dem Zeigefinger an seine breite Stirn.

»Ich habe keine Zeile davon gesehen«, sagte er. »Wofür hältst du mich? Ich habe John gekannt, ich war dabei, ich kann rechnen. So einfach ist das.«

Schön zu hören, dachte der Sonderbeauftragte. Noch brauche ich mir keine Sorgen zu machen.

»Erzähl«, sagte Forselius.

Danach erzählte der Sonderbeauftragte alles, er verschwieg lediglich, woher und von wem er Krassners Papiere bekommen hatte. Forselius hatte danach natürlich als Erstes gefragt.

»Ich verstehe ja, dass du mir nicht verraten willst, woher du sie hast, und dass es nicht über die üblichen Wege passiert ist.«

Der Sonderbeauftragte lächelte und nickte zustimmend. Denn dann hättest du nicht zu fragen brauchen, dachte er.

»Glaubst du, was darin steht?«

Der Sonderbeauftragte hatte sich das alles ausgiebig überlegt, ließ sich aber mit seiner Antwort trotzdem Zeit.

»Dem Lieferanten glaube ich«, sagte er. »Ich habe mir über die Lieferung durchaus meine Gedanken gemacht. Aber wenn ich an den Lieferanten denke, dann neige ich dazu, auch die Lieferung zu kaufen. Ja, doch.« Der Sonderbeauftragte nickte so nachdrücklich, wie jemand wie er sich das überhaupt erlauben konnte.

»Ja, dann«, sagte Forselius, und dann zogen sie in die Bibliothek um, wo die Haushälterin des Sonderbeauftragten Kaffee und Cognac aufgetischt und im offenen Kamin ein Feuer entfacht hatte.

Danach hatten sie über Geschäfte gesprochen.

Forselius teilte die Ansicht des Sonderbeauftragten. Bei der Sicherheitspolizei wusste sicher nur der Mann vor Ort, was Krassner gewusst hatte. Falls er sich überhaupt im Klaren über die Bedeutung der mitgenommenen Papiere gewesen war, und der von ihm vorgetäuschte Selbstmord wies leider in diese Richtung, dann müsste er zugleich größtes Interesse daran haben, die Sache zu verschweigen.

»Was meinst du?«, sagte der Sonderbeauftragte. »Soll ich versuchen herauszufinden, wer es ist?«

Forselius zuckte zögernd mit den Schultern.

»Ich glaube nicht, dass das klug wäre«, sagte er. »Wer will schon einen schlafenden Bären wecken? Und was könnten wir ihm antun, ohne dabei selber Schaden zu nehmen?«

Wie wahr, wie wahr, dachte der Sonderbeauftragte und seufzte in Gedanken tief. Denn wenn man sich die Sache genauer überlegte, dann stand es so schlimm, dass er und Forselius und eine Anzahl halb debiler Sicherheitspolizisten – von denen einer offenbar reichlich gestört war – Krassner aus einem normalen Trottel in eine Person verwandelt hatten, die für die Sicherheit des Landes von größter Bedeutung war.

Krassners Material? Jetzt, wo sie beide den Inhalt kannten, wie gefährlich erschien es ihnen nun?

»Das Außenministerium findet das sicher nur mäßig komisch«, sagte Forselius. »Die arbeiten doch rund um die Uhr, um die Mittellinienverhandlungen mit den Russen vorzubereiten.«

In der Ostsee sollten die Grenzen neu gezogen werden. Und mit einer eigenen und frischen öffentlichen Infragestellung der schwedischen Neutralitätspolitik am Verhandlungstisch zu erscheinen, würde Schweden garantiert nicht das Wohlwollen der russischen Gegenseite sichern.

»Was hältst du davon, wenn wir alles einfach verbrennen?«, fragte der Sonderbeauftragte.

»Was glaubst du, was dein geliebter Chef dazu sagen würde?«, kicherte Forselius.

»Er würde sich sicher nicht übermäßig freuen«, entgegnete der Sonderbeauftragte.

»Und was glaubst du, was er zu Krassner und dessen so genanntem Selbstmord sagen würde?«, fragte Forselius lachend.

»Er wäre nicht froh, sondern traurig und sehr, sehr müde«, sagte der Sonderbeauftragte und lachte so herzlich, dass sein Schmerbauch nur so hüpfte.

In dieser Hinsicht waren sie also einer Meinung. Mit Krassners Material wäre schon mal fertig zu werden, es sei denn, irgendein fähiger Verlagslektor hätte das hingesaute Manuskript an sich bringen und es für einen anständigen Verlag in ein Buch mit hartem Einband verwandeln können. Aber auch das hätte man mit der üblichen Mischung aus Verleugnen, Verschweigen und Verleumden des Autors, seines Lebenswandels und seiner Motive in den Griff bekommen. Man hätte vielleicht ein paar blaue Flecken oder Kratzer davongetragen. Aber es wäre möglich gewesen.

Aber jetzt nicht mehr. Jetzt wirklich nicht mehr.

»Warum zum Teufel ist er auch aus dem Fenster gepurzelt«, sagte der Sonderbeauftragte verärgert.

»Na ja«, sagte Forselius und leerte sein Glas. »Du hast nicht zufällig mehr?«

Er zeigte auf die inzwischen geleerte Flasche Frapin 1900.

»Willst du dich über mich lustig machen?«, fragte der Sonderbeauftragte. »Natürlich hab ich mehr, zum Teufel. Ich habe jede Menge. Du willst nicht lieber Whisky?«, fügte er hinzu, denn er hatte eigentlich keine Lust, mitten in der Nacht in seinem Weinkeller auf die Suche zu gehen, zwischen Spinnen und Schmutz, was er hasste, und seine liebe Haushälterin hatte erklärt, sie werde ihre Tochter besuchen, sowie sie Kaffee und Cognac serviert und in der Küche aufgeräumt hätte.

»Whisky«, sagte Forselius angeekelt. »Ich geb dir einen guten Rat, junger Mann. Du solltest Trauben niemals mit Malz begießen.«

Was hatte er also für eine Wahl? Zuerst musste er sich in den Keller begeben und Cognac holen. Danach spielten sie die halbe Nacht Billard, und Forselius mixte sich, als der Connaisseur, der er nun einmal war, einen Cocktail aus Frapin 1900 und Limonade. Und als der Sonderbeauftragte am nächsten Morgen erwachte, musste er seine Sekretärin anrufen und sich krankmelden.

»Du Armer«, sagte sie mit echtem Mitgefühl. »Jetzt musst du versprechen, ganz schnell wieder gesund zu werden, und dann sehen wir uns am Montag.«

Endlich ein Mensch, der mich versteht, dachte der Sonderbeauftragte, nahm zwei Kopfschmerztabletten und ein großes Glas Wasser und schlief wieder ein.

*

Endlich hatte Waltin seine Missstimmungen der letzten Zeit überwunden. Die fette rothaarige Sau hatte er ganz einfach aus seinem Bewusstsein getilgt, sie lohnte diese Mühe einfach nicht, und was Hedberg anging, so würde der sicher nach seiner Rückkehr nach Europa von sich hören lassen. Das machte er immer so, und sei es nur, weil er Geld brauchte.

Er hatte deshalb die Schulung der kleinen Jeanette wieder aufgenommen, die er in letzter Zeit so traurig vernachlässigt hatte, und sie hatten das Wochenende unten in Sörmland verbracht, wo er ihr allerlei neue und Bewusstseins erweiternde Erfahrungen beschert hatte. Vor der Rückfahrt hatte er dafür gesorgt, dass sie den Pelz vergaßen, den er ihr zu Weihnachten geschenkt hatte, der pure Wahnsinn, wenn er sich das genauer überlegte, aber der Pelz befand sich jetzt in sicherer Hut, in seiner nämlich. Höchste Zeit, sich nach etwas anderem umzusehen und neue Pläne zu schmieden, dachte Waltin, als er sie vor der Tür ihrer erbärmlichen kleinen Wohnung in ihrem jämmerlichen Vorort absetzte. Es gab doch jede Menge Frauen, und um zukünftigen Fehlschlägen wie dem mit der fetten rothaarigen Sau zu entgehen, beschloss er dann, seine Untersuchungen in etwas noblere Gegenden zu verlegen. Vielleicht in die untere Mittelklasse, dachte Waltin, denn dort gab es sicher viele ungestillte Sehnsüchte.

Am Montag wollte Berg mit ihm sprechen, und er hatte schon von Anfang an seine Leichenbittermiene aufgesetzt. Zuerst hatte er ihm mitgeteilt, dass sie mit einer neuen parlamentarischen Untersuchung ihrer gesamten Tätigkeit rechnen müssten und dass die Sozis aus der Regierungskanzlei außerdem die externe Tätigkeit einstellen wollten. Er selbst hatte das die ganze Zeit schon gewusst, denn anders als Berg war er ja kein Idiot, und er hatte genau auf diese Gelegenheit gewartet.

»Ich wollte dich bitten, eine schriftliche Diskussionsgrundlage zu erstellen, damit wir unser weiteres Vorgehen planen können«, sagte Berg vage.

»Ich verstehe ja nicht, warum die sich so anstellen«, sagte Waltin unschuldig. »Du glaubst nicht zufällig, dass es mit dieser unglücklichen Geschichte mit Krassner zu tun haben kann?«

»Das kann ich mir wirklich nicht vorstellen«, sagte Berg, und kaum hatte er es gesagt, da gingen die Alarmglocken in seinem Kopf wieder los. Leise zwar, aber was sollte er nur tun? Er konnte Waltin doch nicht befehlen, den Mund zu halten!

»Ich bin die Sache übrigens noch einmal mit Hedberg durchgegangen, den wir als Einsatzmann hatten, ja, du kannst dich doch an ihn erinnern?«, sagte Waltin mit lockerem, gelassenem Tonfall. »Ich bin absolut davon überzeugt, dass es in dieser Sache nichts gibt, dessen wir uns schämen müssten. Hedberg müsste doch bei weitem der kompetenteste Mann sein, der uns zur Verfügung steht? Ich teile deine Einschätzung, was ihn angeht. Der Mann ist ein Fels.«

Hedberg, dachte Berg, und das Dröhnen in seinem Kopf wurde lauter, irgendwie hatte er es wohl die ganze Zeit geahnt, aber er war einfach nicht auf die Idee gekommen, danach zu fragen.

Warum muss er immer das Falsche sagen?, dachte Berg. Manchmal halte ich ihn fast für einen Idioten.

»Krassner ist Geschichte«, sagte Berg und gab sich Mühe, überzeugend zu klingen, »den können wir also wohl vergessen. Meinst du, ich könnte vor der Besprechung nächste Woche von dir die nötigen Unterlagen bekommen?«

»Natürlich, das ist nun wirklich kein Problem«, sagte Waltin verbindlich, und danach redeten sie über andere Dinge. Berg war fast geistesabwesend. Er sah aus, als

brauche er dringend einen langen Urlaub, was Waltin ausgezeichnet gepasst hätte.

Als er nach der Besprechung mit Berg das Polizeigebäude verließ, war er so guter Laune, dass er trotz der Kälte beschloss, zu Fuß in die Innenstadt zu gehen, wo er überaus normale Menschen treffen würde, denen er zu größerer Sicherheit in ihren ökonomischen Unternehmungen verhelfen sollte und die bereit waren, für diese Hilfe zu bezahlen. Er hatte jedoch die Gegend noch nicht verlassen, als einer der großen Einsatzwagen der Stockholmer Polizei neben ihm hielt. Auf dem Beifahrersitz saß Bergs zurückgebliebener Neffe. Das konnte nur bedeuten, dass er und seine Halbaffen von Kameraden alle Anzeigen überstanden hatten und nun wieder Dienst schoben. Der junge Berg hatte das Fenster heruntergekurbelt und stützte seinen groben Arm gegen den Türrahmen, und es lag wohl kaum an der Kälte, dass er Handschuhe aus schwarzem Leder trug. Und da Waltin ein zivilisierter Mensch war, fühlte er sich gezwungen, etwas zu sagen.

»Kann ich den Herren irgendwie behilflich sein?«, fragte Waltin, ohne seine Schritte zu verlangsamen.

»Wollte nur sehen, ob alles ruhig ist«, sagte Berg. »Versuche die allgemeine Ordnung und Sicherheit aufrechtzuerhalten.«

»Schön zu hören, dass wir auf derselben Seite stehen«, sagte Waltin und beglückwünschte sich zu seinem gelassenen Tonfall.

»Finden wir auch«, sagte Berg und schmollte plötzlich wie ein Kind. »Bisher hatten wir ja nicht immer diesen Eindruck.«

Und da kam Waltin eine Idee. Es war der pure Impuls, denn wie in aller Welt sollten diese Psychopathen ihm schaden können, und es war höchste Zeit, ihnen das auch klarzumachen.

Waltin blieb einfach stehen, und da der Fahrer nicht gebremst hatte, musste er einen Meter zurücksetzen, damit Berg Waltin wieder in die Augen schauen konnte.

»Meinetwegen braucht ihr euch wirklich keine Sorgen zu machen«, sagte Waltin freundlich und schaute gleichzeitig auf seine Armbanduhr. »Und wenn die Herren schon in die Stadt wollen, könntet ihr mich doch zum Norrmalmstorg fahren«, sagte er. Und versuch dein Glück lieber nicht beim Pokern, dachte Waltin, als er Bergs plötzlich veränderte Miene sah. Natürlich wartete er, bis der Fahrer ausgestiegen war und ihm die Tür aufhielt. Schade nur, dass dein Onkel den Fall nicht zu den Akten legen kann.

*

Als Berg zur wöchentlichen Besprechung kam, war der Sonderbeauftragte nicht anwesend. Berg warf einen fragenden Blick auf seinen leeren Platz, dann setzte er sich, und der Justizminister nickte mit traurigem Gesicht.

»Er musste leider weg«, sagte der Minister. »Ein guter Freund von ihm ist gestorben. Ich soll grüßen und ausrichten, dass es ihm Leid tut, dass er nicht dabei sein kann.«

Ein guter Freund, dachte Berg überrascht. Wie der wohl aussah? Aber das sagte er natürlich nicht. So etwas zu sagen, wäre doch wirklich das Letzte gewesen, dachte er.

Zuerst berichtete er über die laufende Untersuchung der rechtsextremen Kräfte bei der Polizei, wobei er zu Anfang die beunruhigenden Beobachtungen schilderte, die Waltin ihm am Vortag berichtet hatte.

»Wir haben leider gewisse Probleme mit der Datenerhebung«, sagte Berg geheimnisvoll.

»Machen die Computer wieder Arger?«, fragte der Minister.

»Das wäre nicht das Problem«, sagte Berg und schüttelte den Kopf. »Nein, leider steht es schlimmer, fürchte ich.«

Und da er nun schon A gesagt hatte, konnte er auch das B folgen lassen. »Zwei von unseren Feldagenten, Infiltratoren, wie manche sagen, fürchten, entlarvt werden zu können, und deshalb mussten wir sie abziehen und die Untersuchungen einstellen«, sagte Berg. »Wir müssen auf irgendeine Weise umorganisieren, ehe wir weitermachen.«

»Himmel«, sagte der Minister mit echter Besorgnis. »Es besteht doch wohl nicht die Gefahr, dass ihnen etwas zustoßen könnte?«

»So schlimm wird es wohl nicht kommen«, sagte Berg beruhigend.

»Wie gut zu hören«, sagte der Minister und schien ehrlich erleichtert zu sein.

Unter dem Tagesordnungspunkt »Sonstige Fragen« teilte Berg, ehe sie sich trennten, einfach mit, dass die Erstellung der gewünschten Übersicht über die externe Tätigkeit höchste Priorität genieße und dass er damit rechne, sie bei der nächsten Besprechung vorlegen zu können. Der Justizminister wirkte fast verlegen, als Berg das sagte, und der Staatssekretär hatte es plötzlich sehr eilig und empfahl sich.

»Ich glaube, unser Freund aus dem Staatsrat hat sich beim letzten Mal etwas unglücklich ausgedrückt«, sagte der Minister, räusperte sich und blickte zugleich viel sagend zu dem leeren Sessel des Erwähnten hinüber.

»Es liegt mir fern, eure Ansichten oder Motive in Frage zu stellen«, sagte Berg höflich. Denn so blöd bin ich nicht, dachte er.

»Das habe ich auch niemals angenommen«, sagte der Minister freundlich, »aber ich habe versucht, mit unserem gemeinsamen Freund zu sprechen, um ihm klarzumachen, dass eine so komplizierte Angelegenheit in Ruhe und Frieden überlegt werden muss. Es ist nichts, was überstürzt werden sollte, meine ich.«

Der Minister beugte sich vor und senkte die Stimme.

»Ohne indiskret zu sein«, sagte er dann, »so hat er mich in einer nahe liegenden Frage um Rat gebeten, und da habe ich ihm meine Meinung über unsere Angelegenheit gesagt.«

Aha, dachte Berg. So war das also. »Schön zu hören«, sagte er.

»Die Sache braucht eben ihre Zeit«, erklärte der Minister mit bekräftigendem Nicken. »Ich bin vollauf zufrieden, wenn wir die Sache irgendwann im Laufe des Frühlings klären können.«

Was machen die eigentlich?, dachte Berg, als er Rosenbad verließ. Bei einem internen Seminar hatte ein Dozent von etwas gesprochen, das offenbar als die »Andersonsche Verwirrungsstrategie« bezeichnet wurde, nach einem Psychologen aus den USA, der diese, gelinde gesagt, dubiose Methode entwickelt hatte. Das Ganze lief anscheinend darauf hinaus, dass man die ganze Zeit dem, auf den man es abgesehen hatte, widersprüchliche Botschaften zukommen ließ, während man zugleich zwischen Herzlichkeit und Bedrohlichkeit hin und her pendelte. Der Dozent hatte erklärt, man brauche in der Regel nur eine kleine Dosis dieser Strategie, und schon sei das Objekt reif für Pillendose und Zwangsjacke.

Das macht er bestimmt nicht, überlegte Berg und meinte dabei den Sonderbeauftragten des Ministerpräsidenten. Oder doch?

Dem ist wohl so ziemlich alles zuzutrauen, dachte Berg.

*

Forselius war von seiner polnischen Putzfrau gefunden worden. Er lag tot hinter seiner Wohnungstür, als sie die Tür aufschloss, und da sie in Lodz Medizin studiert hatte, ehe sie endlich nach Schweden und ins schwedische Pflegesystem ausweichen konnte, sah sie sofort, dass er tot war, und zwar offenbar noch nicht lange und offenbar durch einen Schlaganfall. Außerdem trug er wie üblich seinen fleckigen Morgenrock und stank wie üblich nach Cognac. Die Putzfrau rief die Telefonnummer an, die sie anrufen sollte, wenn etwas passierte, und sehr bald stellten sich mehrere Personen ein. Allesamt Männer, allesamt freundlich und schweigsam, und einer von ihnen war offenbar ebenfalls Arzt.

Dann war er also wirklich eine Art hoher Spion, dachte sie, aber bei ihr zu Hause wurde über so etwas nicht gesprochen. Danach hatte einer der Männer sie nach Hause gefahren, gesagt, sie solle sich keine Sorgen machen, sie habe für den Rest der Woche Urlaub und werde trotzdem ganz normal ihr Geld bekommen, sie dürfe mit niemandem über diesen Todesfall reden und er oder einer seiner Kollegen werde sich melden, falls noch irgendetwas sein sollte.

Sie war damit zufrieden. Forselius war anstrengender gewesen als alle anderen, bei denen sie putzte, zusammen. Sie ging zum Kindergarten, holte ihren kleinen Sohn ab, und dann spielten sie für den Rest des Nachmittags in einem in der Nähe ihrer Wohnung gelegenen Park.

Der Sonderbeauftragte traf gleich nach den Leuten von der Nachrichtenabteilung des Verteidigungsstabs ein, lange jedoch vor den Stümpern von der Sicherheitspolizei, die leider aus formalen Gründen auch hinzugezogen

werden mussten. Sie hatten einander seit über zwanzig Jahren gekannt, aber als er ihn nun betrachtete, wie er da tot auf seinem Teppich lag, kam er ins Grübeln, was er wirklich empfand. Trauer? Verlust? Besorgnis? Überhaupt irgendetwas?

»Hast du eine Ahnung, woran er gestorben ist?«, fragte er den diensteigenen Arzt, der neben der Leiche kniete.

»Du meinst, woran er nicht gestorben ist«, sagte der, grinste und schüttelte den Kopf. »Na ja«, fügte er dann hinzu und seufzte resigniert. »Das muss die Obduktion erweisen, aber wenn du eine frühe Einschätzung haben willst, dann tippe ich auf eine massive Gehirnblutung. Er war immerhin fast achtzig, auch wenn er das nicht wahrhaben wollte.«

Schade um den Schädel, dachte der Sonderbeauftragte.

Als sie dann die Brieftasche des Toten durchsahen, ein altmodisches, solides Teil aus braunem Leder, das er immer in der Hintertasche gehabt hatte, fanden sie einen zusammengefalteten Briefumschlag mit der in Forselius' Handschrift verfassten Aufschrift: »Im Falle meines Todes.« Im Umschlag steckte ein Zettel mit einer weiteren kurzen handschriftlichen Mitteilung: »Man soll sterben, wenn es am lustigsten ist. JF«, und wenn man nach den üblichen forensischen Zeichen gehen konnte, konnte er das gut vor einem halben Jahrhundert geschrieben haben, als er in dem geheimen Haus am Karlaplan saß und Codes knackte.

Verdammt, dachte der Sonderbeauftragte. Er fehlt mir schon jetzt.

XVII

Und alles, was blieb, war die Kälte des Winters

Mallorca im Februar

Oedberg war aus Javas feuchter Hitze in sein Häuschen im Norden Mallorcas zurückgekehrt, wo er seit fast zehn Jahren im erzwungenen Exil lebte. Doch nach der Landung in Palma wehte ihm ein erfrischender Frühlingswind entgegen, es war zwar erst die erste Februarwoche, aber das Thermometer zeigte bereits zwanzig Grad, über das Wetter konnte er sich also wirklich nicht beklagen. Er hatte seinen Wagen vom Langzeitparkplatz geholt, wo er ihn vor einem guten Monat abgestellt hatte, und war in sein Haus in den Bergen im Norden von Alcudia gefahren. Es gibt schlimmere Tage als diesen, dachte er.

Nicht alle Tage waren gut gewesen. Wenn er daran dachte, dass er nicht einmal zum Verhör geholt und erst recht nicht vor Gericht gestellt oder verurteilt worden war, dann war er doch einem empörenden Justizmissbrauch zum Opfer gefallen. Seinen Job hatte er natürlich behalten dürfen, aber das viele Getuschel in den Gängen, das plötzliche Verstummen, wenn er den Pausenraum betrat, die Kollegen, die ihn schnitten, das alles hatte ihm das Leben zur Hölle gemacht. Und hinter einem Schreibtisch fühlte er sich einfach nicht wohl. Das alles bloß, weil er sich von einem kleinen Gauner und einem Penner befreit hatte, die ihm Geld abzupressen versuchten, das doch mit Fug und Recht ihm gehörte.

Das Angebot, in die externe Tätigkeit überzuwechseln und für Waltin zu arbeiten, war ihm deshalb fast als Befreiung erschienen. Gutes Geld hatte es auch gegeben, einige Male wirkliche Mengen, und er mochte Waltin leiden. Der war ein begabter Mensch mit sehr viel Charme und allerlei interessanten Ideen. Außerdem spürte er, dass auf Waltin Verlass war, es war fast, als seien sie

Brüder und zusammen aufgewachsen, obwohl sie sich eigentlich nicht sehr oft trafen.

Deshalb war er umso erstaunter gewesen, als er die Papiere dieses amerikanischen Journalisten durchgesehen hatte, und zuerst hatte er sich auf irgendeine ungefährliche Weise davon befreien wollen. Nicht, dass er so gut Englisch gesprochen hätte wie Waltin, aber er konnte doch immerhin das meiste verstehen, was in diesen Papieren stand, und zuerst hatte er sogar geglaubt, Waltin habe ihn belogen.

Aber je mehr er darüber nachdachte, umso unwahrscheinlicher kam ihm das vor. Vermutlich steckten Berg und diese Sozis der neuen Regierung, für die er arbeitete, unter einer Decke, und Waltin war ebenso an der Nase herumgeführt worden wie er selbst. Berg mit seiner scheinheiligen Miene und seinem geölten Mundwerk war natürlich der Richtige gewesen, um die ärgerlichen Tatsachen aus der Welt zu schaffen, auf denen dieser Ami saß. Unterlagen, die bewiesen, was jeder intelligente Mensch schon längst hätte einsehen können: dass das Land von einem Landesverräter und russischen Spion regiert wurde. Dass der sich in seiner Jugend noch dazu bei der CIA eingenistet hatte, hatte Hedberg natürlich nicht geahnt, aber wenn er alles andere bedachte, was dieser Mann verbrochen hatte, wie zum Beispiel seinen besten Freund ermorden zu lassen, dann konnte es ja keine Überraschung sein. Und auch diesmal war er damit durchgekommen. So einer fiel ja immer auf die Füße.

Waltin war vermutlich ebenso betrogen worden wie er selbst, und wenn er es sich überlegte, war es auch eigentlich nur gut so. Wie sollte er darüber mit Waltin sprechen können? Da hätte er zugleich sein eigenes lebenslängliches Urteil unterschrieben. Wenn er nur ganz sicher sein könnte, dass auf Waltin wirklich Verlass war, dann hätte er keinen Moment gezögert und ihm alles erzählt. Das

Problem war nur, dass er in seinem ganzen Leben noch keinem Menschen begegnet war, der sich im Ernstfall als wirklich zuverlässig erwiesen hätte. Deshalb war es klüger, sein Wissen zu verschweigen. Zumindest, bis er davon ausgehen konnte, dass nicht nur Krassner, sondern die ganze Geschichte tot und begraben waren.

Eigentlich war er hier doch das wirkliche Opfer. Er hätte nie auch nur im Traum daran gedacht, sich gegen jemanden wie Krassner zu verteidigen, wenn er gewusst hätte, wer er war und was er trieb. Im Gegenteil, er hätte ihn zu einem Bier oder mehr eingeladen, denn das hatte er wirklich verdient, bei allem, was er geleistet hatte. Aber er hatte keine Wahl gehabt, und wie beim ersten Mal war alles in Notwehr geschehen.

Plötzlich hatte Krassner einfach den Schlüssel ins Schloss gesteckt und die Tür geöffnet, und da Hedberg hinter der Tür in einer engen Diele stand, hatte es auch keine Fluchtmöglichkeit gegeben. Und statt ihn zu fragen, was er dort zu suchen hatte, er war doch angezogen wie ein Handwerker, und das hätte Krassner doch auffallen sollen, hatte der sich sofort auf ihn gestürzt und zuschlagen wollen, und als Hedberg ihn dann zu Boden gezwungen hatte, hatte er zuerst versucht, ihn mit dem Knie im Schritt zu treffen, dann, ihn zu beißen, und da hatte Hedberg nun wirklich keine andere Wahl gehabt. Er hatte sich verteidigen müssen, und leider hatte er Krassner dabei das Genick gebrochen. Pure Notwehr war es gewesen, und wenn es in dieser Geschichte überhaupt ein Opfer gab, dann doch wohl ihn. Er war schließlich unter falschen Voraussetzungen in die Sache hineingelockt und dann ausgenutzt worden, um den größten Landesverräter in der Geschichte Schwedens zu beschützen.

Der Rest war reine Routine gewesen. Er hatte ihn schon die ganze Zeit aus dem Fenster werfen wollen. Denn was sollte er sonst tun? Er konnte ihn ja nicht ein-

fach liegen lassen. Aber da er zudem auch die Unterlagen fotografieren musste, hatte er diese Einleitung für das Buch gesehen und sofort als typischen Abschiedsbrief erkannt, und dann hatte er nicht mehr lange nachzudenken brauchen. Er hatte einen passenden Stapel Papiere für den Verräter Berg und die anderen Idioten zusammengelegt, den Rest selbst behalten und dafür gesorgt, dass alles normal aussah.

Er hatte vor allem Zeit dafür gebraucht, das Farbband in der Schreibmaschine zu wechseln und einen neuen gleich lautenden Abschiedsbrief zu schreiben, den er dann eingesteckt hatte. Den echten legte er in die Schreibmaschine, und dass es darauf Fingerabdrücke gab, hatte er gesehen, als er ihn gegen die Lampe gehalten hatte. Dem Teufel sei übrigens Dank dafür. Denn dieser Krassner hatte den Brief ja wirklich selbst geschrieben.

Danach hatte er die Fensterverriegelung abgebrochen, den Toten aufgehoben und hinausgeworfen. Es war wirklich ein ziemlich beeindruckender Anblick gewesen, wie er geradewegs nach unten stürzte, und erst, als er auf dem Boden aufschlug, sah Hedberg diesen Penner, der sich mit seiner schäbigen Töle am Haus entlang drückte und die ganze Sendung fast auf die Birne bekommen hätte. Als Hedberg dann den Kopf einzog, er wollte ja schließlich nicht auffallen, sah er, dass der eine Schuh offenbar abgestreift worden war, als er den Toten durch das schmale Fenster bugsiert hatte. Der Schuh aber durfte schließlich nicht auf dem Boden stehen bleiben, und deshalb packte er ihn, warf ihn hinterher, und da der Penner stehen blieb und einfach nur glotzte, zusammen mit seinem blöden kleinen Hund, hatte er einen ernst gemeinten Versuch unternommen, ihm den Schuh auf die Mütze zu feuern. Nur war das hier ja nicht gerade ein Fünfundzwanzig- Öre-Stück, wie wenn die Penner in den U-

Bahn-Stationen saßen und Geld für einen Schnaps zusammenbettelten. Leider hatte er gepatzt und die Töle getroffen, und die hatte sich einfach zusammengefaltet und platt auf den Boden gelegt. Und mehr war dann wirklich nicht mehr passiert, er hatte seinen Kram eingesammelt, sich kurz umgeschaut und das Zimmer verlassen. Er hatte nur noch Bericht erstatten müssen, aber das war kein Problem gewesen, denn er brauchte ja nur mit Waltin zu sprechen.

Typischer Selbstmord, sollte irgendwer ihn fragen. Einer der typischsten, von denen er je gehört hatte, sogar mit Abschiedsbrief und dem ganzen Schwanengesang. Müsste den blöden Kollegen in Stockholm doch passen wie Arsch auf Eimer, dachte Hedberg, und danach verschwendete er an diese Angelegenheit kaum mehr einen Gedanken.

XVIII

Und alles, was blieb, war die Kälte des Winters

Stockholm im Februar

Der Stockholmer Polizeichef hatte auf seinen Neujahrsgruß in der Polizeizeitschrift überaus positive Reaktionen erhalten. Viele hatten sich zu Wort gemeldet, von innerhalb und von außerhalb der Truppe, nicht zuletzt viele Frauen. Die Frauen hatten sich sehr lobend geäußert, und die Wärme, die ihm da begegnet war, hatte ihn in der Überzeugung bestärkt, dass es vielleicht höchste Zeit war, eine weitere seiner Visionen in die Tat umzusetzen.

Wenn man von seinen starken literarischen Interessen absah – denn dabei lag wohl eher eine innere Berufung vor –, dann hatte der Polizeichef in diesem Leben zwei große Passionen. Nämlich physisches Training und polizeiliche Problemlösung, oder Detektivarbeit, wie das normalerweise genannt wurde. Jedes Jahr verbrachte er Hunderte von Stunden auf Trimmpfaden und Skiloipen, und auf einer dieser Trainingsrunden war ihm die ungewöhnliche Idee gekommen, eine interne Ausbildung zur qualifizierten polizeilichen Problemlösung in die Welt zu setzen. Natürlich sollte diese Ausbildung nicht gerade für Krethi und Plethi offen stehen, sondern ein exklusives Forum für die verheißungsvollsten und qualifiziertesten seiner Mitarbeiter darstellen. Die eigentliche Ausbildung, die Vorlesungen und die Seminare, die ihm vorschwebten, wollte er selbst leiten. Leider fehlte es an qualifizierten Kräften von anderer Seite, was ja auch einer der Gründe war, aus denen er dieses Projekt überhaupt angehen wollte.

Er hatte einen Teil seiner Zeit mit Überlegungen über die Namensgebung dieser Ausbildung verbracht. Es war nicht nur wichtig, die richtigen Signale auszusenden, sondern oft auch entscheidend. Da bereits auf der Hand lag, dass viele Ermittlungen im Zusammenhang mit bru-

talen Verbrechen darunter litten, dass die intellektuelle analytische Arbeit vernachlässigt wurde, während man sich im so genannten »Feld« herumtrieb und Klinken putzte und mit Zeugen und Angehörigen redete und alle möglichen anderen seltsamen und Zeit raubenden Aktivitäten startete, hatte er seine Vorlesungsreihe zuerst »The Armchair Detective« nennen wollen, doch da so wenige seiner Mitarbeiter Englisch konnten, hatte er diesen Gedanken bald wieder fallen lassen. Diesen Begriff einfach ins Schwedische zu übersetzen und »Lehnstuhldetektiv« daraus zu machen, fand er auch nicht so gut, dann dieses Wort sandte nun wirklich missverständliche Signale aus.

Und da kam ihm ein Geistesblitz: »Der Wissenschaftliche Detektiv.« Im ersten Seminar wollte er die neue systematische Einteilung der unterschiedlichen polizeilichen Spuren vorführen, die er in seinen vielen Stunden auf dem Trimmpfad der Polizeischule draußen in Ulriksdal ersonnen hatte. Eine gute systematische Grundlage, das war der feste Boden, der gelegt werden musste, ehe die rein analytische Arbeit angegangen werden konnte, und natürlich gab es so gesehen nicht ein einziges Verbrechen, so kompliziert es auch aussehen mochte, das durch qualifizierte intellektuelle Operationen nicht zu lösen wäre. Man brauchte das Besprechungszimmer überhaupt nur zu verlassen, um zu essen, die Toilette zu besuchen, die Beine zu strecken und alles andere zu erledigen, was physisch notwendig war, aber nichts mit der Arbeit zu tun hatte.

Zum ersten Seminar »Eine systematische Klassifizierung der polizeilichen Spuren« hatte er nur etwa ein Dutzend Teilnehmer eingeladen. Kudo und Bülling natürlich, seinen eigenen Kanzleivorsteher Grevlinge, der vielleicht nicht gerade ein Geschenk Gottes an die Polizeischule war, aber der doch eine überaus brauchbare

und loyale Kraft darstellte, einen erfahrenen und tüchtigen Techniker namens Wiijnbladh, den er persönlich noch nicht kannte, der Chef der Spurensicherung hatte ihn auf diesen Mann aufmerksam gemacht, dazu einige weitere Kollegen. Außerdem fanden sich einige externe Talente ein, denn wie immer im intellektuellen analytischen Zusammenhang waren frische Impulse von außen entscheidend. Dazu gehörten sein bester Freund, der jetzt in die freie Wirtschaft übergewechselt war, der jedoch auf eine lange Vergangenheit als Sachverständiger im Ministerium zurückblicken konnte, ein Freund dieses Freundes, ein ehemaliger Diplomat, der einen hohen Posten im Außenministerium bekleidet hatte und eigene und umfassende Erfahrungen in polizeilicher Ermittlungsarbeit aufwies. Und dieser wiederum hatte einen weiteren Bekannten mitgebracht, einen Journalisten von der Landespolizeileitung, der über große Erfahrung mit »hartem Durchgreifen in männlichen Zusammenhängen und Milieus« verfügte, wie der Botschafter a.D. die Sache zusammen- fasste, in dem ansonsten überaus freundlichen Brief, in dem er sich beim Polizeichef für die Einladung zum Seminar bedankte.

Der Polizeichef hatte die Teilnehmer zuerst willkommen geheißen, dann hatte er über wissenschaftliche Detektive in der Literatur und im so genannten wirklichen Leben einen kleinen Vortrag gehalten, in dem Holmes, Bertillon, Locard und sein eigener großer Amtsvorgänger, Georg Liljensparre, aufgetaucht waren. Und erst danach war er auf seine eigene Systematik zu sprechen gekommen.

»Man braucht immer eine Hauptspur«, sagte der Polizeichef als Erstes. »Unter Hauptspur verstehe ich die Spur, die im Licht früherer empirischer Erfahrungen mit ähnlichen kriminellen Irren als statistisch wahrscheinlichste erscheint.«

Niemand hatte etwas dagegen gesagt, und die meisten hatten sich eifrig Notizen gemacht.

»Was die zweitglaubhafteste Alternative angeht«, sagte der Polizeichef dann, »so möchte ich sie als alternative Hauptspur bezeichnen. Das hat unter anderem den Vorteil«, fügte er hinzu, »dass sich im Falle neuer Informationen, die die ursprüngliche Wahrscheinlichkeit der verschiedenen Alternativen ändert, die alternative Hauptspur leicht in die Hauptspur umwandeln lässt und umgekehrt. Haben Sie irgendwelche Fragen?«

»Was machen wir mit dem breiten voraussetzungslosen Ansatz?«, fragte einer der Geladenen, dessen Namen er vergessen hatte. Er würde später Grevlinge danach fragen müssen.

»In diesem Punkt besteht keinerlei Anlass zur Beunruhigung«, sagte der Polizeichef begütigend, denn er hatte an alles gedacht. »Auf der nächsten Ebene, der dritten Ebene unter der Hauptspur und den alternativen Hauptspuren, haben wir nun eine größere oder kleinere Menge so genannter Nebenspuren, und das hat den bedeutenden Vorteil, dass wir so viele Nebenspuren haben können, wie sich aus dem jeweiligen Fall eben ergeben.«

Die Versammlung bedachte diese logische Selbstverständlichkeit mit tiefem Schweigen.

»Stellen Sie sich eine Pyramide vor, eine logisch aufgebaute Pyramide«, sagte der Polizeichef. »Von unten nach oben haben wir Nebenspuren, alternative Hauptspuren und Hauptspuren, und natürlich arbeiten wir in der Gegenrichtung, also von oben nach unten, graben uns intellektuell gesehen sozusagen abwärts.«

»Eine hervorragende Grundregel bei jeglicher analytischer Arbeit«, sagte der pensionierte Diplomat.

»Genau«, assistierte Kudo, der es angeraten fand, etwas zu sagen, um sich nicht von einer Masse von Zivilisten ausstechen zu lassen.

Komische Typen übrigens. Wenn es nicht ganz und gar unmöglich wäre, hätte er sie alle drei für Schwule gehalten. Dieser Typ in der Lederjacke, ein Journalist in Diensten der Landespolizeileitung, war wohl kaum einer, dem man in einer düsteren Gasse gern begegnen würde. Schon gar nicht in der Skeppar Karlsgränd, wo sie ja wohl ihren kleinen Treffpunkt hatten, dachte Kudo, der auf eine Vergangenheit bei der ehemaligen Stockholmer Sittenpolizei zurückblicken konnte.

»Kollege Bülling und ich gehen immer so vor«, fügte er hinzu.

»Immer von oben nach unten«, murmelte Bülling und zog vorsichtig seinen Fuß zurück, weil irgendwer ihm immer wieder darauf trat.

»Hervorragend, hervorragend«, lobte der Polizeichef, der nun die Zeit gekommen sah, eine seiner analytischen Innovationen vorzustellen. »Meine Herren, wenn ich Fehlspur sage, woran denken Sie da?«

»Jaaa«, sagte Grevlinge. »Das treiben die Gauner doch immer, um uns in die Irre zu leiten. Dich und deine Kollegen, meine ich.« Grevlinge sah sich mit einem gewissen Zögern um, denn er war ja schon lange nicht mehr im aktiven Dienst.

Ich muss was mit Grevlinge machen, dachte der Polizeichef. Ihn zu einem Kurs schicken oder so.

»In traditioneller Bedeutung, ja«, sagte der Polizeichef. »Aber wenn ich hier von polizeilichen Fehlspuren rede, woran denken Sie dann?«

An gar nichts, wenn man von den leeren Gesichtern ausgehen durfte, die ihn umgaben.

»Eine Innovation«, erklärte der Polizeichef mit einem gewissen Stolz. »Alle hier am Tisch haben sich sicher schon einmal in einer Situation befunden, wo sie ihren Gegner in die Irre führen, ihn verwirren, ihn ganz einfach hinters Licht führen wollten. Und daraus ergibt sich die

polizeiliche Fehlspur oder einfach Fehlspur, wie ich sie nenne, da wir uns bei der Polizei befinden, die in diesem Zusammenhang über Initiative und Deutungsprivileg verfügt.«

»Natürlich«, sagte Kudo beifällig. »Wer die Initiative verliert, ist verloren.«

»Aus demselben Grund möchte ich einen Terminologiewechsel vorschlagen, nämlich, in Zukunft den Ausdruck Fehlspur für die bewusst falschen Spuren zu reservieren, die wir selbst auslegen, während die früheren Fehlspuren, die also vom Gegner gelegt werden, hinfort Falschspuren heißen sollen. Das gibt außerdem die richtigen Signale«, betonte der Polizeichef hingerissen. »Die Gauner legen Falschspuren, wir dagegen legen Fehlspuren.«

»Ich habe einen Vorschlag«, sagte sein bester Freund.

»Ich bin ganz Ohr«, sagte der Polizeichef, denn sein bester Freund war ein hoch begabter Mann.

»Ich wollte vorschlagen, dein im Übrigen hervorragendes ana- lytisches Modell durch etwas zu ergänzen, was ich selber als Stichspur bezeichnen würde«, sagte sein bester Freund.

Stichspur, dachte der Polizeichef und spürte, wie die intellektuelle Spannung ihm in den Kopf stieg wie die Blasen in einer frisch geöffneten Limonadenflasche. Glasklar, aber zugleich irritierend.

»Würdest du das ein wenig genauer erklären?«, sagte er.

Was sein bester Freund voll Freude und mit aller intellektuellen Kapazität erledigte, deren er fähig war. Aus seiner eigenen Erfahrung in der freien Wirtschaft wusste er, dass man bisweilen Arbeitskräfte in Reserve haben muss, um sich neuen und unerwarteten Entwicklungen oder einfach nur zusätzlichen Belastungen stellen zu können. Damit diese Personen in der Zwischenzeit nicht

Maulaffen feilhalten müssten oder, schlimmer noch, damit sie nichts anstellten, hatte er ein Reservoir an Arbeitsaufgaben geschaffen, die einfach der Beschäftigung dienten. Eine Art harmloser Nicht-Arbeit, die aber zugleich alle äußerlichen Kennzeichen echter Arbeit aufwies.

»Der Vorteil einer Stichspur ist, dass sie nirgendwohin führt«, fasste sein bester Freund die Lage zusammen. »Aber zugleich sieht sie genauso aus wie eine normale Spur«, fügte er hinzu.

»Wie meinst du das?«, fragte der Polizeichef listig. »Wenn du das in polizeilichem Zusammenhang durchführen solltest, meine ich.«

»Stell dir vor, du hast etliche Ermittler, die du nicht alle gleichzeitig einsetzen kannst, die du aber für den Ernstfall zur Hand haben willst«, sagte sein bester Freund. »Dann setzt du sie auf eine Stichspur an, bis du sie brauchst.«

Genial, dachte der Polizeichef. Sein bester Freund war ja schließlich nicht durch Zufall sein bester Freund geworden.

»Es wäre hervorragend, wenn du das bis zum nächsten Mal schriftlich festhalten könntest«, sagte der Polizeichef und nickte mit echter Wärme. »Wir sollten vielleicht zum Ende kommen. Gibt es abschließende Kommentare?«

Nur einer meldete sich. Er hatte die ganze Zeit noch nichts gesagt. Eine magere kleine Gestalt, deren Namen er vergessen hatte, er kam von der Spurensicherung, und er brauchte sich seinen Namen gar nicht erst zu merken, da der Mann zum ersten und letzten Mal hier war.

»Ich heiße Wiijnbladh«, sagte Wiijnbladh. »Ich arbeite bei der Spurensicherung und habe eine kleine Frage.«

Komm endlich zur Sache, dachte der Polizeichef sauer und begnügte sich mit einem Nicken. Der Kerl sieht ja

aus wie ein Spatz, dachte er. Wie der an die Schule gekommen ist, ist wirklich ein Mysterium.

»Was machen wir mit den normalen Spuren?«

Was zum Teufel redet der da?, dachte der Polizeichef. »Den normalen Spuren?«

»Ja, Fingerabdrücke und Blut und so«, erklärte Wiijnbladh.

»Ach ja, die«, sagte der Polizeichef. »Auf die wollte ich in einem anderen Zusammenhang zurückkommen.«

Der Spatz begnügte sich ebenfalls mit einem Nicken, und das war sein Glück, denn bei der Verkehrssünderkartei draußen in Västberga waren immer Stellen frei. Der Polizeichef aber rundete das Treffen mit einigen wohl gesetzten Worten ab.

»Um den größten Detektiv zu zitieren, der jemals gelebt hat …«, sagte der Polizeichef. »Um den größten aller Detektive zu zitieren«, wiederholte er.

Bei genauerem Nachdenken hatte der ja eigentlich gar nicht gelebt, sondern tauchte nur in Romanen auf.

»… wenn wir alles ausgeschlossen haben, was selbstverständlich ist oder einfach nur glaubwürdig, und wenn nur das Unglaubliche übrig ist … dann, meine Herren … dann ist das die Wahrheit, so unglaublich sie auch aussehen mag«, sagte der Polizeichef und nickte feierlich.

Dieser Mann hat die Gabe, dachte Kudo.

*

Der Sonderbeauftragte hatte Forselius' Beisetzung nicht besucht, doch als alle anderen gegangen waren, während die Familiengruft, in der er nun ruhen sollte, noch nicht geschlossen war, hatte er einen letzten Gruß zu ihm hinabgelassen: eine einfache Plastiktüte mit zwei Flaschen Frapin 1900 und einem Exemplar seiner eigenen Dok-

torarbeit über Stokes'sche Prozesse und harmonische Funktionen. Danach war er nach Rosenbad zurückgefahren, denn es gab allerlei zu tun, und von nun an würde er es selbst tun müssen. Was mache ich mit Krassner?, dachte er. Seit er mit dem Justizminister gesprochen hatte, war ihm klar, dass Berg jetzt Bescheid wusste, und deshalb konnte er eine Zeit lang auf Ruhe und Frieden hoffen. Hoffentlich würde er an diesen Fall gar nicht erst denken müssen.

Er war noch einmal die ökonomischen Analysen durchgegangen, die er vom Militär erhalten hatte, und wenn er denen Glauben schenken wollte, so sackte der russische Bär gerade in die Knie. Deren Wirtschaft war einfach in einem jämmerlichen Zustand, und früher oder später würde etwas passieren. Aber was würde passieren?, überlegte er. Und wann würde es so weit sein?

Sein Chef schien auch nicht in bester Stimmung zu sein, und im Haus wurde in mehr oder weniger geschlossenen Gesellschaften darüber gesprochen, dass der Ministerpräsident in den Meinungsumfragen immer weiter nach unten sackte, was ja die Chancen der Partei bei den nächsten Wahlen beeinflussen würde. Eine Palastrevolution schien aber nicht vor der Tür zu stehen. Das war nicht Sitte bei der Sozialdemokratie, aber gut war die Lage nicht, und früher oder später würde man etwas unternehmen müssen. Das Wohl der Person war dem Wohl der Partei untergeordnet, und für einen Moment – sicher war Krassner durch sein Bewusstsein gehuscht hätte er fast begonnen, in den verbotenen Bahnen zu denken, die die meisten seiner und der Probleme der Partei lösen könnten. Ach was, dachte er dann, so etwas passierte hier nicht. Sie lebten ja schließlich in Schweden.

Bei der nächsten Besprechung hatte Berg bestätigt, dass die Untersuchung über die rechtsextremen Elemente in der Polizei bis auf weiteres auf Eis gelegt worden war,

aber in Anbetracht der herrschenden Lage hatte er dazu nicht einmal einen Kommentar abgegeben. Jetzt galt die Doktrin der mindestmöglichen Störungen, und in diesem Zusammenhang war die Untersuchung über eine Anzahl untauglicher Polizisten kein zu hoher Preis für ein wenig Ruhe und Frieden. Nach der Besprechung hatte er Berg beiseite genommen, der Minister war nun einmal, wie er war, und diesmal wollte er sich selbst davon überzeugen, dass die Botschaft übermittelt worden war und dass die letzten Instruktionen zur Zukunft der Sicherheitspolizei nicht missverstanden werden konnten. Aber Berg überraschte ihn immer wieder. Er hatte fast zerstreut gewirkt und die ganze Zeit zustimmend genickt, egal, was gerade gesagt worden war.

*

Als Berg ins Büro zurückkehrte, fasste er einen Entschluss. Trotz allem, was er sich eben hatte anhören müssen, hatte er nicht vor, sich von Waltin und dessen durchsichtigem Erpressungsversuch auch nur im Geringsten beeinflussen zu lassen. Jetzt steht alles auf dem Spiel, dachte Berg, und der Vorteil von Leuten wie ihm war, dass sie meistens als Gewinner dastanden, egal, wie das Spiel enden mochte. Waltin musste weg, und er wusste genau, wie er sich seiner entledigen würde. Deshalb hatte er ihn zu sich bestellt und ihn an den verlangten Bericht über die externe Tätigkeit erinnert. Er hatte außerdem betont, dass er sich vor allem für die finanziellen Aspekte dieser Angelegenheit interessierte. Die goldene Uhr um Waltins Handgelenk mochte diesem helfen, die Zeit im Auge zu behalten, Berg jedoch erinnerte sie daran, wo er die Schwächen seines Gegners zu suchen hatte.

Er hatte Persson an dieser Besprechung teilnehmen lassen, damit der Notizen machen konnte, vor allem aber, weil er einen wohltuend dämpfenden Einfluss auf Waltin ausübte, und noch mehr Gefasel über Hedberg hier und Hedberg da wollte er sich nun wirklich nicht anhören.

»Es wäre also schön, wenn wir uns die Finanzlage schon nächste Woche ansehen könnten«, sagte Berg. »Damit unsere Buchhalter genügend Zeit haben.«

»Fine with me«, sagte Waltin, nickte und lächelte.

Der Handschuh ist geworfen, dachte er, und er hatte nicht vor, ihn aufzuheben. Dagegen wollte er Hedberg nach Hause holen, mit dessen Hilfe in den Papiertürmen Ordnung schaffen und sich das Geld sichern, das noch immer im System floss und das mit Fug und Recht ihm gehörte und sonst niemandem.

*

Johansson hatte das Wochenende mit Grübeleien über die Frage verbracht, was er mit seinem Leben anfangen sollte. Er wurde ja nicht jünger, und wenn ihm das Leben nicht zwischen den Fingern verrinnen sollte, dann war es höchste Zeit, es zu packen. Der Zettel, den Jarnebring ihm empfohlen hatte, war ziemlich schnell vollgekritzelt und musste ins Reine geschrieben werden. Außerdem hatte Jarnebring angerufen und sich nach seinem Befinden erkundigt.

»Wie geht's?«, fragte Jarnebring. »Ich habe einen Vordersitz, der auf uns beide wartet.«

Ich fürchte, diese Zeit ist vorbei, dachte Johansson, als er den Hörer auflegte, und ehrlich gesagt hatte er auch keine Sehnsucht mehr danach. Es gab andere Dinge, die wichtiger waren, und deshalb hatte er sich gleich am Montag vom 1. März an Urlaub erbeten.

Der Landespolizeichef hatte schon eine Stunde danach angerufen. Ob es möglich sei, mit ihm zu sprechen?

Was soll man denn darauf antworten?, überlegte er, und als er dann dasaß und feststellte, dass der andere wohl aufrichtig bedauerte, ihn vielleicht zu verlieren, hatte er seinen Entschluss fast bereut.

»Ich habe irgendwie das Gefühl, nicht mehr weiter zu kommen«, sagte Johansson und trug sein Norrländisch ganz besonders dick auf, wie er das bei Bedarf ja immer machte. »Und deshalb finde ich es höchste Zeit, dass ich mich fortbilde. Ich wollte mich an der Universität immatrikulieren und ein wenig studieren.«

Seltsam, diese vielen Akademiker, die die Polizei leiten, dachte er, als er eine Stunde später den Chef verließ. Die drehten immer sofort durch, sowie ein anderer auch nur das kleinste Bedürfnis nach etwas Ausbildung verspürte, und wenn er nicht Bescheid gesagt hätte, hätte er sicher zumindest sein halbes Gehalt mitnehmen können, um sich in irgendeiner Institution seiner Wahl auszuruhen, die in irgendeinem vagen Bezug zum Rechtswesen stand. Der Landespolizeichef hatte ihm aus irgendeinem Grund ein Jurastudium empfohlen, und Johansson hatte sich für den Tipp bedankt und versprochen, sich die Sache zu überlegen. Aber egal. Sein Antrag würde bewilligt werden, und damit hätte er dann einen Strich unter das berufliche Elend gezogen, in dem er gelandet war.

Mit der Gewerkschaft die Becher zu schwingen, war nicht mehr aktuell. Und noch weniger käme es in Frage, in Gesellschaft Tante Jennys Gläser zu heben, dachte er, und was er sonst damit machen wollte, daran brauchte er gar nicht zu denken. Er hatte vor, seinen Schreibtisch aufzuräumen, aber vorher war es höchste Zeit, Buße zu tun, wegen der Leichtfertigkeit, mit der er reagiert hatte, als sein Dienstvorgänger – der jetzt bestimmt ein glückli-

cher Mann war – ihn um Rat und Hilfe bei diesem Jammerlappen Koskinen gebeten hatte.

Die alte Schnapsdrossel war nunmehr zum Chef der Ermittlungszentrale der Stockholmer Polizei avanciert und lieferte damit den Beweis dafür, dass ein entsprechendes Zeugnis zum Aufstieg in der Truppe verhalf. Koskinen hatte kaum seinen Stuhl anwärmen und die gleichnamige Flasche im Schrank verstecken können, als es auch schon so weit war. Der Haufen der Anklagen, Beschwerden, gewerkschaftlichen Äußerungen und normaler Kollegenschelte, der sich auf Johanssons Schreibtisch auftürmte, wirkte absolut unwahrscheinlich, wenn man bedachte, dass der, um den es hier ging, nie auch nur einen Finger rührte, schon gar nicht dann, wenn es von ihm verlangt wurde.

Der operative Chef der Stockholmer Einsatzpolizei, ein alter Gauner, der tatkräftig und ganz nach Johanssons Geschmack war, hatte eine größere Bereitschaftsübung angesetzt, um festzustellen, was sein Personal eigentlich taugte. Sie hatten ein Szenario ausgeheckt, nach dem Seine Majestät während eines Empfangs im Stockholmer Schloss einem Attentat zum Opfer gefallen war, während die Täter vom Tatort hatten fliehen können und sich jetzt offenbar irgendwo in der Innenstadt aufhielten. Die Ermittler waren mit widersprüchlichen und überaus glaubwürdigen Beschreibungen der Flüchtigen und des Fluchtautos versehen worden, und insgesamt hätte es ein interessanter Test der Leistungsfähigkeit der Kollegen in der Hauptstadt werden können, für den Fall, dass das passierte, was nicht passieren konnte. Da der operative Chef seine Pappenheimer aber kannte, hatte er die ganze Übung auf den Montagmorgen angesetzt.

Und bei allem spielte Koskenkorva eine tragende Rolle. Einfach ausgedrückt, war er die Spinne im Netz, falls etwas passieren sollte, und leider hatte er von allem Wind

bekommen. Das Elend hatte seinen Gang genommen, die Gewerkschaft war ausgerastet, denn das auf diese Weise gesammelte Wissen konnte doch in den Händen der Arbeitgeber zur puren Mordwaffe werden. Und der anfängliche Nieselregen aus Einwänden war bald zum Hagelsturm angewachsen.

Auf der anderen Seite gab es eine dünne blaue Linie. Das war natürlich die Besatzung der Einsatzkommandos, und als Johansson an Bergs Arsch von Neffen dachte, der jetzt in den Dienst zurückgekehrt war, obwohl Johansson tapfere Versuche unternommen hatte, ihn in die Zelle zu schaffen, in die er schließlich auch gehörte, huschte ein Schatten über sein Gesicht. Dazu kam der anonyme Kameradschaftsbund »Immer noch funktionierende Bereitschaftspolizei Stockholms«, der sich bei seinem Vorgänger gemeldet hatte, als im vergangenen Herbst Koskinens Ernennung zur Tatsache geworden war. Und es gab eine Anzahl von Einzelstimmen, die insgesamt die Ansicht vertraten, es sei »höchste Zeit für eine Runde Action«.

Einer der wenigen, der in dieser ganzen Angelegenheit nichts zu sagen gehabt hatte, war der Stockholmer Polizeichef. Der schreibt sicher in seinem blauen Büchlein, dachte Johansson, aber anstandshalber hatte er ihn doch angerufen, um sich nach seinen Ansichten zu erkundigen. Er klingt ziemlich unwirsch, dachte Johansson. Wie alle Schöngeister, deren Kreise von schlichten Gemütern wie ihm selber gestört wurden. Scheiß drauf, dachte er, und dann hatte er kurz seine Sicht der Dinge zum Ausdruck gebracht.

»Ich habe dieses Problem bereits gelöst«, sagte der Polizeichef. »Aber danke der Nachfrage.«

»Verzeihung«, sagte Johansson. »Aber ich verstehe nicht richtig.«

Nein, wer hätte das auch erwartet, dachte der Polizeichef und seufzte.

»Die Übung, nach der du fragst«, sagte der Polizeichef und gab sich Mühe, so langsam und deutlich zu sprechen wie zu einem Kind. »Ich habe stattdessen eine Simulation durchführen lassen«, erklärte er. »Eine Art polizeiliches Kriegsspiel, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Eigentlich nicht«, sagte Johansson. »Du kannst nicht kurz erklären …«

»Mach dir keine Sorgen«, fiel der Polizeichef ihm ins Wort. »Wenn du mich jetzt entschuldigst, dann stehen andere und wichtigere Dinge auf meinem Programm.«

Der Arsch hat aufgelegt, dachte Johansson und schaute erstaunt den Hörer in seiner Hand an. Der hat doch wirklich mitten im Gespräch aufgelegt.

*

Das Ganze war eigentlich ziemlich einfach, und solche praktischen Übungen, eine Art leicht veränderter Militärmanöver, wurden nicht nur gewaltig überschätzt, kosteten viel zu viel und brachten Risiken mit sich, sie nahmen auch keine Rücksicht auf das, was in diesem Zusammenhang wichtig war, nämlich, dass der Boden für eine intellektuelle Bereitschaft entwickelt werden musste, es reichte nicht, auf zwei Rädern mit brüllenden Sirenen und kreischenden Reifen um die Ecken zu jagen.

Das hatte er dem so genannten operativen Chef auch zu erklären versucht, aber der hatte wie üblich nicht hören wollen. Er hatte Grevlinge die Sache überlassen, und gegen den würden sie wohl immer irgendetwas vorbringen können, und wenn nicht, dann war das sein Problem. Västberga, dachte der Polizeichef, und danach beschloss er, es sei höchste Zeit, sich die Übung anzusehen, obwohl es Montagmorgen war und er eigentlich

wichtigere Dinge auf dem Programm hatte, wie seine Trainingsrunde und diesen Fernkurs in kreativem Schwedisch, den seine Geliebte auf seinen Wunsch hin für ihn bestellt hatte.

Natürlich hatte er sich für einen intellektuellen Ansatz entschieden. Sie hatten das Besprechungszimmer der Polizei nutzen dürfen, und nachdem sie mitten im Zimmer einige Tische aufgestellt hatten, hatten sie Platz für die große Übersichtskarte der Polizeibezirke gehabt, die sonst an der Wand hing. Die nötigen schriftlichen Informationen waren an alle Teilnehmer ausgeteilt worden, und als dann Alarm gegeben wurde, konnten sie einfach loslegen.

Kommissar Koskinen saß an einem Ende des Zimmers an einem kleineren Tisch und verschob Fahrzeuge und andere Einheiten, die unter seinem Kommando standen, und dirigierte und verschob und kommandierte, und zeitweise ging es ziemlich hektisch zu, bis die Täter dann festgenommen werden konnten. Da alle sich im selben Zimmer aufhielten, hatten sie auf Funkkontakt verzichten können. Sie redeten und schickten Zettelchen hin und her, und alles war ganz einfach, auch wenn sie rein verbal und aus Liebe zum Realismus die üblichen Ansprechcodes verwendet hatten.

»Ich darf zu einer gut ausgeführten Arbeit gratulieren«, sagte der Polizeichef und nickte Koskinen huldvoll zu. Herrgott, der scheint ja total erschöpft zu sein, dachte er. War sicher anstrengend.

»Ja, es hat ja geklappt«, keuchte Koskinen. »Obwohl es am Montagmorgen passiert ist. Darf ich dem Chef übrigens eine Halstablette anbieten?«

Obwohl Koskinen offenbar ein wenig kränkelte – Erkältung, hatte er erklärt, und das leuchtete ein, da der ganze Kerl nach Mentholtabletten stank war er doch auf den Trompetenstoß hin zur Fahne geeilt. Was aber wohl

nur bewies, dass er die ganze Zeit Recht gehabt hatte, als er sich geweigert hatte, auf das ganze Gequengel rund um Koskinens Beförderung zu hören, dachte der Polizeichef zufrieden, als er in sein Zimmer zurückging. Höchste Zeit übrigens, in die Joggingschuhe zu steigen. Eine gesunde Seele in einem gesunden Körper, dachte der Polizeichef und spielte ernsthaft mit dem Gedanken, abends zwei Gläser Rotwein zu trinken und dabei eine neue Saite auf seiner inneren Leier aufzuziehen.

XIX

Und alles, was blieb, war die Kälte des Winters

Stockholm im Februar

Alle brisanten Informationen speicherte Waltin in seinem Kopf. Das hatte er schon früh gelernt, und er brauchte überzeugende Gründe, um in seinem Beruf überhaupt irgendetwas dem Papier anzuvertrauen. Er fürchtete auch Buchhalter nicht. Wenn man Ordnung hielt, bestand wirklich kein Grund, sie zu fürchten. Trotzdem, und das wusste er, machten Menschen manchmal Fehler. Das galt auch für ihn, und deshalb sah er sich die Unterlagen, die er Berg aushändigen wollte, genau an.

Um das Geld machte er sich keine Sorgen. Die wesentlichen Punkte waren bereits geklärt, daran brauchte er also nicht mehr zu denken. Bestimme Abhebungen und Überweisungen waren noch immer möglich, die eine oder andere Rechnung musste mit dem passenden Datum versehen und den Unterlagen hinzugefügt werden, aber wenn er auf der Hut war, dann konnten die Kronen schon auf sich selbst aufpassen. Hedbergs kleine Firma in der Sicherheitsbranche, die Waltin im Ausland besaß, wo jedoch Hedberg alle Geschäfte führte, konnte bald mit einem starken Zustrom an Mitteln rechnen.

Und wo es ohnehin schon sein musste, konnte er wenigstens dafür sorgen, dass er auf seine Kosten kam. Er hatte das Material so verwirrend wie möglich zusammengestellt, hatte kaum lesbare handschriftliche Zettel beigefügt, die Fragen und Ansichten zu allem zwischen Himmel und Erde enthielten, das keine Rolle spielte und total uninteressant war, wenn die Gegenseite es nun schon auf ihn abgesehen hatte. Die Buchhalter sollten schließlich etwas zu tun haben.

Berg überraschte ihn immer wieder aufs Neue. Waltin war absolut davon überzeugt gewesen, dass dieser Feigling den Kopf einziehen würde, wenn er ihm Hedberg auf den Tisch knallte. Aber das hatte er nicht getan. Er hatte

sich offenbar quer gestellt, wenn er auch diesen Fettsack Persson gebraucht hatte, um wirklich Widerstand leisten zu können. Seine eigenen Karten waren schließlich nicht gerade gut. Was sollte er schon sagen? Dass er den Verdacht hatte, sein eigener Einsatzmann habe Krassner umgebracht und dann einen Selbstmord vorgetäuscht? Und warum hatte er die Sache dann länger als zwei Monate totgeschwiegen? Nicht gut, gar nicht gut.

Aber abgesehen von seiner Verärgerung über einen ganz und gar inkompetenten Chef wies alles darauf hin, dass nichts passieren könnte, wenn sie nur die Ruhe behielten, letzt also wurde eine perfekt funktionierende Organisation abgebaut, nur weil einige Sozis im Kanzleigebäude ihnen eins auswischen wollten. Das war der reine Wahnsinn, und dass über die Sache überhaupt gesprochen wurde, zeigte, wie schwach die Gegenseite war. Er hatte mehrere Male mit Hedberg telefoniert, aber der hatte sehr vage geklungen. Ahnte er etwas? Ahnte er vielleicht sogar, dass Waltin die Sache durchschaut hatte? Und, schlimmer noch, glaubte er, dass Waltin ihn nach Schweden locken wollte, um ihn in den Knast zu stecken? Hedberg war alles andere als übermäßig begabt, aber für das, wozu Waltin ihn brauchte, war er doch begabt genug. Er war ein ruhiger und sympathischer Mensch, und vor allem war er zuverlässig. Im Hinblick auf ihre gemeinsame Geschichte war er außerdem der Allerletzte, mit dem Waltin es sich verderben wollte. Mit jedem anderen, nur nicht mit Hedberg.

Am Ende hatte er den Stier bei den Hörnern packen und Hedberg klarmachen müssen, dass er, »Himmel, Arsch und Zwirn noch mal«, jetzt sofort nach Schweden heimkehren müsse, um sich an den Aufräumarbeiten zu beteiligen. Es gab Dinge, die Waltin nicht begriff und die Hedberg ihm möglicherweise erklären konnte. Dinge, die man am Telefon nicht besprechen konnte, \ denn beide

wussten, dass sichere Leitungen nur in der Fantasie der Gläubigen existierten. Wenn Hedberg Waltin misstraute, dann sollte er doch mal einen Blick auf die Beträge werfen, die in letzter Zeit auf dem firmeneigenen Konto eingegangen waren. Geld, das Waltin vertrauensvoll Hedberg anvertraut hatte und das er natürlich niemals zurückverlangen könnte, wenn Hedberg sich quer stellte. Offenbar war dieses Argument auf fruchtbaren Boden gefallen, denn am letzten Samstag im Februar hatte Hedberg plötzlich von Arlanda aus Waltins geheime Nummer angerufen und seine Ankunft mitgeteilt.

Waltin hatte ihn in die Wohnung oben in Gärdet geschafft, wo er auch gehaust hatte, als er in der Sache mit Krassner eingesprungen war. Nicht, um ihn auf irgendeine Weise daran zu erinnern, sondern weil es der sicherste Unterschlupf war, den er gerade anbieten konnte. Diese Wohnung stand seiner Abteilung zur Verfügung, und nur Waltin selber kannte sie. Berg hatte natürlich keine Ahnung davon, und umso mehr konnte sie als sichere Adresse gelten. Es war kein Ort, an dem plötzlich Kollegen von der offenen Tätigkeit auftauchen konnten. Außerdem war es eine gemütliche Wohnung. Waltin hatte sie selbst schon mehrere Male benutzt, und wenn sie seine Ansprüche an Abgeschiedenheit und Komfort erfüllte, dann musste sie für Hedberg mehr als gut genug sein.

Als sie sich trafen, war Hedberg wie immer wortkarg gewesen. Außerdem schien ihm noch etwas zu schaffen zu machen, denn schon bald hatte er behauptet, nur bis zum kommenden Samstag bleiben zu können. Er habe seit langem vor, nach Java zurückzukehren, und außerdem müsse er sein Boot zu Wasser lassen.

»Fine with me«, sagte Waltin gelassen. »Dann raffen wir einfach zusammen, was geht.«

Während der nun folgenden arbeitsreichen Tage hatten sie auch zueinander zurückgefunden. Hedberg war aufgetaut, was in seinem Fall bedeutete, dass Waltin sein Vertrauen neu gewonnen hatte. Am Donnerstag, als sie mehr oder weniger mit allem fertig waren, hatte Waltin ihn in einem diskreten Restaurant zu einem Festmahl eingeladen, und als sie dann beim Kaffee saßen, hatte Hedberg ihm sein Herz ausgeschüttet.

»Zuerst dachte ich, du wolltest mich hochgehen lassen«, sagte er plötzlich und sah Waltin an.

»Na ja«, meinte Waltin und gab sich Mühe, gelassen und ein wenig gleichgültig zu klingen. »Es ist wohl eher so, dass du viel mehr weißt als ich. Ich habe nur begriffen, dass Berg meinen Kopf auf einem silbernen Tablett serviert haben will.«

»Ja«, sagte Hedberg mit schwachem Lächeln. »Das habe ich auch begriffen. Und du weißt hoffentlich, dass ich nicht der Typ bin, der dich hochgehen lassen würde.«

Nein, dachte Waltin, du würdest dir mit Sicherheit etwas Schlimmeres ausdenken.

»Ab und zu kann es besser sein, nichts zu wissen«, sagte Hedberg kryptisch.

Und das sagst du mir, dachte Waltin.

Danach hatte Hedberg fast eine Minute lang geschwiegen, in seiner Kaffeetasse gerührt und vermutlich seinen Entschluss ge- fasst, denn danach hatte er alles erzählt, was Waltin bisher nur geahnt hatte.

»An dem Ami war eigentlich nicht sehr viel auszusetzen«, sagte Hedberg, und aus irgendeinem Grund hatte er den Ami nicht bei seinem Namen genannt. »Die verdammten Sozis hatten es auf ihn abgesehen, um den Landesverräter zu schützen, den sie als Chef haben«, erklärte Hedberg, ohne zu verraten, woher er das wusste. »Der hatte sich offenbar bei der CIA eingenistet und die dann verkauft. Natürlich an die Russen, für die hat er doch die

ganze Zeit gearbeitet. Schon als kleiner Rotzbengel«, erklärte Hedberg.

»Ein bisschen hat man das ja die ganze Zeit geahnt«, sagte Waltin und seufzte. Wäre ja nett, die Papiere zu lesen, die du da geklaut hast, dachte er.

»Und dann hat er auch noch seinen besten Freund ermorden lassen«, sagte Hedberg und nickte.

»Verdammt«, sagte Waltin mit gut gespielter Abscheu. Der hat offenbar mehr Mumm als seine Wähler, dachte er beeindruckt.

»Ganz bestimmt«, sagte Hedberg und nickte. »Ein Auftragsmord, den die Russen ihm geliefert haben. Denn er selbst hätte sich sicher nicht getraut, das zu übernehmen«, sagte Hedberg und schnaubte.

»Nein, verdammte Scheiße«, sagte Waltin nachdrücklich. »Ich hoffe, du entschuldigst, aber darauf muss ich einen trinken. Möchtest du auch was?« Das klingt nach einem Buch, das unbedingt veröffentlicht werden muss, dachte Waltin interessiert. Das Manuskript muss doch Millionen wert sein.

Hedberg trank fast nie. Das hatte Waltin schon zu Beginn ihrer Bekanntschaft zufrieden registriert, aber das, was der andere eben berichtet hatte, hatte offenbar seine Spuren hinterlassen.

»Einen kleinen Whisky«, sagte Hedberg. »Kann auch ein billiger sein.«

Ehe sie sich trennten, verabredeten sie sich für den kommenden Abend, um die letzten Details zu klären, ehe Hedberg wieder nach Hause fuhr.

Am späten Freitagnachmittag schaute Waltin in Bergs Büro vorbei, um einen weiteren dicken Stapel sorgfältig durcheinander geworfener Unterlagen abzuliefern, die seinem Chef das Wochenende ruinieren sollten, und vor Bergs Büro wäre er fast mit einem Kommissar der Leibwächter zusammengestoßen, der es gerade verließ. Er

hatte rote Augen und war offenbar so wütend, dass er nichts mehr sah oder hörte.

»Hoppla«, sagte Waltin und lächelte Berg breit grinsend an. »Der sah ja nicht gerade glücklich aus. Hast du ihn gepiesackt?« Auch den, fügte er in Gedanken hinzu.

Berg wirkte auch nicht gerade obenauf. Er seufzte tief und schüttelte zerstreut den Kopf. Der macht das nicht mehr lange, dachte Waltin zufrieden. Das war jetzt wirklich eine Frage von Tagen.

»Nein«, sagte Berg. »Wenn es nur so einfach wäre. Er hatte nur seine üblichen Kopfschmerzen.«

»Ach so«, sagte Waltin und legte seine Unterlagen auf Bergs Schreibtisch. »Hab dir fürs Wochenende was zu lesen mitgebracht. Was hat er sich denn diesmal ausgedacht? Will er in einer Tonne die Niagarafälle runtergondeln?«

»Leider nicht«, seufzte Berg. »Nein, er will mit seiner Frau ins Kino gehen.«

»Hier in der Stadt?«, fragte Waltin mit echter Überraschung. An einem Freitagabend, nachdem der Lohn ausgezahlt worden ist und auf jedes Dutzend dreizehn Besoffene kommen und ohne Bewachung? Der Mann muss ja eine gewaltige Todessehnsucht haben, dachte Waltin. Wenn er sich überlegte, seit wie vielen Jahren sie nun schon das fehlende Sicherheitsbewusstsein des Ministerpräsidenten beklagten, dann war es ein Wunder, dass noch niemand die Gelegenheit genutzt hatte. Das kommt vom Fernsehen, dachte Waltin. Die Leute sitzen einfach vor der Glotze, statt aus ihrem Leben etwas Sinnvolles zu machen.

Berg seufzte ein weiteres Mal, dann sagte er etwas, was er eigentlich gar nicht sagen durfte, auch nicht zu Waltin, der doch immerhin Leitender Polizeidirektor bei der Sicherheitspolizei war und unter Schweigepflicht stand und kreuz und quer mit Maulkörben versehen war.

»Er hat vor zwei Stunden angerufen und die Bewachung abbestellt. Er und seine Frau wollen ins Kino gehen und vorher zusammen zu Hause essen.«

»Bestimmt der neue Film mit Clint Eastwood«, sagte Waltin und kicherte entzückt.

»Keine Ahnung«, sagte Berg gleichgültig, denn er selbst ging nie ins Kino. »Das hat er nicht gesagt, ich glaube, er wusste es noch nicht.« Nicht einmal das, dachte er resigniert.

)a, ja, dachte Waltin, als er Berg verließ. Man kann nicht alles haben, aber er empfand dieselbe prickelnde Erwartung wie damals, als er gesehen hatte, wie sein Mütterchen mit ihren sinnlosen Stöcken auf dem U-Bahnsteig herumschwankte.

*

Höchste Zeit, nach Hause zu fahren, dachte Berg und betrachtete angeekelt die Unterlagen, die Waltin auf den Tisch gelegt hatte. Wenn das typisch für Waltins Ordnungssinn war, dann konnte der froh sein, dass er sich nicht auf dem freien Markt behaupten musste. Als die Buchhalter Berg Bericht erstattet hatten, waren sie fast weiß im Gesicht gewesen, und vor allem waren sie so erschüttert, weil sie glaubten, dass Waltin sich wirklich alle Mühe gegeben hatte. Aber eigentlich war das alles absolut uninteressant, im Lichte dessen betrachtet, was folgen sollte.

In den folgenden Jahren verbrachte Berg Hunderte von Stunden mit Gewissenserforschung. Ehrlich, aufrichtig und ohne sich zu schonen versuchte er, sich bis ins kleinste Detail daran zu erinnern, was er in jenen Tagen, die sein Leben verändern sollten, gesagt, getan und gedacht hatte. Natürlich erinnerte er sich an seine kurze Begegnung mit Waltin und an den Grund, aus dem Waltin ihn

aufgesucht hatte. Um einen Ordner mit Unterlagen abzuliefern, die zwar unter strenger Geheimhaltung standen, die mit den folgenden Ereignissen aber auf keinen Fall etwas zu tun hatten. Das war alles, und mehr gab es dazu nicht zu sagen.

*

Hedberg traf verspätet in der Wohnung in Gärdet ein. Es ging schon auf halb acht zu, und Waltin hatte eine halbe Stunde gewartet und mehr oder weniger den Gedanken an das, woran er gedacht hatte, aufgegeben. Ob früher oder später, dachte er auf seine übliche leichtfertige Weise, eigentlich ist es egal, aber in diesem Moment hörte er Hedbergs Schlüssel im Schloss.

»Ich muss unser kleines Stelldichein leider absagen«, sagte Waltin, »aber im Grunde sind wir ja auch durch.«

»Mir recht«, sagte Hedberg und zuckte mit den Schultern. Er sollte vielleicht im Café Opera vorbeischauen und sehen, ob's da was Aufreißbares gab. Das letzte Mal war schließlich schon eine Weile her.

»Vor einer Stunde hab ich im Dienst was Witziges gehört«, sagte Waltin. Mal sehen, ob er darauf anspringt, dachte er.

»Ja?«

»Unser gemeinsamer Bekannter hat angerufen und seine Leibwächter abbestellt. Er will mit seiner Frau ins Kino gehen. Mitten in der Stadt, an einem Freitagabend, wenn's Geld gegeben hat und auf jedes Dutzend dreizehn Besoffene kommen«, sagte Waltin und lächelte.

»Die Schweden sind ein geduldiges Volk«, erklärte Hedberg. »Das ist ihm wohl auch schon aufgegangen. Die Schweden lassen sich hinters Licht führen. Man kann ihnen alles zumuten.«

»Da hast du wohl leider Recht«, seufzte Waltin.

»Wohnt er noch an der alten Adresse?«, fragte Hedberg plötzlich.

»Ja«, sagte Waltin, schaute auf seine teure Uhr, die er gestohlen hatte, als sein Mütterchen noch lebte und er viel zu jung gewesen war, um sie tragen zu können. »Doch, da wohnt er noch.«

»Aber was ganz anderes«, sagte er dann und stand auf. »Wo ich dich schon versetzen muss, hab ich immerhin ein paar Leckereien gekauft und in den Kühlschrank gelegt. Wenn etwas übrig bleibt, dann lass es einfach liegen, und ich hol es morgen ab, wenn du wieder weg bist. Ich wollte ohnehin hier vorbeischauen.«

»Das findet sich schon«, sagte Hedberg.

Kaum hatte Waltin das Haus verlassen, ging Hedberg in die Küche und nahm die Plastiktüte mit der Auswahl an Delikatessen heraus, die Waltin in den Kühlschrank gelegt hatte. Der Revolver lag unter einer Folienform aus der Östermalmshalle, die fertige Kalbfleischklopse, Sahnesoße, kleine grüne Erbsen und Kartoffelpüree enthielt.

Für wen hält der mich eigentlich?, dachte Hedberg verärgert, als er die Waffe in der Hand wog. Für Buffalo Bill?

Danach schaute er auf die Uhr, und die zeigte schon fast acht, und da brauchte er sich die Sache eigentlich nicht weiter zu überlegen, denn da er ohnehin in die Stadt wollte, konnte er auch in der Altstadt bei der Adresse des Landesverräters vorbeischauen.

XX

Für eine große und edle Sache

Stockholm, 28. Februar bis 1. März

Es war natürlich unmöglich, mit dem Taxi in die Stadt zu fahren. Obwohl er es eilig hatte, musste er die U-Bahn nehmen. Er durfte auch nicht hinter der Bahn herlaufen, weshalb er die erste verpasste und erst um halb neun in der Altstadt ankam. Dazwischen hatte er schon beschlossen, das ganze Projekt aufzugeben und einfach etwas anderes zu unternehmen. Die Antiquität, die Waltin ihm zugesteckt hatte, konnte er immer noch in einen Kanal werfen, denn die wollte er nun wirklich nicht mit sich herumschleppen oder gar in irgendeinem Lokal in der Garderobe hinterlassen.

Ich muss mich mit einem kurzen Spaziergang begnügen, dachte Hedberg, und als er aus dem U-Bahnhof kam, sah er als Erstes, dass sie ihm aus der gegenüberliegenden Gasse entgegenkamen. Sie waren vielleicht hundert Meter von ihm entfernt, und sie hatten ihn auf keinen Fall gesehen, weshalb er auf dem Absatz kehrtmachte und wieder auf den Bahnsteig zurückkehrte. Das war sicher nicht weiter riskant, denn wenn sie wirklich ins Kino wollten, dann sicher in eins am Hötorget oder in der Rädmansgatan, und wenn er sich darin geirrt hatte, würde er auch damit leben können.

Die gegenüberliegende Gasse wäre perfekt gewesen, aber daran ließ sich nichts ändern, und jetzt galten andere Bedingungen: Er musste Distanz halten und auf sein Glück vertrauen. Deshalb stieg er in den einfahrenden Zug, obwohl er wusste, dass sie den mit Sicherheit nicht nehmen würden. Er fuhr am zentralen U- Bahnhof vorbei, stieg am Hötorget aus, stellte sich auf den Bahnsteig und gab vor, in eine Zeitung vertieft zu sein. Er hatte dabei wirklich ein Schweineglück gehabt, denn der Zug war so voll besetzt gewesen, dass er problemlos mit der Menge verschmolzen war.

Denselben Wagen zu nehmen, war natürlich auch unmöglich. Weshalb er abermals ein Risiko einging, sich in den allerletzten setzte und in der Rädmansgatan als einer der Ersten ausstieg. Da er Hunderte von Stunden mit der Beschattung von Menschen verbracht hatte, war er keiner, der seinem Objekt auf dem Fuß folgte, wenn sich eine andere Möglichkeit bot. Er ging vor ihnen hinauf auf die Straße und stellte sich, sowie er festgestellt hatte, dass sie das Grand-Kino ansteuerten, für einen Film an, den bestimmt viele sehen wollten, aber diese beiden garantiert nicht. Es war der falsche Film für Leute wie sie, und sowie er dann wusste, welchen Film sie sich ausgesucht hatten, verzog er sich. Er wusste, wann ihr Film zu Ende sein würde, denn das hatte er sich mit Hilfe des Plakates im Foyer ausrechnen können, und deshalb brauchte er nicht einmal bei einem Zeitungskiosk vorbeizuschauen, um diese Information einer Zeitung zu entnehmen. Die Kassiererin zu fragen, wäre natürlich niemals in Frage gekommen.

Er hatte nun durchaus nicht vor, zwei Stunden vor dem Kino herumzulungern. Dass es schweinekalt war, war uninteressant, wichtig war, Distanz zu halten, das Risiko zu verringern, und deshalb musste er andere Risiken eingehen. Was er nun wieder tat. Er setzte darauf, dass sie den Film zu Ende sehen würden, das machten solche Leute doch immer, und er setzte darauf, dass sie danach nach Hause fahren würden, und zwar mit der U-Bahn, das machten sie nämlich auch immer so. Und die ganze Zeit sah er die Gasse in der Altstadt vor sich.

Wenn er wirklich schoss, dann jedenfalls nicht auf nüchternen Magen. Er hatte den ganzen Tag noch nichts gegessen. Deshalb ging er in ein chinesisches Restaurant in der Drottninggatan, ziemlich viele Gäste, ziemlich angetrunkene und mit sich selbst beschäftigte Gäste,

keine Garderobe, wo er seinen Mantel hätte abgeben müssen. Danach aß er und las in aller Ruhe die Zeitung.

Er bezahlte bar, gab nicht zu viel und nicht zu wenig Trinkgeld und ging rechtzeitig los, nicht zu früh und nicht zu spät. Und wie beim ersten Mal sah er sie aus knapp hundert Metern Entfernung, und sie kamen mit raschen Schritten auf ihn zu.

Leider gingen sie auf der falschen Straßenseite. Auf der westlichen Straßenseite vorbei am Adolf-Fredriks-Friedhof in Richtung Kungsgatan, in beiden Richtungen waren viele Leute unterwegs, es war unmöglich, hier etwas zu unternehmen. Er hatte soeben beschlossen, in die U-Bahn hinunterzulaufen, vor ihnen in die Altstadt zu fahren und in der Gasse auf sie zu warten, wo er sie zum ersten Mal gesehen hatte, als er plötzlich wieder dieses Schweineglück hatte. Denn plötzlich überquerten sie den Sveavägen und traten vor ein Schaufenster, und auf dieser Straßenseite war so gut wie kein Arsch unterwegs. Da könnte man doch glatt fromm werden, dachte Hedberg, ging hinüber und stellte sich auf derselben Straßenseite an die Ecke Tunnelgatan.

Das ist einfach zu schön, um wahr zu sein, dachte er. Eine kleine dunkle Querstraße mit Baubuden und Brettergängen und jeder Menge Fluchtwegen in nächster Nähe. Wenn er es sich hätte aussuchen können, dann hätte er seine Begegnung mit den beiden genau an diesen Ort verlegt. Es gab einfach keinen, der für sein Vorhaben besser geeignet gewesen wäre, während die beiden sich keinen unglücklicheren hätten aussuchen können. Deshalb wartete er auf sie, während er vorgab, sich ins Schaufenster zu vertiefen, und als sie an ihm vorübergingen, trat er einfach hinter sie, zog den Revolver aus der rechten Jackentasche, spannte den Hahn, legte dem Landesverräter die linke Hand auf die Schulter und setzte

einen lauten und fast perfekten Schuss gleich unter seinen Kragenrand.

Seine Knie gaben nach und er schlug mit dem Gesicht auf die Straße auf. Tot, dachte Hedberg, das wusste er aus Erfahrung, obwohl er in seinem ganzen Leben bisher noch keinen Menschen erschossen hatte.

In der nächsten Sekunde trat er einen Schritt zurück, um besser zielen zu können, spannte den Hahn mit dem Daumen, denn seine Waffe reagierte träge beim Abdrücken, zielte auf den Kragenrand der Oberklassennutte, mit der der Landesverräter verheiratet gewesen war, und drückte abermals ab. Sie sank in die Knie, ihr Kopf kippte vornüber, und ihre Augen schienen nichts mehr zu sehen. Doch offenbar hatte sie sich in dem Moment, in dem der Schuss fiel, noch bewegt, gerade dann, als er von der Mündungsflamme geblendet worden war, denn er traf sie in der Lunge, nicht, wie beabsichtigt, in der Wirbelsäule.

Er begnügte sich damit, sie einige Sekunden lang anzusehen, denn in höchstens einer Minute würde sie tot sein, und er hatte wirklich nicht vor, so lange hier herumzulungern. Deshalb drehte er sich um, und weil der Boden vereist und glatt war, lief er breitbeinig und wie ein Jogger am Kantstein entlang, und während er die Treppe zur Döbelnsgatan hochrannte, stopfte er den Revolver wieder in seine Jackentasche.

For a great and noble cause, dachte er, und er fand, er hätte das nicht schöner ausdrücken können.

Als er die Döbelnsgatan erreicht hatte, verlangsamte er seine Schritte, überquerte gelassen die Straße und ging dann den Hang hoch. Bei der Regeringsgatan bog er nach rechts ab, nahm die Treppen zur Kungsgatan, und als er in Richtung Stureplan und U-Bahn weiterging und die vielen Menschen sah, wusste er schon, dass diese Menschenmenge ihm allen Schutz gab, den er brauchte, und

dass er jetzt schon in Sicherheit war. Als er die Wohnung in Gärdet betrat, zeigte die Uhr erst zehn Minuten vor zwölf. Er hatte die Schuhe und alle Kleider ausgezogen und sie in einen normalen schwarzen Müllsack gesteckt, zuoberst hatte er den Revolver gelegt, und dann hatte er den Sack in die Küche gebracht und neben den Kühlschrank gestellt.

Danach hatte er geduscht und sich die Haare gewaschen und als er sich allen Schmutz abgeduscht hatte, hatte er das Ganze wiederholt. Erst danach war er zu Bett gegangen. Er hatte an nichts Besonderes gedacht und war fast sofort eingeschlafen.

Am nächsten Morgen war er mit dem Flughafenbus nach Arlanda gefahren, und wenn die Polizei derweil einen Mörder suchte, dann jedenfalls nicht dort draußen. Dieses eine Mal startete seine Maschine flugplangemäß, und als er in Palma landete, waren es fast zwanzig Grad, und zum ersten Mal, seit er auf der Insel wohnte, hatte er das Gefühl, nach Hause zu kommen.

XXI

Frei fallen wie im Traum

Stockholm, 28. Februar bis 1. März

Oredsson und Stridh hatten an der Würstchenbude unten beim Roslagstull gestanden, als Alarm gegeben wurde. Stridh war fast durchgedreht und hatte per Funk gefragt, ob sie die Ausfahrt am Roslagstull sperren sollten, während sie auf Verstärkung warteten, doch ihnen war aufgetragen worden, zum Tatort zu fahren und dort bei den praktischen Maßnahmen behilflich zu sein.

Was ist bloß los?, überlegte Oredsson, als sie mit Blaulicht und Sirenen über den Sveavägen in die Innenstadt fuhren. Er begriff überhaupt nichts mehr. Wenn das hier der Anfang einer größeren Aktion sein sollte, die ihn und seine Kameraden anging, dann hätte er doch Bescheid wissen müssen?

»Das ist doch der pure Wahnsinn«, fauchte Stridh. »Was sollen wir denn da? Die müssen doch die Ausfahrtstraßen sperren! Das muss doch sogar dieser Suffkopp da unten kapieren!«

Der scheint das ja richtig schwer zu nehmen, bestimmt ist er ein Sozi, dachte Oredsson.

Als sie den Tatort erreichten, wimmelte es dort von Kollegen und Zivilisten, und alle rannten wild durcheinander wie aufgescheuchte Hühner. Zuerst hatten sie eine Absperrung aufbauen müssen, aber da war dauernd irgendwer im Weg, schnell sollte es auch noch gehen, die Absperrung fiel also nicht gerade groß aus. Sie fiel eigentlich sogar ziemlich klein aus, wie eine Viehkette ungefähr, es war jedenfalls die kleinste Absperrung, die er je gesehen hatte, fand Oredsson. Und danach blieben sie einfach stehen und warteten auf weitere Instruktionen.

*

Da es ein Freitagabend war und Bäckströms Finanzen sich noch immer nicht gebessert hatten, hatte er wie so

oft Bereitschaftsdienst geschoben und sofort begriffen, als Alarm gegeben wurde, dass jetzt der große Augenblick seines Lebens gekommen war, und ehe ihm jemand mit anderen Vorschlägen einen Strich durch die Rechnung machen konnte, streifte er seinen Mantel über und fuhr zum Tatort. Denn wo sollte ein routinierter alter Mordermittler wie er sich sonst aufhalten?

Anders als die Kollegen versuchte er sogar, sich nützlich zu machen. Zuerst hatte er alle zivilen Gaffer zusammengetrieben, um nachzusehen, ob irgendwer verdächtig aussah, aber die sahen alle nur total fertig aus, und einige Weibsbilder flennten sogar, wozu immer das nun gut sein mochte. Danach legten sie Blumen vor die Absperrung, wo immer sie die um diese Zeit hergenommen haben mochten, und er selbst verzog sich in die Tunnelgatan, um ein wenig Ruhe zu haben und nach interessanten Spuren Ausschau zu halten. Und verdammt, es wimmelte nur so von Spuren. Offenbar hat ihn ein Tausendfüßler abgeknallt, dachte Bäckström und grinste.

Danach hatte er die Ermittlungen ausgedehnt und dabei am Kiosk unten im Sveavägen eine Wurst samt Brot verzehrt, und als er zurückkam, stieg soeben der Rußwurm höchstselbst aus einem Taxi, zusammen mit diesem kleinen Schwulen Wiijnbladh, und da er nichts Besseres zu tun hatte, schloss er sich ihnen an.

»Lage«, sagte Bäckström.

»Unter Kontrolle«, sagte der Rußwurm, der ein mürrischer Arsch war.

Leck mich doch kreuzweise, dachte Bäckström.

»Der Chef und ich sind gerade mit der Analyse der Lage beschäftigt«, sagte Wiijnbladh, der ein taktvoller Arsch war.

Und ich wollte gerade zum Nobelpreisbankett, dachte Bäckström.

»Und zu welchem Schluss seid ihr gekommen?«, fragte Bäckström gelassen. Das wird sicher lustig, dachte er.

»Dass der Tatort so allerlei zu wünschen übrig lässt, liegt ja wohl auf der Hand«, sagte der Rußwurm hochtrabend.

Und wie willst du das ändern?, dachte Bäckström.

»Aber leider können wir daran wohl nicht allzu viel ändern«, seufzte Wiijnbladh und schüttelte traurig den Kopf.

Sicher, und arschkalt ist es auch, dachte Bäckström. Wer möchte da nicht gern ins Warme?

Danach verschwanden sie mit einem Taxi, während er selbst, schließlich war er ein echter Polizist, von einem Streifenwagen mitgenommen wurde, der ohnehin gerade in der Nähe war.

»Gut, dass du da bist, Bäckström«, sagte der Chef, sowie er durch die Tür kam. »Es ist ein Tipp eingelaufen, aber die Frau will nur mit dir sprechen.« Der Chef reichte ihm einen Notizzettel.

»Das findet sich schon«, sagte Bäckström und seufzte männlich und gewichtig. Scheint ja eine kluge Frau zu sein, dachte er. Sicher war er mal über sie drübergestiegen, auch wenn er sich an den Namen nicht erinnern konnte.

»Wie war’s eigentlich unten am Tatort?«, fragte der Chef.

»Schwer«, sagte Bäckström. »Das kann schwer werden. Richtig schwer.«

Danach holte er sich einen Kaffee, zog hinter sich die Tür zu und rief die vernünftige Frau an, die offenbar einen Tipp hatte.

»Spreche ich mit Kommissar Bäckström?«, fragte sie aufgeregt.

»Ja, das bin ich«, sagte Bäckström männlich und beruhigend. Eine pure Zeitfrage, dachte er.

»Wir sind uns am Heiligen Abend begegnet«, flüsterte sie. »Da war ich von meinem ehemaligen Freund vergewaltigt worden.«

Das darf doch nicht wahr sein, verdammt noch mal, dachte Bäckström und stöhnte in Gedanken. Diese verdammte Veilchenbeetfrau, die ihren armen Typen angeschwärzt hatte. Das war der, der dieses schöne Dartboard mit dem Bild des Opfers hatte, dachte Bäckström. Schön blöd, dass er das nicht mitgenommen hatte. Jetzt hätte das doch einen unschätzbaren Wert.

»Sie müssen schon entschuldigen«, sagte Bäckström schroff, »aber ich sitze hier gerade an …«

»Herrgott«, flüsterte sie. »Er hat ihn doch umgebracht. Ich weiß nicht, was ich machen soll.«

Was sagt sie da, zum Teufel, dachte Bäckström.

»Wen umgebracht?«, fragte Bäckström.

»Den Ministerpräsidenten«, flüsterte sie.

Die ist doch verdammt noch mal nicht mehr bei Verstand, dachte Bäckström, aber weil ihm das Dartboard eingefallen war, sagte er das nicht.

»Warum glauben Sie das?«, fragte Bäckström.

»Herrgott«, sagte sie resigniert. »Er hat davon geredet, so lange ich ihn kenne.«

»Wissen Sie, ob er Zugang zu Waffen hat?«, fragte Bäckström vorsichtig.

»Waffen, er hat jede Menge Waffen«, flüsterte sie.

Es könnte sich lohnen, da mal nachzusehen, dachte Bäckström, und da die Wache gerade wie die Sturmabteilung der Landesirrenanstalt aussah, nahm er sich einen Dienstwagen und fuhr zu der Frau.

Sie wohnte in einem miesen kleinen Loch oben in Söder, aber das hatte er sich ja schon denken können. Was sie ihm erzählen konnte, klang dagegen nicht so

blöd. Ihr Verflossener, der mit dem Dartboard, war offenbar ein mieser Typ, und den Ministerpräsidenten hatte er offenbar mit einem glühenden Hass verfolgt. Sie hatte vor allem geflüstert und geschnieft und genuschelt, aber das machten sie ja immer, und deshalb hatte er auch nichts anderes erwartet.

»Sie sagen, dass er eine Waffe hat«, sagte Bäckström.

»Ja, die hat er mir einmal gezeigt.«

»Was war das denn für eine Waffe?«, fragte Bäckström. »Wissen Sie das noch?«

»Das war so eine, wie man sie in Westernfilmen sieht. So eine Cowboypistole.«

Was du nicht sagst, dachte Bäckström und spürte, wie seine Erregung wuchs, denn ehe er die Wache verlassen hatte, hatte er gehört, wie ein Augenzeuge vom Tatort behauptete, der Täter habe einen Revolver benutzt.

»Sie meinen einen Revolver?«, sagte Bäckström.

»Ja«, sagte sie und nickte. »Einen Revolver, genau.«

Sieht nicht gut aus für diesen miesen Pfeilwerfer, dachte Bäckström zufrieden, denn bald wird ihm ein echter Profi in den Nacken pusten. Überhaupt nicht gut, dachte Bäckström und grinste.

*

Es war die schlimmste Nacht in Kommissar Koskinens Leben gewesen. Und dabei hatte alles so schön angefangen. Es war zwar Freitag, und es waren Löhne gezahlt worden, aber trotzdem war es den ganzen Abend ruhig geblieben. Die klirrende Kälte und der eisige Wind waren die beste Garantie dafür, dass auf Markt und Straßen Ordnung und Sicherheit herrschten, dachte Koskinen zufrieden und hielt es für höchste Zeit, Zuflucht zu einer alten Freundin zu suchen, die er in seinem Kleiderschrank versteckt hielt.

Glücklicherweise hatte er zweimal einen ordentlichen Schluck nehmen können, ehe alles über ihm zusammenbrach. Er hatte sie eben erst wieder eingeschlossen und sich mit ein paar Mentholtabletten frisch gemacht, als einer seiner Einsatzleute hereinplatzte und aussah wie der Tod auf Latschen.

»Da bist du ja«, sagte er. »Jetzt ist in der Grube der Teufel los.«

»Grube« war der interne Name der Einsatzzentrale der Stockholmer Polizei, und zuerst hatte Koskinen kein Wort verstanden, sondern sich nur im Zimmer umgesehen, für den Fall, dass es dort etwas oder jemanden zu entdecken gäbe.

Wieso denn?, dachte Koskinen.

»Die haben den Ministerpräsidenten erschossen«, sagte sein Gegenüber.

»Was ist denn das für ein Unsinn«, sagte Koskinen. »Das ist bestimmt wieder so eine blöde Übung, das kannst du dir doch denken.« Darüber muss ich mit der Gewerkschaft reden, dachte er. Dahinter steckt bestimmt der Irre, der unser operativer Chef sein soll.

Sein jüngerer Kollege sah ihn nur an. Dann schüttelte er mehrere Male den Kopf. Er stand einfach nur da und schüttelte den Kopf und sah ihn an.

»Neinneinnein«, sagte er. Dann machte er auf dem Absatz kehrt und lief zurück in die Einsatzzentrale.

Der Rest war der pure Albtraum gewesen. Wie damals im Sommer, als er im Delirium mehrere Stunden mit einem Tintenfisch gerungen hatte, obwohl er ja eigentlich nur schlafend im Bett lag und sich dabei fast mit seinem eigenen Laken erwürgte. Aber damals war alles wieder in Ordnung gekommen. Er hatte sich ein paar Wochen frei genommen, und der Arzt hatte ihm ein besonders kräftiges Beruhigungsmittel verschrieben. Diese Nacht hier war schlimmer, denn sie nahm einfach kein Ende.

Zuerst nahmen seine Halstabletten ein Ende, aber das war wohl nicht die Welt, da er ja offiziell noch erkältet war und deshalb Distanz zu den anderen halten musste. Aber dann nahm auch der Schnaps ein Ende, und dabei hatte er doch einiges gebunkert, schließlich war Freitag. Und danach hatte jeder Chef aus jedem verdammten Bezirk an der Strippe gehangen, und alle hatten sofort über die Lage informiert werden wollen, um danach mit gutem Gewissen im Weg zu stehen. Die konnten ihn doch kreuzweise mit ihrer Lage. Der einzige Trost war, dass die meisten so energisch gefeiert hatten, dass es ihnen ganz egal war, dass er keine Halstabletten zu bieten hatte. Und über den Polizeichef kann man ja sagen, was man will, dachte er, aber der ist der Einzige, der mir nicht auf die Nerven gegangen ist. Er hatte überhaupt nichts von sich hören lassen.

»Das ist die Lage«, sagte Koskinen zum einundfünfzigsten Mal in dieser Nacht. »Der Ministerpräsident ist erschossen worden und der Täter konnte vom Tatort entkommen.«

Ansonsten herrschte das Chaos, und nichts war auch nur im Entferntesten so wie bei dieser unbegreiflichen Übung, die der Polizeichef angeordnet hatte. Und erst am Samstagnachmittag hatte er dann endlich ins Bett fallen können.

*

Dass der Stockholmer Polizeichef Kommissar Koskinen in Ruhe gelassen hatte, lag nicht etwa daran, dass die Ereignisse ihm gleichgültig gewesen wären. Er hatte sich über das Wochenende frei genommen und war mit seiner Freundin nach Dalarna gefahren, um am Vasalauf teilzunehmen, und in Anbetracht der eher delikaten Natur

dieses Ausflugs hatte er sorgsam vor aller Welt verschwiegen, wo er sich aufzuhalten gedachte.

Er hatte ganz einfach keine Ahnung, dass der Ministerpräsident in seinem eigenen Hinterhof erschossen worden war. Der Hotelportier erzählte ihm davon, als er am Morgen zum Frühstück erschien. Der Polizeichef packte natürlich sofort sich, seine Skier und seine Freundin ins Auto und fuhr nach Stockholm zurück.

Am Vasalauf konnte er auch im nächsten Jahr noch teilnehmen, doch ein Mord an einem Ministerpräsidenten wurde so selten arrangiert, dass man die Gelegenheit nutzen musste. Was für eine einzigartige Möglichkeit, dachte er, als er sich hinter das Lenkrad setzte, um zum ersten Mal die neuen intellektuellen Untersuchungsmethoden auszutesten. Es war fast zu schön, um wahr zu sein. Während er fuhr, notierte seine Freundin allerlei Gedanken, Ideen und Vorschläge. Was nur gut und richtig war, denn sie war natürlich auch bei der Polizei, in einem nicht so hohen Rang zwar, aber eben doch bei der Polizei.

Noch ehe sie Sala erreichten, hatte sie fünfunddreißig unterschiedliche Spuren notiert und in Hauptspuren, alternative Hauptspuren und Nebenspuren eingeteilt. Die so genannten Stichspuren, auf die sein bester Freund ihn so hilfreich hingewiesen hatte, wollte er zunächst noch hintanstellen. Einerseits hatte der beste Freund seine versprochene Aktennotiz zum Thema noch nicht geschickt, andererseits wusste er natürlich noch nicht, einen wie großen Teil seiner Einsatztruppen er anderweitig würde beschäftigen müssen, während er darauf wartete, dass er sie brauchte.

»Darf man eine Frage stellen?«, sagte seine Freundin.

»Aber natürlich, Liebling«, sagte er. Die hört sich ja sauer an, dachte er.

»Diese Hauptspur. Woher weißt du das?«

»Woher weiß ich was?«, fragte der Polizeichef geduldig.

»Ja, dass die Kurden ihn erschossen haben«, sagte sie. »Woher weißt du das?«

»Weil das die statistisch wahrscheinlichste Lösung ist«, sagte der Polizeichef.

»Aber die haben noch nie einen schwedischen Ministerpräsidenten erschossen«, sagte sie verärgert. »Die erschießen sich doch immer nur gegenseitig.«

»Ja, aber, Liebling, das ist doch leicht zu erklären«, sagte der Polizeichef und gab sich wirklich Mühe, so freundlich und pädagogisch zu klingen, wie es überhaupt nur möglich war. »Das hat ja noch niemand getan. Weder Jude noch Grieche noch … ja, ein normaler Schwede, wenn man so sagen darf, hat wohl jemals einen schwedischen Ministerpräsidenten ermordet. Das kannst du ihnen also nicht zum Vorwurf machen. Oder, Liebling?«

*

Warum hat er seine liebe Frau nicht gleich mit erschossen?, überlegte Waltin, als er die Tür der Wohnung in Gärdet auf- schloss, um hinter seinem Gesinnungsbruder und überaus geschätzten Mitarbeiter aufzuräumen. Vielleicht wird er ja langsam sentimental, dachte Waltin, aber da dieser Gedanke dermaßen lächerlich wirkte, schlug er ihn sich sofort wieder aus dem Kopf und wandte sich den praktischen Dingen zu.

Zuerst hatte er Kleider und Schuhe in eine Tasche gesteckt. Er wollte sie ordentlich reinigen lassen, ehe er sie an seinem sicheren Ort unterbrachte. Sie einfach wegzuwerfen, käme natürlich nicht in Frage. Es handelte sich um Gegenstände von höchstem historischen Wert, sie waren geradezu einzigartig. Ihm lief schon jetzt das Wasser im Munde zusammen, wenn er sich überlegte, wie

viel sie in nicht allzu ferner Zukunft bei einer Auktion bei Sotheby's einbringen würden. Oder auch bei Christie's.

Die Lebensmittel und den ganzen anderen Schrott warf er in den Müllschacht. Jetzt war nur noch die Waffe an sich übrig.

Schon, als er morgens aufgewacht war, war ihm eine dermaßen großartige Idee gekommen, dass er wie auf Wolken geschwebt war und sich zweimal eine Auslösung verschaffen musste, ehe er sich an die praktischen Aufgaben machen konnte.

Zuerst befreite er die Kammer von den beiden leeren Hülsen und den vier Patronen, die Hedberg nicht benötigt hatte, steckte sie in eine Briefmarkentüte und brachte sie in der Tasche mit den Schuhen und Kleidern unter. Den Revolver wischte er sorgfältig ab, steckte ihn in seine Jackentasche, nahm die Tasche mit den Kleidern, schloss die Tür ab und verließ das Haus. Bleibt also nur der Revolver, dachte Waltin, als er sich in sein Auto setzte, und bei der Vorstellung, was er damit machen würde, prickelte es überall in seinem Körper.

*

Zuerst hatte der Sonderbeauftragte des nunmehr verschiedenen Ministerpräsidenten ein formvollendetes Rücktrittsgesuch schreiben oder zumindest um Beurlaubung bitten wollen, aber die Stimmung auf seinem Gang hatte ihn davon überzeugt, dass er lieber nichts übereilen sollte. Deshalb hatte er sich damit begnügt, einfach nach Hause zu fahren. Auf dem Weg zum Ausgang hatte er angehalten und einige kurze Zeilen in das im Foyer ausliegende Kondolenzbuch geschrieben. Es handelte sich zwar um ein Zitat, nicht um etwas Eigenes, doch aus verschiedenen Gründen kam es ihm zutreffender vor als

alles andere, und er konnte sich wortwörtlich daran erinnern, obwohl es einen Monat her war, dass er es gelesen hatte.

»Der Tod ist schwarz wie eine Rabenschwinge, die Trauer ist kalt wie die Mittwinternacht, so lang und so ausweglos.«

Danach war er in seine Villa in Djursholm gefahren und hatte endlich, nach langem Überlegen, seinen Entschluss gefasst. Zuerst hatte er eine Mitteilung auf Russisch geschrieben, einer Sprache, die er als junger Mann insgeheim gelernt hatte und die er niemals aktiv hatte sprechen können, weshalb sie ihm jetzt, seinem außerordentlichen Gedächtnis zum Trotz, größere Probleme machte, als er sich vorgestellt hatte. An sich macht das ja nichts, dachte er. Die Botschaft ist klar genug, und dass die Sprache ziemlich holperte, wird es nur schwieriger für sie machen.

Danach kodierte er die Meldung mit der Primzahl, die er Forselius eigentlich zu seinem achtzigsten Geburtstag hatte schenken wollen und bei der er heimlich den Zentralrechner des Militärs zu Hilfe genommen hatte, aber da die Zahl ja nicht mehr aktuell war, konnte er sie auch benutzen. Als er damit fertig war, überlegte er lange, ob er mit seinem Namen unterschreiben sollte, dem Namen, den sie ihm schon im zarten Alter von achtzehn Jahren gegeben hatten, um ihm zu schmeicheln, aber sicher auch, um zu zeigen, dass sie sogar wussten, wie seine zwei Jahre älteren Klassenkameraden ihn genannt hatten, wenn sie ihn aufziehen wollten, als er damals das erste Schuljahr angefangen hatte.

Am Ende fasste er seinen Entschluss und unterschrieb mit diesem Namen. Da sie keinen Zugang zum Schlüssel hatten, würde die Dechiffrierung der Mitteilung einige Jahrzehnte ihrer gesamten Computerkraft benötigen, deshalb war das alles eigentlich ganz uninteressant, aber ein

paar Ameisen im Kopf konnte er ihnen doch immerhin bieten, falls sie es denn jemals schaffen würden.

Das geschieht ihnen recht, dachte er, und als er die Ziffernreihen noch einmal las, empfand er eine tiefe Befriedigung angesichts der Tatsache, dass es sich um eine Mitteilung an ihn selbst und vielleicht an einige wenige andere handelte, die so waren wie er. Das geschieht euch recht, dachte er, als er auch seine Unterschrift chiffrierte. Abschicken konnte er die Nachricht später, und zwar bei der ersten passenden Gelegenheit.

Für den Bären und Michail .. ‚DLJIA MEDJEV MICHAIL …

Der beste Gewährsmann … TOT KTO SAMOI LUTSHIIN- FARMATAR … ist der, der den Inhalt seiner Mitteilungen nicht begreift … TOT KTO SAM NE PONJAL STO ON RASS- KASOVAL … dann sein Name … der Name, den sie ihm vor mehr als zwanzig Jahren gegeben hatten … der Professor … PRAFESSOR. Denn wie hätte er es sonst zurückzahlen können?

Danach hatte er Krassners Papiere im offenen Kamin verbrannt, und als er dann endlich schlafen ging, gelang es ihm, dieses eine Mal, an nichts Besonderes zu denken.

*

Ungefähr in dem Moment, als der Sonderbeauftragte Rosenbad verließ, schlich Waltin sich in die Technische Abteilung. Dort herrschte das komplette Chaos, was ihm nur recht war, denn auf diese Weise konnte er unbemerkt den vor über einem halben Jahr dort ausgeliehenen Revolver zurückbringen. Er legte ihn einfach auf eine Bank und ging wieder, ohne sich auch nur nach dem traurigen kleinen Scheißer Wiijnbladh erkundigen zu müssen, den er in Reserve gehabt hätte für den Fall, dass einer von dessen halb debilen Kollegen es gewagt hätte

zu fragen, was ein Leitender Polizeidirektor der Sicherheitspolizei an einem solchen Tag bei ihnen verloren habe.

Aber keiner hatte etwas gehört, gesehen oder gesagt, und Waltin war einfach wieder gegangen. Und das Gefühl, mit dem er die Straße betreten hatte, war fast ebenso wunderbar wie damals, als er sich hinter sein Mütterchen geschlichen hatte, das mit seinen jämmerlichen Stöcken auf dem Bahnsteig herumschwankte, gerade in dem Moment, als er den Zug einfahren sah. Eigentlich war er nur an ihr vorbeigewandert, er hatte sie kaum zu streifen brauchen, dann war er in Richtung Zug und Rolltreppe weitergegangen und hatte sich hinaus auf die Straße begeben. Er hatte das gedehnte metallische Kreischen der Zugbremsen gehört, dazu den kurzen, dumpfen Aufprall … und Sekunden der Stille, ehe ein hysterischer weiblicher Fahrgast wie wahnsinnig losgekreischt hatte.

*

Johansson hörte die Todesnachricht im Radio, als er sich gerade Frühstück machte, und er musste sich setzen und auf die Uhr schauen. Bis fünf Uhr am vergangenen Nachmittag war er Bürochef bei der Landespolizeizentrale gewesen. Als er dann die Tür zur Polhemsgatan hinter sich geschlossen hatte, war er auf unbestimmte Zeit vom Dienst beurlaubt. Zu Hause angekommen, hatte er zu Abend gegessen und angefangen, sein neues Leben zu planen. Danach war er früh zu Bett gegangen. War sofort eingeschlafen, hatte die ganze Nacht ungestört geschlafen und war mit einem Lächeln auf den Lippen erwacht. Jetzt war es acht Uhr morgens, niemand hatte angerufen oder mitten in der Nacht an seine Tür gehämmert, denn er hatte den Telefonstecker herausgezogen, und ihm ging

plötzlich auf, dass er jetzt ein ganz anderer war als einen Tag zuvor.

Abends hatte Jarnebring angerufen. Er war mit seiner Verlobten verreist gewesen und hatte damit den eigentlichen Knall ver- passt, doch nun war er zurückbeordert worden und war mit allen alten Kumpels aus der Ermittlung im Dienst. Und allerlei neuen, von denen er nicht gerade viel hielt.

»Wie geht's denn?«, fragte Johansson reflexmäßig.

»Es geht zum Teufel«, sagte Jarnebring mit Überzeugung und Gefühl. »Weißt du, was sie von uns verlangen?«

»Nein«, sagte Johansson. Woher auch?, dachte er.

»Wir sollen alle Falschparker und Selbstmörder und Hotelbuchungen seit dem Sommer durchgehen«, sagte Jarnebring. »Scheiß-Akademiker. Wenn du dich im Sommer umgebracht hast, dann kannst du jetzt wohl kaum den Ministerpräsidenten erschossen haben.«

»Die haben keine Ahnung«, sagte Johansson. Woher sollten sie auch?, dachte er. Danach hatten sie das Gespräch beendet und sich wieder ihren jeweiligen Beschäftigungen zugewandt. Johansson hatte seine schmutzige Wäsche sortiert und alte Unterlagen weggeworfen. Dann war er ins Bett gegangen und hatte eigentlich so gut geschlafen wie auch sonst.

Als der Polizeichef sein Büro betrat, kamen alle angewetzt wie eine Hammelherde, und alle blökten wild durcheinander. Aber er brauchte nur stehen zu bleiben und gebieterisch die Hand zu heben, um sie zum Verstummen zu bringen.

»Meine Herren«, sagte er. »Ich übernehme das Kommando und rufe damit die Ermittlungstruppe für vierzehn Uhr null null in den großen Hörsaal in Kronoberg zur ersten Besprechung. Und damit weggetreten.« So leicht

geht das, dachte er, als er in sein Zimmer schritt und die großen Doppeltüren hinter sich schloss.

*

Ungefähr zur selben Zeit, als der Stockholmer Polizeichef sich zurückzog, um mit sich selbst die Lage zu erörtern, ließ der Leitende Polizeidirektor Waltin sich Berg gegenüber vor dessen Schreibtisch nieder.

Herrgott, dachte Waltin glücklich, als er Berg sah. Der ist ja total in Auflösung begriffen. »Wie geht es dir, Erik?«, fragte Waltin mit besorgter Miene. »Ich habe wohl schon bessere Tage gesehen«, seufzte Berg. »Der einzige Trost ist wohl, dass seine Gattin überlebt hat.«

»Ja, die hat er offenbar verschont«, sagte Waltin salbungsvoll. Muss bei der nächsten Gelegenheit mal Hedberg fragen, dachte er.

»Verschont«, schnaubte Berg. »Er hat sie verfehlt, der Mistkerl, die Kugel hat ihren Rücken gestreift, und dass sie überlebt hat, ist allein der göttlichen Vorsehung zu verdanken.«

Vielleicht sollte ich ihn auch zum Augenarzt schicken, dachte Waltin.

»Du wolltest mich sprechen«, sagte Waltin und zupfte an seinen Bügelfalten.

Zur Feier des Tages hatte er sich für einen einfach geschnittenen grauen Anzug und einen einfarbigen Schlips entschieden. Dunkelgrau, fast schwarz, sehr passend unter diesen Umständen.

»Ich dachte, du könntest den Kontakt zu den Ermittlungen unten in Stockholm übernehmen«, sagte Berg. »Das ist bis auf weiteres deine einzige Aufgabe.« Und ich werde versuchen, dafür zu sorgen, dass es uns noch gibt, wenn das hier zu Ende ist, dachte er.

»Fine with me«, sagte Waltin. »Wie stellst du dir das vor?« Das ist ja fast zu schön, um wahr zu sein, dachte er.

»Wir müssen wohl damit anfangen, dass wir ihnen unser Material über die Drohungen gegen den Ministerpräsidenten übergeben«, sagte Berg.

»Natürlich«, sagte Waltin und machte sich eine Notiz in seinem kleinen schwarzen Notizbuch, das er gerade hervorgezogen hatte. Das werde ich erst mal schön sortieren, dachte er glücklich.

»Ja, das Kurdenmaterial haben sie ja schon, wenn ich das richtig verstanden habe, dafür haben sicher Kudo und Bülling gesorgt«, seufzte Berg.

»Schön zu hören«, sagte Waltin diplomatisch. Das ist wirklich zu schön, um wahr zu sein, dachte er.

»Ja, und das wäre dann wohl alles«, sagte Berg und unterdrückte mit Mühe einen tiefen Seufzer.

»Was machen wir mit der Überprüfung der externen Tätigkeit?«, fragte Waltin mit angemessen interessierter Miene. Vielleicht höchste Zeit, die einzustellen, dachte er.

»Die kann sicher ganz normal weiter laufen, die Tätigkeit, meine ich«, erklärte Berg. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass sich im Moment überhaupt irgendwer für eine Überprüfung interessiert.« Stell dich nicht an, dachte er müde.

»Und die Krassner-Sache ist jetzt sicher auch Geschichte geworden, wenn ich das richtig verstanden habe?«

»Ja, wirklich«, sagte Berg. Was immer das damit zu tun haben soll, dachte er.

»Ja, wir werden wohl die Vorteile wie die Nachteile hinnehmen müssen«, sagte Waltin gelassen.

Woher nimmt der das bloß?, dachte Berg. Was stimmt nicht mit dem Kerl? Oder stimmt mit mir irgendwas nicht?

»Aber einer parlamentarischen Untersuchung werden wir wohl kaum entkommen, wenn diese Geschichte hier geklärt ist.«

Vor allem, wenn sie die wirklich aufklären können, dachte Waltin und hätte fast laut losgekichert. Aber so schlimm muss es ja nicht kommen, dachte er.

»Darüber können wir uns dann immer noch den Kopf zerbrechen«, sagte Waltin tröstend.

*

Die ganz neue Ermittlungsorganisation, die ihm vorschwebte, hatte er sich schon zwischen Sala und Stockholm ausgedacht. Sie war logisch und natürlich und hatte die Form einer ziemlich platten Pyramide. Ganz unten wollte er die eigentliche Ermittlungstruppe ansiedeln, und nach seinen ersten Berechnungen würde er mindestens sechshundert Mann brauchen, wenn er für den Notfall eine ausreichende Reserve haben wollte. Außerdem brauchte er einen Stab, dem die Leiter der unterschiedlichen Abteilungen angehörten, dazu die Beobachter aus dem Justizministerium und der anderen Behörden des Justizwesens. Außerdem natürlich Sicherheitspolizei und Landeskriminalamt, und damit die sich keine großen Ideen in ihre kleinen Köpfe setzten, schrieb er an den Rand das Wort »Beobachterstatus«. Höchstens vierzig Leute in der eigentlichen Ermittlungsleitung, dachte er zufrieden.

Und dann blieb noch das Wichtigste in seiner ganzen Organisation: sein geheimer Gehirntrust, zu dem er seinen besten Freund und dessen besten Freund, den ehemaligen Diplomaten, bitten wollte, im Hinblick auf mög-

liche Verbindungen ins Ausland, was für ihn ein weißer Fleck auf der Landkarte war. Dazu sollte noch dieser hervorragende Journalist aus der Landespolizeileitung kommen, auf den der gute Freund seines besten Freundes, der Diplomat eben, ihn aufmerksam gemacht hatte und dem er ja beim ersten Seminar zum Thema »Der wissenschaftliche Detektiv« bereits begegnet war. Sollte sich der Bedarf ergeben, würde man wohl damit rechnen können, dass sich auch Vertreter der jeweiligen aktuellen Hauptspur einfinden würden. Es wäre logisch, da mit Kudo und Bülling anzufangen, dachte der Polizeichef und machte sich in seiner ordentlichen Handschrift noch eine Notiz an den Seitenrand.

Ja, das wäre wohl alles, dachte er zufrieden. Um die praktischen Aspekte würde sich Grevlinge kümmern müssen, wie immer. Organisationsfragen sind eigentlich ziemlich öde, dachte er. Vor allem für eine Künstlerseele wie mich, und deshalb hatte er sich rasch spannenderen Themen zugewandt.

Da es sich hier um ein historisches Ereignis handelte, war ihm schon bei Morgengäva klar geworden, dass er einen Chronisten brauchte. Oder genauer gesagt, eine Chronistin, weil er sofort und aus wesentlich anderen Gründen an eine Journalistin bei einer der großen Morgenzeitungen denken musste, die er seit einiger Zeit kannte. Doch im Hinblick darauf, wer für ihn während dieser Autofahrt Notizen gemacht hatte, hatte er darüber zunächst noch nicht viel verlauten lassen.

Eine, die die ganze Zeit meine Gedanken und meine weiteren Überlegungen zu Papier bringt, dachte der Polizeichef und nickte vor sich hin. Eine Art stumme Gesprächspartnerin sozusagen.

Eigentlich müsste man sich auch an diesen Peter Dahl wenden, dachte er. Der könnte dann schon mal ein größeres Gruppenporträt der Ermittlungsleitung skizzieren.

Eigentlich sprach ja alles für eine recht baldige Festnahme. Wenn man bedachte, dass man schon wusste, wer das Opfer war und wann, wo und wie das Verbrechen begangen worden war, und dass nur noch der Täter fehlte, dann war der Fall in rein intellektueller Hinsicht schon zu achtzig Prozent geklärt, und da diese Gruppenporträts doch immer ihre Zeit brauchten, wäre es vielleicht nur gut, wenn Grevlinge sich gleich an Kunstmaler Dahl wenden könnte, dachte der Polizeichef und machte sich noch eine Notiz.

Übrig war nun die wichtigste Frage von allen, nämlich die nach seiner persönlichen Sicherheit während der Ermittlungsarbeiten. Schon im Wagen hatte er die Umbauten im Büro skizziert, die vorgenommen werden mussten: Panzerglas für alle Fenster, sichere Fluchtwege, strategisch platzierte Waffen und andere kleine und schöne Dinge, aber vor allem musste er sich eine persönliche Leibwächtertruppe aufbauen. Diese Figuren von der Leibwächterabteilung der Sicherheitspolizei zu verwenden, war natürlich total ausgeschlossen, wenn man bedachte, was dem Ministerpräsidenten widerfahren war. Der Polizeichef gratulierte sich dazu, dass er die bereits als eine seiner vielen Nebenspuren aufgeführt hatte. Glücklicherweise hatte er in seiner Nähe kompetente und zuverlässige Leute. In seiner eigenen Bereitschaftspolizei gab es sicher Mengen von getreuen Mitarbeitern, die bereit wären, ihre bloße Brust in den zu erwartenden Kugelregen zu halten, um damit ihren geliebten Chef zu schützen.

Danach war ihm ein Gedanke gekommen. Ein ganz neuer Gedanke, denn es war verblüffend, wie oft ihm solche Gedanken kamen, wenn er mit ganz anderen Dingen beschäftigt war. Es ist wirklich ein seltsamer Zufall, dachte er, dass der Ministerpräsident genau an dem Wochenende ermordet worden ist, an dem ich am Vasa-

lauf teilnehmen wollte. Bei genauerem Nachdenken war das eine weitere Spur, und sofort vervollständigte er seine ersten Aufzeichnungen mit einer siebenunddreißigsten solchen: »Die Vasalaufspur.«

*

Auch Bäckström hatte eine Spur gefunden, und abgesehen von gewissen körperlichen Unterschieden verhielt er sich ebenso zielstrebig wie ein Jagdhund. Die Kollegen von der Ordnung hatten einen alten Dealer einkassiert, der am Tatort herumgehüpft war und den Affen gespielt hatte, und als sie ihm seine Ware abgenommen hatten, hatte er sich zu einem »Deal« bereit erklärt, denn er konnte eine genaue Beschreibung des Täters liefern, der ihn auf seiner Flucht fast umgerannt hätte.

»Jan Svulle Svelander«, sagte Bäckström, um zu zeigen, dass er ein Mann mit gutem Personengedächtnis war.

»So what«, sagte Svulle und zuckte mit den Schultern, während er zugleich vorsichtig versuchte, sich einen Pickel auf der Nase auszudrücken.

»Die Kollegen von der Bereitschaft behaupten, du hättest den Täter gesehen«, sagte Bäckström.

»Kann schon sein«, sagte Svulle. »Kommt drauf an.«

»Ich weiß ja nicht, wie hoch die Belohnung ausfallen wird«, sagte Bäckström, »aber wir können sicher von einer Million reden.«

»Million«, sagte Svulle mit stierem Blick.

»Mindestens«, sagte Bäckström und nickte gewichtig. »Es war nicht zufällig dieser Typ hier?«, fragte Bäckström und hielt das Foto des Pfeilwerfers hoch, das er vom Veilchenbeet mitgebracht hatte.

»Doch«, sagte Svulle. »Aber sicher. Der war's.«

»Und das sagst du nicht nur wegen der Belohnung?«, fragte Svelander listig.

»Wofür hältst du mich«, sagte Svulle beleidigt. »Der war's. Bestimmt. Hundertpro!«

Um vierzehn Uhr null null hieß der Polizeichef die Ermittlungstruppe willkommen. Das Zimmer war restlos überfüllt. Die Leute saßen und standen aufeinander, und ein jüngerer Ermittler war sogar draußen in der Diele auf ein Hutregal geklettert und lag jetzt dort, um dieses historische Ereignis nicht zu versäumen. Eigentlich fehlte nur noch Bäckström, aber der hatte Bereitschaftsdienst und konnte nicht kommen, weil er ja gerade den Mord am Ministerpräsidenten aufklärte. Davon war er jedenfalls überzeugt, denn er hatte den Pfeilwerfer hoch oben auf der Liste der Drohgnome gefunden, die die Sicherheitspolizei ihnen geschickt hatte.

Das Ganze war rasch und effektiv gegangen. Um die praktischen Fragen sollte Grevlinge sich kümmern, dachte der Polizeichef, als er sich erhob und mit gebieterischer Handbewegung für Ruhe sorgte.

»Ja, meine Herren, das wäre für diesmal wohl alles, und um Ihnen noch einige Worte einer der großen Persönlichkeiten der Geschichte mit auf den Weg zu geben, wollte ich abschließend nur sagen …«, der Polizeichef legte eine exakt berechnete Kunstpause ein, die er vor dem Spiegel in seinem Zimmer geübt hatte, »dass das hier, meine Herren … dass das nicht das Ende ist … weit entfernt … und es ist auch nicht der Anfang … aber«, sagte der Polizeichef und legte eine neue Kunstpause ein, »eins kann ich Ihnen garantieren … es ist der Anfang vom Ende.«

XXII

Frei fallen wie im Traum

Stockholm im März

Am Sonntag nach dem Mord hielt der Polizeichef seine erste Pressekonferenz ab, und im Hinblick auf ihre nationale Bedeutung hatte man beschlossen, sie im Fernsehen direkt zu übertragen. Waltin ließ sich mit einer gewissen Spannung auf seinem großen Sofa nieder, da ihm schon bei den einleitenden Worten aufgegangen war, welche große Neuigkeit der Polizeichef mitteilen wollte.

Auch die kleine Jeanette war zugegen, obwohl er beschlossen hatte, sich von ihr zu trennen. In letzter Zeit war sie sichtlich gealtert, und das ging ja wirklich nicht, aber dieser Moment hier erforderte ein Publikum, und deshalb hatte sie ihr rosa Hemdchen anziehen und ihm den Maltwhisky servieren dürfen, den er brauchte, um in die richtige Stimmung zu kommen.

Da das Ganze ziemlich lange dauerte, war Waltin leider mehr als nur leicht beschwipst, und deshalb musste er sich hinlegen und das eine Auge mit der Hand umschließen, um schärfer blicken zu können. Der Vorteil war immerhin, dass er die kleine Jeanette nicht ansehen musste, die wie immer schmollte. Aber endlich war es dann so weit. Der Polizeichef beugte sich vor, nickte ernsthaft, lächelte sein Publikum an, und nach einer wohl erwogenen Kunstpause hielt er zwei Revolver hoch und ließ sich von einer wahren Blitzlichtflut überspülen, bei der eine Lichtwelle nach der anderen über ihm zusammenschlug.

»Das hier, meine Damen und Herren«, sagte der Polizeichef, »sind zwei Revolver von dem Typ, mit dem der Mörder unseren Ministerpräsidenten erschossen hat.«

Du weißt ja gar nicht, wie Recht du hast, dachte Waltin fröhlich.

»Ich tippe auf den in deiner linken Hand«, johlte Waltin. »Den mit dem kurzen Lauf«, und nun konnte er einen wilden Lachanfall nicht mehr zurückhalten. Wie damals,

als er auf der Rolltreppe gestanden hatte und an sein Mütterchen denken musste, das ihn unten auf dem Gleis nun auf ewig verlassen hatte.

Der spinnt doch, dachte Kriminalassistentin Jeanette Eriksson, 28. Und wie normale Menschen ficken kann er auch nicht.

Und jetzt scheiß ich auf den Trottel.

*

Schon am Montag war Bäckströms kleine Ermittlung abgeschlossen. Jetzt brauchten sie eigentlich nur noch loszufahren und den Mörder zu holen. Aber da offenbar alle so schrecklich viel zu tun hatten, dauerte es noch einige weitere Tage, bis er endlich eine Audienz beim Polizeichef bekam. Offenbar arbeitete der auch nachts, denn es war fast schon zehn, als dieses kleine Brechmittel Grevlinge ihn endlich ins Zimmer des Polizeichefs eintreten ließ.

Was zum Teufel wollen diese ganzen Schwulen hier?, dachte Bäckström, als er die drei Zivilisten sah, die in Hemdsärmeln und roten Hosenträgern am Tisch des Polizeichefs saßen. Das mit der Supertunte wusste er natürlich schon, denn die hatte sich Bäckström gegenüber selbst als besten Freund des Polizeichefs ausgegeben, als Bäckström ihn damals vernommen hatte, nachdem er von einem Matrosen ausgeraubt worden war, den er mit nach Hause genommen hatte, um »Nimm mich mit, Kapitän, auf die Reise« zu spielen. Wo kamen die denn bloß her?

Der Ältere hatte eine verdächtige Ähnlichkeit mit diesem Böglund, über den die Säpo so viel redete, und diese etwas grobschlächtigere Figur hatte noch eine viel größere mit dem Kassenwart des Vereins Schwedischer Ledermänner unten in der Skeppar Karlsgränd, wo die Leitung die Mitglieder die ganze Nacht an Haken an die

Decke hängte. Verdammt, das kann doch nicht wahr sein, dachte Bäckström, denn der Polizeichef sollte, was Frauenzimmer anging, der reine Mähdrescher sein. Was zum Teufel ist denn hier los? Ich muss ihn warnen, dachte er dann.

»Setz dich«, sagte der Polizeichef herzlich und zeigte auf einen freien Stuhl.

»Ja, jetzt nicht schüchtern sein«, sagte Böglund und zwinkerte ihm zu, während der Ledergnom einfach nur kaputt aussah. Der Einzige, der sich zu benehmen wusste, war eigentlich der Supertunterich, denn der erinnerte sich sicher noch an die Ermittlung, mit der Bäckström damals befasst gewesen war.

»Danke«, sagte Bäckström und ließ sich auf der Stuhlkante nieder, während der Schweiß ihm in den Hemdkragen lief. »Ja, ich glaube, ich habe den Täter gefunden«, sagte er und räusperte sich nervös, denn so unwohl hatte er sich in seiner Haut nicht mehr gefühlt, seit dieser Halbaffe Jarnebring sich auf ihn gestürzt und ihm sein Bier gestohlen hatte.

»Wir sind ganz Ohr«, sagte der Polizeichef und nickte wohlwollend. Wenn es nicht stimmt, dann haben wir ja immer noch die Kurden, dachte er hoffnungsvoll.

*

Während Bäckström dem Stockholmer Polizeichef gegenübersaß, begann auch eine andere Besprechung, bei der es um den Mord am schwedischen Ministerpräsidenten ging. An die siebenhundert Meilen weiter westlich, im Hauptquartier der CIA in Langley, Virginia, und das zeigt doch, in welch kleiner Welt wir Menschen leben.

Der Leiter des Bureau for Scandinavian Affairs, Mike »The Bear« Liska, hatte die Besprechung angesetzt, dann

er wollte eine Zusammenfassung der Angelegenheit erstellen lassen, die im Büro seit mehreren Jahren unter dem Codenamen »The Buchanan Papers« lief, denn die Analytiker meinten, es könne ein Zusammenhang bestehen zwischen den Buchanan Papers, dem Mord, den der Einsatzmann der schwedischen Sicherheitspolizei aller Wahrscheinlichkeit nach an Buchanans Neffen John P. Krassner begangen hatte, und möglicherweise dem Mord am schwedischen Ministerpräsidenten.

Was den Analytikern des Büros Sorgen machte, war ihr Unverständnis des Motivs, das zum Mord am schwedischen Ministerpräsidenten geführt hatte. Alles, was sie bisher wussten, sprach dafür, dass es sich dabei um das Werk eines so genannten einsamen Irren handelte. Eine erstaunliche Geschichte, dachte Liska, und trotz seiner früheren und mehrjährigen Erfahrungen im schwedischen Feld ärgerte er sich reichlich darüber. Diese Geschichte ergab ganz einfach keinen Sinn, sie war auf irgendeine Weise »unschwedisch«, fand er, und jetzt hatte er ja niemanden mehr, den er direkt fragen konnte.

An der Besprechung nahm auch die verantwortliche Feldagentin Sarah J. Weissman teil, die normalerweise als Sprachexpertin für das nationale Sicherheitsorgan NSA arbeitete, Nations Security Agency, und die als Deckmantel ihre freie Lektorinnentätigkeit für mehrere Verlage vorweisen konnte. Ihre Teilnahme lag eigentlich auf der Hand, denn sie hatte ursprünglich im Hinblick auf Buchanans zunehmende Redseligkeit auf das Buch hingewiesen, das ihr ehemaliger Jugendfreund offenbar schrieb und das von John »Fionn« Buchanan und »Pilgrim« handelte, seinem Agenten aus den Tagen des Kalten Krieges.

Da sie Krassners ungeschmälertes Vertrauen besessen hatte, hatte im Grunde sie die Arbeiten geleitet. Sie hatte von Anfang an Einsicht in alle Unterlagen gehabt, und

die NSA hatte keinerlei Einwände dagegen gehabt, sie an die Kollegen der CIA auszuleihen. Sie hatte sogar die entscheidende Verantwortung für die Zusammenstellung der Dokumente getragen, die schließlich Kriminaldirektor Lars M. Johansson ausgehändigt worden waren, dem damaligen Leiter der schwedischen nationalen Kriminalpolizei.

Leider hatte die Sache dann durch die von Krassner auf eigene Faust durchgeführten Sicherheitsmaßnahmen eine dramatische und unerwartete Entwicklung genommen. Von diesen Maßnahmen hatten sie übrigens erst erfahren, als Weissman Krassners Brief an Kriminaldirektor Johansson lesen konnte, der an ihre Adresse weitergeleitet worden und zwölf Tage nach der Mitteilung seines Todes dort eingetroffen war.

Dass man nun von der Existenz des Kriminaldirektors Johansson wusste, hatte die Temperaturen im Büro steigen lassen und zu allerlei Aktivitäten der CIA-Einheit an der Botschaft in Stockholm geführt. Als man dann noch erfahren hatte, dass Johansson sich offenbar in den USA aufhielt, wenn auch aus Gründen, die kaum etwas mit den Buchanan Papers zu tun haben konnten, da diese Dienstreise mehrere Monate vor Krassners Eintreffen in Schweden geplant gewesen war, hatte die Spannung den Siedepunkt erreicht.

Sie war durch die Tatsache, dass es zwei offenkundige und kaum miteinander zu vereinbarende Umstände gab, nicht geschmälert worden. Johansson konnte Krassners Brief nicht bekommen haben, schien Krassner und Weissman jedoch ein unerklärliches Interesse entgegenzubringen. War es einfach so, dass er lediglich Zweifel an Krassners Selbstmord hatte? Seine enge Freundschaft zu dem Polizisten, der in diesem Fall ermittelt hatte, war ebenfalls bekannt, und man wusste auch, dass Johansson als überaus kompetenter Polizist galt.

Aber das Stirnrunzeln der Analytiker war vergebens gewesen, bis dann Johansson plötzlich an Weissmans Tür geklopft hatte, weshalb sie einen Tag später die ganz und gar unwahrscheinliche Geschichte des »shoe with a heel with a hole in it« erzählen konnte.

Der Jubel im Büro hatte keine Grenzen gekannt, als Weissman in ihrem unnachahmlichen schwedisch beeinflussten Minnesota-Akzent Johanssons Geschichte nachgeäfft hatte. Liska hatte dabei Tränen gelacht. Trotz seiner dreißig Jahre in der Branche war das hier die beste Geschichte, die er jemals gehört hatte und die er niemals weitererzählen konnte.

»Jesus guys«, kicherte Sarah. »You should have seen that big Swedish cop just sitting there on my sofa … so füll of the countryboy confidence … the real McCoy of the North Pole.«

Was Krassner anging, war der Fall also ziemlich klar oder sogar ganz klar. Er war ermordet worden, weil er auf unglückliche Weise mit dem Einsatzmann der schwedischen Sicherheitspolizei aneinander geraten war, der daraufhin versucht hatte, seinen eigenen Hintern zu retten. Was ihm offenbar auch gelungen war. Leider indem er die ganze diskrete und harmlose Mitteilung mitgenommen hatte, die sie eigentlich dem schwedischen Sicherheitsdienst hatten zukommen lassen wollen, damit der sie dem davon Betroffenen weiterleitete.

Der Mord am schwedischen Ministerpräsidenten dagegen stand auf einem anderen Blatt. Dass sie Krassner überhaupt hatten gewähren lassen, lag daran, dass sie die ganze Zeit damit gerechnet hatten, dass er sich in den Netzen des schwedischen Sicherheitsdienstes verfangen würde, was er in gewisser Hinsicht ja auch getan hatte, und dass sie deshalb Pilgrim ohne unnötige Dramatik »a friendly warning« zukommen lassen konnten – man verfügte doch immerhin über eine gemeinsame Geschichte

–, um ihm klarzumachen, dass man vielleicht nicht immer und ohne Vorbehalte bereit sein werde, seine ewigen kritischen Anmerkungen zu Fragen hinzunehmen, die in die politische Interessensphäre der USA gehörten.

Das war übrigens auch der Grund, aus dem man die unsinnige Anklage des Mordes an Raven in den Unterlagen gelassen hatte, die Johansson mit nach Hause nehmen durfte. Sie wussten es ja schließlich besser, und der einzige Grund, aus dem das FBI den Täter nicht festgenommen hatte, bestand darin, dass er schon tot war und dass eine Festnahme außerdem eine sich noch im Laufen befindliche und viel wichtigere Untersuchung über eine Mafiasippe in Cleveland stören könnte, die mit einem Mandanten von Raven aneinander geraten war und diese Auseinandersetzung durch den Mord am Rechtsvertreter dieses Mandanten gelöst hatte, als der ihnen allzu unangenehm geworden war.

Sie hatten mehrere Stunden zusammen gesessen und dann am Ende beschlossen, die Buchanan Papers mit der üblichen Sperrfrist von fünfundsiebzig Jahren zu den Akten zu legen, mit einer zusätzlichen Notiz, dass sie »mit größter Wahrscheinlichkeit nichts mit dem Mord am schwedischen Ministerpräsidenten zu tun haben«, da dieser »aller Wahrscheinlichkeit nach auf einen einsamen Irren zurückgeht. Mögliche Ministerpräsidentenmörder im Kreise der schwedischen Sicherheitspolizisten und Nachrichtendienstler, die von Krassner wussten, sind ebenso unbekannt wie plausible Motive. Der Fall ist damit abgeschlossen, weitere Maßnahmen von Seiten des Büros sind nicht vonnöten«, schrieb Liska auf den Ordner, der dann ins Archiv geschafft wurde.

Danach wurde die Besprechung in bester Stimmung beendet, und mehrere Teilnehmer tranken noch zwei Bier und mehr.

XXIII

Und das war nicht das Leben, das ich mir vorgestellt hatte

Stockholm, 12. März

Ais Johansson an seinem Geburtstag den Fernseher einschaltete, um sich die tägliche Pressekonferenz über die neuesten polizeilichen Fortschritte auf der Jagd nach dem Mörder des Ministerpräsidenten anzusehen, sagte ihm schon die Körpersprache des Polizeichefs, als der auf dem Podium Platz nahm, dass hier Großes bevorstand.

»Ja«, sagte der Polizeichef mit seinem üblichen ernsten Lächeln. »Ich kann Ihnen zu meiner Freude mitteilen, dass wir eine Person festgenommen haben, die wir mit triftigem Grund des Mordes am Ministerpräsidenten verdächtigen. Dieser Mann wird heute noch dem Untersuchungsrichter vorgeführt werden. Es handelt sich um einen Mann von Mitte dreißig mit Zugehörigkeit zu einer bekannten rechtsextremen Organisation …«

Und als Johansson am Bildrand dann plötzlich Bäckström entdeckte, der vor Begeisterung zu bersten drohte, wusste er, wie es passiert war und dass es unmöglich stimmen konnte. Deshalb hatte er den Fernseher ausgeschaltet und beschlossen, dass es höchste Zeit war, sich am Schlafittchen zu packen und etwas gegen die Einsamkeit zu unternehmen, die ihn sich selbst inzwischen fremd werden ließ.

Fragen kostet doch nichts, dachte Johansson, und wo es dein Geburtstag ist und sogar die Kinder vergessen haben, deshalb anzurufen, hast du ja nicht sehr viel zu verlieren. Deshalb war er mit einem Taxi zu dem kleinen Postamt im Körsbärsvägen gefahren, und sowie er die Schalterhalle betreten hatte, sah er sie, und sie sah ihn. Und sie schien sich über seinen Anblick zu freuen. Jedenfalls sprang sie sofort auf und trat hinter den Schalter.

Sie ist ja doch das Schönste, das ich je gesehen habe, dachte Johansson, und sie trägt noch immer keinen Ring,

und das Schlimmste, was mir passieren kann, ist, dass sie dankend ablehnt.

»Der Kriminaldirektor«, sagte sie lächelnd. »Gehen wir doch in mein Büro, da können wir uns in aller Ruhe unterhalten. – Ich habe es im Radio gehört«, fügte sie hinzu. »Da sollte ich vielleicht gratulieren. Ihr habt ja den Täter erwischt.«

»Na ja«, sagte Johansson. »Das weiß man nie.« Darüber können wir später noch reden, dachte er, denn mich geht es ohnehin nichts mehr an. »Ich bin nicht hergekommen, um darüber zu sprechen«, sagte er, und aus irgendeinem seltsamen Grund hörte er sich dabei an, als wohne er noch immer in diesem öden Winkel oben in Ädalen, in dem er aufgewachsen war.

»Warum bist du dann gekommen?«, fragte sie und schaute ihn aus ihren großen dunklen Augen an.

Himmel hilf, dachte Johansson. Obwohl er in seinem Leben schon allerlei folgenschwere Dinge getan hatte, übertraf das hier doch fast alles.

»Ich wollte fragen, ob ich dich zum Essen einladen kann«, sagte Johansson. Ich habe nämlich heute Geburtstag, dachte er, aber das sagte er natürlich nicht. Denn so etwas sagt man nicht.

Und sowie er ihre Augen sah, wusste er, wie ihre Antwort ausfallen würde.

»Das wäre natürlich wunderbar«, sagte sie. »Aber ich bin leider schon vergeben.« Ich habe nämlich einen neuen Freund, dachte sie, aber das sagte sie natürlich nicht. Denn so etwas sagt man nicht.

»Wie schade. Dann vielleicht ein andermal«, sagte Johansson und lächelte, während er zugleich merkte, dass etwas auf seinen Brustkorb zielte und versuchte, ihm das Herz aus dem Leib zu reißen. Dann stand er auf, nickte, ging, und wenn man bedachte, dass er doch nur ein »Nein« gehört hatte, noch dazu ein überaus freundliches

»Nein«, dann war klar, wie wenig eigentlich nötig war, um ihn restlos umzuwerfen.

Was für ein seltsamer Mann, dachte Pia Hedin und schaute hinter ihm her. Und wie unterschiedlich sie doch wirkten, obwohl sie beide bei der Polizei waren. Zuerst dieser große grobe Norrländer mit seinen aufdringlichen Blicken und seiner langsamen Art. Der sich nie wieder gemeldet hatte, obwohl sie ihm damals vor mehr als drei Monaten doch ganz klare Signale gesandt hatte. Und dann Claes, ihre neue Liebe, den sie vor nur einer Woche in einer Kneipe kennen gelernt hatte, als sie mit einer Freundin ausgegangen war und fast die Hoffnung aufgegeben hatte, irgendwann noch einmal einen normalen Mann zu finden. Claes mit seinem perfekten Äußeren und seinem einfach umwerfenden Charme und diesen tiefen Gefühlen, die er in sich versteckte, aber die sie schon bei ihrer ersten Begegnung erkannt hatte.